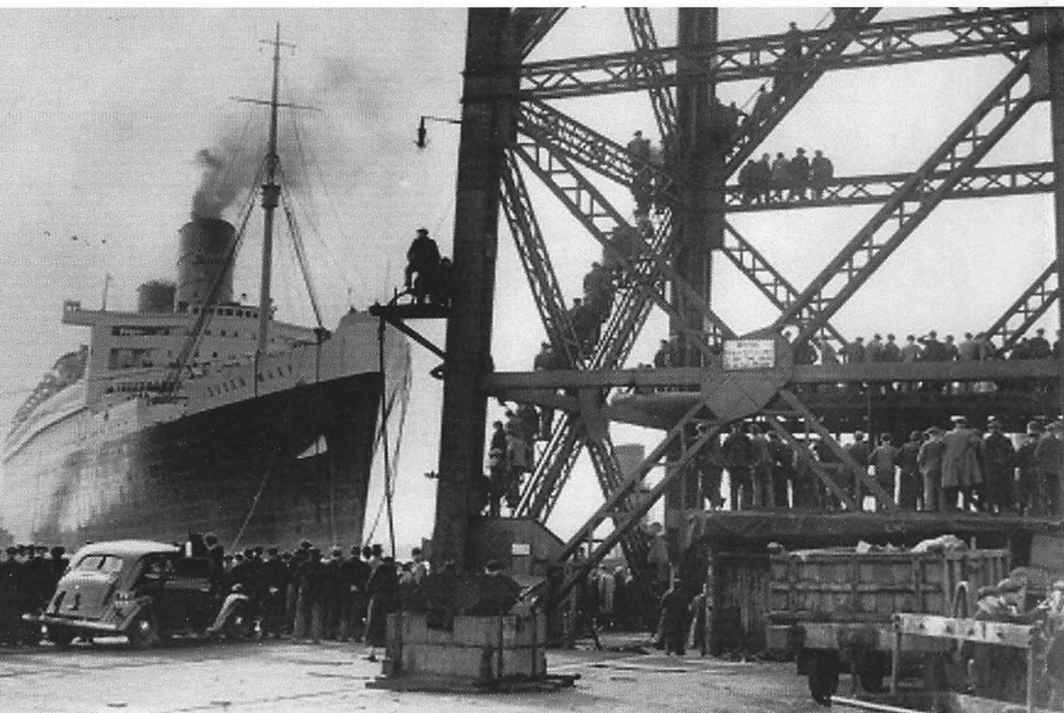


PHILIPP BLOM

Die zerrissenen Jahre 1918-1938

HANSER



Kino und Jazz, Bürgerkrieg und Diktatur, der Traum von einer besseren Welt und die Angst vor der Apokalypse: Philipp Bloms neues Buch knüpft an seinen Bestseller *Der taumelnde Kontinent* an und schildert die dramatischen Jahre zwischen den beiden Weltkriegen in Europa und den USA. Wieder ist ihm ein historisches Meisterstück gelungen, das einen lebendigen Eindruck von der Dynamik und den inneren Widersprüchen dieser beiden Jahrzehnte vermittelt.

www.hanser-literaturverlage.de



€ 27,90 [D] € 28,70 [A] WG 947

ISBN 978-3-446-24617-1

1918 war der Krieg zu Ende, aber die Welt fand nicht zum Frieden. Alle Gewissheiten waren ins Wanken geraten, verzweifelt suchten die Menschen nach neuer Orientierung und Ordnung. Und so ging der Kampf weiter: zwischen Linken und Rechten, Arbeitern und Unternehmern, Konservativen und Modernisten, Klerikalen und Atheisten, Männerbündlern und Frauenrechtlerinnen. In seinem Bestseller *Der taumelnde Kontinent* schilderte Philipp Blom Europa in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg, nun führt er die Geschichte weiter bis zum Vorabend des 2. Weltkriegs und erweitert den Horizont bis in die USA. Jedem Jahr ist ein Kapitel gewidmet, das einen bestimmten Aspekt dieser dramatischen Jahre behandelt: in der Politik, in der Kultur, in der Wissenschaft. Wie keinem anderen Historiker gelingt es Blom, die Vielstimmigkeit und Widersprüchlichkeit jener Jahre darzustellen, die in die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts führten.



Philipp Blom, 1970 geboren, studierte in Wien und Oxford. Er lebt als Schriftsteller und Historiker in Wien und schreibt regelmäßig für europäische und amerikanische Zeitschriften und Zeitungen. Im Carl Hanser Verlag erschienen: *Der taumelnde Kontinent. Europa 1900 – 1914* (2009) und *Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung* (2011). Mehr Informationen unter www.philipp-blom.eu.

Autorenfoto: © Peter-Andreas Hassiepen
Umschlag: © Peter-Andreas Hassiepen
Motiv: *Das Passagierschiff Queen Mary vor dem Ablegen nach Southampton, 24. März 1936*
© Imagno/Getty Images

12345 18 I/ 16 15 14

ISBN 978-3-446-24617-1

Copyright © Philipp Blom, 2014

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



FSC
www.fsc.org

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Eine Zeit bricht zusammen. Eine tausendjährige Kultur bricht zusammen. Es gibt keine Pfeiler und Stützen, keine Fundamente mehr, die nicht zersprengt worden wären. [...] Die Welt zeigte sich als ein blindes Über- und Gegeneinander entfesselter Kräfte. Der Mensch verlor sein himmlisches Gesicht, wurde Materie, Konglomerat, Tier, Wahnsinnsprodukt abrupt und unzulänglich zuckender Gedanken. [...] Maschinen entstanden und traten anstelle der Individuen [...] Turbinen, Kesselhäuser, Eisenhämmer, Elektrizität liessen Kraftfelder und Geister entstehen [...] Eine Welt abstrakter Dämonen verschlang die Einzeläußerung, verzehrte die individuellen Gesichter in turmhohen Masken, verschlang den Privatausdruck, raubte den Namen der Einzeldinge, zerstörte das Ich und schwenkte Meere von ineinandergestürzten Gefühlen gegeneinander.

Hugo Ball, 1917

Für Rudi, Barbara und Tanja
Und für alle Freunde, ohne die Wien nicht mein Wien wäre

Inhalt

Einleitung 11

- 1918 Shell Shock 31
- 1919 Ein poetischer Staatsstreich 55
- 1920 Die Fuselnation 79
- 1921 Das Ende der Hoffnung 105
- 1922 Renaissance in Harlem 126
- 1923 Jenseits der Milchstrasse 146
- 1924 Mehr als Wirklichkeit 169
- 1925 Ein Affentheater 193
- 1926 Metropolis 216
- 1927 Ein Palast in Flammen 243
- 1928 Boop-boop-a-doop! 268
- 1929 Die magnetische Stadt 290
- 1930 Lili und der blaue Engel 310
- 1931 Die Anatomie der Liebe in Italien 332
- 1932 Holodomor 353
- 1933 Pogrome des Intellekts 370
- 1934 Danke, Jeeves 392
- 1935 Route 66 410
- 1936 Schöne Körper 438
- 1937 Der Krieg im Krieg 460
- 1938 Epilog: Bleib bei mir, Herr 491

Anhang

Dank 511

Anmerkungen 513

Literatur 525

Bildnachweis 553

Personenregister 562

Einleitung

Am 10. August 1920 um halb zehn Uhr morgens betraten die 37-jährige Sängerin Mamie Smith und ihre Musiker ein Aufnahmestudio in der Nähe des Times Square in New York. Um den grossen Trichter des Aufnahmeegeräts gedrängt, begannen sie sich improvisierend zum *Crazy Blues* hinzuspielen, einem Song, der für diesen Anlass geschrieben worden war. Wieder und wieder spielten sie, erfanden neue Riffs und verfeinerten das Arrangement. Der Pianist der Session, Perry Bradford, schrieb später: «Als wir zur Einleitung kamen und Mamie zu singen anfang, gab es mir den Kick meines Lebens, Johnny Dunns Trompete diesen träumerischen Blues stöhnen zu hören, Dope Andrews vollführte auf seiner Posaune erdige Glissandi, während Ernest Elliott sie mit seiner Klarinette umspielte und Leroy Parker auf seiner Fiedel die Melodie mitspielte.»¹

Der Blues handelte – wie könnte es anders sein – von enttäuschter Liebe. *He don't treat me right*, sang Smith mit ihrer energischen Altstimme durch das Gleiten, Seufzen und Stöhnen von Klarinette, Geige, Trompete, Posaune und Klavier hindurch, alles beschwingt von reichlich vorhandenem geschmuggeltem Gin mit Brombeersaft. Nach dreizehn Takes und acht Stunden Arbeit waren die Musiker endlich zufrieden mit dem Resultat. Sie waren müde und glücklich, in einer kollektiven Trance. Sie verbrachten den Abend bei einem Teller Bohnen mit Reis in Mamies Wohnung.

Smith hatte schon in jungen Jahren das schäbige Viertel von Cincinnati verlassen, aus dem sie stammte, sie hatte sich eine gewisse Reputation in Harlems Vaudeville-Theatern erarbeitet und war in Bars und dann in illegalen Speakeasies aufgetreten – in den USA herrschte Prohibition. Es war ein riskantes Leben, aber es hatte seine guten Seiten. Ihre ausdrucksvolle, dunkle und flexible Stimme machte sie schon bald unter musikliebenden Barbesuchern populär, und schliesslich interessierte sich sogar das grosse Victor-Plattenlabel für sie. Eine Aufnahme kam nie zustande, offiziell aus künstlerischen Gründen, aber tatsächlich wohl aus Angst. Smith war Afroamerika-



Mamie Smith

nerin, und Kunden in den Südstaaten hatten die Plattenfirmen wissen lassen, dass sie ihre Produkte boykottieren würden, wenn sie es wagen sollten, Schwarze nicht nur spielen zu lassen, sondern auch noch ihre Namen zu drucken. Schliesslich fand sich aber doch eine kleinere Firma, die Okeh Phonograph Company, die sich entschloss, den Drohungen zu trotzen und Mamie eine Chance zu geben.

Ihre erste Aufnahme, *That Thing*

Called Love, spielte sie am St. Valentinstag 1920 mit einer Band aus weissen Musikern ein, eine Kompromisslösung. Kein anderer Afroamerikaner hatte je zuvor einen Bluessong kommerziell aufgenommen.

That Thing Called Love wurde ein Erfolg, und für die Aufnahmen der zweiten Platte durfte Smith mit ihrer normalen Band spielen. Als sie von dieser Entscheidung hörte, hatte sie vor Freude zu tanzen begonnen. Nun, nach einer langen Session, war *Crazy Blues* fertig. In einem einzigen Monat wurden allein in Harlem 75'000 Exemplare davon verkauft. In den ganzen USA übertrafen die Verkäufe schon bald eine Million, eine historische Leistung, nicht nur für eine schwarze Künstlerin. Einzig der Startenor Enrico Caruso und der Hit *Swanee* von Al Jolson hatten in diesem Jahr mehr umgesetzt.

Was Mamie Smiths Erfolg aber wirklich phänomenal machte, war die Tatsache, dass, wie die Angestellten der Plattenläden berichteten, sowohl weisse als auch schwarze Haushalte *Crazy Blues* kauften. Etwas Neues war geschehen.

Die Carusos und Jolsons dieser Welt, die klassischen Sänger und die Broadway-Stars, hatten ein populäreres Repertoire in das Leben von Millionen von Plattenkäufern gebracht, aber trotz der noch immer primitiven Aufnahmebedingungen waren die Arrangements auf diesen Platten so kontrolliert und so wohlgeordnet wie Al Jolsons brillantinesattes Haar. Smith

war nicht nur eine Schwarze; ihre Stimme kommunizierte direkte, unpolierte Emotionen. Eine ganze Klasse, eine ganze Kultur fand Ausdruck darin. Sie kombinierte das Bellen der Strassenverkäufer und die vokale Wut der Wäscherinnen mit dem Leiden von Jahrhunderten der Unterdrückung und der ungebrochenen Lebenslust einer jungen Frau. Es war nicht das erste Mal, dass die Stimme einer populären Sängerin so unfrisiert und sexy klang, aber nie zuvor war so etwas professionell aufgenommen und in ganz gewöhnlichen Plattenläden verkauft und von Zuhörern aus der Mittelschicht wahrgenommen und bewundert worden. Die Stimme der schmutzigen, ärmlichen Massen kam in die Wohnzimmer von Rechtsanwälten und Versicherungsangestellten, und besonders deren Söhne und Töchter fanden, dass diese Stimme auch zu ihnen sprach.

Während Mamie Smith auf ihrer Erfolgswelle ritt und als Queen of the Blues gefeiert wurde, schafften es auch andere schwarze Künstler, den Jazz einer breiten Zuhörerschaft schmackhaft zu machen, und das weit über die Grenzen der USA hinaus. Diese Musik kommunizierte stärker als die Rhythmen, zu denen man tanzen konnte. Sie war ein Kind der Sklaverei und der Speakeasies und klang wie eine implizite Aufforderung zu Lebensfreude, zu Schamlosigkeit und Verantwortungslosigkeit, sie war eine Form der akustischen Subversion, der musikalische Einzug von Leben am Rande der Gesellschaft in ihr Herz. In Amerika waren Künstler wie Louis Armstrong, Jelly Roll Morton, Sidney Bechet, Bessie Smith und Duke Ellington noch häufig gezwungen, in segregierten oder illegalen Bars und Clubs zu spielen. In Europa aber, das noch immer vom Albtraum seiner mörderischen letzten Jahre erschüttert war, tourten sie durch die grossen Städte und wurden als Boten einer neuen Zeit begrüsst. Der Jazz kündete von allem, was anders geworden war, er verkörperte die Tatsache, dass nach 1914 nichts mehr so bleiben konnte, wie es gewesen war. Der Jazz war der Soundtrack einer Ära. Er entzündete Kontroversen, verstärkte Spannungen, schied Geister und Generationen, verleitete zu Sinnlichkeit und unterlief die alte Ordnung. Sogar die Nazis sollten seiner Macht ihren Tribut zollen, indem sie einen Kulturkrieg gegen den «entarteten Nigger-Jazz» (das letzte Wort auf Deutsch ausgesprochen) führten, weil sie seine immense Anziehungskraft fürchteten. Die Alternative, die sie zu bieten hatten, war allerdings nur wenig verführerisch, sterile Swing-Musik, Militärmärsche und Wiener Walzer, die zu Vehikeln ihrer Ideologie verbogen wurden. Nie fühlten sie sich sicher. Synkopen lau-

erten in jedem Winkel und drohten, die «arische» Wohlanständigkeit durch ein laszives Hüftschwingen aus der Balance zu bringen. Der Jazz war gefährlich: Er war die Musik des Rassenfeindes.

Ein Paradox liegt in diesem Bild einer völlig neuen Welt, die plötzlich aus den Schützengräben entstanden zu sein schien. Wie ich in *Der taumelnde Kontinent* gezeigt habe, war die Welt der Moderne kein Resultat der grossen Zerstörungen und Verluste an der Front. Sie hatte sich schon vor 1914 geformt. Massengesellschaften und Massenkonsum, das Maschinenzeitalter, Massenkommunikation, die Verstädterung, die Herrschaft der Grossindustrie und der Finanzwelt, Feminismus, Psychoanalyse, die Relativitätstheorie, abstrakte Kunst und atonale Musik – all das war vor dem Krieg entstanden. Warum also wirkte die Welt gerade nach dem Krieg plötzlich so modern? Warum scheinen zwischen der Mode und der Moral von 1913 und der von 1923 Jahrzehnte zu liegen?

Vielleicht lässt sich dieses scheinbare Paradox durch ein weiteres auflösen. Oft ist die Rede davon, dass der Krieg für die betroffenen Gesellschaften einen radikalen Bruch darstellt, auf den ein Neubeginn folgt. Diese Annahme scheint zu erklären, warum die Welt nach 1918 so anders aussah. Wenn man sich aber mit dieser Zeit auseinandersetzt, ist es frappierend festzustellen, wie viele Themen und Strömungen sich von 1900 her fortsetzen und weit in die Zukunft hineinreichen.

In dem zu Beginn dieses Buches zitierten Epigramm beschreibt der deutsche Dichter Hugo Ball ein apokalyptisches Szenario, eine «blinde Schlacht entfesselter Kräfte». Ball schrieb diese Zeilen 1917, und obwohl seine Analyse auch auf die Zeit nach 1918 zutrifft, sollte sie doch eigentlich die Zeit vor 1914 beschreiben. Schon um die Jahrhundertwende waren die grossen Metropolen zu Schlachtfeldern der Moderne geworden, über die er schreiben konnte: «Es gibt keine Pfeiler und Stützen, keine Fundamente mehr, die nicht zersprengt worden wären. [...] Der Mensch verlor sein himmlisches Gesicht, wurde Materie, Konglomerat, Tier [...] Die Welt wurde monströs [...] Eine Welt abstrakter Dämonen verschlang die Einzeläusserung, verzehrte die individuellen Gesichter in turmhohen Masken, verschlang den Privatausdruck, raubte den Namen der Einzel – dinge, zerstörte das Ich und schwenkte Meere von ineinandergestürzten Gefühlen gegeneinander.»

Dieses kriegerische Szenario des Stadtlebens hat erstaunliche Ähnlichkeit mit den Worten, mit denen Soldaten ihre Erfahrungen an der Westfront be-

schrieben: einem höllischen Ort, beherrscht von Maschinen und Technologie, an dem Individualität zerstört wurde, beherrscht von «abstrakten Dämonen». Ball selbst hatte sich freiwillig gemeldet, war aber als dienstuntauglich eingestuft worden. Seine einzige Konfrontation mit der Realität der Front fand statt, als er gegen Ende des Jahres 1914 einen verwundeten Freund am Frontabschnitt Lunéville besuchte. Was er dort sah, schockierte ihn zutiefst, und wie der drei Jahre später gehaltene Vortrag, aus dem die zitierten Sätze stammen, deutlich macht, identifizierte er den existentiellen und historischen Bruch der Moderne mit deren wichtigster Manifestation: der Faszination und der Gefahr des Lebens in der Grossstadt.

Schon vor 1914 hatten Maschinen, wissenschaftliche Erfindungen und industrielle Prozesse das Leben der Stadtbewohner von Grund auf revolutioniert. Die Bewohner der rapide wachsenden urbanen Zentren lebten bereits in einer Realität, die bestimmt wurde von Massentransportmitteln, industriell produzierten Gütern, aus allen Himmelsrichtungen und Kontinenten importierten Lebensmitteln, von Arbeit in Fabriken und Büros, von Zeitungen und Kinos und von kleinen alltäglichen technologischen Neuerungen, zum Beispiel Kondomen aus vulkanisiertem Gummi, die einen einfacheren und weniger riskanten Umgang mit der Sexualität erlaubten. Diese technologischen Möglichkeiten veränderten nicht nur das tägliche Leben von Millionen von Menschen, sondern auch ihr Selbstverständnis.

Die sozialen Konsequenzen und die Möglichkeiten, die durch diese technologischen Veränderungen geschaffen wurden, begannen alle Aspekte des Lebens zu transformieren. Binnen weniger als einer Generation wurden Unterhaltung, Erziehung und Mobilität demokratischer, Frauen forderten gleiche Rechte und kämpften für sie, Arbeiter organisierten sich und verteidigten ihre Interessen mithilfe von Gewerkschaften und Streiks. Für diejenigen, die ganz unten auf der sozialen Leiter standen, war das Leben in der Grossstadt elend, aber wer auch nur eine Sprosse höher stand, wer genug zu essen hatte und ein Dach über dem Kopf, profitierte von diesem Zugang zu billigeren Gütern und Lebensmitteln und von den neuen Möglichkeiten, unterschiedlichen Menschen, Ländern und Perspektiven zu begegnen, auch wenn diese Möglichkeiten auf einen Kurzfilm im Kino, auf eine schlechte Reproduktion in einer Zeitung oder auf eine Fahrkarte dritter Klasse für die ganze Familie begrenzt waren.

Die Welt war gewachsen und sie hatte sich beschleunigt. Uhren, Förder-

bänder, Fahrpläne, Telegramme und Telefone trieben das tägliche Leben an, Rennautos, Fahrräder, Flugzeuge und Schnellzüge dominierten die Nachrichten, und in einem Wettlauf zwischen menschlichem Erfindungsgeist und natürlichen Grenzen wurden jeden Tag neue Rekorde aufgestellt und wieder gebrochen. Die neuen Maschinen erweiterten die Möglichkeiten des Menschen stärker, als es sich die meisten hatten träumen lassen.

Natürlich hatte dieser neue Geschwindigkeitsrausch auch tiefe Ängste hervorgerufen. Auf philosophischer Ebene schrieben Autoren mit höchst unterschiedlichen Ausrichtungen – zum Beispiel der von Selbsthass zerfressene Antisemit Otto Weininger oder der linksliberale französische Humanist Émile Zola – auf erstaunlich ähnliche Weise darüber, dass die Moderne ihre Kinder verschlang, dass Tugend und Würde von der wurzellosen, internationalisierten und kapitalistischen Massenproduktion der Grossstadt aufgefressen wurden. Auf sozialer Ebene stellten Frauen und Arbeiter die Gesellschaften vor neue Herausforderungen, aus den Kolonien aller Grossmächte kam eine Welle von Bürgerrechtsbewegungen, Nationalismen, gewalttätigen Protesten und bürgerlichem Ungehorsam.

In dieser sozial und intellektuell so aufgewühlten Situation reagierten besonders Männer auf die Bedrohung ihrer traditionellen Macht in einem Umfeld, das immer mehr durch Beschleunigung und Unsicherheit charakterisiert war. Diejenigen, die an den neuen Herausforderungen scheiterten, wurden als «Neurastheniker» bezeichnet und in neu gegründete Sanatorien und Kliniken eingeliefert, wo sie sich vom unbarmherzigen Tempo des Stadtlebens erholen sollten. Andere flüchteten sich in Männlichkeitsrituale wie Fitnesskult und Bodybuilding. Uniformen waren in Mode, und es wurden mehr Duelle ausgefochten als je zuvor. Gleichzeitig fragten Kleinanzeigen in Zeitungen von Chicago bis Berlin ihre (männlichen) Leser, ob sie nicht an «Männerschwäche» oder «nervöser Erschöpfung» litten, und boten Tinkturen, Diäten und elektrische Bäder an, die allesamt die Männlichkeit stimulieren sollten.

Für viele Männer war der Kriegsausbruch deshalb auch eine willkommene Gelegenheit, der «unmännlichen» Grossstadt den Rücken zu kehren und nicht nur feindliches Gebiet, sondern auch die eigene Virilität zurückzuerobern. Die ersten Soldaten, die sich in München und Manchester, Linz und Lyon freiwillig meldeten, hatten den Kopf voller Predigten, Reden und öffentlicher Heldenfeiern, die sie aufforderten, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen und im heiligen Kampf auf dem Felde der Ehre Tod oder Heldentum

zu finden, Mann gegen Mann, Säbel gegen Säbel, Mut gegen Mut. Der Krieg erschien vielen als ein ideales Mittel gegen die seelenlose Welt der Moderne.

Das «Augusterlebnis», der Taumel der Begeisterung bei Kriegsbeginn, wurde von Historikern zur paradigmatischen Erfahrung stilisiert und trug dazu bei, die Zeit vor 1914 als naiv, selbsterstörerisch und kriegsversessen erscheinen zu lassen. Bis zu einem gewissen Ausmass war diese Begeisterung real, aber sie ist doch nur die halbe Wahrheit, auch wenn sie immer wieder aufs Neue aufgewärmt wurde, weil sie bequemerweise eine einfache Kausalität suggerierte: Ein aggressiver deutscher Kaiser und eine ausser Kontrolle geratene Militärmacht stürzten Europa ins Verderben.

Neuere Forschungen zeichnen ein differenzierteres Bild. Es gab Enthusiasmus, dafür gibt es überwältigende Belege, gerade weil diejenigen, die ihn fühlten und proklamierten – meistens junge Akademiker –, auch diejenigen waren, die ihn in Form von Briefen, Tagebüchern, Artikeln, Gedichten und Memoiren dokumentierten. Dieses Bild ignoriert allerdings, dass höchstens fünf Prozent der Bevölkerung Akademiker waren und dass diese relativ kleine Gruppe den Grossteil der schriftlichen Quellen hinterliess; es ignoriert auch die sozialistischen Friedensdemonstrationen in Berlin, London und Paris, den häufig grossen Widerstand von Arbeitern und Bauern auf allen Seiten (Erstere, weil sie den Krieg als eine kapitalistische Verschwörung sahen, Letztere, weil sie ihre Familien und Felder nicht verlassen wollten) und die vielen schockierten und verzweifelten Stimmen, die im Krieg nur Vernichtung und Elend sahen.

Die «Augusterfahrung» dominierte auch deswegen das Bild des Krieges, weil sie in der Zwischenkriegszeit bewusst von konservativen Publizisten lanciert wurde, die das Debakel im Nachhinein heroisieren und politisch nutzbar machen wollten. Philipp Witkop publizierte seine *Kriegsbriefe deutscher Studenten*, eine Sammlung, die ganz auf Begeisterung und Opferwillen ausgelegt war, zum ersten Mal 1916. Bis zu Hitlers Machtantritt 1933 wurden – aus den «deutschen» Studenten im Titel waren in der Zwischenzeit «gefallene» geworden – 200'000 Exemplare des Werkes verkauft, und seine Botschaft klingt noch immer nach.

Die politische Instrumentalisierung der Kriegsbegeisterung, die es in einigen Bevölkerungsschichten tatsächlich gegeben hatte, erschwerte das Verständnis der Zeit. Nach der ersten Welle der Freiwilligen, die innerhalb von Wochen aufgerieben worden waren, fühlten sich viele Soldaten zerrissen zwischen Erregung, Angst und Wut darüber, in einem Krieg kämpfen zu müssen, der nicht der ihre war.

Auch diejenigen, die wirklich enthusiastisch gewesen waren und gehofft hatten, das «Stahlbad» des Kampfes würde sie wieder zu richtigen Männern machen, mussten feststellen, dass die Erfahrung des Krieges schlimmer war als alles, was sie befürchtet hatten. Insbesondere an der hochgerüsteten und beinahe statischen Westfront hatte sich die monströse Macht der Technologie brutal manifestiert.

Soldaten, die sich zu Beginn des Krieges freiwillig gemeldet hatten, um dem Feind mit dem Säbel in der Hand gegenüberzustehen, kauerten Wochen- und monatelang in den Schützengräben, knöchelhoch im Wasser, umgeben vom Gestank der unbegrabenen Leichen im Niemandsland, und warteten, bis eine Granate, die aus zehn Kilometern Entfernung abgefeuert worden war, sie oder ihre Kameraden fast ohne Warnung und ohne Unterscheidung in Stücke riss. Ihre Körper, ihre Kraft, ihr Mut und ihre Träume von persönlicher Bewährung waren hier sinnlos geworden und Feiglinge starben neben Helden.

Gegen Tonnen von Stahl und wissenschaftlicher Expertise konnte niemand standhalten. Viele Soldaten wurden in den kalten Nächten und den unendlichen, fahlen Tagen an der Front von einer Einsicht getroffen, die sie um Jahre altern liess: Sie riskierten ihr Leben für Ideale wie Vaterland, Ehre, Aufopferung, Autorität und Gerechtigkeit, für Kaiser und Kirche, für ihre Nation. Aber die hehren Parolen, für die sie kämpften und für die so viele geopfert wurden, zerfielen unter dem Trommelfeuer zu leeren Worthülsen, zu einem naiven oder zynischen Traum, geträumt von Professoren, Priestern und Politikern. Die Realität sah anders aus, das Schlachten war längst mechanisiert und die alten Tugenden wurden von den Maschinen mit nüchterner Effizienz zermalmt. Für diejenigen, die dies einmal begriffen und gefühlt hatten, gab es keinen Weg zurück. Ihre Welt war in den Schützengräben eine andere geworden.

Für Millionen von Soldaten und ihre Familien intensivierte und beschleunigte der Erste Weltkrieg die Begegnung mit der Moderne. Es gab keine modernere, keine stärker rationalisierte (und gleichzeitig augenscheinlich keine wahnsinnigere) Umgebung auf der Welt als die Westfront, an der die Armeen auf beiden Seiten gigantische Kriegsmaschinen aufgetürmt hatten. Männer, Pferde, Fahrzeuge, Tonnen von Nahrungsmitteln und Munition, aber auch Ideen und Erfahrungen wurden über Tausende von Kilometern transportiert, um an ihrem Bestimmungsort eingesetzt und konsumiert zu werden, um zu töten oder getötet zu werden.

Für zahllose Männer, besonders aus ländlichen Gegenden, war es das erste Mal, dass sie in einem fremden Land waren, und als Soldaten in Uniform waren sie gleichzeitig kaum mehr als anonyme Dienstnummern, statistische Einheiten in einem monströsen Spiel, das in weiter Ferne von Generälen und Politikern gespielt wurde. Der Krieg machte sie modern, auch wenn sie diese Erfahrung hassten. Für Ball war die «blinde Schlacht entfesselter Kräfte», das Stadtleben, so etwas wie eine Vorahnung der Schrecken von Verdun und der Somme, von Isonzo und Gallipoli – von Schauplätzen, an denen der Krieg hochmechanisiert und deshalb auch psychologisch besonders zerstörerisch war.

Im ersten Kapitel werden wir das Leben in den Schützengräben und seine psychologischen Kosten noch weiter erkunden. An dieser Stelle geht es vor allem darum, die Dynamik der Jahre vor 1914 als eine wichtige Episode von etwas zu begreifen, das man die Kulturgeschichte der Technologie nennen könnte. Die furchtbaren Erfahrungen der Soldaten im Ersten Weltkrieg waren demnach keine Negierung, sondern eine Intensivierung der urbanen, technologischen Welt, die das Leben der Menschen schon seit der Jahrhundertwende immer stärker bestimmte. An der Front wurden sie mit dem überwältigenden Zerrbild der malignen Moderne konfrontiert, einer hochtechnologisierten Welt, in der die Technologie sich von allen Fesseln losgerissen hatte und in ihrer zerstörerischen Wut eine Spur von zermalmtten Leichen und verstümmelten Körpern zurückliess.

In den Jahren vor 1914 hatte die westliche Welt einen beispiellosen Schub an wirtschaftlichem Wachstum, Urbanisierung und kultureller Veränderung erlebt. Diese Kombination von Geschwindigkeit und Instabilität war nur erträglich gewesen, weil die Fundamente auf denen das Projekt der westlichen Zivilisation errichtet war, im Prinzip solide schienen: Eine von religiösen und sozialen Institutionen unterstützte hierarchische Gesellschaftskonzeption und Ideale wie Patriotismus, Fleiss und Ehre waren die Säulen des bürgerlichen Weltverständnisses und wurden nur von einer kleinen Minderheit von Kritikern in Frage gestellt. Auch wenn Max Weber recht gehabt hatte, als er schrieb, er fühle sich, als ob er in einem Hochgeschwindigkeitszug sitzen würde und nicht wisse, in welche Richtung die Weichen gestellt seien, so schienen doch zumindest die Geleise, auf denen die westliche Gesellschaft in die Zukunft raste, noch stabil zu sein.

Der Krieg hatte diese Geleise in die Luft gejagt und nichts als die verbogenen, verzerrten Überreste der ehemals so soliden Grundlage zurückgelas-

sen. Aber die immense Energie der Vorkriegszeit war damit nicht einfach verpufft. Während des Krieges war sie aus Patriotismus oder aus Angst als Überlebens- und Siegeswillen kanalisiert und konzentriert worden, doch in vielerlei Hinsicht hatten die jahrelangen Kämpfe zu keinem eindeutigen oder zumindest symbolisch wirksamen Resultat geführt. Es hatte keine letzte, entscheidende Schlacht gegeben, keinen Sieg, bei dem die Linien des Gegners endlich durchbrochen worden waren und der der einen Seite den Weg in die Hauptstadt des Besiegten öffnete, keinen symbolischen Moment, in dem die unterlegenen Kaiser den Siegern ihr Schwert übergaben, Berlin und Wien waren nicht besetzt. Es war die gegenseitige, völlige Erschöpfung, die den Krieg zu einem Ende gebracht hatte und die wirtschaftlich unterlegene Seite zwang, sich zu ergeben, eine zutiefst unbefriedigende Situation, die in Deutschland den Mythos nährte, die Armee sei «im Felde ungeschlagen» und «nie besiegt» gewesen.

Aber auch wenn die deutsche Weigerung, die eigene Niederlage einzugehen, ein Sonderfall war – Menschen auf beiden Seiten des Krieges, deren Leben durch die industrielle Vernichtung von Millionen von Soldaten und durch die eigenen Erfahrungen während der Kriegsjahre berührt worden war, fühlten eine seltsame Gemeinsamkeit, nämlich die bittere Gewissheit, betrogen worden zu sein. Deutsche und Franzosen, Österreicher und Briten, Amerikaner, Italiener und die Soldaten aus den Kolonialreichen waren überzeugt, dass weder die Gründe für den Krieg noch die immensen Opfer, die er forderte, ihr Blut und das Leben von Freunden, Brüdern, Vätern und Söhnen wert gewesen waren. Besonders Europa war nach 1918 ein zutiefst desillusionierter Kontinent. Die Nachkriegsjahre waren auch Jahre eines als schmerzhaft empfundenen moralischen Vakuums.

Auch in der Zwischenkriegszeit transformierten die ungeheuren Energien der Moderne die Gesellschaften des Westens entlang derselben Achsen wie zuvor. Der Optimismus gegenüber der Technologie und der Rationalität allerdings war verfliegen, die Idee eines glorreichen, ununterbrochenen Fortschrittmarsches war ruiniert und der Glaube an die moralischen Werte, die der Gesellschaft zugrunde lagen, zutiefst erschüttert. Die grosse technologische Transformation ging ungehindert weiter, aber die durch sie ausgelösten Konflikte veränderten ihren Charakter. Auch nachdem die Geschütze schwiegen, gingen die Schlachten weiter, nur eben nach innen gekehrt. Viele westliche Gesellschaften befanden sich im Krieg mit sich selbst.

Nach dem Verlust des Feindes an der Front orientierten sich die dynamischen sozialen Energien entlang mentaler Frontverläufe. Verzerrt von Enttäuschung und Bitterkeit, tobten die Grabenkämpfe jetzt zwischen Parteien, Ideologien, Klassen, zwischen Zukunft und Vergangenheit, Reichtum und Armut und schliesslich, wie weithin erwartet, auch wieder zwischen Staaten. Die Zwischenkriegszeit war eine Zeit der inneren Konflikte.

Der radikale Wechsel, der nach dem Krieg oberflächlich vollzogen zu sein schien, war nichts anderes als eine katalytische Beschleunigung der Prozesse, die bereits vor dem Krieg stattgefunden hatten. Die grossen sozialen und industriellen Kräfte, die das Leben in den 1900er Jahren so schwindelerregend erscheinen liessen, setzten sich jetzt noch stärker durch und übten Einfluss auf Gesellschaften und Individuen aus. Der New Deal in den Vereinigten Staaten, die Weimarer Republik, das faschistische Italien und die frühe Sowjetunion hatten miteinander gemein, dass sie Weiterführungen von oder Reaktionen gegen die industriellen und zunehmend technologisierten Massengesellschaften waren, die bereits um 1900 die Städte beherrschten. Auch die intellektuellen Themen der Zeit – der Übermensch, das Irrationale, die Masse, die Rasse, Gesundheit und Reinheit – führten Debatten fort, die schon längst geführt worden waren, bevor der junge serbische Nationalist Gavrilo Princip im Sommer 1914 seine Pistole gegen den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand erhob.

Aus der Gesellschaft der Masse wurde die Politik der Masse: Faschismus und Bolschewismus waren die Extreme eines politischen Spektrums, das sich rasant polarisiert hatte und dessen Argumente sich in den nächsten Jahren in Strassenschlachten und Bürgerkriegen entladen sollten. Der Krieg beschleunigte und entfachte Debatten und soziale Konflikte, die über Jahrzehnte geschwelt hatten, und die Zwischenkriegszeit war ein idealer Nährboden für Propheten aller Schattierungen, die allesamt neue, grosse Wahrheiten verkündeten, um die Sicherheiten zu ersetzen, die mit dem Krieg verlorengegangen waren.

Viele dieser Debatten waren Schattengefechte, die zwar Ängste dramatisierten, die eigentlichen Probleme aber nicht tangierten. Gleichzeitig aber gab es in allen ideologischen Lagern kluge Beobachter. Ernst Jünger, der aus seinen Kriegserfahrungen literarisches Gold gefördert hatte und dem oft eine Ästhetisierung des Grauens vorgeworfen wird, hatte die Struktur des Konflikts deutlich verstanden: «Die moderne Schlacht ist ein furchtbares Messen

der gegenseitigen Produktion, und der Sieg der Erfolg einer Konkurrenz, die billiger, zweckmässiger und schneller herzustellen versteht. Hier deckt das Zeitalter, aus dem wir stammen, seine Karten auf. Die Herrschaft der Maschine über den Menschen, des Knechtes über den Herrn wird offenbar, und ein tiefer Zwiespalt, der schon im Frieden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu erschüttern begann, tritt auch in den Schlachten dieses Zeitalters tödlich hervor. Hier enthüllte sich der Stil eines materialistischen Geschlechts, und die Technik feierte einen blutigen Triumph.»²

Der «blutige Triumph», über den Jünger schrieb, war nicht nur das Gesicht des Massensterbens in den Schützengräben. Er signalisierte eine andere, tiefere Niederlage: die der Menschen gegen die Maschinen. Vor dem Krieg hatten nur wenige weitsichtige Autoren erkannt, dass die Realität des Maschinenzeitalters längst gekommen und seine Konsequenzen unabsehbar waren. Im Grabenkrieg offenbarte sich diese Wirklichkeit plötzlich und mit brutaler Macht.

Von nun an, so schien es, würden Männer und Frauen die Sklaven von Maschinen sein, Zahnräder in einem gigantischen Mechanismus, der den Wohlstand einer kleinen Elite produzierte. In den 1920er und 1930er Jahren wurde dieser dystopische Gedanke zu einem festen Bestandteil der Populärkultur, der beispielsweise in Filmen wie Fritz Langs *Metropolis* (1926) und zehn Jahre später in Charlie Chaplins *Modern Times* immer wieder dramatisiert wurde.

Mit der Umwälzung der physischen Realität veränderte sich auch die intellektuelle Wirklichkeit. «Ideen gehören zu menschlichen Wesen mit Körpern», schrieb der amerikanische Philosoph John Dewey 1927, «und es gibt keine Trennung zwischen den Strukturen und Prozessen desjenigen Körperteils, das die Gedanken hegt, und dem Teil, das Handlungen verrichtet».³ Der Krieg war nicht durch Mut, Kraft oder Aufopferungswillen gewonnen worden, sondern von der Artillerie, stählernen Boten des industriellen Tötens, effektiv und unpersönlich. Hunderttausende von Soldaten waren in dieser Situation psychologisch zusammengebrochen. In Deutschland nannte man sie die «Kriegszitterer», weil viele von ihnen ihre Gliedmassen nicht mehr kontrollieren konnten. Sie waren menschliche Ruinen und wurden zu verstörenden Emblemen der neuen Menschheit.

Das Erwachen im entzauberten Maschinenzeitalter, inmitten von sozialen Unruhen und politischen Kämpfen, war auch Anlass für eine Welle der No-

stalgie, für den Wunsch, der Welt ihre Transzendenz zurückzugeben, eine neue, grosse Vision zu finden und die Leiden und Demütigungen des Krieges dadurch zu überwinden, dass man einen neuen Menschen schuf, einen Übermenschen, der imstande war, die Maschinen zu unterwerfen und allen neuen Herausforderungen mit reinem Geist und gesundem Körper siegreich zu begegnen. Nicht umsonst forderte Hitler von der deutschen Jugend, sie solle «zäh wie Leder, flink wie Windhunde und hart wie Kruppstahl» sein.

Dieser eigentlich ästhetische Wunsch nach einem neuen Menschen, der die gegenwärtigen Begrenzungen überwinden sollte, verband die Mystik des Faschismus mit den messianischen Hoffnungen von Bolschewismus und Sozialismus und berief sich häufig auf die Schriften Nietzsches. Nur so, argumentierten viele Denker, konnte die Frage nach dem Überleben in einer Zeit ohne feste Ordnung und ohne überlieferte Werte beantwortet werden, nur so konnten Zynismus und Verzweiflung überwunden und die Manipulation der Massen durch ominöse Eliten (die Juden, die Kapitalisten, die Freimaurer, die Bourgeoisie) aus der Welt geschafft werden.

Der Ausbruch des Krieges 1939 war für viele Menschen keine Überraschung, im Gegenteil: Er war schon lange vorhergesagt. Paul Deschanel, ein Teilnehmer der Friedensverhandlungen von Versailles, bis 1920 Präsident der französischen *Chambre des députés* und danach für kurze Zeit Präsident von Frankreich, wurde 1919 von dem spanischen Maler José Simont porträtiert. Während der Politiker Modell sass, kamen die beiden Männer ins Gespräch, und Simont fragte nach dem Ausgang der Verhandlungen und dem gerade unterzeichneten Versailler Vertrag. Deschanels Analyse fiel kurz und vernichtend aus: *nous venons de signer la deuxième guerre mondiale*, sagte er. Wir haben gerade den zweiten Weltkrieg unterzeichnet.

Vielleicht konnte der Präsident nicht mit dieser Gewissheit leben. Am 23. Mai 1920 jedenfalls fand ein Schienenarbeiter einen nur mit einem Pyjama bekleideten, augenscheinlich verwirrten Mann, der an den Gleisen entlangirrte und behauptete, der Präsident der Republik zu sein. Der Arbeiter brachte den Mann zur nächsten Polizeistation, und bald stellte sich heraus, dass es sich tatsächlich um Paul Deschanel handelte, der über Nacht aus dem Fenster seines Waggons gefallen war. Nachdem er während der folgenden Monate weitere Zeichen von geistiger Verwirrung gezeigt hatte und beispielsweise während einer politischen Konferenz einfach aufgestanden und voll beklei-

det in einen See hineingelaufen war, war Deschanel im September gezwungen, von seinem Amt zurückzutreten und sich in eine Klinik zu begeben. Drei Monate später wurde er in den Senat gewählt.

Deschanels Schicksal ist nur von anekdotischem Wert, seine Analyse aber wurde von so einflussreichen Denkern wie dem britischen Ökonomen John Maynard Keynes geteilt, und die Zwischenkriegszeit stand nach Versailles unter einem schlechten Stern. Unabhängig von der im Vertrag festgeschriebenen deutschen Kriegsschuld – die heute von Forschern wie Christopher Clark wesentlich nuancierter betrachtet und angezweifelt wird – war es politisch vielleicht naheliegend, strategisch aber töricht, die wirtschaftliche und politische Zentralmacht Europas, deren geographische Lage allein ihre Stabilität zur Voraussetzung für ein friedliches Europa macht, durch überzogene Reparationszahlungen so zu schwächen, dass ihre politische Überlebensfähigkeit von vornherein kompromittiert war. In der vorprogrammierten Einsturzgefahr der jungen deutschen Republik lag die Saat einer schrecklichen Zukunft für Europa.

Aber nicht nur Deutschland war zusätzlich zu seiner finanziellen Hypothek mit einer moralischen belastet. Ein Grossteil der europäischen Staaten und Gesellschaftsgefüge und in einem erstaunlich hohen Masse auch die Gesellschaft der USA waren nicht nur durch die wirtschaftlichen, sondern auch durch die kulturellen Folgen des Krieges bis in die Grundfesten erschüttert, während Russland noch in einen grausamen Bürgerkrieg verstrickt war. Überall forderten Arbeiter und ethnische Minderheiten mehr Anteil am sozialen Reichtum und an der Demokratie. Diejenigen, deren Privilegien bedroht waren, wehrten sich, und alle suchten nach Orientierung, nach einer grossen, neuen Wahrheit, die verlorene Sicherheiten ersetzen sollte. Denn eines der stärksten und am tiefsten verwurzelten menschlichen Bedürfnisse ist das Bedürfnis nach Transzendenz, nach etwas, woran man glauben kann, dem man gehorchen kann, nach etwas Grösserem, Absolutem, nach einer objektiven Wahrheit, einer grossen Notwendigkeit, einem universellen Sinn, wie schon Dostojewski seinen Grossinquisitor sagen lässt.

Nach dem Krieg waren viele Menschen mit der Frage konfrontiert, wie es denn möglich sein sollte, in einer Welt zu leben, deren Werte und Prinzipien vollkommen unglaubwürdig geworden waren. In ihrer Suche nach Auswegen aus der Ausweglosigkeit des Nihilismus liegt auch der Anfang einer Erklärung auf die Frage, warum die Welt so plötzlich so modern er scheinen

konnte: Der Krieg brachte keine völlig neue Technologie, keine bisher ungekannte wissenschaftliche Theorie oder tiefe Einsicht, aber er veränderte dennoch alles, weil er die Fassade einer intakten Kultur zerstörte und die Modernität darunter sichtbar werden liess.

Besonders in Europa herrschte ein tief verwurzeltes Gefühl der Desorientierung, der Wut über die Heuchelei der Vergangenheit, der Verbitterung über die gestohlenen Hoffnungen und der Angst im Angesicht einer heiss umkämpften Zukunft. In dieser Situation erschien der anarchische Überschlag des Jazz wie ein Befreiungsschlag. Die alten Konventionen lagen in Trümmern, und mit ihrer offensichtlichen Gleichgültigkeit gegenüber klassischen Vorstellungen von Form und Schönheit repräsentierte die neue Musik, die von Platten schallte und von Bands in Tanzlokalen gespielt wurde, die Möglichkeit, auch unter diesen radikal veränderten Bedingungen den Ängsten, Begehrlichkeiten und Sehnsüchten einen Ausdruck zu geben, der nicht in der Sprache der Vergangenheit befangen war.

Der Blues war die Anklage aller Enttäuschten und Misshandelten, doch unmittelbar danach zelebrierte ein neuer, furioser Song das Leben, den Tanz, Sex und Freiheit und bewegte die Füsse und Gefühle derer, die sich zu jung fühlten, um schon völlig desillusioniert zu sein, und die noch an ihr Recht auf ein eigenes Leben glaubten. Das Jazz Age mit seinen Flappers in den USA, die Bright Young Things in Grossbritannien, die Goldenen Zwanziger Jahre mit ihren exzessiven Partys in den Kellerbars von Berlin und Paris bis nach Barcelona waren auch eine Form des spontanen Protests gegen eine Zeit, die oft zu ernsthaft und verzweifelt schien, entweder ohne Hoffnung oder aufgeplustert von den utopischen Träumen von rechts und links.

Keine Diktatur hat dem Jazz jemals getraut – aus gutem Grund. Menschen, die miteinander trinken und auf der Tanzfläche die Bewegungen ihres Partners Körper an Körper spüren, tun sich schwer, einander noch zu hassen. Engumschlungenes Tanzen ist vielleicht die beste Immunisierung gegen Ideologie. Die Diktatoren der Zeit – und es gab in den meisten Ländern Bewegungen mit totalitären und diktatorischen Zielen – versuchten die Hoffnungen und Ängste der Menschen auf andere Weise zu kanalisieren. Die Versprechen waren neue Versionen von religiösen Visionen. Der ehemalige Seminarist Stalin und der gefallene (aber nie exkommunizierte) Katholik Hitler versprachen ihren Anhängern ein neues Jerusalem, Mussolini den seinen ein neues Rom, und sie alle gemeinsam predigten das Evangelium des

Übermenschen, der so grossartig und so stark sein sollte, dass er alle Feinde und mit ihnen auch die Übermacht der Maschinen brechen und ein Zeitalter der Gesundheit und der Reinheit einläuten würde.

Dieses neue Jerusalem bot einen harschen Kontrast zu der Realität im Nachkriegseuropa, die zwar als Friedenszeit bezeichnet wird, aber tatsächlich alles andere als friedlich war. Allein in Deutschland kamen zwischen 1918 und 1923, dem Jahr der verheerenden Hyperinflation, mehr als 5'000 Menschen durch politische Gewalt um, und auch andere Länder waren zu tiefst aufgewühlt und unsicher.

Politische Unruhen, gewalttätige Streiks, Strassenschlachten und Plünderungen gehörten fast zur Tagesordnung in Europa, Rassenunruhen, politische Verfolgungen und oft tödliche Konfrontationen zwischen Gewerkschaften und der Staatsgewalt waren in den USA trauriger Alltag, und Staatsstreiche bedrohten oder beseitigten die gewählten Regierungen in Italien, Österreich, Ungarn, Grossbritannien, Irland, Frankreich und Portugal, ganz zu schweigen von dem Stellvertreterkrieg, der ab 1936 zwischen Faschisten und Kommunisten in Spanien ausgetragen wurde. So gesehen scheint es sinnvoll und erkenntnisfördernd, die Zwischenkriegszeit als eine Art instabilen, temporären Waffenstillstand anzusehen und die Periode von 1914 bis 1945 tatsächlich als Europas zweiten Dreissigjährigen Krieg zu verstehen.

Die USA waren relativ isoliert von den unmittelbaren Folgen eines Konflikts, der nicht auf ihrem Boden ausgefochten worden war, aber die Nachwirkungen des Krieges führten dennoch zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen. Zwar hatte das Land weniger Soldaten verloren als andere Kriegsteilnehmer, und erstaunlicherweise hatte die Kriegswirtschaft sich sogar positiv auf die Produktion der USA ausgewirkt und dem Land durch Lieferungen von industriellen Rohstoffen und anderen Produkten erhebliche Profite eingebracht und seine Konkurrenten auf dem Weltmarkt vorübergehend so gut wie beseitigt, aber trotzdem brachten die Umwälzungen und Erfahrungen des Krieges weitreichende und nicht aufzuhaltende Veränderungen mit sich.

Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen des Krieges brachen auch in den USA die Gesellschaft entlang bestehender Verwerfungen auf, und die Energien der Erneuerung, die sich vor dem Krieg angestaut hatten, wurden jetzt zu sozialen Konfliktpotentialen. Die Popularität von Mamie Smith und anderen Künstlern zeigte, dass sich eine neue, immer selbstbewusstere Kultur

herausbildete, eine afroamerikanische Kultur, die sich ohne den Krieg nur viel langsamer hätte entwickeln können. Schwarze Soldaten waren in Frankreich für ihre Tapferkeit ausgezeichnet worden und erwarteten jetzt auch zu Hause neuen Respekt, auch wenn diese Erwartung immer wieder enttäuscht wurde. Schwarze Arbeiter waren zu Hunderttausenden aus dem segregierten Süden in die Industriestädte des Nordens gezogen und hatten die Jobs übernommen, die vorher von weissen Arbeitern ausgeübt worden waren, die zum Kriegsdienst eingezogen wurden. Die neuen Arbeiter waren gekommen, um zu bleiben, und ihre Anwesenheit bot sozialen Zündstoff, der sich in mörderischen Rassenunruhen entlud. Nicht nur im Süden, sondern in den gesamten Vereinigten Staaten fühlten weisse Amerikaner ihre Stellung bedroht, der rassistische Ku-Klux-Klan erwuchs in neuer Stärke und eine Welle von Lynchmorden ging durch die ländlichen Gebiete des Südens wie ein Wind des Hasses. Doch damit liess sich die neue Kultur der Schwarzen nicht verhindern, die sich nicht nur in der beispiellosen Popularität des Jazz, sondern auch in der Harlem Renaissance manifestierte. Auch die Prohibition war ein Geschöpf der patriotischen Begeisterung der Kriegsjahre und veränderte die Gesellschaft nachhaltiger und auf weniger vorhersagbare Weise als alle anderen Bemühungen der Regierung.

Um diese Periode der nach innen gewendeten Kriege und der sich überlappenden Strömungen von Furcht und Hoffnung, Entfremdung, Flucht und Engagement zu fassen und zu beschreiben, habe ich beispielhafte Episoden aus dem Zeitgeschehen herausgegriffen, um so aus einzelnen Elementen die Umriss eines Gesamtbilds der gefühlten Zeit zu gewinnen. Gefühlt ist die Zeit deswegen, weil mein Interesse mehr dem Selbstgefühl und der Weitsicht der damals lebenden Menschen gilt als den schon oft und gründlich analysierten politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen. Dieses Zeitgefühl artikuliert sich entlang unterschiedlicher sozialer und kultureller Konturen. In dieser Landschaft wurden die Konflikte ausgetragen, die von einem bitteren Echo der in der Vorkriegszeit freigesetzten Energien weitergetrieben wurden. Der Krieg hatte sich vom Schlachtfeld in die Köpfe zurückgezogen.

Einige Protagonisten dieses Geschichtenmosaiks kehren in verschiedenen Kontexten wieder. Kultur und Gesellschaft, grosse Kunst und Greuelthaten formen sich zum Bild einer sich entwickelnden Zeit zwischen Rekonstruktion und Revolution. Dabei gilt die Aufmerksamkeit des Buches nicht so sehr

den Mächtigen in Wirtschaft und Politik, sondern einer viel weniger greifbaren Dimension der Geschichte: den Haltungen und Strategien, mit deren Hilfe die Menschen zu überleben versuchten, den Umrissen ihrer Ängste und ihrer Wünsche, den Methoden, die sie fanden, um mit dem Trauma des Krieges umzugehen, und den kulturellen Energien der Industrialisierung, die neue, aufregende und verwirrende Identitäten als Teil einer urbanen Massengesellschaft möglich machten, scheinbar unbehindert vom Ballast alter Werte.

Um diese Resonanzen der Geschichte einzufangen, betrachten die folgenden Kapitel die Zwischenkriegszeit, abseits der bekanntesten historischen Meilensteine, Jahr für Jahr aus unterschiedlichen Perspektiven: 1919 ist nicht dem Vertrag von Versailles gewidmet, 1923 nicht der Hyperinflation, der Crash an der Wall Street steht nicht im Mittelpunkt des Jahres 1929, Hitlers Machtantritt bestimmt nicht 1933.

Vom Überlebenskampf verwundeter Veteranen bis zum Aufstieg des Faschismus, von der Prohibition in den USA bis zu einem Matrosenaufstand in Russland, von den französischen Surrealisten bis zu Strassenschlachten in Österreich, von halbverhungerten Landarbeitern in der Staubwüste des Dust Bowl bis zu ermordeten Bauern in der Ukraine, von der Entdeckung ferner Galaxien bis zum Spanischen Bürgerkrieg – die Episoden, die hier exemplarisch für eine unendlich zerrissene und komplexe Zeit stehen, beschreiben einen Bogen vom Schock der Nachkriegszeit zur stärker werdenden Hoffnung der 1920er Jahre, die mit der Weltwirtschaftskrise wieder zunichtegemacht wurde und sich von da an nicht mehr vom Schatten der nahenden Katastrophe befreien konnte. Aus der Nachkriegszeit wurde eine Vorkriegszeit.

In seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*, der grossteils in den 1920er Jahren geschrieben wurde, beschreibt Robert Musil Wien am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Die Handlung – wenig mehr als ein Alibi für Reflektionen, Beobachtungen und Exkurse des Autors – beschreibt den Versuch einer Gruppe von Beamten, Intellektuellen und Gesellschaftsgrößen, eine Quintessenz der eigenen Epoche zu finden, um so das für 1918 erwartete siebzigjährige Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Joseph I. auf angemessene Weise begehen zu können. Diese grossartige «Parallelaktion» endet in einer Farce, denn niemand ist sicher, welche Faktoren dieses Zeitalter vereinen, welche Ideologie, Weltanschauung, wissenschaftlichen Fortschritte oder künstlerischen Errungenschaften allen anderen vorangestellt werden

sollten. Nach fast tausend Seiten und endlosen Gesprächen und profunden Plänen wird aus dem ehrgeizigen Projekt ein Trachtenumzug für den Weltfrieden.

Musils Roman spielt im Jahr vor dem Krieg, aber in ihrer Verworrenheit sind die Protagonisten auch Geschöpfe der Nachkriegszeit. Inmitten der ständigen seismischen Neuausrichtungen der sozialen und intellektuellen Positionen gab es keinen sicheren Boden, keine grosse, alles vereinende Sache, die von allen unterstützt wurde. Die Flut des Neuen, die Erfahrung der Moderne waren zu übertoll mit verwirrenden Möglichkeiten, als dass eine von ihnen sich hätte durchsetzen können, und so ist es nur logisch, dass der Held des Romans, der ganz und gar nicht heldenhafte Ulrich, nicht weiss, was er mit seinem Leben anfangen soll.

Während die Parallelaktion langsam im Chaos versinkt und zu einer Parodie ihrer ursprünglichen Ambitionen wird, begreift der vorsichtig rationalistische Ulrich, dass alle grossen Versprechen fast immer falsch sind. Auch damit kommentierte Musil die Zwischenkriegszeit, in der eine kollektive Erfahrung alles verändert zu haben schien, die sich ihrer eigenen Modernität aber erst allmählich bewusst wurde, pulsierend von den Energien und Strömungen der Jahre vor 1914, Energien, die unser Leben im 21. Jahrhundert noch immer bestimmen.

1918

Shell Shock

Es ging das Gerücht um, dass das dauernde Zittern und Zucken und Schnauben von etwas verursacht wurde, das «Shell Shock» hiess, aber niemand war sich sicher, was das war. Wir nahmen an, dass in seiner unmittelbaren Nähe ein Sprengsatz mit einem enormen Knall explodiert war und er dadurch hoch in die Luft gesprungen war und nicht mehr aufgehört hatte zu springen.

Roald Dahl Meets Captain Hardcastle

Drum zerren ihre Hände aneinander;
Die Knotenstricke ihrer Geisseln zupfend;
Haschend nach uns, die sie erschlugen, Bruder;
Schlagend nach uns, die ihnen Krieg und Wahnsinn gaben.

Wilfred Owen, «Mental Cases», 1917

Campbell Willie Martin hatte Glück gehabt. Er lebte noch. Er war der Hölle nach wenig mehr als einem Jahr entkommen, und obwohl er zweimal verwundet worden war, hatte er zumindest keine Gliedmassen verloren. Er war ein guter Soldat. 1895 als Sohn eines Polizisten geboren, hatte er sich im Oktober 1914 im Alter von 29 Jahren freiwillig bei den Royal Fusiliers gemeldet und war Anfang 1916 zum Obergefreiten befördert worden. Zu dieser Zeit befand er sich schon an der Westfront, mitten im industriellen Schlachten.

Am 16. Juli dieses Jahres war Martin durch den Dauerbeschuss über Stunden in seiner Stellung festgehalten und ohnmächtig geworden. Am nächsten Tag wurde seine Stellung getroffen, er hatte acht seiner Kameraden sterben sehen und lag eine ganze Nacht lang zwischen Trümmern und Leichenteilen, bevor er gerettet werden konnte. Laut seiner Personalakte fühlte er sich am nächsten Tag «sehr seltsam, ein Muskelzucken setzte ein, gefolgt von einem Weinkrampf, dann verlor er stundenlang das Bewusstsein».

Der Obergefreite Martin wurde als ein Fall von «Shell Shock» diagnostiziert, eine Bezeichnung, mit der die Ärzte ursprünglich die Opfer von starkem Artilleriebeschuss und traumatischen, gewaltsamen Erlebnissen während der Schlacht bezeichneten. Ihm wurde eine 25-prozentige Behinderung attestiert – genug, um nach England geschickt und dort in einem Spezialkrankenhaus behandelt zu werden. Wieder hatte er Glück: Zu Beginn des Krieges waren Männer mit ähnlichen Symptomen noch als Simulanten angesehen worden. Einige von ihnen hatte man einfach in die Schützengräben zurückgeschickt, andere wurden auf die altmodische Art behandelt, mit der die Offiziere versuchten, der Flut der Fälle Herr zu werden:

Meistens waren sie sehr streng. Ich erinnere mich, wie ein Mann hereinkam, ein grosser Kerl, fast zwei Meter, zitternd vor Schock. Und ich staunte sehr, als der Oberst seinen schweren Stock hob und ihm damit auf den Kopf schlug – er trug noch seinen Helm –, er schlug ihm auf den Kopf, um ihm einen zweiten Schock zu versetzen, und er sagte: ‚Du bist ein verdammter Dummkopf, reiss dich zusammen.‘ Aber das half dem Mann nicht und der Arzt konnte sehen, dass er wirklich jenseits davon war, und so wurde er behandelt. Aber manchmal versuchte man, ihnen einen Gegenschock zu verpassen [...], um den Prozess umzukehren, aber das funktionierte nur selten.¹

Manche Soldaten, die auf die altmodische Methode nicht reagiert hatten und weggelaufen waren oder sich geweigert hatten, bei einem Angriff aus dem Schützengraben zu springen, oder die einfach zusammengebrochen waren und versucht hatten, sich in den schlammigen Unterkünften zu verstecken, wurden als Feiglinge vors Kriegsgericht gestellt. Mehr als 300 «Deserteure» aus Grossbritannien und dem Empire waren in einem elenden Ritual, das meist im Morgengrauen stattfand, hingerichtet worden. Viele von ihnen waren nicht einmal dazu imstande, auf eigenen Beinen zu stehen. Sie zitterten und zuckten noch, als sie an den Holzpfehl gebunden wurden, bevor sie von ihren Kameraden erschossen wurden. Auch 600 französische und 18 deutsche Soldaten wurden wegen Desertion hingerichtet.

Im Sommer 1916 hatte sich die offizielle Haltung bereits geändert. Die Waffen eines neuen Jahrhunderts – Maschinengewehre, Giftgas, grosskalibrige Artillerie mit ungekannter Reichweite und Treffsicherheit, Stachel-



Namenloses Grauen: *Verwundeter Soldat* aus Otto Dix' Zyklus
Der Krieg, 1924

draht, Flugzeuge und Panzer – hatten den Krieg verändert und den Albtraum der Soldaten verschlimmert, und bei den führenden Köpfen in Militär und Medizin hatte ein Umdenken eingesetzt. Vor allem nach der katastrophalen, vier Monate dauernden Somme-Schlacht, bei der mehr als eine Million Männer verwundet wurden, litten viele der Überlebenden an Shell Shock. Allein 30'000 Briten zeigten die seltsamen Symptome der neuen Krankheit, die sie als Soldaten wertlos und für ihre Einheiten zu einer Bürde machte. Die Armeeführung sah sich gezwungen anzuerkennen, dass ein Soldat schwer verwundet sein konnte, obwohl ihm physisch nichts fehlte, und schon bald wurden Zehntausende von Opfern in Militärkrankenhäuser in Grossbritannien geschickt.

Campbell Willie Martin war einer von ihnen, und er blieb bis zum Ende des Krieges im Krankenhaus. Seine Pfleger beschrieben ihn als erregt und unter Schlaflosigkeit leidend, mit häufigen schweren Kopfschmerzen, immer wiederkehrender Panik, Gedächtnisverlust und einem hartnäckigen Tremor seiner Hände. Obwohl ein Arzt notierte: «guter Körperbau [...] Zunge sauber, Zähne gut», wurde ihm noch 1920 eine Behinderung von 20 Prozent attestiert, nur fünf Prozent weniger als bei seiner Einlieferung.

Unaussprechlich, gottlos, hoffnungslos

Martins Patientenakte war eine von Tausenden, die noch immer im British National Archive verwahrt werden, und sein Fall war nicht besonders gravierend. Zeitgenössische Filmaufnahmen zeigen eine ganze Reihe solcher Fälle, Soldaten, die durch die von ihnen erlebten Unmenschlichkeiten zu zitternden menschlichen Wracks geworden waren. Die Gesichter sind fürchterlich verzerrt, die nackte Furcht ist ihnen ins Gesicht gemeißelt, ihre Gliedmassen zittern oder zucken unkontrollierbar. Ein französischer Soldat weicht mit angstgeweiteten Augen vor jeder Uniform zurück. In den Köpfen dieser Männer hat das Trommelfeuer nie aufgehört. In Deutschland nannte man sie Kriegszitterer.

Diese Patienten waren die lebenden Trümmer des Krieges. Allein in Grossbritannien wurde schliesslich bei zehn Prozent der Offiziere und bei sieben Prozent der Mannschaftsgarde Shell Shock diagnostiziert, 37'000 Männer bekamen deswegen nach dem Krieg eine Invalidenpension. Die Militärärzte wussten, wie man mit physischen Wunden umging, mit weggesprengten Armen oder Beinen, mit Augen, die im Giftgas erblindet waren, mit Trommelfellen, die eine Explosion zerrissen hatte und mit der schrecklichen Entstellung junger Gesichter. Die Kriegszitterer aber stellten sie vor eine ganz neue Herausforderung.

Einige der schlimmsten Fälle wurden im Netley Hospital in London behandelt: Soldat Meek, im Rollstuhl sitzend, krampfhaft zitternd, scheinbar ohne zu merken, dass mehrere Krankenpfleger fast gewaltsam versuchen, seine gefrorenen Gelenke wieder zu mobilisieren; Soldat Preston, 19 Jahre alt, der taubstumm geworden war und nur auf das Wort «Bombe» reagierte, das ihn panisch in Deckung gehen liess; Soldat Smith, der im August 1917 während einer Offensive lebendig begraben worden war und jetzt steif, wie auf Holzbeinen, durch die Korridore stakete und sein Gesicht zwanghaft immer wieder rieb, als wolle er immer noch den Schlamm und den Schleim der verwesenden Leichen um ihn herum abwischen; Gefreiter Peters, die Wirbelsäule gebogen, seine Beine zu stark zitternd, um gehen zu können – allesamt gebrochene Menschen.

In einem Brief an seine Frau Margaret beschrieb der englische Maler Paul Nash, damals in der Nähe von Ypern stationiert, was er erlebt hatte:

Kein Stift und keine Zeichnung kann dieses Land darstellen [...] Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sind blasphemisch, sie verhöhnern die Men-



Die Augen permanent vom Schreck geweitet: Private Enfield, ein englischer Shell-Shock-Patient im Netley Hospital

schen, nur der schwarze Regen aus den blutunterlaufenen, geschwellenen Wolken, die ganze, bittere Nacht lang, ist eine angemessene Atmosphäre für so ein Land. Der Regen treibt weiter, der stinkende Schlamm nimmt ein böseres Gelb an, die Bombentrichter füllen sich mit grünlich-weißem Wasser, die Strassen und Fahrspuren sind zentimetertief mit Schleim bedeckt, die schwarzen, sterbenden Bäume nässen und schwitzen und die Geschosse hören niemals auf [...] Es ist unaussprechlich, gottlos, hoffnungslos.²

Soldaten auf Heimaturlaub von dieser monströsen Wirklichkeit waren oft eher frustriert als erleichtert. Nachdem sie das ständige, immer sinnlosere Schlachten durchlebt hatten, nachdem sie neben Leichen geschlafen und gesehen hatten, wie Freunde und Kameraden von Bomben zerrissen wurden, nachdem sie allen Respekt vor alten Weisheiten und ihren Vorgesetzten verloren hatten, nachdem sie der Gerechtigkeit ihrer Sache gegenüber skeptisch geworden waren, kamen sie an eine «Heimatfront», die noch immer von patriotischer Rhetorik und den Taktiken von Stammtischstrategen beherrscht wurde und für die der Krieg eine Art Operette war.

Den Heimkehrern blieb oft nichts als Sprachlosigkeit, Verachtung den ignoranten Zivilisten gegenüber und Vereinsamung. Schon 1915 beschrieb ein Journalist im *Labour Leader*, einer sozialistischen Zeitung, einen Soldaten, der von der Front gekommen war: «Er begann zu lachen, ein seltsames Lachen. Er lachte weiter, und ich wusste warum, weil die Schrecken, die er durchgemacht hatte, sich mit der Erfahrung seines bisherigen Lebens so wenig decken wollten, dass es wie ein Witz erschien.»³

Die «schrillen Wahngesänge heulender Geschosse», die der englische Dichter Wilfred Owen beschrieben hatte, gellten den zurückgekehrten Solda-

ten auch noch nach ihrer endgültigen Entlassung aus der Armee in den Ohren. Owen selbst war Student und Pfarrassistent gewesen, als der Krieg ausgebrochen war, und war an der Westfront selbst zum Shell-Shock-Opfer geworden, als seine Stellung von einer Mörsergranate getroffen wurde. Der Leutnant Owen war in die Luft geschleudert worden und zwischen den zermalmt Körpern seiner Kameraden gelandet. Nach diesem traumatischen Erlebnis hatte er für mehrere Tage zwischen den Fronten im Niemandsland festgesessen, eine Erfahrung, die er seiner Mutter im Januar 1917 in einem Brief so beschrieb:

Ich habe die siebte Hölle durchlitten.

Ich war nicht an der Front.

Ich war davor.

Ich hielt einen vorgerückten Posten, einen Unterstand mitten im Niemandsland [...]

Mein Unterstand beherbergte 25 Männer, eng zusammengepfercht. Wasser füllte ihn auf 1 oder 2 Fuss, es blieben ungefähr 4 Fuss Luft.

Die Deutschen wussten, dass wir dort waren und beschlossen, wir sollten nicht dort sein.

Diese fünfzig Stunden waren die Agonie meines glücklichen Lebens.⁴

Nachdem er als einer von wenigen Überlebenden von seinem Posten gerettet worden war, war Owen zusammengebrochen. Während seiner Genesung im Craiglockhart Hospital in Schottland begann er zu schreiben – verfolgt von den Schrecken, die er erlebt hatte, und inspiriert durch die Begegnung mit einem anderen Patienten, dem Dichter und Offizier Siegfried Sassoon. Aus den Erfahrungen, die sich in seine Erinnerung eingebrannt hatten, wurden karge, harte Verse.

Der aristokratisch wirkende, exotische, gutaussehende und selbstbewusste Sassoon war alles, wovon Owen, der aus bescheidenen Verhältnissen stammte, immer nur geträumt hatte. Er war wohlhabend und künstlerisch veranlagt, anglo-katholisch auf der mütterlichen Seite und väterlicherseits jüdisch aus Bagdad, in Marlborough und Cambridge erzogen und mit der unerschütterlichen Selbstsicherheit der britischen Oberklasse gesegnet. Er hatte sich am Tag der Kriegserklärung freiwillig gemeldet und an der Front durch besondere Tapferkeit hervorgetan, wofür er das Military Cross erhalten hatte. Dieser blaublütige Held war eben falls als Patient im Craiglockhart



Kriegserfahrung: In der Schlacht der Maschinen gab es kein Heldentum mehr.
Undatierte Aufnahme von der Westfront

Hospital gelandet – allerdings nicht, weil er verwundet worden war, sondern weil er seine Meinung gesagt hatte.

1917 hatte Sassoon, der von seinen Erfahrungen an der Front angewidert war, einen Protest gegen den Krieg publiziert. Mittels gesellschaftlicher Kontakte gelang es ihm sogar, den Text im Parlament verlesen zu lassen. Im Jahr zuvor war der Philosoph Bertrand Russell, ebenfalls Aristokrat und Enkel eines britischen Premierministers, unter dem *Defense of the Realm Act* wegen eines ähnlichen Protests von seinem Posten am Trinity College Cambridge entlassen worden. Russell hatte gehofft, Unterstützer für seine Sache zu finden, indem er eine Gefängnisstrafe auf sich nahm, wurde allerdings nur zu einer Geldbusse verurteilt.

Für Sassoon, einen aktiven Offizier, war der Einsatz ungleich viel höher. Er riskierte ein Kriegsgericht und potentiell sogar die Todesstrafe für seine Worte: «Ich habe das Leiden der Truppen gesehen und ertragen», schrieb er, «und ich kann nicht länger dazu beitragen, dieses Leiden im Namen von Zie-

len, die ich inzwischen als böse und ungerecht ansehe, zu verlängern [...] Im Namen derer, die jetzt leiden, protestiere ich dagegen, dass sie weiterhin getäuscht werden. Ich glaube auch, dass es helfen wird, die herzlose Selbstzufriedenheit zu zerstören, mit der eine Mehrheit derer, die zu Hause sind, die Verlängerung der Agonien sieht, die sie nicht teilen und die sie sich aus Phantasielosigkeit nicht vorstellen können.»⁵

Männer von niederem militärischen und sozialen Rang wurden für solche Äusserungen hart verurteilt, aber Sassoons Reputation als Offizier und Gentleman ersparte es ihm, wegen Hochverrat vors Kriegsgericht zu kommen. Anstatt den Richtern und dann vielleicht einem Exekutionskommando gegenüberzutreten, wurde er, gewissermassen um abzukühlen, als «Neurasthener» nach Craiglockhart Hospital eingeliefert, wo er den jungen Wilfred Owen traf.

Dulce et decorum est pro patria mori

Owen war zutiefst beeindruckt von Sassoon und begann selbst, mit kritischem Auge über seine Zeit in den Schützengräben zu schreiben. In einem seiner berühmtesten Gedichte verbindet er die Angst vor einem Giftgasanriff mit den bitteren Gedanken seiner Kameraden, die überzeugt sind, dass sie für die verlogenen Ideale einer älteren Generation zur Schlachtbank geführt worden sind:

Gas! Gas! Schnell Jungs! – Die Raserei von Fingern,
 Die plumpen Masken grad noch aufzuschnallen;
 Nur einer schrie noch laut im Schlingern,
 Wie einer, der in Feuer oder Kalk brennt, im Fallen.
 Verschwommen durchs beschlagne Glas, Licht so grün und dick
 Wie unter einem grünen Meer: so sah ich ihn ertrinkend.

In allen Träumen, vor meinem hilflosen Blick,
 Wirft er sich nach mir, gurgelnd, erstickend, ertrinkend.

Wenn du nur einmal im würgenden Traum
 Hinter dem Karren gingst, auf den wir ihn geworfen,
 Die weissverdrehten Augen sähst, auf dem Gesicht den Schaum,
 Sein hängendes Gesicht wie eines Teufels krank von Sündenschorfen,

Und hörtest du, wie ihm das Blut bei jedem Stoss
 Gurgelnd aus schaumverstopften Lungen quillt,
 Obszön wie Krebs und bitter wie ein fetter Kloss
 Aus Rotz, wie Schwären auf reinen Zungen, die nichts mehr stillt:
 Danach wär, meine Freundin, der Krieg auch für dich kein Fest:
 Du würdest Kindern, die auf Abenteuer brennen, die alte Story,
 Die Lüge nicht mehr erzählen: Dulce et decorum est
 Pro patria mori.⁶

«Süss und angemessen ist es, fürs Vaterland zu sterben» – diese von Horaz stammende Zeile prangte an der Wand der Kapelle der königlichen Militärakademie Sandhurst und war von Generationen von Offizieren und Schuljungen auswendig gelernt worden. Für Owen und andere Veteranen war dieser Satz eine zynische Lüge, und Owens Gedicht wurde später immer wieder als dessen Widerlegung zitiert. Er selbst sollte diesen plötzlichen Ruhm, den er dem Gas und dem Sterben abgetrotzt hatte, nicht mehr miterleben. Nachdem er sich nach seinem Aufenthalt im Craiglockhart Hospital aus reinem Pflichtbewusstsein seinen Männern gegenüber wieder freiwillig gemeldet hatte, fiel er am 4. November 1918, eine Woche vor dem Waffenstillstand, an der Westfront.

Owens Tod im Alter von nur 25 Jahren wurde zum Symbol für das Schicksal einer ganzen Generation, der «verlorenen Generation», wie sie bald genannt wurde, auch wenn das eher eine romantische Legende als eine historische Wahrheit war. Die «alten Männer», denen vorgeworfen wurde, die junge Generation um ihr Leben und ihren hart erkämpften Sieg betrogen zu haben, waren die Generäle, die Politiker und die Mächtigen, die in wütenden Gedichten und Artikeln als inkompetente Relikte des viktorianischen Zeitalters dargestellt wurden. Sie hatten Schuljungen in den Tod geschickt, indem sie ihnen weismachten, dies sei ein «grosses Spiel», ein «lustiger Krieg», den sie eigentlich schon gewonnen hatten, als sie auf den Sportfeldern ihrer exklusiven Internate spielten. Die «Blüte der Jugend» war in Flandern von einer alten Generation geopfert worden, «Löwen, die von Eseln geführt werden», wie General Erich Ludendorff einmal gesagt hatte.

Nach dem Krieg, so wird bis heute behauptet, fehlten diese Besten ihrer Generation, um das Werk des Empire, der Industrie, der Künste und Wissenschaften weiterzuführen. Es war ein «peinliches Spektakel, Männer von kleinen Fähigkeiten mit grosser Verantwortung ringen zu sehen», schrieb Regi-



Wilfred Owen in Uniform.
Die englischen War Poets schrieben
über einen schmutzigen Krieg

nald Pound, selbst ein Freiwilliger des Jahres 1914, ein halbes Jahrhundert später. Nur die «starke, kultivierte Intelligenz» der verlorenen Generation hätte dafür sorgen können, dass «Zweitklassiges zu Erstklassigem geworden wäre, und die Degeneration der moralischen Entrüstung in unheldenhafte Toleranz»⁷ aufhalten können.

Die vielleicht berühmteste literarische Darstellung dieser Degeneration war Vera Brittain's autobiographischer Roman *Testament of Youth*, der 1933 veröffentlicht wurde und in dem die Autorin die Auswirkungen des Krieges auf ihr eigenes Leben und das der Menschen, die ihr nahe waren, schilderte. Seit 1915 hatte Brittain selbst als Krankenschwester des Voluntary Aid Detachment hinter der Front gearbeitet. 1919 kehrte sie zurück. Ihr Verlobter, ihr einziger Bruder und viele ihrer Freunde waren tot.

Brittain hatte dieses Buch, das sie berühmt machen sollte, auch geschrieben, um dem Eindruck entgegenzuwirken, dass nur Männer im Krieg gelitten hatten. «Haben nicht auch die Frauen ihren Krieg gehabt?», fragte sie sich und machte sich daran, diese Frage künstlerisch zu beantworten. Die weibliche Perspektive sei nicht nur im Krieg, sondern auch während der Siegesfeierlichkeiten eine andere gewesen, schrieb sie: «Ich entfernte mich von den anderen und ging langsam Whitehall hinauf, als mein Herz von einem plötzlichen, kalten Entsetzen gepackt wurde. Dies war schon jetzt eine andere Welt als die, die ich über vier lebenslange Jahre gekannt hatte, eine Welt in der Menschen unbeschwert und vergesslich sein würden [...] Und an dieser grell beleuchteten, fremden Welt würde ich keinen Anteil haben.»⁸

Todeszonen

Brittains Gefühl der Entfremdung wurde von vielen Kriegsheimkehrern geteilt, besonders von denen, die an der Westfront gedient hatten. Auch wenn das «Augusterlebnis» teilweise eine Erfindung der Nachkriegspropaganda war, so waren doch viele junge Männer mit freudiger Erwartung in den Krieg gezogen. In Europa und Amerika waren besonders Jungen mit patriotischen Parolen und Tugenden wie Mut, Kraft und Aufopferung erzogen worden, Botschaften, die in paramilitärischen Institutionen wie dem Officers' Corps und den Boy Scouts in Grossbritannien und dem Commonwealth oder durch den kollektiven Drill auf preussischen und französischen Schulhöfen noch verstärkt wurden. Zusätzlich hatten auch Testosteron und jugendlicher Optimismus ihren Beitrag geleistet.

Tatsächlich war 1914 keine besonders einfache Zeit gewesen, um ein Mann zu sein. Die traditionelle Männlichkeit und etablierte soziale Hierarchien waren durch Industrialisierung und Verstädterung unterminiert worden. Die meisten Jobs in einer Fabrik konnten auch von Frauen verrichtet werden, das Leben in der Grossstadt machte es für Arbeiterfamilien notwendig, dass auch die Frauen arbeiten gingen, und das wiederum bedeutete, dass Paare sich entschlossen, weniger Kinder zu bekommen. Neue Arbeitsplätze und Berufe liessen sich nur schwer mit überkommenen Rollenmustern und traditioneller Männlichkeit vereinbaren. Eingeschlossen in anonymen Büros und hinter ihren Schreibmaschinen verschanzt, blass aufgrund des fehlenden Sonnenlichts und nervös durch den ständigen Lärm der Maschinen um sie herum, hatten moderne Büroarbeiter nur wenig mit dem maskulinen Ideal des Kriegers und Beschützers gemein, das sie in der Schule bewundern gelernt hatten. Die feministische Autorin Rosa Mayreder hatte Büros gar als «Särge der Männlichkeit» bezeichnet.

Der Feminismus der Vorkriegsjahre hatte viel dazu beigetragen, das traditionelle Männerbild zu erschüttern. Frauen verlangten das Wahlrecht, den Zugang zu allen Berufen, Plätze an Schulen und Universitäten und sie spielten eine immer stärkere Rolle in Bereichen, die traditionell Männern vorbehalten waren. Eine Flut männlicher Selbstbestätigung war die Reaktion auf diese bohrende Hinterfragung gewesen. Wissenschaftler versuchten vergeblich, die körperliche und intellektuelle Unterlegenheit von Frauen zu beweisen, während männliche Rituale wie Duelle (in Deutschland und Österreich auch in schlagenden Verbindungen) eine neue Blüte erlebten. Schon vor dem

Krieg waren Hunderttausende von Männern an «Neurasthenie» erkrankt, einer Erschöpfungsdepression ähnlich unserem heutigen «Burnout», und in Sanatorien behandelt worden.

So hatten viele Männer den Krieg auch als eine Möglichkeit begrüßt, ihre eigene, in Frage gestellte Männlichkeit mit dem Säbel in der Hand zurückzuerobern und sich in Feuerstürmen in neue, stärkere Helden zu verwandeln, gereinigt von der Schwächlichkeit und den Kompromissen der urbanen Moderne. Ihre Hoffnungen waren grausam enttäuscht worden, denn sie begriffen bald, dass sie im falschen Krieg kämpften.

Tatsächlich war es gerade auch das Fehlen des wirklichen Kampfes, das zum Kriegstrauma beitrug. Frühere Kriege wurden durch Schlachten entschieden, in denen Armeen gegeneinander marschierten und kluge Strategien mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie die Soldaten im Nahkampf zu Sieg oder Niederlage führten. Vor nur einer Generation, im preussischfranzösischen Krieg von 1870, waren neun von zehn gefallenen Soldaten an Wunden gestorben, die sie sich mit aufgepflanztem Bajonett zugezogen hatten, während sie dem Feind ins Auge blicken konnten.

An der Westfront hatte sich das plötzlich und radikal geändert. Der technologische Fortschritt brachte es mit sich, dass Artilleriegeschütze ihre Geschosse, von denen einige mehr als hundert Kilo wogen, über viele Kilometer zielgenau feuern konnten und so Tod und Verstümmelung in Form von Bomben, Schrapnellen und Gas anonym und gesichtslos in die Schützengräben trugen. Für die Soldaten wurde jede Minute ein zermürbend monotones Warten auf den ferngesteuerten Tod. Auf deutscher Seite, in Schützengräben, die immer wieder den Neid der Soldaten auf der anderen Seite hervorriefen, starben zwei Drittel aller Soldaten durch Bombardierung und nicht bei Angriffen. Bei den britischen und französischen Einheiten waren es sogar drei Viertel.

Im Gegensatz dazu starben nur ein Prozent der Soldaten im Nahkampf mit Handfeuerwaffen und Bajonetten, denn die meisten von denen, die an Angriffen teilnahmen, wurden von Maschinengewehren niedergemäht, bevor sie die feindlichen Schützengräben erreichten, oder verreckten elend im Stacheldraht des Niemandslands. In manchen Fällen fielen bis zu 80 Prozent der Angreifer auf diese Weise. Die meisten Soldaten starben, ohne je einen Feind auch nur gesehen zu haben. Sie waren wenig mehr als lebende Zielscheiben, die von Erkundungsflugzeugen identifiziert und dann aus der Ferne vernichtet wurden. Für viele Soldaten war gerade diese Erfahrung verheerend.

Der schreckliche Blutzoll dezimierte nicht nur Kompanien und Bataillone, sondern auch Familien auf der ganzen Welt. Am 1. Juli 1916, dem ersten Tag der Schlacht an der Somme, verlor die britische Seite allein 58'000 Männer (19'000 fielen), etwa zwanzig Prozent ihrer Gesamtstärke. Von den 801 Männern des Neufundland-Regiments konnten beim Appell am Abend nur 68 antworten. Alle Offiziere waren verwundet oder tot.⁹

Binnen sechs Wochen verloren ANZAC-Truppen aus Australien und Neuseeland in dieser Schlacht 31'000 Mann, was für die winzige Dominion Neuseeland bedeutete, dass fast ein Prozent der Gesamtbevölkerung in Flandern den Tod fand. An einem einzigen Tag verlor die britische Armee wesentlich mehr Männer als im Krimkrieg und dem Burenkrieg zusammen. Die Schlacht kostete auch den ersten amerikanischen Soldaten im Ersten Weltkrieg das Leben: Am 31. August wurde Private Harry Butters aus San Francisco gemeinsam mit allen anderen Männern der Royal Artillery Battery durch massiven Beschuss getötet.

Junge Männer, die auf dem Schlachtfeld ihre Männlichkeit haben finden wollen, waren dort auf eine noch extremere gesichtslose Moderne gestossen, in der nichts mehr war, wie es sein sollte. «Der Kubismus beginnt in den Schützengräben», sinnierte der französische Maler Fernand Léger in einem Brief von der Front, in dem er schilderte, wie er um sich herum verstreute Gliedmassen in den Bäumen hängen oder in Bombentrichtern vermodern sah. Ein Foto von damals zeigt ein halbes Pferd, das hoch über dem Erdboden in den gebrochenen Ästen eines Baumes hing.

Die Soldaten auf beiden Seiten erfuhren diese mechanische Apokalypse als einen tiefen Verrat an ihrem Mut und ihrem Opferwillen. Ihr Einsatz, ihr Mut, war nichts im Vergleich zu dem industrialisierten Schlachten im Schlamm, in dem ihre Körper zum Rohstoff des Todes wurden, fast nicht zu unterscheiden von dem allgegenwärtigen graubraunen Dreck, der von Granaten und Bomben so oft aufgerührt und beschossen worden war, dass er sich in Schleim verwandelt hatte, der nach Verwesung und Exkrementen roch und Stiefel und sogar ganze Körper wie ein gärender Sumpf einfach verschluckte. In den Schützengräben starben Helden neben Feiglingen und Patrioten neben Zynikern – ohne jede Logik und ohne jeden Sinn.

Gerettet aus diesem Inferno, aber immer noch hilflos zuckend, wurden die stummen und ausgemergelten Körper der Kriegszitterer zu wortlosen Anklagen gegen einen Krieg, in dem Maschinen den Menschen endgültig überwältigt hatten.

Eine verlorene Generation?

Das Sterben im Weltkrieg war anonym, aber nicht unterschiedslos. In Grossbritannien hatten gerade junge Männer aus den oberen Gesellschaftsschichten an der Front eine sehr geringe Lebenserwartung. Ein Fünftel aller Absolventen des Eliteinternats Eton, die sich freiwillig gemeldet hatten, kam nicht von dort zurück, während der nationale Durchschnitt bei etwa einem Achtel der Rekruten lag. So ist es möglich, die verlorene Generation relativ genau zu beziffern. Von den 26529 freiwilligen Studenten aus Oxford und Cambridge wurden 4933 im Krieg getötet, also wiederum ungefähr ein Fünftel. Dieser Blutzoll war nicht nur wesentlich höher als der nationale Durchschnitt, er übertraf auch die Verluste unter Absolventen aller anderen britischen Universitäten zusammen (4920). Insofern kann man davon ausgehen, dass die legendäre verlorene Generation aus ungefähr 10'000 jungen Mitgliedern der oberen Gesellschaftsklassen bestand, die im Krieg gefallen waren.

Natürlich machten Artilleriegeschosse und Giftgas keine sozialen Unterschiede, aber das britische Klassensystem erwies sich für die jungen Mitglieder der sozialen Elite tatsächlich als tödlicher Feind. Absolventen einer guten Universität oder einer bekannten Privatschule und Mitglieder der führenden Familien wurden üblicherweise sofort Offiziere und damit fast ohne Ausbildung direkt an die Front geschickt, um dort das Kommando zu übernehmen. Aber auch wenn die Verluste in dieser Schicht bei etwa 20 Prozent und damit wesentlich höher lagen als sonst, so bedeutet das doch auch, dass achtzig Prozent der jungen Männer von der Front zurückkehrten und ihr Leben wieder aufnahmen, und es ist gleichfalls wichtig, daran zu erinnern, dass 96 Prozent der Infanteriesoldaten, die an der Westfront fielen, keine Offiziere und keine Absolventen renommierter Universitäten waren.

Trotzdem erzählen diese Zahlen nur die halbe Geschichte. Bis zum Beginn des Krieges hatte Grossbritannien eine professionelle Armee gehabt, in der traditionell die jüngeren Söhne der wohlhabenden und aristokratischen Familien Karriere machen konnten, während junge Männer aus der Arbeiterklasse sich als einfache Soldaten verdingten. Die Trennung der sozialen Klassen wurde strikt aufrechterhalten, so dass auch die Folgen von blutigen Konflikten wie dem Krimkrieg vor der allgemeinen Bevölkerung mehr oder weniger geheimgehalten werden konnten, nicht nur wegen der erheblichen Entfernungen, sondern auch durch unsichtbare Barrieren in der Heimat. Söh-

ne der Mittelschicht hatten an Grossbritanniens Kriegen relativ selten teilgenommen.

Nach den dramatischen Verlusten der ersten Kriegsjahre jedoch wurde 1916 in Grossbritannien die Wehrpflicht eingeführt, was die Situation völlig veränderte. Fast von einem Tag auf den anderen betraf der Krieg nun junge Männer aus allen Gesellschaftsschichten und deren Familien, und zusätzlich zu den Gefallenen, deren Namen an Kriegerdenkmalen eingemeisselt wurden, kamen allein in Grossbritannien 1,7 Millionen Männer mit amputierten Gliedmassen oder entstellten Gesichtern zurück, während andere noch immer unter den Symptomen des Shell Shock litten. Diese Opfer betrafen plötzlich nicht bloss die höchsten und niedrigsten Klassen der Gesellschaft, sondern wurden von allen Familien beklagt. Für die britische Gesellschaft war das ein fürchterlicher Schock.

Noch heute spricht man in Grossbritannien von der verlorenen Generation – eine historische Grösse, die oft postuliert und nur selten hinterfragt wird. Tatsächlich aber handelt es sich weitgehend um einen Mythos. Nach Angaben der Armee waren am Ende des Krieges 673'375 britische Soldaten tot oder vermisst (diese Zahl erhöht sich auf knapp eine Million, wenn Truppen aus dem Commonwealth mitgezählt werden), und die britischen Verluste waren zwar schrecklich, aber wesentlich weniger gravierend als die anderer Länder. So hatten zwei Millionen Deutsche ihr Leben verloren, 1,1 Millionen aus Österreich-Ungarn, 1,8 Millionen Russen und 600'000 Italiener – Zahlen, die übrigens auch das schreckliche Leiden jenseits der Westfront belegen. Der Bruder der Schriftstellerin Vera Brittain zum Beispiel fiel bei Asiago nördlich von Venedig.

Auch proportional gesehen waren die britischen Verluste weniger einschneidend als die anderer Nationen. Serbien, Russland und das ehemalige Osmanische Reich hatten die höchsten Verluste unter der Zivilbevölkerung zu beklagen (allein das monumentale Verbrechen an der armenischen Bevölkerung kostete mehr als eine Million Zivilisten das Leben), während Frankreich unter den westlichen Nationen die am schlimmsten betroffene war. 1,4 Millionen Soldaten und Zivilisten, d.h. 3,5 Prozent der gesamten französischen Bevölkerung und siebzehn Prozent aller Soldaten hatten ihr Leben verloren. Die britischen Zahlen lagen im Vergleich dazu bei 1,6 Prozent und zwölf Prozent. Tatsächlich war die sogenannte verlorene Generation sogar noch zahlreicher als die vorangegangenen Generationen, denn viele junge Männer, die sonst nach Australien, Neuseeland, Kanada oder in die USA emigriert wären, zogen es vor, zu Hause zu bleiben.

Mythen aber kümmern sich nicht um Zahlen. Der britische Mythos der verlorenen Generation idealisierte besonders die «Blüte der Jugend», gebildete und kultivierte junge Männer aus gutem Hause, von denen behauptet wurde, sie hätten mehr als andere Opfer gebracht. Zumindest teilweise stimmt das mit den Fakten überein, denn wie auch in Deutschland, Österreich oder Frankreich meldeten sich Söhne aus solchen Familien schon zu Kriegsbeginn mit hoher Wahrscheinlichkeit freiwillig, teils, weil das dem Ethos ihrer Erziehung entsprach, und auch, weil sie ganz einfach nicht so unabhkömmlich waren wie junge Männer aus der Arbeiterklasse, die bereits einen Job hatten und auf deren Einkommen eine Familie angewiesen war, die also nicht einfach ihre Werkzeuge fallen lassen und in den Krieg ziehen konnten.

Traumatisiert

Die Begriffe «Lost Generation» und «Shell Shock» sind zu festen Bestandteilen der britischen Erinnerung geworden, wohl auch, weil sie in gewisser Weise das Gefühl des Verrats und des unbegreiflichen Schreckens umschreiben, das sich nach 1918 in ganz Europa manifestierte. Ein ganzer Kontinent litt unter Shell Shock, und die physischen Symptome der Opfer wurden in einer grossen Inversion zu einer Art Metapher für das kollektive Trauma.

Tatsächlich wurde Shell Shock – oder was wir heute Posttraumatische Belastungsstörung nennen würden – nicht nur in Grossbritannien beobachtet. In Deutschland und Österreich nannte man diese Patienten wie schon erwähnt Kriegszitterer, in Frankreich *névrosés de la guerre*. Besonders an der Westfront und an den felsigen Abhängen der Dolomiten, wo jeder Meter erbittert umkämpft war und der Krieg sich als ein Inferno aus befestigten Stellungen, Schützengräben und intensivem Artilleriebeschuss darstellte, waren Psyche und Körper der Soldaten, die dieser Hölle ausgesetzt gewesen waren, unter der dauernden Beanspruchung schlicht zusammengebrochen. Einige der Patienten litten unter symbolischen Symptomen: Ein junger australischer Scharfschütze erblindete auf dem rechten Auge, andere konnten den Zeigefinger, den sie zum Abdrücken benutzt hatten, nicht mehr beugen, als ob ihre Körper beschlossen hätten, nicht mehr gegen ihr eigenes Gewissen zu funktionieren. Die meisten von ihnen berichteten über fürchterliche, nieder-

schmetternde Träume, die sie Nacht für Nacht heimsuchten, so dass sie panische Angst vor dem Einschlafen bekamen.

1919 veröffentlichte der amerikanische Psychiater Elmer Ernest Southard eine Sammlung von Fallstudien zu Kriegszitterern und anderen Verletzungen, die tiefe Wunden in der Psyche der Patienten hinterlassen hatten. Sein Werk war nicht nur deshalb aussergewöhnlich, weil es das neue Phänomen des Shell Shock in seiner ganzen Ernsthaftigkeit und in der Breite seiner Symptome darstellte, sondern auch, weil es von Anfang an international konzipiert war. In nüchterner Medizinersprache gehalten, war es ein Katalog von psychischen und physischen Äusserungen des Kriegstraumas, die zusammen mit den Namen der behandelnden Ärzte aufgelistet waren:

Fall 81 (Juquier und Quellien, Mai 1917) [französisch]

Soldat, ein Geschoss war neben ihm explodiert, beobachtet im Krankenhaus: «Er stand plötzlich auf, machte ein paar Schritte, es schien, als ob er ängstlich lauschte, als ob er vorsichtig sein musste. Er sah auf, schaute nach etwas, dessen Geräusch näherkam, wollte seinen Kopf senken, machte eine kleine, plötzliche Bewegung und sagte ‚Poum!‘, als wollte er das Geräusch einer Explosion nachmachen. Er machte einige weitere Schritte, dieselben Bewegungen wurden wiederholt, dasselbe ‚Poum!‘ geäussert. Das dauerte etwa eine Viertelstunde, während derer der Patient sich seiner Umwelt nicht bewusst war.

Äpfel im Niemandland

Fall 165 (Weygandt, 1915) [deutsch]

Ein Soldat kletterte im November 1914 plötzlich aus dem Schützengraben und begann von einem Apfelbaum mitten in der Schusslinie Äpfel zu pflücken. Eigentlich wollte er einen Beutel Äpfel für seine Kameraden ernten, dann aber begann er, die französischen Schützengräben mit Äpfeln zu bewerfen. Er wurde zurückgerufen und wegen seines seltsamen Verhaltens ins Krankenhaus eingeliefert. Er sprach wie unter grossem Druck und litt unter Ruhelosigkeit; er kletterte auf die Pfosten seines Schlafrums und verkündete laut, er wolle zurück in den Schützengraben, er wolle nicht lebendig nach Deutschland zurückkehren, er wolle nicht länger als bis morgen leben, er habe sich verständigt, er habe einen Schandfleck auf dem Herzen.

Fall 475 (Purser, Oktober 1917) [britisch]

Ein Engländer, 21, in einem Infanterieregiment, im Mai 1915 ins Dublin University V.A.D. Hospital eingeliefert, stumm, visuell und auditiv beeinträchtigt, erweiterte Pupillen, Tremor, Ruhelosigkeit, Schwäche, gibt den Anschein von visuellen Halluzinationen. Obwohl verdächtig wurde er doch für die ersten Tage freundlich behandelt, erlangte sein Gehör zurück und schrieb einige Dinge auf, an die er sich von zu Hause und vom Krieg erinnerte, manchmal unter viel Zittern und Schwitzen. Er schrieb auf: «Irenhaus; nicht einsperren; ich bin nicht verrückt.»¹⁰

Soldaten mit Shell Shock wurden in den verschiedenen Ländern unterschiedlich behandelt, je nach der Bereitschaft des jeweiligen medizinischen Establishments, die Eigenart dieses Syndroms zu verstehen und es mit innovativen Methoden zu behandeln. Als ein ironisches Nebenprodukt des industriellen Schlachtens führte die Flut der an Leib und Psyche verletzten Soldaten so auch zu grossen Fortschritten in der kosmetischen Chirurgie, bei der Produktion anatomisch korrekter und funktionaler Prothesen und bei der Behandlung von seelischem Trauma.

Dieses Trauma war allgegenwärtig und kollektiv. Nach 1918, nachdem sie ertragen hatten, was niemand ertragen kann, und gesehen hatten, was niemand sehen darf, erlebten viele der heimkehrenden Soldaten ihre Rückkunft als eine schmerzhaft, verwirrende und entmutigende Erfahrung. Jeder von ihnen trug ein Trauma in sich, und in der ohrenbetäubenden Stille, mit der die persönlichen Tragödien in den ersten Jahren nach dem Krieg belegt wurden, fühlten sie sich verlassen in einer friedlosen Gegenwart, deren Fundamente tief erschüttert waren.

Der Krieg öffnete einen tiefen Graben zwischen Veteranen und Zivilisten, rechts und links, jung und alt, zwischen denen, die eine neue Gesellschaft wollten, und denen, die der alten Ordnung nachtrauerten. Alle Gesellschaften waren nicht nur wirtschaftlich ärmer geworden, sondern hatten auch an Zusammenhalt verloren, waren weniger hoffnungsvoll und weniger stabil. Gegen Ende des Krieges, im August 1918, als die Situation am kritischsten geworden war, überzog eine Grippeepidemie die Welt. Diese «Spanische Grippe» kostete nach konservativen Schätzungen weltweit fünfzig Millionen Menschen, etwa drei Prozent der Weltbevölkerung, das Leben, auch wenn die Todesziffer in den dichtbesiedelten Teilen Europas und der USA wesentlich höher war. Allein Frankreich hatte 400'000 Opfer zu beklagen, ironi-

scherweise in derselben Altersgruppe, in die der Krieg schon klaffende Lücken gerissen hatte, denn die starke Immunreaktion junger und gesunder Menschen bedeutete, dass mehr von ihnen an der Grippe starben. Mächtige Nationen sahen sich in einen dauerhaften Notstand gestürzt. Die demographische Krise ging Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Krise – beide drohten, eine politische und kulturelle Katastrophe zu verursachen.

Ein brandneues Wörterbuch

Wenn diese labile Situation ein Wegbereiter für Neues war, so entstand dieses Neue aus einem Mangel an Verständnis für das, was geschehen war, aus einem Schockgefühl heraus. Was früher einmal vertraut gewesen war, war fremd geworden. Die britische medizinische Fachzeitschrift *The Lancet* kommentierte die Situation so: «Einige Männer blind, einige Männer stumm, einige verrückt, und sie sind alle MÄNNER, mit einer neuerworbenen Bedeutung dieses Wortes; denn es gibt jetzt eine neue Bedeutung in vielen alten Wörtern. Wir bräuchten ein brandneues Wörterbuch [...].»¹¹ Aber so ein Wörterbuch gab es nicht, niemand kannte die Zauberformel, die Geheimnisse einer fremd gewordenen Welt zu erschliessen.

Der ganze Kontinent teilte den stummen, verständnislosen Schrecken und starrte in die Welt des sogenannten Friedens mit den angstgeweiteten Augen der Kriegszitterer, die von ihren Erlebnissen überwältigt waren. Millionen von heimkehrenden Soldaten mussten feststellen, dass es nicht möglich war mitzuteilen, was sie erlebt hatten, zu verstehen, was geschehen war und warum. Sie wussten lediglich, dass sie betrogen worden waren, dass sie unter falschen Versprechungen in Todesgefahr gewesen waren, dass der enorme Optimismus, der der aggressiven, schwindelerregend energiegeladenen Welt von vor 1914, unwiederbringlich verloren war.

Dieses allgemeine Gefühl der Entwurzelung und des Betrogeneins wurde von Siegern und Besiegten gleichermaßen beschrieben, und schon die blossen Zahlen sprechen für sich. Allein Deutschland musste sechs Millionen heimkehrende Soldaten und 2,7 Millionen Kriegsversehrte wieder in die Gesellschaft und den Arbeitsmarkt integrieren. Diese Männer hatten nicht nur körperliche Wunden davongetragen, aber kaum jemand sprach jemals darüber, und Kindern wurde es verboten, danach zu fragen.

In Frankreich äusserte sich das Gefühl des Verlusts und des Verrats besonders stark. Das Land hatte stärker gelitten und geblutet als jedes andere in Westeuropa. Mehr als zehn Prozent der Bevölkerung waren dem Krieg zum Opfer gefallen, und die Zivilbevölkerung hatte gehungert und besonders stark unter der Grippeepidemie gelitten. Die Industrieproduktion war eingebrochen, es gab zu wenige Arbeiter. Im Nordwesten des Landes, wo die schlimmsten Abschnitte der Westfront verlaufen waren, waren Tausende von Dörfern in Schutt und Asche gelegt worden, Zehntausende von Geschäften verschwunden, Millionen Kühe, Schafe, Schweine und Pferde geschlachtet worden oder verendet, Tausende Hektar Ackerland unbrauchbar und chemisch verseucht. Frankreich war hochverschuldet, und innerhalb des ersten Jahres nach dem Krieg verlor der Franc die Hälfte seines Wertes.

Diese schwierige wirtschaftliche Situation war auch die Bühne für einen schweren Generationskonflikt, der sich nach 1918 rasch anbahnte. Nicht nur für die Heimkehrer war die Umstellung schwer, auch für die, die zu Hause geblieben waren, war der Beginn der Friedenszeit bitter und desillusionierend. Eine ganze Generation junger Männer war mit der patriotischen Rhetorik der Kriegszeit aufgewachsen und auf einen Heldentod auf dem Felde der Ehre vorbereitet worden. Nun mussten diese jungen Männer und Frauen plötzlich erkennen, dass solche Gefühle nicht mehr gefragt waren, dass stattdessen von ihnen erwartet wurde, als nüchterne, gesetzte Bürger am Wiederaufbau ihres Landes mitzuarbeiten, eines Landes, das ärmer, weniger selbstsicher und weniger einflussreich in der Welt geworden war. «Aufgewachsen in einem verlorenen Europa aus Blut und Hass, umgeben von verrückten und verängstigten Männern, was für eine Orientierung, was für eine Unterstützung kann unsere Jugend finden?», fragte einer von ihnen, Marcel Arland.¹²

Gerade viele junge Menschen fanden es schwierig, sich an das neue, unheroische Klima zu gewöhnen. Vor dem Krieg, als Schuljunge, hatte der französische Schriftsteller Pierre Drieu la Rochelle davon geträumt, stark und athletisch zu sein, und er hatte darunter gelitten, dass er nicht über den Körperbau eines Champions verfügte. Nur kurze Zeit später, auf dem Schlachtfeld, führte er einen Angriff mit aufgepflanztem Bajonett an und entdeckte in seinem mageren, unmännlich feinen Körper ungeahnte Reserven an Energie und Mut. Er liebte es, Soldat zu sein, liebte jeden Moment dieser Erfahrung, liebte es, nach dem dekadenten und komplexen Leben der modernen Grossstadt seine ganze Existenz aufs Töten und Getötetwerden

reduziert zu sehen. Er zelebrierte den Krieg und war entsetzt, als der Friede ausbrach und er in die Banalität des bürgerlichen Lebens zurückgestossen wurde.

Junge Männer wie der Journalist und Schriftsteller Jean Prévost waren ebenfalls bitter enttäuscht über den schäbigen Frieden: «Sie haben uns beigebracht, dass nur eine Sache respektabel ist: zu kämpfen. Wir akzeptierten, dass wir den Frontkämpfern gegenüber minderwertig waren und den Rest unseres Lebens damit verbringen würden, diese Männer zu bewundern. Wir verachteten Zivilisten und hatten keinen Respekt für alte Männer, Lehrer, Frauen, uns selbst [...] Als der Krieg zu Ende war, nahmen wir an, dass jetzt alles anders werden würde. Wir würden glücklich sein; wir würden ein ernsthaftes Volk werden, wie die Amerikaner.»¹³ Doch als der Friede kam, änderte sich nichts. Die rückkehrenden Soldaten waren keine strahlenden Helden, zu denen man aufschauen konnte – viele waren traumatisiert und fanden sich nicht mehr zurecht in der zivilen Gesellschaft, manche waren verkrüppelt, und sie hatten kein Verständnis und keine Geduld für Teenager, die nach Vorbildern suchten.

So entstand ein tiefes gegenseitiges Misstrauen zwischen den Veteranen und der Gesellschaft, die sie verteidigt hatten. «Das, worüber sich alle Selbstanalysen der Nachkriegsgeneration einig waren, war die Einzigartigkeit ihrer Erfahrung, ihre Skepsis gegenüber den Werten der Vorkriegszeit, ihre Offenheit für neue Wege und ihre Entfremdung von den zurückkehrenden Veteranen», schreibt Robert Wohl über die Generation von 1914. «Ihre Ambivalenz den zurückkehrenden Veteranen gegenüber [...] war auch eine Folge der Enttäuschung. Dazu erzogen, die Männer in Blau als Helden zu verehren, fanden sie die Rückkehrer unreif, zu wenig ernsthaft, hoffnungslos altmodisch in ihren Werten. Sie waren zudem abgestossen von ihrer [...] scheinbaren Besessenheit mit dem Tod, enttäuscht über ihre Machtlosigkeit, wirkliche Veränderungen herbeizuführen, und gelangweilt von ihrer Obsession mit dem Krieg.»¹⁴

Der 18-jährige Franzose Jean Prévost hatte beschrieben, wie die verkrüppelten und entstellten Soldaten von der Front ihn angeekelt hatten. Das waren nicht die Helden, die er erwartet hatte. In Deutschland und Österreich waren die Reaktionen oft ganz ähnlich, wenn Menschen mit den physischen und psychischen Verletzungen der Frontkämpfer konfrontiert wurden.

Die verzweifelten Gestalten, die bald in allen grossen Städten auf den Strassen bettelten, waren nicht die Helden der patriotischen Propaganda, de-

ren männliche Körper für eine grosse Zukunft gestählt worden waren, wie Redner und Leitartikler immer wieder behauptet hatten. Der Krieg war anders gewesen, als er hätte sein sollen. Er hatte die hübschen Dörfer, die Felder und Wiesen Belgiens und des nordöstlichen Frankreichs in eine lebensfeindliche Mondlandschaft verwandelt, hatte tiefe Narben in die majestätischen Felsmassive der Alpen geschlagen, hatte die Landstriche der Ostfront mit Blut und Tod überzogen, von Riga an der Ostsee bis nach Czernowitz in der heutigen Ukraine und nach Gallipoli an der türkischen Küste. Vor allem aber hatte er Menschen in Wracks verwandelt, Helden von gestern in wortlose Anklagen, denen oft die Ablehnung der Gesellschaft entgegenschlug und die immer wieder als Unruhestifter, Bettler, Träger von medizinischen und moralischen Infektionskrankheiten, gefährliche Subversive und hässliche Erinnerung an die Schande und die Katastrophe des Krieges dargestellt wurden.

Während die meisten Menschen es vorzogen, sich abzuwenden, wenn ihnen ein solches Gesicht begegnete, wählten einige expressionistische Künstler gerade diese Schrecken als Material für Darstellungen des hässlichen Kriegsantlitzes, die dort weiterbohrten, wo die Fotografie endete. Besonders George Grosz und Otto Dix füllten immer neue Leinwände mit Figuren, die an das groteske Leiden und die verbohrt Obsession des Militärs mit Tod und Ehre erinnerten – die leeren Augen der Kriegsblinden auf der einen Seite und die toten Schweinsaugen und rasierten Köpfe der selbstzufriedenen Monster in Uniform auf der anderen.

Kenotaph und Heidenhain

Am 19. Juli 1919, als Grossbritannien das offizielle Ende des Krieges mit einer Siegesparade beging, wurde in Whitehall, direkt vor Downing Street, ein Monument aus Holz und Gips enthüllt, ein Kenotaph für die Millionen von Soldaten, deren Überreste nicht mehr zu identifizieren waren und deren zermalmte Körper in anonymen Kriegsgräbern auf dem Schlachtfeld lagen. Dieses «leere Grab» des Unbekannten Soldaten wurde später durch ein steinernes Monument ersetzt, das bis heute dort steht. Der Unbekannte Soldat, ein Held ohne Gesicht, wurde zum Gesicht des offiziellen Gedenkens an eine Katastrophe, die das menschliche Fassungsvermögen überstieg.

Im darauffolgenden Jahr wurde zusätzlich zum Kenotaph auch der Kör-

per eines anonymen britischen Soldaten zwischen Königen und Königinnen in der Westminster Abbey beigesetzt. Auch andere Länder bauten Gräber für den Unbekannten Soldaten, so zum Beispiel in Paris unter dem Arc de Triomphe, in Roms bombastischem Monumento a Vittorio Emanuele II. oder auf dem Zentralplatz des Arlington Cemetery, des wichtigsten Militärfriedhofs in den Vereinigten Staaten.

In Deutschland erklärten sich die Stadtväter von Weimar bereit, den Kummer der Nation direkt ins spirituelle Herz des Landes hineinzunehmen, an den Wohnort von Goethe, Schiller und Nietzsche. Ein 1924 vorgestellter architektonischer Plan zeigte einen Ehrenhain, auf dem auf dem Hang direkt hinter Goethes berühmtem Sommerhaus Tausende von Soldatengräbern angelegt werden sollten. Die finanzielle Lage der Stadt erlaubte es jedoch nicht, dieses Projekt auch umzusetzen.

Die Geister der Soldaten, die nie nach Hause zurückkehrten, wurden zu zentralen Bestandteilen der Erinnerung, zum Mittelpunkt der allgemeinen Trauer. Trotzdem verfolgten sie auch weiterhin die Lebenden, und viele Aspekte der Zwischenkriegszeit können nur aus der Perspektive des Traumas, des Betrogenseins und der Enttäuschung verstanden werden. Rituale der Erinnerung sollten immer auch eine Gemeinsamkeit der Trauernden herstellen, aber tatsächlich standen sogar die Monumente selbst immer wieder im Zentrum politischer Auseinandersetzungen. Das Auseinanderbrechen von Gesellschaften, das durch den Krieg vier Jahre lang scheinbar in den Hintergrund gerückt war, setzte sich jetzt mit unverminderter Kraft fort, und die zerstörten Sicherheiten der Vergangenheit schufen eine starke Sehnsucht nach grossen Wahrheiten und gütigen Antworten.

Im Zuge der Bemühungen, den erlittenen Verlust zu verstehen, wurden neue Sicherheiten konstruiert. Eine von ihnen war die nostalgische Vision einer intakten, fast paradiesischen Welt vor 1914, die schon bald in Filmen, Operetten, Romanen und Zeitungen ihren Niederschlag fand. Das Verlangen nach einer stabilen Wahrheit und einer überzeugenden Kausalerklärung, die an die Stelle der seit Sommer 1914 herrschenden Orientierungslosigkeit treten sollten, war so stark, dass dieselben Menschen, die die Welt in der Zeit von 1900 bis 1914 als schwindelerregend, beängstigend und überwältigend schnell erlebt hatten, jetzt gewillt waren, diese selbe Zeit als einen goldenen Spätsommer des 19. Jahrhunderts zu sehen, in dem die Menschen noch moralisch aufrechte Leben gelebt hatten, wussten, wo sie hingehörten, und sich den verfeinerten Ritualen des bürgerlichen Lebens und der Förderung der



Das leere Grab der Erinnerung:
Kenotaph in Whitehall, London

Künste gewidmet hatten.

Anfang der 1930er Jahre war das Bild einer «goldenen Welt von gestern» bereits so fest etabliert, dass der Kontrast zur zersplitterten und konflikthaften Gegenwart nur umso grösser schien. Campbell Willie Martin lebte nach dem Krieg in London und war Familienvater geworden. Die Militärakten verraten nichts darüber, ob auch er an diese intakte

Welt vor dem Sündenfall glaubte. Vielleicht war er nicht so leicht zu täuschen, denn viele der traumatisierten Patienten von damals berichteten darüber, dass die schrecklichen Erlebnisse in den Schützengräben jede Nacht wiederkehrten. Die Träume und die Wunschträume der Welt nach 1918 klafften weit auseinander.

1919

Ein poetischer Staatsstreich

Wir Kulturvölker, wir wissen jetzt, dass wir sterblich sind.

Wir hatten gehört von ganzen Welten, die verschwunden sind, von Reichen, plötzlich vom Abgrund verschlungen mit allen ihren Menschen und all ihren Werkzeugen, hinabgesunken bis auf den unerforschbaren Grund der Jahrhunderte, samt ihren Göttern und ihren Gesetzen [...].

Elam, Ninive, Babylon waren nur klangvolle Namen und der völlige Untergang dieser Welten hatte für uns geradeso wenig Bedeutung wie ihr Dasein. Aber Frankreich, England, Russland könnten ebenso klangvolle Namen sein [...] Und wir sehen jetzt, dass der Abgrund der Geschichte Raum hat für alle.

Paul Valéry, «Die Krise des Geistes» (1919)

Niemals wurde eine Stadt triumphaler eingenommen als am 12. September 1919, als ein Konvoi von Lastwagen voller Freiwilliger in Phantasiuniformen unter dem Jubel der 30'000 Bewohner in die kleine Hafenstadt Fiume an der Adria rollte. Ganz vorne dabei war eine lebende Legende, ein Kriegsheld und Italiens grösster lebender Dichter: Gabriele D'Annunzio, der alles aufs Spiel gesetzt hatte, um die Stadt von ihren Besetzern zu befreien und ins Mutterland Italien zurückzuholen. Vom reich beflaggten Balkon des Rathauses aus sprach der Meister zur begeisterten Bevölkerung: «Italiener von Fiume [...] hier bin ich [...] Lasst mich heute nur eines sagen [...] Hier ist ein Mann, der alles aufgegeben hat, um ganz Eurer Sache zu dienen [...] Hier bin ich [...] Ich, der Freiwillige, der in allen Waffengattungen gekämpft hat, ich, der verwundet und verstümmelt wurde, ich reagiere auf die tiefe Sorge meines Landes, indem ich verkünde, dass Fiume heute auf ewig zur Mutter Italien zurückgekehrt ist.»¹

Die heroische Geste stiess freilich schon bald auf ein kleines Problem: Mutter Italien wollte die Stadt mit ihrer mehrheitlich italienischen Bevölke-

rung an der kroatischen Küste gar nicht zurückhaben. Im Zuge der Verhandlungen über den Vertrag von Saint-Germain war sie Kroatien zugesprochen worden, und Italien hatte andere Gebiete als Kompensation erhalten. D'Annunzios politische Eskapade war nicht willkommen, und der Premierminister tat so, als wisse er von nichts, selbst nachdem der Autor und frischgebackene Autokrat ihm einen blumigen Brief geschrieben hatte, in dem er ihm Fiume zu Füssen legte.

Doch D'Annunzio liess sich nicht entmutigen und schuf auf den achtundzwanzig Quadratkilometern, die er erobert hatte, einen Freistaat. Er war schliesslich ein Meister der grossen Geste. Während des Krieges hatte er sich trotz seines Alters von 52 Jahren freiwillig gemeldet und hatte sich dort engagiert, wo es am gefährlichsten war. Er hatte Flugzeuge geflogen, an Gefechten teilgenommen und immer im Zentrum der Gefahr gestanden. 1918 gelang ihm ein wahres Heldenstück, als er Wien, die Hauptstadt von Italiens Erzfeind, mit einem Flugzeug überflog und dabei Hunderte von Flugblättern über der Stadt abgeworfen hatte. Die Blätter trugen Italiens Nationalfarben und die stolze Botschaft, dass der Held der Lüfte statt Literatur auch Bomben hätte abwerfen können. Schon damals aber war der Dichter nur Passagier, ein Unfall bei einer früheren Mission hatte ihn sein rechtes Auge gekostet, er hatte für sein Vaterland echte Opfer gebracht.

Vielleicht war dieses Opfer aber auch nicht auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht wurden, sondern vielmehr für D'Annunzio selbst, einen der faszinierendsten Autoren in einer Zeit voller interessanter Charaktere. Klein, glatzköpfig und alles andere als gutaussehend, brüstete er sich dennoch damit, Hunderte von Frauen verführt zu haben, unter ihnen einige der reichsten, aristokratischsten und berühmtesten ihrer Zeit. Ein moderner Dandy mit dem sexuellen Appetit eines antiken Satyr, hatte er einige Jahre in Paris verbracht, um vor seinen italienischen Gläubigern zu fliehen, die ihm einen ausschweifenden Lebensstil finanziert hatten, einschliesslich mehrerer prächtiger Villen und einer Garderobe mit Hunderten von Schuhen, zahllosen Handschuhen aus exquisitem Leder in jedem erdenklichen Farbton sowie einem Nachthemd, das vorne über ein goldbesticktes Loch verfügte, um dem Dichter den Vollzug seiner Affäre mit der Dame der Stunde zu vereinfachen. Er war ein würdiger Erbe Casanovas und gleichzeitig der Autor von schwindelerregenden Versen und Prosawerken voller Leidenschaft, Sinnlichkeit und Verweisen auf die Antike, ein moderner Ikarus, der der Sonne immer näherkam. Während seiner Zeit als Kampfpilot bestieg er sein Flugzeug stets in

makellosen Lacklederstiefeln, die jeden Morgen von seinem treuen Diener auf Hochglanz gebracht wurden.

Sogar seine grössten Widersacher mussten zugeben, dass seine Dichtung aussergewöhnlich war: sinnlich, sensibel und stark, und gleichzeitig völlig amoralisch. Er hatte es immer verstanden, die Gefühle seiner Zeit in provokante Formulierungen zu fassen. Während des *fin de siècle* hatte er sich als Fürst der dekadenten Poeten inszeniert, am Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckte er das Fliegen und verherrlichte die Geschwindigkeit, die schnellen Maschinen und die verführerische Erregung, bei Kriegsausbruch war er nicht nur Soldat, sondern auch der Barde der männlichen Tugenden und des Kampfes. Jetzt, in Fiume, war er wieder dabei, sich selbst neu zu erfinden.

Es war ein Gefühl der Empörung, das D'Annunzio dazu veranlasst hatte, an der Spitze einer Truppe von desillusionierten Soldaten und bunten Abenteurern die kleine italienische Enklave einzunehmen. Der Dichter und sein Gefolge fühlten sich verraten und enttäuscht von den Friedensbedingungen, die anderen Nationen Ländereien zusprachen, die seiner Ansicht nach zu Italien gehörten. Er war fest entschlossen, seine Machtposition als lebende Legende zu nutzen und etwas Neues zu schaffen, eine neue Bewegung, eine neue Gemeinschaft. Schon während des Krieges, als er die Regierung in spektakulären öffentlichen Reden immer wieder dazu gedrängt hatte, früher in den Krieg einzutreten, hatte er erkannt, wie charismatisch er auf die Massen wirkte, und er hatte begonnen, die Macht, die er in solchen Augenblicken über eine Menschenmenge ausübte, mit einer fast erotischen Intensität zu lieben:

Gesichter, Gesichter, Gesichter; die gesamte Leidenschaft jedes einzelnen Gesichts trifft auf mein verwundetes Auge, zahllos wie warme Sandkörner in der Faust [...] Riesig, wogend, heulend. Ich fühle meine Blässe brennen wie eine weisse Flamme. In meinem Inneren ist nichts von mir selbst übrig, ich bin wie der Dämon des Aufruhrs, ich bin wie der Genius des freien Volkes [...] Endlich sehe ich mein Credo in Blut und Geist. Ich bin nicht mehr von mir selbst berauscht, sondern von meiner ganzen Rasse [...] Ihre Bewegung bewegt auch mich. Ich steige auf, um sie zu krönen, und ich steige auf, um mich zu krönen [...] Der Mob heult und windet sich und ich zeuge sein Schicksal. Die Menge ist wie weissglühendes Metall. Alle Mündler der Gussform sind offen. Eine riesige Statue wird gegossen.²

Der Dichter als Diktator schuf in Fiume eine neue Staatsform, die er entgegen dem Willen seiner Mitverschwörer nicht Republik, sondern *impresa* nannte – ein Abenteuer, ein Unternehmen, einen Coup – die *Impresa di Fiume*. Seine emotionalen Reden vom Balkon des Rathauses aus wurden zu täglichen Ereignissen, und seine Truppen hörten ihm gerne zu, auch wenn sie schon bald vom Leben in der kleinen Hafenstadt gelangweilt waren. Der kleine Diktator stand allein auf dem grossen Balkon und hob die Hand zum römischen Gruss, den er auf der Bühne der Pariser Oper gesehen und bewundern gelernt hatte. Er erschien in Uniform und liess sich als Duce ansprechen.

Die Brüder Osbert und Sacheverell Sitwell, zwei britische Reisende und Literaten, fanden den Alltag in der abtrünnigen Republik unwiderstehlich komisch. Sie waren gekommen, um D'Annunzio zu treffen, und beschrieben das Rathaus als «im bekannten Renaissance-Elefantitis-Stil gebaut, der von Gemeinderäten überall in der Welt so geliebt wird». Die Brüder verfügten über hervorragende gesellschaftliche Verbindungen und wurden tatsächlich zum Duce vorgelassen. Vorher allerdings hatten sie mit Erstaunen und Verwirrung das Leben auf den Strassen rund um das Rathaus zur Kenntnis genommen: «die allgemeine Animiertheit und die laute Lebhaftigkeit schienen ein neues Land, ein neues System anzukündigen [...] Jedermann hier schien eine Uniform zu tragen, die er selbst entworfen hatte: einige von ihnen hatten Bärte, andere hatten ihre Haare ganz abrasiert, um dem Duce selbst ähnlicher zu sehen, der inzwischen völlig kahl war, andere hatten riesige Haarschöpfe kultiviert, einen halben Fuss lang, die über ihren Stirnen hin und her schwankten, und trugen, ganz hinten auf ihrem Kopf balanciert, einen schwarzen Fez.»³ Einige der Freiheitskämpfer waren weisshaarige Veteranen, die schon vor einem halben Jahrhundert mit Garibaldi in die Schlacht gezogen waren.

D'Annunzio war ein unverbesserlicher Romantiker. Er entwarf eine Verfassung für seinen kleinen Staat, die einerseits auf einem Ständemodell basierte, andererseits aber in vielerlei Hinsicht sehr fortschrittlich war. Sie propagierte die völlige Gleichheit von Männern und Frauen, von Religion und Atheismus, eine freie und nicht religiöse Erziehung für die Kinder, die absolute Gewaltenteilung im Staat und eine starke demokratische Basis. Viele Einflüsse waren hier am Werk gewesen, nicht zuletzt der des Gewerkschafters und Anarchisten Alceste de Ambris, aber schliesslich war es doch der poetische Potentat, der dem gesamten Text seinen Stempel aufdrückte und den soliden, aber nicht besonders inspirierenden neun Ständen (Arbeiter,



Ein Westentaschen-Duce und grosser Dichter: Gabriele D'Annunzio nach dem Weltkrieg

Lehrer, Seeleute...) einen zehnten hinzufügte, den er *energia* nannte und der ausschliesslich aus Künstlern bestehen sollte, zur Inspiration der gesamten Gesellschaft. Eines der wichtigsten Prinzipien der Verfassung war die Musik, eine angemessene Wahl für den Duce, dessen aktuelle Geliebte, eine launische italienische Pianistin, samt Flügel mit

ihm im Rathaus residierte, wo D'Annunzio die Staatsgeschäfte zu den Klängen später Beethovensonaten führte.

Schon bald aber gab es Dissonanzen zwischen Kunst und Wirklichkeit. Manchmal passierte das buchstäblich, wie zum Beispiel bei einer Schlacht, die der Dichter zu Ehren eines auf Besuch weilenden Orchesters auf dem Hauptplatz inszenierte, um seine Truppen bei Laune zu halten. Osbert Sitwell berichtet, dass die Liste der Verwundeten mehrere der Musiker umfasste. Immer öfter allerdings standen sich Dichtung und Wahrheit bei der Stadtverwaltung unversöhnlich gegenüber, zumal der Miniatur-Duce kein Mann war, der sich gerne mit Verwaltungsdetails aufhielt. Manchmal verschwand er tagelang in seinem Appartement, ass kaum etwas und durfte unter keinen Umständen gestört werden, weil er allein nach Inspiration suchte. Dann wieder zeigte er sich öffentlich und impulsiv. Nichts von alledem trug dazu bei, die Situation einer Stadt zu verbessern, die keine Einkünfte hatte und auf deren Hauptplatz Hunderte von Söldnern im Staub des Spätsommers die Zeit und manchmal auch einander totschlügen. Italien hatte eine Blockade verhängt, und so erreichten kaum Nahrungsmittel und andere Güter die Stadt. Plünderungen nahmen zu, Vergewaltigungen wurden gemeldet, die Bewohner der Stadt lernten ihre Befreier zu hassen. Um die vielen hungrigen Mäuler zu füttern und den Männern etwas zu tun zu geben, schickte der neue Zwergstaat eine Piratenflotte aus.

D'Annunzio hatte sein Bravourstück als nützliche Stufe auf dem Weg nach Rom betrachtet, wo er sich schon als literarischen Herrscher seines Heimatlandes sah, als dichtenden Staatsmann, wie Marc Aurel einer gewesen war. Seine Verbündeten aber hatten andere Pläne. Einer von ihnen war der aufstrebende Faschistenführer Benito Mussolini, der seinem alten Freund Unterstützung zugesagt hatte, jetzt aber seine blumigen Worte nicht mit Taten untermauerte. Mussolini war fasziniert von der Inszenierung und dem Pathos, mit denen D'Annunzio seine Truppen begeistert hatte, und er begann den römischen Gruss, die Uniformen, die Rhetorik und die gesamte Ästhetik des Dichterstürzen zu imitieren, hatte aber keinerlei Absicht, seinen Freund und Mentor auf den Thron zu hieven, auf dem er selbst einmal sitzen wollte. Lieber sah er ihn an der Adria festsitzen, wo er sich noch immer weigerte, das Scheitern seines Projekts einzugestehen, und sich im Rathaus verschanzte, dessen Architektur so grandios war wie die Ambitionen seines Bewohners.

1920 machte die italienische Regierung der Farce ein Ende. Sie verstärkte die Blockade und begann die Stadt zu bombardieren. Der Duce in seinem Palast wurde von einer Granate verletzt, was ihm einen idealen Vorwand lieferte, um sich endlich zurückzuziehen. Er verliess die Stadt so, wie er gekommen war, in einer grossartigen Prozession. Seine militärische Eskapade blieb ohne juristisches Nachspiel, im Gegenteil: Mussolini war der Mann der Stunde und bemüht, das Prestige des dekadenten Dichters, der sich als legendärer Patriot neu erfunden hatte, zu nutzen. Erschöpft und erleichtert kehrte D'Annunzio zu seinen eigentlichen Leidenschaften zurück und stürzte sich in neue Bücher und neue Abenteuer mit Frauen. Ganz nebenbei hatte er ein neues ästhetisches Vokabular erfunden, das in den nächsten Jahren eine neue Bedeutung erlangen sollte: die Inszenierung des Faschismus.

Denn Fiume war nur die operettenhafte Ouvertüre zu einer der grossen Tragödien des 20. Jahrhunderts. D'Annunzios ehemaliger Freund Mussolini wusste den inspirierten Stil zu nutzen, den der Dichter seinen eigenen Auftritten gegeben hatte. Aber jenseits der zum Gruss gehobenen Arme, der Uniformen, der Marschkolonnen und der endlosen Reden, mit denen bald Diktaturen auf der ganzen Welt das schmutzige Geschäft der Macht drapierten, waren die Bitterkeit und das Gefühl, verraten worden zu sein, in Europa so stark, dass sie zu einer anderen, verwandten Revolution führten, einer Bewegung, die zuerst weniger sichtbar, aber auf lange Sicht wesentlich einflussreicher war.

Diese Revolution erfolgte als Reaktion auf die Unordnung und die Enttäuschung, auf Streiks und Strassenschlachten, auf die Bedrohung des Bolschewismus, auf die endlosen trivialen Kompromisse der Demokratie und auf einen scheinbaren Niedergang der Werte. «Bürger, seid bereit?», hatte D'Annunzio seinen Gefolgsleuten zugerufen, «die Schlacht beginnt jetzt gegen alles und alle, im Namen unserer Rechte und unserer Toten. Wir werden das mit Blut auf unsere Fahnen schreiben.»⁴

D'Annunzios verführerische Rhetorik stand beispielhaft für eine politisch-ästhetische Opposition gegen die harte Nachkriegsrealität. Die Revolution, die er und seine Weggefährten predigten, drückte sich in Gegensätzen aus. Es ging um Leben gegen Tod, Gesundheit gegen Krankheit, Schönheit gegen Hässlichkeit, Jugend gegen Alter, Wahrheit gegen Lüge, Authentizität gegen Künstlichkeit, Stärke gegen Schwäche, Land gegen Stadt, die reine und edle Natur gegen das korrupte und korrumpierende Leben in der Stadt – kurz, es ging um das Heilmittel gegen alle Probleme der modernen Zivilisation.

Je nach den Präferenzen der unterschiedlichen Propheten dieser Revolution ging sie von einer kleinen, geistigen Elite aus oder wurde vom breiten Volk getragen; sie sollte die natürliche Ordnung und die brutale Macht der ursprünglichen Lebenskräfte und überlegener «Rassen» neu etablieren und die kränklichen, degenerierten Vergnügungen, mit denen die grossen Städte Männer und Frauen anlockten, im Namen von klassischer Reinheit und historischer Vorsehung zerstören und mit ihnen auch die sozialistischen Träume von der Gleichheit aller Menschen. Die Revolution versuchte einen utopischen Traum zu verwirklichen, selbst wenn er – und manchmal sogar erst recht wenn er – mit einem Blutbad erkaufte werden musste.

Geschichten des Niedergangs

D'Annunzio und andere konservative Revolutionäre waren entschlossen, das heroische Individuum gegen die kalte Herrschaft der Technologie und der Technokraten zu verteidigen, die sich seit 1900 ausgebreitet hatte und die mit dem Krieg vollkommen manifest geworden war. Es war der Versuch, eine bestimmte Vorstellung vom Menschsein zu retten, die angesichts der tiefen und mächtigen Strömungen der Moderne immer mehr wie ein Relikt erschien – wenn sie denn jemals wirklich historische Realität gewesen war.

Für den Dichter stand im Zentrum des Problems freilich nicht die Technologie, sondern die Dekadenz, die Frucht des unmännlichen und unnatürlichen Lebens in der Grossstadt.

Der italienische Autor und Abenteurer war nicht allein mit dieser Meinung. In einem monumentalen und verführerisch gebildeten Werk in zwei Bänden vertrat ein in München lebender ehemaliger Gymnasiallehrer und Gelegenheitsjournalist eine ähnliche Meinung. Oswald Spengler hatte relativ spät in seiner Karriere genug Geld geerbt, um den verhassten Schuldienst verlassen zu können und sich ganz seinem *opus magnum* zu widmen, dessen erster Band nach zehnjähriger Arbeit unmittelbar nach dem Krieg erschien. Spengler war ein exzentrischer Universalgelehrter, der sich mit verschiedenen Wissenschaften beschäftigt und zum Ziel gesetzt hatte, die Gesetzmässigkeiten der Geschichte aufzuspüren und zu erklären. Es ging ihm um nichts weniger als um eine Physiologie des menschlichen Lebens und des Schicksals von Zivilisationen zu allen Zeiten und an allen Orten. Wenig optimistisch nannte er sein Buch *Der Untergang des Abendlandes*.

Spenglers Methode war so exzentrisch wie er selbst und bediente sich ausgiebig bei Nietzsche, Goethe, dem Biologen Ernst Haeckel und anderen Denkern. Als der erste Band im Sommer 1918 erschien (der zweite sollte erst 1922 folgen), wurde er anfangs kaum beachtet. Nur wenige Kritiker rezensierten das Werk, die meisten von ihnen negativ – die Arbeit eines Jahrzehnts schien dazu verdammt, bald in Vergessenheit zu geraten. Dann aber entdeckte eine breitere Öffentlichkeit das historische Orakel, das Buch begann sich gut zu verkaufen und Spenglers Ideen waren plötzlich in aller Munde, verbreiteten sich über Länder und Sprachen hinweg mit jeder neuen Übersetzung und jeder neuen Auflage.

In Russland und auf Russisch erschien *Der Untergang des Abendlandes* 1923, aber schon vorher war das Buch so populär, dass bereits ein Jahr zuvor ein Sammelband mit kritischen Artikeln von bekannten russischen Intellektuellen (unter ihnen die Religionsphilosophen Nikolai Berdjew und Semen Frank) in Moskau veröffentlicht worden war. Englische Leser mussten bis 1926 warten, ehe sie die Zivilisationsanalyse des Meisters entdecken durften, aber auch dort, wo keine Übersetzungen entstanden, gab es unter den Gebildeten genügend Leser, die Deutsch beherrschten und so die Reputation des Buches stärkten. In Italien beispielsweise, wo die erste Übersetzung erst 1957 erschien, waren Intellektuelle schon vorher fasziniert von dem Werk

und nutzten es als Interpretationshilfe für Goethes *Faust*. Bereits 1926 wurden allein in Deutschland 100'000 Exemplare von Spenglers Werk verkauft.

Der Untergang des Abendlandes ist nicht leicht zu lesen. Es ist unverbesserlich deutsch, Professorenprosa mit langen, verschachtelten Sätzen und einer Parade berühmter Namen auf jeder Seite. Es streift vom alten China bis zum Chicago des 20. Jahrhunderts, von Moses zu Marx, von griechischer Kunst zu Goethe – kein Buch, von dem man erwarten würde, dass es Teil der Alltagsgespräche der gesamten westlichen Welt werden würde. Manchmal allerdings ist die Zeit reif für eine grosse Erklärung, und Spenglers orakelhafte und oft schwer verständliche Sprache machte es ironischerweise möglich, das Buch auf verschiedene Weise zu lesen (und misszuverstehen) und als Quelle für beeindruckende – wenn auch nicht unbedingt sinnvolle – Zitate zu benutzen. Obwohl von Spengler nicht beabsichtigt, war auch der Moment der Veröffentlichung ideal, denn grosse Erklärungen taten wahrlich not.

In Anlehnung an Platons Republik unterteilte Spengler die Lebensdauer jeder Zivilisation in Jahreszeiten oder Alter – Kindheit, Jugend, Reife, hohes Alter –, denen er bestimmte Eigenschaften zusprach. Die Gegenwart, so schrieb er, sei der Lebensabend der westlichen Welt, deren Genius sich auf verschiedenste Weise manifestiert habe und die nur dann wieder zu ihrer Grösse zurückfinden könne, wenn es sich dem Cäsarentum zuwenden würde, in dem ein Mann des Schicksals auftreten würde, um die Symptome von Dekadenz und Niedergang auszurotten, insbesondere die Herrschaft des Geldes und der Presse und der Demokratie, die Spengler als Mechanismen betrachtete, mit denen seelenlose kapitalistische Mächte ganze Bevölkerungen manipulierten und versklavten, um so den natürlichen Lauf der Geschichte in die Irre zu lenken.

Das eigentliche Wesen jeder Zivilisation, so Spengler, werde durch ihr «Blut» bestimmt, ein Ausdruck, den er oft und metaphorisch benutzte und mit dem er nicht so sehr die Vorstellung einer biologischen Rasse verband, sondern die einmaligen Eigenschaften einer Kultur in ihrer Landschaft und ihrer Umgebung: «Eine unübersehbare Masse menschlicher Wesen, ein uferloser Strom, der aus dunkler Vergangenheit hervortritt, dort, wo unser Zeitgefühl seine ordnende Wirksamkeit verliert und die ruhelose Phantasie – oder Angst – in uns das Bild geologischer Erdperioden hingezaubert hat, um ein nie zu lösendes Rätsel dahinter zu verbergen; ein Strom, der sich in eine ebenso dunkle und zeitlose Zukunft verliert [...]»⁵



Prophet des Untergangs: Oswald Spenglers enorme Popularität gründete sich auf seine skeptische Analyse der europäischen Geschichte

Kein Individuum und keine Zivilisation könne dem Schicksal entkommen, schrieb Spengler, und jede «starke Rasse» werde versuchen, andere zu dominieren, angeführt von einem aussergewöhnlichen Mann, der darauf bedacht sein werde, seine Macht «für die Dauer seines persönlichen Daseins

oder darüber hinaus für das in seinen Kindern und Enkeln fortströmende Blut zu behaupten».⁶ Dies war ein Männerschicksal, denn: «Das Weib als Mutter ist, der Mann als Krieger und Politiker macht Geschichte.»⁷

Der Sieg der zeitgenössischen englisch-amerikanischen Politik habe die starke und natürliche Lebenskraft der Zivilisation mit Hilfe einer riesigen Meinungsbildungsmaschine unterdrückt: «Man spricht nicht von Mann zu Mann; die Presse und in Verbindung mit ihr der elektrische Nachrichtendienst halten das Wachsein ganzer Völker und Kontinente unter dem betäubenden Trommelfeuer von Sätzen, Schlagworten, Standpunkten, Szenen, Gefühlen, Tag für Tag, Jahr für Jahr, so dass jedes Ich zur blossen Funktion eines ungeheuren geistigen Etwas wird.»⁸ Nach Spengler war dieses grosse System dazu verdammt unterzugehen, weil es sich selbst unterminieren würde. Schliesslich würde sich der Wille zur Macht (ein Begriff, den er von Nietzsche geborgt hatte) durchsetzen: «Durch das Geld vernichtet die Demokratie sich selbst [...] In der späten Demokratie bricht die Rasse hervor und knechtet die Ideale oder wirft sie mit Gelächter in den Abgrund.»⁹

Dieser «Konflikt zwischen Geld und Blut» werde zu einer weiteren Revolution führen, einem Aufstehen der natürlich Starken gegen alles, was schwach und pervertiert war. «Man ist der Geldwirtschaft müde bis zum Ekel. Man hofft auf eine Erlösung irgendwoher, auf einen echten Ton von Ehre und Ritterlichkeit, von innerem Adel, von Entsagung und Pflicht.

Und nun bricht die Zeit an, wo in der Tiefe die formvollen Mächte des Blutes wieder erwachen, die durch den Rationalismus der grossen Städte verdrängt worden sind [...] Der Cäsarismus wächst auf dem Boden der Demokratie, aber seine Wurzeln reichen tief in die Untergründe des Blutes und der Tradition hinab.»¹⁰

Für viele Leser war diese seltsame Mischung aus Romantik und Idealismus, aus feiner Beobachtung und wilder Generalisierung die Bibel der Nachkriegszeit. Sie schien zu erklären, warum besonders das Leben in den Städten so ausgehöhlt wirkte, warum die westliche Zivilisation sich sinnlos um sich selbst zu drehen schien und dabei ausser Geld nur Millionen von verschwendeten Leben und moralische Dekadenz produzierte.

Spenglers Analyse und besonders seine Schlussfolgerung, dass nur ein Diktator die westliche Zivilisation vor der Selbstzerstörung bewahren könne, indem er sie wieder dazu bringe, auf die Stimme ihres Blutes zu hören, fand viele Bewunderer und Nachahmer, nicht so sehr unter Historikern, als vielmehr unter Schullehrern, Journalisten und Politikern, die ihrem Publikum eine konsistente Erklärung der Weltgeschichte und nationaler Grösse präsentieren wollten. Es waren nicht so sehr die betörende Fülle von Namen und die Ausflüge in Wirtschaft, Kunstgeschichte oder Biologie – in den Details sehr oft falsch –, die die Begeisterung der Leser weckten, sondern es war die unterschwellige Botschaft von Schicksal, Gesundheit und Kraft, die für viele Interpretationen offen war. Adolf Hitler, der überzeugt war, er sei der Mann der Vorsehung, über den Spengler geschrieben hatte, besuchte den alternden Autor 1933. Spengler aber, der Gewalt nur in der Theorie billigte und in der Praxis verabscheute und der die Nazis wegen ihrer plebejischen Manieren verachtete, reagierte kühl. Auch eine Berufung an die Universität Leipzig lehnte er ab.

Die Befürworter einer konservativen Revolution waren zahlreich und ihre Herkunft war so unterschiedlich wie die Interpretationen, die sie den Kernideen gaben. Einige von ihnen waren Kriegsveteranen wie Ernst Jünger in Deutschland und Pierre Drieu la Rochelle in Frankreich. Jüngers 1920 erschienenes Buch *In Stahlgewittern* wurde als eine Verherrlichung des Fronterlebnisses gelesen, während Drieu la Rochelle sich immer mehr dem Faschismus und Antisemitismus zuwandte und schliesslich während der Besetzung im Zweiten Weltkrieg mit den Deutschen kollaborieren sollte. Auch Philosophen waren fasziniert von diesen Ideen. Existentialismus und Phänomenologie brachten Martin Heidegger in die Nähe der konservativen Revolution und führten nicht zuletzt dazu, dass er sich später durch völkische Rhe-

torik und Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten kompromittierte. Und auch Dichter waren dieser Rhetorik gegenüber nicht immun: Der Deutsche Stefan George war von den raunenden Weisheiten des Blutes ebenso eingenommen wie die Exilamerikaner T.S. Eliot und Ezra Pound.

Diese geistigen Gemüter aber wirkten neben den politischen Schwergewichtlern wie blosse Amateure. In Frankreich agitierte und schrieb Charles Maurras in seiner Zeitung *Action Française* gegen Toleranz und Moderne und für ein katholisches, monarchistisches und aggressiv nationalistisches Frankreich. In Italien waren es Mussolini selbst und sein Hofphilosoph Giovanni Gentile. In Grossbritannien vertrat Oswald Mosley, der Gründer der British Union of Fascists, ähnliche Vorstellungen, wenn auch mit weniger intellektueller Substanz oder politischer Durchschlagskraft.

Rote Angst, schwarze Bolschewiken

Während die konservative Revolution in Zeitungsredaktionen und Universitäten noch ihre Truppen sammelte, war auf den Strassen die blutige Schlacht bereits in vollem Gange. In Norditalien lieferten sich faschistische Banden unter dem Befehl ihres Duce Benito Mussolini erbitterte Gefechte mit Kommunisten und Gewerkschaftern. Strassenschlachten, gewalttätige Demonstrationen, Streikbrecher, Feuergefechte und politische Morde bestimmten die Nachrichten des taumelnden Staates. Deutschland schien sich noch immer im Kriegszustand zu befinden, in Ungarn gab es zwei Staatsstrieche innerhalb von einem Jahr, die schliesslich darin mündeten, dass Admiral Horty mit eiserner Faust regierte. Der Zerfall des Osmanischen Reiches brachte ein besonders gewaltsames Erbe mit sich: Die Landschaft Armeniens war blutgetränkt, die ehemals friedlichen Städte und Dörfer der Levante wurden mit brutaler Macht ethnisch gesäubert. In Russland herrschte noch immer Bürgerkrieg, der sowohl von der Roten als auch von der Weissen Armee mit unglaublicher Grausamkeit geführt wurde und überdies Seuchen sowie Hungerkatastrophen mit sich brachte.

Angesichts von so viel Unsicherheit waren Ideen wesentlich wichtiger, als sie es in friedlichen Zeiten sind. Der Kampf zwischen den rivalisierenden Menschheitsträumen des Sozialismus und Faschismus schien oberflächlich jedem anderen sozialen Konflikt ähnlich. Ideologische Proklamationen wa-

ren oft wenig mehr als Masken für Angst, Gier und Neid. Gleichzeitig aber war dieser Kampf tatsächlich ein Konflikt zwischen Ideen, Kulturen und Hoffnungen. Niemals seit dem Dreissigjährigen Krieg 300 Jahre zuvor waren Glaubensinhalte so lebenswichtig und so tödlich.

Die konservative Revolution und der von ihr postulierte zivilisatorische Machtkampf auf der Basis von Blut und Rasse wurden nicht nur in Europa gepredigt. 1919 ereigneten sich die schlimmsten sozialen Unruhen zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen nicht in Europa, sondern in den Vereinigten Staaten von Amerika. Während des Krieges hatte der progressive und patrizierhafte Präsident Woodrow Wilson versprochen, die Welt «sicher für die Demokratie zu machen», und viele seiner Wähler hatten gehofft, dass die von ihnen gebrachten Opfer ihre Interessen voranbringen würden: Für zahllose Frauen, die die Männer in den Fabriken ersetzt hatten, war es das Wahlrecht; für Schwarze, die ihr Leben in den Schützengräben riskiert hatten, waren es volle Bürgerrechte; für irische Amerikaner war es die Unabhängigkeit ihrer Heimat, für italienische Amerikaner die Anerkennung von Fiume als italienischer Stadt (D'Annunzio wurde von ihnen als Held verehrt), für Sozialreformer das Ende der Kinderarbeit, für Prohibitionisten die allgemeine Nüchternheit.

Der Krieg jedoch hatte diese Träume nicht verwirklicht. Zwar hatten die Notwendigkeiten einer Kriegsökonomie und die grössere Rolle der Regierung bei der Planung und Regulierung der Produktivität für eine Stärkung der Arbeiterrechte gesorgt und die Notwendigkeit, eine ganze Armee zu ernähren, der Landwirtschaft spürbar genutzt, aber gleichzeitig hatte sich das Meinungsklima im Land radikalisiert, und konservative Kräfte hatten begonnen, die Diskussion über die Zukunft der USA zu dominieren. Wilsons Engagement für den Vertrag von Versailles – er war während der Verhandlungen persönlich nach Paris gereist und eine der treibenden moderaten Kräfte hinter dem Vertrag gewesen – wurde in seiner Heimat lächerlich gemacht, und schliesslich wurde die Ratifizierung des Vertrags vom Senat abgelehnt, die grösste Niederlage seines politischen Lebens. Der aufrechte, international orientierte und etwas viktorianisch steif wirkende Präsident erlitt einen gesundheitlichen Zusammenbruch und wurde innerhalb von kurzer Zeit zum Invaliden, der kaum noch sein Haus verliess und mit der Aussenwelt hauptsächlich über seine Frau kommunizierte. Amerika wollte keinen internatio-

nal ausgerichteten Präsidenten. Das Land wandte sich nach innen, und neue Kräfte gewannen an Bedeutung.

Hass und Angst brechen meist entlang kultureller Verwerfungslinien auf. In Europa wurden unterschiedliche ethnische, religiöse oder sprachliche Hintergründe in die Paradeuniform des wissenschaftlichen Rassismus gesteckt und als Antisemitismus oder nordischer, deutscher, französischer, slawischer oder mediterraner Suprematismus öffentlich zur Schau gestellt. In den USA drehten sich diese Debatten trotz der anhaltenden Diskriminierung von Juden und Katholiken mehrheitlich nicht um Religion oder um alte europäische Probleme. Stattdessen spukte die Erbsünde des Landes noch immer durch die Gegenwart: ein hehrer Traum, der auf der Sklaverei und der Abschachtung der Ureinwohner beruhte.

Ein besonderer Fall ist der des 369. US-Infanterieregiments, der «Harlem Hellfighters», einer aus afroamerikanischen Soldaten bestehenden Einheit aus New York. Während ihrer Ausbildung in Spartanburg, South Carolina erklärte der Bürgermeister der Stadt, J.T. Floyd, die Schwarzen würden «mit ihren nördlichen Ideen über Rassengleichheit wahrscheinlich erwarten, dass wir sie wie weisse Männer behandeln. Ich kann aber hier und jetzt sagen, dass sie nicht wie weisse Männer behandelt werden. Ich kann hier und jetzt sagen, dass sie als nichts anderes denn als Neger behandelt werden. Wir werden sie genauso behandeln wie unsere eigenen Neger.» Um klarzustellen, was das bedeutete, fügte er hinzu: «Ich kann mit Sicherheit sagen, wenn einer dieser farbigen Soldaten in eines unserer Soda-Geschäfte geht und erwartet, bedient zu werden, wird er niedergeschlagen. Jemand wird eine Flasche werfen. Wir erlauben Negern nicht, dasselbe Glas zu benutzen, aus dem ein Weisser später trinken muss. Wir haben unsere Sitten hier und wir werden sie nicht ändern.» Im gleichen Monat hatten schwarze Soldaten im texanischen Houston wegen der Behandlung, die sie dort erfuhren, Unruhen angezettelt und waren in ein Feuergefecht verwickelt worden, bei dem siebzehn Weisse getötet worden waren. Dreizehn schwarze Soldaten waren vors Kriegsgericht gekommen und gehängt worden.

Angesichts solcher Schikanen sahen schwarze Soldaten ihren Dienst in Europa häufig als Befreiung. Die «Hellfighters» absolvierten die Überfahrt im November 1917 auf der SS «Pocahontas» und kamen am Neujahrstag an. Der Einzug eines schwarzen Regiments, dessen Kapelle aus hervorragenden Musikern bestand und Jazz spielte, versetzte die französische Hafenstadt und das ganze Land in helle Aufregung. Der Bandleader James Reese Europe



American Heroes: Afroamerikanische Träger des *Croix de Guerre* an der Westfront

war in den Vereinigten Staaten bereits berühmt, und General John Pershing, der Kommandant der American Expeditionary Force, erkannte das Werbepotential der «Hellfighters» als Musiker, vertraute ihnen aber nicht als Soldaten. Er plädierte dafür, das Regiment hinter der Front zu halten, weil sie «minderwertig» seien, und bezweifelte, ob sie jemals so wie weiße Bürger kämpfen könnten. Zwischen Februar und März 1918 ging die Band auf Tour und legte für Konzerte in fünfundzwanzig Städten innerhalb von Frankreich mehr als 3'000 Kilometer zurück. Auf diesen Konzerten kam es oft zu emotionalen Szenen. Ihnen und ihrer Musik wurde von französischen Männern und Frauen, die niemals zuvor Jazz gehört hatten, ein triumphaler Empfang bereitet.

Während die Musiker sich auf einer Offensive des guten Willens befanden, hatten sich die kämpfenden Soldaten des Regiments auf seltsame Weise verwandelt. Da sie unter amerikanischem Kommando nicht in die Schlacht geschickt wurden, wurden sie kurzerhand der 16. Division der französischen Armee unterstellt und gingen als *369e regiment d'infanterie U.S.* an die

Front. Sie wurden zur höchstdekorierten amerikanischen Einheit, und bei der Siegesparade am 17. Februar 1919 marschierten sie voller Stolz die Fifth Avenue in New York hinunter.

Nach diesem Höhepunkt kam das böse Erwachen. Im zivilen Leben waren die «Hellfighters» wieder Bürger zweiter Klasse, die im segregierten Süden offen und im Norden weniger offen diskriminiert wurden. Der Ku-Klux-Klan gewann Tausende von neuen Mitgliedern, Lynchmorde häuften sich, und in den Industriestädten des Nordens wurden die Schwarzen von weissen Arbeitern als gefährliche Konkurrenten um Arbeitsplätze angefeindet.

Die Rassendiskriminierung und die Idee der Rasse waren zentrale gesellschaftliche Themen der unmittelbaren Nachkriegsjahre, und in vielerlei Hinsicht spiegelte die Diskriminierung der Afroamerikaner die Argumente und Absichten der konservativen Revolution in Europa wider. Viele Weisse rechtfertigten ihre Paranoia und ihre Feindseligkeit den schwarzen Mitbürgern gegenüber, indem sie die Schwarzen des Verrats, der Gottlosigkeit, der Propagierung revolutionärer, aus Europa eingeschleppter Ideen und sogar des Bolschewismus bezichtigten. Durch ihre Begegnung mit Europa waren aus den Bürgern zweiter Klasse potentielle Verräter geworden. Auch Präsident Wilson konstatierte diese Gefahr, als er im März 1919 sagte: «Der amerikanische Neger, der aus Übersee zurückkommt, ist das wirksamste Mittel, um den Bolschewismus nach Amerika zu bringen.»¹¹ Amerika wollte keine selbstbestimmten Schwarzen – schwarze Helden aber konnte es noch weniger verkraften.

Der Ku-Klux-Klan war aus der Rekonstruktion der Südstaaten in der Zeit nach dem Bürgerkrieg als eine Bewegung weisser Männer (und weiblicher Helferinnen) entstanden, die gegen das Ende der Sklaverei und den Anschluss der konföderierten Staaten an die Union protestierten. Seine brutale, aber kurze Herrschaft hatte die 1860er und 1870er Jahre geprägt, bevor die Bewegung wieder in sich zusammenfiel. 1915 lebte die Idee wieder auf, als der Regisseur D.W. Griffith den Roman *The Clansman* von Thomas Dixon Jr. mit sensationellem Erfolg verfilmte. Dixon war ein Baptistenprediger aus North Carolina, der die Sklaverei zwar ablehnte, den Klan aber als eine Gruppe von Helden darstellte, die ihre Frauen gegen die sexuellen Aggressionen dumpfer schwarzer Männer verteidigten und die natürliche Ordnung, also die Herrschaft der Weissen, wiederherzustellen versuchten. Der offene Rassismus des Films führte zu hitzigen Kontroversen, zumal die Rollen der Schwarzen von weissen Schauspielern mit dunkel geschminkten Gesichtern



Weisse Überlegenheit? Mitglieder des Ku Klux Klan marschieren
in Washington DC, 1925

gespielt wurden. Trotzdem setzte er sich an den Kinokassen durch, zumal die legendäre Lillian Gish die Hauptrolle spielte.

Film und Buch trugen zu einer enormen Renaissance des damals fast völlig verschwundenen Ku-Klux-Klans bei, nicht nur im Süden, sondern auch in Detroit, Chicago und anderen Industriestädten im Mittleren Westen und im Norden des Landes, in denen schwarze und weisse Arbeiter um dieselben Jobs konkurrierten. Die Mitgliedschaft im Klan war in Amerika geborenen weissen Protestanten vorbehalten, und obwohl sich ihre Feindschaft vor allem gegen Schwarze richtete, griffen sie auch andere «unamerikanische» Menschen an wie zum Beispiel Juden, Katholiken und «Sozialisten» – worunter die Klansmänner jede Art von sozialer Solidarität verstanden. Der erste Führer des Klans, der «Imperial Wizard» William J. Simmons aus Alabama, ein ehemaliger Methodistenpfarrer, der von seiner Kirche suspendiert worden war, liess sich direkt vom Film inspirieren, trieb ein Exemplar der ursprünglichen Regeln des Klans auf und vermarktete die Organisation mit

modernen Werbetechniken, einschliesslich einer Belohnung von vier Dollar für jeden neuen Rekruten. 1920 hatte der Klan vier Millionen Mitglieder.

Während der beiden folgenden Jahrzehnte führte der Klan eine Kampagne der Gewalt gegen schwarze Männer und Frauen und brachte Tausende von ihnen um, häufig in öffentlich ausgeführten Lynchmorden. Die Klansmänner griffen alles an, was nicht mit ihrer Vision von Amerika vereinbar war, sahen sich als Verteidiger der weissen Rasse und der Reinheit ihrer Frauen, als Hüter der Moral und Gegner von Abtreibung und Alkoholschmuggel, aber auch von «unzüchtigem Tanzen» und Parken am Strassenrand. Wer gegen ihren Moralkodex versties, wurde entführt und oft grausam gefoltert: Strecken, Brandmarkung, Teeren und Federn, Verstümmelung und in einigen Fällen ein schrecklicher, langsamer Tod an einem improvisierten Galgen oder Scheiterhaufen.

Schon vor 1919 waren die Spannungen zwischen den ethnischen Gruppen deutlich gewachsen. Die Rekrutierung von vier Millionen Männern, von denen ein Grossteil aus der Arbeiterklasse stammte, hatte zu einem gravierenden Mangel an Arbeitskräften im industriellen Norden geführt, und 500'000 Afroamerikaner aus dem Süden waren angeworben worden, um diese verwaisten Arbeitsplätze zu besetzen. Sie waren mit ihren Familien gekommen und hatten sich niedergelassen, um weit weg von der Diskriminierung der Südstaaten ein neues Leben zu beginnen. Mit der Demobilisierung der zurückkehrenden Soldaten aber waren soziale Verwerfungen unvermeidlich.

Auch die Gewerkschaften sahen es nicht als ihre Rolle zu vermitteln, sondern schürten die Spannungen weiter. Sie waren fast ausnahmslos Weissen vorbehalten, und ihre Mitgliedschaft repräsentierte oft auch vorrangig die Interessen einzelner ethnischer Gruppen, die in bestimmten Industriezweigen besonders stark vertreten waren. Nachdem die *labor unions* in den Jahren nach dem Krieg kurzzeitig an Einfluss gewonnen hatten, wurde ihre Macht in verschiedenen Branchen von der Stahlindustrie bis hin zu den Schlachthöfen schon bald wieder empfindlich eingeschränkt. Die Gewerkschaften reagierten mit Streiks, und die Firmen heuerten schwarze Streikbrecher an, was die Stimmung zwischen schwarzen und weissen Arbeitern weiter verschlechterte. «Die Idee der Bruderschaft kann völlig aufgegeben werden», erklärte der linksgerichtete Dichter Claude McKay in seinem Buch *Negroes in America*, in dem er diese Uneinigkeit unter den Arbeitern vehement kritisierte. «Die amerikanische Arbeiterbewegung steht an einem

Scheideweg. Sie muss einen von zwei Wegen wählen: die Organisation der schwarzen Arbeiter getrennt oder zusammen mit den Weissen – oder die Niederlage beider gegen die Macht des Bürgertums.»¹²

Die Zeichen standen nicht auf Verbrüderung. Im Sommer 1919, nach einem unruhigen und von häufigen Streiks gekennzeichneten Frühling, erschütterte eine Serie von Rassenunruhen das ganze Land. In Charleston, South Carolina, Longview, Texas, Bisbee, Arizona, Norfolk, Virginia und Knoxville, Tennessee wurden schwarze Männer von weissen Mobs attackiert, und die Gewalt sprang auch auf Grossstädte wie Chicago und Washington über. Oft griff die Polizei nicht ein, wenn Schwarze zu Opfern weisser Gewalt wurden, so dass diese selbst zur Waffe greifen mussten, um sich und ihre Familien zu verteidigen.

Insgesamt 38 amerikanische Städte wurden im sogenannten «roten Sommer» von 1919 Schauplatz von Hetzjagden und Strassenschlachten. Claude McKays Gedicht *If We Must Die* (Wenn schon der Tod) war ein Signal an eine neue, selbstbewusste Generation von Afroamerikanern:

Wenn schon der Tod, nicht wie ein wildes Tier
 Gejagt, gestellt an einem dunklen Ort,
 Um uns die Hunde, halb verrückt vor Gier,
 Verhöhnern unser Los in einem fort.
 Wenn schon der Tod, o lass uns aufrecht geh'n,
 Damit wir nicht vergebens unser Blut
 Vergiessen; die Ungeheuer, gegen die wir stehen,
 Uns ehren müssen noch im Tod!
 O Brüder! Gegen die Feinde zieh'n wir los!
 Trotz ihrer Übermacht zeigen wir Tapferkeit,
 Für ihre tausend Stösse einen Todesstoss!
 Öffnet sich vor uns unser Grab nicht weit?
 Wir weichen vor den feigen Mördern nicht ein Stück,
 Gegen die Wand, sterbend, schlagen wir zurück!¹³

Obwohl der Rassismus mit keinem Wort erwähnt wird, wurde *If We Must Die* doch als eine stolze Antwort auf die weissen Lynchmobs gelesen. Das Gedicht war einerseits ein Ruf zu den Waffen, andererseits argumentierte es auch mit subtileren Methoden. Mit seiner bewusst traditionellen, fast biblischen Sprache und in der Form eines klassischen Sonetts – der Lieblings-

form von Petrarca und Shakespeare – griff es die Barbarei der weissen Mobs mit den Mitteln ihrer eigenen, westlichen Hochkultur an.

Nicht nur McKay war gewillt, für seine Freiheit zu kämpfen. Im Laufe des Sommers verschärfen sich die Unruhen. Am 27. Juli wurde in Chicago ein schwarzer Jugendlicher, der beim Schwimmen zu nahe an einen Strand für Weisse geraten war, vom Ufer aus so lange mit Steinen beworfen, bis er ertrank. Wieder weigerte sich die Polizei einzugreifen, und einige Gruppen von schwarzen Männern entschlossen sich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Es folgten dreizehn blutige Tage, während derer afroamerikanische Männer, viele von ihnen Kriegsveteranen, sich mit Männern aus den armen irischen Vierteln, die oft passive oder aktive Unterstützung von der Polizei erhielten, Strassenschlachten lieferten. Achtunddreissig Menschen verloren ihr Leben, Hunderte weitere wurden verwundet und Dutzende von Häusern geplündert, verwüstet, oder bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Erst als die Regierung sechstausend Soldaten schickte, konnte die Situation wieder unter Kontrolle gebracht werden. Nachdem die Vereinigten Staaten im grössten Krieg der Menschheit siegreich gewesen waren, schien die eigene Bevölkerung jetzt am Rande eines Rassenkriegs zu stehen.

Die schwellende Flut

«Der grundlegende Faktor der Geschichte ist nicht die Politik, sondern die Rasse», schrieb der amerikanische Historiker Lothrop Stoddard 1921 in seinem erfolgreichen Buch *The Rising Tide of Color*.¹⁴ Wie Spengler glaubte auch Stoddard, dass die westliche Zivilisation auf dem besten Wege war, sich selbst zu ruinieren, diesmal allerdings nicht wegen des Kapitalismus, den er unterstützte, sondern durch den «Vernichtungskrieg», den weisse Zivilisationen gegeneinander führten, was den minderwertigen «dunklen Rassen» die goldene Gelegenheit bot, die selbstverschuldete Schwäche der weissen Rassen auf der Weltbühne auszunutzen. «Der Krieg», schrieb er, «war nichts anderes als ein Sprung kopfüber in den Rassenselbstmord. Er war eigentlich ein Bürgerkrieg verschiedener weisser Arten, ein Krieg, in dem alle physischen und geistigen Möglichkeiten zusammengenommen und in eine Hölle von tödlichen Maschinen geschleudert wurden, die mit unfehlbarer Präzision die Jüngsten, Mutigsten und Besten töteten.»¹⁵

Stoddard konstatierte, dass die edlen «nordischen Rassen» von einem Strom von Afrikanern, Asiaten, «Mischlingen» und «affenähnlichen Aborigines» überwältigt würden, der unweigerlich die Reinheit der weissen Rasse zerstören werde, besonders, weil die «Dunklen» im Vergleich zu den kultivierten Weissen über eine «überreiche animalische Vitalität» verfügten. «In ethnischen Kreuzungen zeigt der Neger seine übermässige Potenz, und wenn es einmal in die Zuchtlinie geraten ist, kann schwarzes Blut kaum jemals wieder herausgezüchtet werden.»¹⁶ Stoddard beschrieb Afrikaner als «wild» und «süchtig nach Kannibalismus» und kam deshalb zu dem Schluss: «Der Westen hat mit einiger Berechtigung jede Aggression gegen schwächere Rassen mit der Doktrin des Überlebens des Stärksten legitimiert, denn es ist am besten für die Zukunft der Menschheit, dass die Schwachen eliminiert werden, um der fähigsten Rasse Raum zu gewähren.»¹⁷

Das Resultat einer Rassenmischung lasse sich in Südamerika beobachten, behauptete der Autor: «So ist die Situation in dem von Mischlingen beherrschten Amerika: eine Revolution bringt die andere hervor, eine Tyrannei die nächste, und beide verbinden sich, um ihre Opfer zu ruinieren, und treiben sie immer tiefer in eine degenerierte Barbarei. Die Weissen haben die Kontrolle verloren und sind rasch dabei zu verschwinden. Die Mischlinge haben ihre Chance gehabt und sie grotesk vertan.»¹⁸

Das «geschwächte, müde Europa» habe keine Antwort auf diese existentielle Krise «am Scheideweg zwischen Leben und Tod». Vielmehr sei es Teil des Problems. Nationalistische Konflikte zwischen den europäischen Ländern, ganz besonders Deutschland, das nach Stoddard hauptsächlich von minderwertigen «alpinen Typen» und nicht vom aristokratischeren «nordischen Typ» besiedelt sei, hätten zu fürchterlichen Kriegen unter Weissen geführt und so deren weltweite Macht verringert. Amerika werde sich dieser Frage durch Einwanderungsbeschränkungen und strikte Segregation der Bevölkerung selbst zuwenden müssen: «Die Völkerwanderung bevölkerte Europa mit hochwertigen weissen Typen und verdrängte die affenähnlichen Eingeborenen. Migration besiedelte Nordamerika mit nordischen Typen anstatt der nomadischen Rothäute. Aber Migration hat auch die römische Welt mit levantinischen Mischlingen verunreinigt, die westindischen Inseln unter einer schwarzen Flut ertrinken lassen und füllt jetzt unser Land mit dem Kehricht aus dem europäischen Osten und Süden.»¹⁹

Stoddards rassistische Tiraden waren überaus respektiert und fanden wei-



In Ketten deportiert: Mutmassliche Bolschewisten und Anarchisten
in den USA, 1920

te Verbreitung. Keine Universitätsbibliothek konnte es sich leisten, ohne seine «wissenschaftlichen» Ausführungen über hochwertige nordischen Typen auszukommen, und seine Ideen waren so bekannt, dass F. Scott Fitzgerald in seinem 1925 erschienenen Roman *The Great Gatsby* den reichen, aber nicht besonders intelligenten Tom Buchanan sagen lässt: «Die Zivilisation geht vor die Hunde [...] Ich bin in letzter Zeit ein furchtbarer Pessimist geworden. Habt ihr *Der Aufstieg der farbigen Völker* von diesem Goddard gelesen? [...] Nun, das ist ein gutes Buch, und jeder sollte es lesen. Wenn wir nicht aufpassen, lautet die These, wird – wird die weisse Rasse vollständig unterjocht werden. Das ist alles wissenschaftlich; alles erwiesen.»²⁰

Ob bewiesen oder nicht – die Ideen von Autoren wie Stoddard und Spengler fanden ein grosses Publikum. Im harten Klima der Nachkriegsjahre wurde auch der Ton der Argumente härter, und immer mehr Menschen sehnten sich nach Authentizität, Reinheit und einer starken Hand. Der bigotte, rechtsradikale Protestantismus des Ku-Klux-Klans stand ausserhalb des Gesetzes, wurde aber lange toleriert und traf erst im Laufe der 1920er Jahre auf ernsthafte Gegenwehr. Die offizielle Gleichgültigkeit gegenüber der brutalen Kampagne der Klansmänner erklärte sich aus einer stillen Sympathie für

ihren moralischen Kreuzzug oder zumindest doch aus einem hohen Mass an politischem Opportunismus. «Unamerikanische» Aktivitäten wurden gnadenlos verfolgt.

Ein *Red Scare* (die «rote Angst») ging um im Land der Freien. Aus Angst vor einer Revolution auf amerikanischem Boden nutzten konservative Politiker eine Serie von Briefbomben, die von einer anarchistischen Splittergruppe an Personen des öffentlichen Lebens verschickt worden waren, um Hunderte von mutmasslichen Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten auf dem gesamten Gebiet der Vereinigten Staaten zu jagen, zu verhaften und ohne Prozess einzusperren. Hinter dieser Verhaftungswelle stand der energische junge Chef des Bureau of Investigations (das später als Federal Bureau of Investigations oder FBI bekannt wurde), der 24-jährige J. Edgar Hoover.

Etwa fünfhundert «unerwünschte Personen», darunter auch amerikanische Staatsbürger, wurden schliesslich einfach deportiert. Am 21. Dezember 1919 wurden 249 von ihnen auf das Transportschiff USS «Buford» verladen. Diese «Rote Arche» lag vorerst im Hafen von New York und hatte kein offiziell bekanntes Ziel. Tatsächlich waren diese Deportationen zumindest im Falle der Männer und Frauen, die keine amerikanische Staatsbürgerschaft besaßen, absolut legal. Unter dem Immigration Act von 1918 konnte jeder ausländische Staatsbürger, der die Regierung der Vereinigten Staaten ablehnte oder den Krieg auf irgendeine Weise sabotierte, ohne Gerichtsprozess deportiert werden. Alle 249 Gefangenen fielen in eine dieser Kategorien. Nach wochenlanger Fahrt über die offene See legte die «Buford» schliesslich in Finnland an, von wo aus die Deportierten in die Sowjetunion gebracht wurden.

Der gefallene Erzengel

Nach seinem Abenteuer in Fiume beendete Gabriele D'Annunzio seine kurze, aber spektakuläre politische Karriere, und sein politischer Fall wurde von einem zweiten, geheimnisvolleren begleitet. Um etwa elf Uhr abends am 19. August 1922 stürzte er aus einem Fenster seiner Villa am Gardasee, in die er sich zurückgezogen hatte, um sich ganz auf Literatur und Lustgewinn zu konzentrieren. Er hatte auf dem Fensterbrett gesessen, nur mit einem Schlafanzug und Hausschuhen bekleidet. Luisa Baccara, seine aktuelle Mätresse, spielte Klavier. Plötzlich verschwand der Dichter mit dem Kopf zu-

erst, prallte auf den Kiesweg auf, zog sich dabei einen Schädelbruch zu und fiel ins Koma.

Ein Augenzeuge berichtete später, dass der Dichter unmittelbar vor seinem Fall mit Luisas Schwester beschäftigt gewesen sei und seine Hände über ihren Körper habe wandern lassen. Hatte sie ihn vielleicht stärker von sich gestossen, als sie beabsichtigt hatte, angewidert von diesem 60-jährigen Faun, der inzwischen fast alle Haare verloren hatte und nur noch wenige, grünliche Zähne sein Eigen nannte? War er in Ohnmacht gefallen, nachdem er zu viel von seinem gewohnheitsmässigen Kokain genommen hatte? Oder hatte sein Sturz etwas mit der Gegenwart von Aldo Finzi zu tun, einem von Mussolinis engsten Vertrauten, der sich ebenfalls im Raum befunden hatte? Der alte Meister, so sagte man, war noch immer ein gefährlicher Konkurrent für den Anspruch des Duce auf eine nationale Führungsrolle. Zwar war der alte Lüstling peinlich, aber er verfügte immer noch über Charisma, und seine Reputation war so gross, dass er einer plötzlichen Eingebung folgend Mussolinis Marsch auf Rom verhindern konnte.

Als D'Annunzio aus seinem Koma erwachte, schien ihn die Episode nicht besonders zu irritieren. Als unermüdlicher Schmied seiner eigenen Mythologie nannte er sie «den Fall des Erzengels» – schliesslich hiess er nicht grundlos Gabriel von der Verkündigung – und bemerkte mit offensichtlicher Genugtuung, dass er selbst nun auch von den Toten auferstanden sei. Tatsächlich aber war sein Stern im Sinken begriffen. Mussolini hatte seinen Milizen absolute Freiheit bei der Bekämpfung der bewaffneten Opposition gegeben, und dieser mit grösster Brutalität geführte Kampf hatte ihn schliesslich zum Sieg geführt. Seine faschistische Partei zählte jetzt 700'000 Mitglieder, und er war bereit, nach der Macht zu greifen.

Am 22. Oktober marschierten 30'000 Schwarzhemden auf Rom. Während Pressefotografen Mussolini als charismatischen Führer an der Spitze seiner Truppen darstellten, blieb er tatsächlich weit zurück und beobachtete die riskante Operation aus der Ferne. D'Annunzio war ein tollkühner Dichter und Held gewesen. Sein eher pragmatisch orientierter Schüler zog es vor, in Dekkung zu bleiben, während seine Kohorten die Drecksarbeit erledigten. Zwei Tage später intonierte der Duce in Neapel mit seiner berühmten, in Tausenden von Reden geschulten Stimme: «Unser Programm ist ganz einfach: Wir wollen die Herrschaft über Italien.»²¹

1920

Die Fuselination

Die Herrschaft der Tränen ist vorbei. Bald werden Slums nur noch eine Erinnerung sein. Wir werden unsere Gefängnisse in Fabriken verwandeln [...] Männer werden aufrecht gehen, Frauen werden lächeln und Kinder werden lachen.
Reverend Billy Sunday zu Beginn der Prohibition

Am 16. Januar 1920 zog in Norfolk, Virginia, ein seltsamer und ungewöhnlich lauter Begräbnisumzug durch die Strassen. Der Organisator war Reverend Billy Sunday, ein ehemaliger Basketballprofi, der in seiner zweiten Karriere Laienprediger geworden war. Der Leichnam, der hier zu Grabe getragen wurde, war acht Meter lang und hiess John Barleycorn – Jan Gerstenkorn. In Tausenden von Städten in den Vereinigten Staaten fanden ähnliche Begräbnisse statt, und überall jubelten Kirchengemeinden über Barleycorns Ende.

Sunday hatte die riesige Puppe nach Jack Londons 1913 erschienenem Buch *John Barleycorn: Alcoholic Memoirs* benannt, in dem der Autor beschrieb, wie sein Leben, sein Wohlstand und sein Ruhm durch seinen Alkoholismus zerstört worden waren. Es war die Geschichte einer spirituellen Wandlung durch eine tiefe Krise, wie Amerika sie schon damals liebte.

Während Christen und Aktivisten den Dämon Alkohol symbolisch in der Erde versenkten, fanden am selben Tag auch Scheinbegräbnisse statt, bei denen die Stimmung eine völlig andere war. Gäste im Maxim's und in anderen teuren Restaurants in New York tranken voller Trauer ihr letztes Glas, und im Cabaret-Café Reisenweber's am Columbus Circle bekam jede Dame, die sich am Grab des Saufens einfand, eine Puderdose in Form eines Sarges.

Überall transportierten Menschen an diesem Tag Flaschen. Autos, Bollerwagen und Kinderwagen wurden als Transportmittel genutzt und auf zahllo-



Einfallsreichtum gegen das Gesetz: Eine junge Frau nimmt einen hochprozentigen Drink aus einer Blumen- vase

sen Veranden und Vortreppen warteten Bewohner auf das Eintreffen der kostbaren Fracht. Während die eine Hälfte des Landes feierte, fluchte die andere. Um Mitternacht läuteten die Kirchenglocken. Um Schlag zwölf Uhr trat das Achtzehnte Amendement der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika in Kraft, das den Verkauf, die Herstellung, den Import und den Export von «berauschenden Getränken» verbot und dies mit den Mitteln des «Volstead Act», eines zusätzlichen Gesetzes, auch mit Polizeigewalt durchsetzen konnte. Die Prohibition hatte begonnen, Amerika war offiziell «trocken».

Ein amerikanischer Kulturkrieg

Der Kampf um die Prohibition in Amerika hatte Jahrzehnte gedauert. Gegner des «Teufels Alkohol» hatten argumentiert, die Trunkenheit sei die Wurzel aller Übel in der Gesellschaft. Besonders in Arbeiterfamilien war es gang und gäbe, dass Männer am Zahntag einen Teil ihres kümmerlichen Lohns sofort versoffen, um anschliessend dann ihre Wut an ihrer Familie auszulassen. Alkohol war ein Thema, bei dem Frauenrechtlerinnen, soziale Konservative, Sozialisten, fundamentalistische Prediger und sogar der Ku-Klux-



Mit der Axt gegen das Laster:
Ein Beamter zerstört alkoholische
Getränke, 1925

Klan zusammenfinden konnten.
Billy Sunday hatte sich unermüdlich
für ein Alkoholverbot eingesetzt.
«Der Saloon ist die Summe aller
Schlechtigkeit», predigte er. «Er ist
schlimmer als Krieg oder Pest. Er ist
das Verbrechen aller Verbrechen. Er
ist der Vater des Verbrechens und

die Mutter der Sünde. Er ist der fürchterliche Ursprung von Elend und Verbrechen in diesem Land. Und dieser Inkarnation des Teufels eine Lizenz zu erteilen ist das schmutzigste, niedrigste und verdammteste Geschäft auf dieser alten Erde. Es gibt nichts Vergleichbares.»

Das enthusiastische Publikum des Predigers störte sich nicht daran, dass der Alkohol gleichzeitig Vater und Mutter aller Übel sein konnte. Die Meinung der Zuhörer stand fest, und sie jubelten ihm zu. Tatsächlich waren Trunkenheit, häusliche Gewalt, Armut und die öffentliche Ordnung nicht die wichtigsten Fragen im Kampf gegen den Alkohol. Die eigentliche Front verlief zwischen dem Amerika der Kleinstädte und Farmen und dem

der grossen Metropolen, zwischen alten und erst kürzlich angekommenen Immigrantent. Es war eine Schlacht um die Seele des Landes.

Die wichtigsten Ideologen der Prohibition kamen aus ländlichen Gegenden und wurden vor allem von den evangelikalischen Kirchen unterstützt. Wie im Fall von Billy Sunday waren die Unterstützer oft Teil der ersten grossen Welle von europäischen Einwanderern im 19. Jahrhundert. Viele von ihnen waren Farmer, Pioniere aus stark protestantisch geprägten Gemeinschaften in den Präriestaaten. Nach ihnen war eine andere Art von Einwanderern gekommen, oftmals aus Italien, Deutschland, Irland und Zentraleuropa. Sie hatten sich bevorzugt in den Städten niedergelassen, waren mehrheitlich katholisch und betrachteten den Alkohol als einen festen Bestandteil des täglichen Lebens. Die grosse Kampagne für ein neues Amerika und eine Erneuerung der amerikanischen Moral war in Wirklichkeit auch ein Kampf des alten,

ländlichen Amerika, das an Einfluss verlor, gegen ein neues, städtisches, der Kampf des 19. gegen das 20. Jahrhundert.

Zahlreiche Aspekte kamen hier zusammen. Die protestantischen Tugendwächter kämpften auch gegen Katholiken und Juden und, nach dem amerikanischen Kriegseintritt, auch gegen Deutsche. Die meisten Brauereien wurden von Amerikanern deutscher Abstammung betrieben, grosse Schnapsbrennereien gehörten oft jüdischen Amerikanern. Für die Prohibitionisten war der Fall deshalb klar, wie John Newton Tillman, Kongressabgeordneter aus Arkansas, 1917 vor dem Repräsentantenhaus sagte: «Ich greife keine amerikanische Institution an. Ich greife ein ausländisches Geschäft an.»¹ Mit seiner sehr engen Definition dessen, was amerikanisch war – die Alkoholproduzenten gegen die er sich wandte, hiessen Steinberg, Schaumberg, Hirschbaum und so weiter –, übersah der Abgeordnete geflissentlich den wichtigen Beitrag, den der Vater der Nation, George Washington, zu dieser «ausländischen» Industrie geleistet hatte. Auf seinem Landgut in Mount Vernon kann seine Brennerei noch heute bewundert werden, sie befindet sich in ausgezeichnetem Zustand.

Zwar war die Debatte schon lange im Gange, doch erst der Krieg verschaffte ihr den entscheidenden Aufwind. Betrunkene Soldaten waren ein erhebliches Problem, und das Getreide, das sonst für die Produktion von Spirituosen verwendet wurde, brauchte man jetzt, um die Truppen zu ernähren. Amerika kämpfte gegen den Kaiser und seine biertrinkenden Horden, und in diesem Kontext konnte die deutsche Herkunft amerikanischer Brauereibesitzer benutzt werden, um auch den Bierkonsum als unpatriotisch darzustellen. «Brauereiprodukte füllen Kühlwagen, während Kartoffeln verfaulen, weil es keine Transportmittel gibt, und so Bauern in den Bankrott getrieben und Städte ausgehungert werden. Die Kohle, die sie verbrauchen, würde unsere Eisenbahnen und Fabriken mit Energie versorgen. Pro-Germanismus ist nur der Schaum auf dem deutschen Bier-Saloon [...] Totalabstinenz ist die unüberwindliche Barriere, die wir vor jedem Schützengraben errichten müssen. Nüchternheit ist die Bombe, die den Kaiser in die nächste Welt befördern wird»,² erklärte der Superintendent der Wisconsin Anti-Saloon League. Wer trank, trank mit dem Feind.

Die Kampagne gegen den Alkohol benötigte natürlich auch staatliche Unterstützung und wurde dadurch begünstigt, dass sich die Rolle des Staates in der Wirtschaft durch den Krieg erheblich geändert hatte. Die Einkommenssteuer war eingeführt worden, um den Krieg zu finanzieren, junge Männer wurden zum Wehrdienst eingezogen, auch wenn sie sich nicht freiwillig ge-



Die Utopie der Tugend: In dieser antialkoholischen Vision genossen Kunden an einer Hotelbar Milch und gute Bücher

meldet hatten, und um die gigantische Aufgabe der Ausrüstung und kontinuierlichen Versorgung einer ganzen Armee zu gewährleisten, waren neue zentrale, staatliche Stellen geschaffen worden, die Produktion und Logistik steuern sollten. In dieser Atmosphäre, in der die Regierung eine stärkere Rolle spielte und die vaterländische Begeisterung gross war, wurde der Achtzehnte Zusatz zur amerikanischen Verfassung, der die Prohibition beschloss, 1917 fast ohne Gegenstimmen beschlossen und 1919 in Kraft gesetzt. Amerika war nüchtern geworden, und die meisten Amerikaner hatten es kaum bemerkt.

Früher Optimismus

Die Unterstützer der Prohibition waren sich sicher, dass ein nüchternes Amerika allgemeines Glück bedeuten würde, ohne selbst nennenswerte Kosten zu verursachen. «Es wird kaum Gesetzesübertretungen geben», sagte etwa ein hochrangiger New Yorker Polizist. Politiker und Aktivisten waren derselben Meinung.

Wie sich freilich herausstellte, war es nicht ganz so einfach. Vielleicht war es Selbstzufriedenheit, vielleicht auch der fehlende politische Wille, aber das Prohibition Bureau, das dafür verantwortlich war, das neue Gesetz auch durchzusetzen, war von Anfang an unterfinanziert und verfügte über viel zu wenig Personal. 1'500 Agenten waren damit betraut, das gesamte Territorium der Vereinigten Staaten zu überwachen, einschliesslich der Küsten und der längsten Landgrenze der Welt, der 8891 Kilometer, an denen Kanada und die USA einander berührten. Die überforderten Beamten bezogen Gehälter zwischen \$ 1'200 und \$ 2'000 pro Jahr, weniger als Müllmänner und beinahe eine Garantie dafür, dass ein paar Scheine sie dazu überreden konnten, hier und da ein Auge zuzudrücken.

Hinzu kam, dass der Volstead Act, der dem Achtzehnten Amendment sozusagen Zähne verleihen sollte, eine Vielzahl von Ausnahmen und Kompromissen vorsah. Alkohol durfte für industrielle, medizinische und rituelle Zwecke produziert und konsumiert werden. Das führte zu einem explosionsartigen Anstieg der Produktion von Industriealkohol, dem die Behörden dadurch begegneten, dass sie ihm tödlichen Methylalkohol beimischten, was wiederum zur Folge hatte, dass man sie des Mordes bezichtigte, nachdem einige unglückliche Schnapsnasen kläglich daran zugrunde gegangen waren.

Für Ärzte und Apotheker war die Prohibition eine grossartige Geschäftsgelegenheit. Schon bald wurden pro Jahr rund 300'000 Rezepte für Whisky ausgestellt und ein Arzt schätzte, dass seine Kollegen an dieser innovativen Therapie etwa \$ 40'000'000 verdienten. Auch Weinproduzenten waren auf ähnliche Weise gesegnet. Nie zuvor war bei ihnen so viel Kommunionwein bestellt worden, auch wenn nur recht wenig davon jemals in der Nähe eines Altars gesichtet wurde. Erfinderische Traubenproduzenten boten überdies konzentrierten Traubensaft für den Hausgebrauch an, der, vermischte man ihn mit Wasser und liess ihn lange genug stehen, plötzlich zu gären anfangen konnte. Die Eigenproduktion wurde zu einem enorm populären Zeitvertreib und zu einem wichtigen Nebenerwerb für zahllose Familien.

Die Behörden taten ihr Bestes, um mit diesen Entwicklungen Schritt zu halten. 1921 wurden 95 933 illegale Schnapsbrennereien, Gärkübel und andere Installationen beschlagnahmt. Bis 1930 hatte sich diese Zahl fast verdreifacht, und im gleichen Jahr wurden 151416 471 Liter Branntwein, Wein, Bier und andere alkoholische Getränke vernichtet – die Spitze eines enormen alkoholischen Eisbergs. In Russland übrigens herrschte zeitweilig eine ähnli-



Spontaner Widerstand:
Das Prohibitionsgesetz wurde
weithin missachtet

che Situation, als der Zar 1914 den Verkauf von Wodka «für alle Zeiten» untersagte und fast über Nacht Zehntausende von illegalen Brenneisen aus dem Boden schossen.

Neben der Eigenproduktion wurde der Schmuggel von Alkohol zu einem wichtigen und enorm lukrativen Geschäft, das sich schon bald

fest in der Hand von professionell agierenden und schwer bewaffneten Banden befand und der organisierten Kriminalität Vorschub leistete. Nach 1920 importierte Kanada viermal mehr Whisky aus Europa als zuvor, gleichzeitig aber blieb der Konsum konstant. Entlang der Grenze gab es inmitten einer einsamen und wilden Landschaft nicht einmal alle vierzehn Kilometer einen Beamten, und der Schmuggel war fast zu einfach. Lincoln C. Andrews, der stellvertretende Finanzminister, der auch über die Einhaltung der Prohibition wachte, ging davon aus, dass seine Agenten nur ungefähr fünf Prozent der gesamten Schmuggelware fanden.

Schon bald wurde deutlich, dass die Prohibition eine Farce war, eine enorm teure noch dazu. Die Gerichte wurden von Prozessen überschwemmt, bis 1929 wurden 500'000 Menschen wegen Verstößen gegen das Prohibitionsgesetz festgenommen, und die Gefängnispopulation schwoll auf das Doppelte der ursprünglich geplanten Anzahl an. Die meisten amerikanischen Bürger wollten die Prohibition nicht und weigerten sich einfach, sie zu respektieren.

Als die Saloons ihre Türen schlossen und aus dem amerikanischen Stadtbild verschwanden, öffneten neue, diskretere Etablissements, die von der Strasse aus nicht direkt zu sehen waren. Sie waren versteckt hinter der Fassade eines Restaurants, eines Friseurs oder eines anderen Geschäfts, und durstige Zeitgenossen wurden erst dem prüfenden Blick des Türstehers unterworfen, bevor man sie in einen der «Speakeasies» hineinliess, wo ihnen

praktisch jeder Wunsch erfüllt wurde. Schon bald war dieses Arrangement so weit verbreitet, dass ein Journalist vorschlug, die gesamte Geschichte der Vereinigten Staaten in elf Worten zusammenzufassen: «Kolumbus, Washington, Lincoln, Volstead, zwei Treppen rauf und frag nach Gus.»

Die Gefahr einer Festnahme bestand zwar immer, sorgte aber letztendlich nur dafür, dass das Unterhaltungsangebot der Speakeasies einen unwiderstehlichen Hauch von Risiko bekam. Die Illegalität veränderte überdies das Verhalten der Kunden. Bevor die Prohibition in Kraft getreten war, war der Konsum alkoholischer Getränke in der Öffentlichkeit fast ausschliesslich Männern vorbehalten gewesen. Jetzt aber, weit weg von missbilligenden Nachbarn oder Bekannten, entdeckten auch Frauen die glamourös verruchte Atmosphäre dieser Clubs, wo sie nicht nur tranken, sondern auch Zigaretten rauchten, Jazzmusikern zuhörten und gefährlich enge Tänze tanzten, manchmal mit farbigen Partnern. Was auch immer da draussen in der Welt verboten war, übte eine besondere Anziehungskraft aus. In den Speakeasies entdeckten Millionen von Amerikanern eine neue Freiheit, die lässige Missachtung aller sozialen Konventionen und den Gesetzesbruch als tägliche Gewohnheit.

Die Herrschaft des Mobs

Die enorme Zahl der potentiellen Kunden veranlasste ausreichend skrupellose Geschäftsleute dazu, die bestehende Nachfrage auch ohne den Segen der Regierung zu befriedigen. Der berühmteste von ihnen lebte in Chicago und beschrieb sich auf seiner Visitenkarte als Händler für gebrauchte Möbel. Sein Name war Alphonse Capone. Wie seine Kollegen durchschaute auch Capone die Heuchelei des Systems. «Ich verdiene mein Geld, indem ich ein öffentliches Bedürfnis bediene», kommentierte er. «Wenn ich das Gesetz breche, dann sind meine Kunden, unter ihnen Hunderte der besten Leute von Chicago, so schuldig wie ich. Der einzige Unterschied zwischen denen und mir ist, dass ich verkaufe und sie kaufen. Alle nennen mich einen Schmuggler. Ich nenne mich selbst einen Geschäftsmann. Wenn ich Branntwein verkaufe, ist das kriminell. Wenn meine Kunden ihn auf einem silbernen Tablett auf dem Lake Shore Drive servieren, ist es Gastfreundschaft.»³

Der Profit durch diesen illegalen Handel war enorm. Auf dem Höhepunkt seines Erfolgs verdiente Capone allein durch seine Bierverkäufe zwischen



Gebrauchtwarenhändler: Alphonse «Al» Capone war einer der grossen Profiteure der Prohibition, Polizeifoto, 1925

\$ 60 Millionen und \$ 100 Millionen pro Jahr. Darüber hinaus kontrollierte er das Geschäft mit Branntwein, das Glücksspiel und andere lukrative Sparten, die sich weiterentwickelten, während die moralische und rechtliche Grundlage der

Prohibition in sich zusammensackte. Als guter Geschäftsmann reinvestierte Capone und diversifizierte seine geschäftlichen Interessen. Schutzgelderpresser zwangen Reinigungen und andere Geschäfte, einen grossen Teil ihres Verdiensts an die Gangster weiterzugeben. Wer sich weigerte, wurde verprügelt, Geschäftslokale wurden niedergebrannt oder von Bomben verwüstet, Angestellte wurden eingeschüchtert, unkooperative Geschäftsleute und Konkurrenten wurden einfach umgebracht. In Chicago zahlten einem Zeitzeugen zufolge Bäcker, Barbieri, Elektroarbeiter, Tankwarte, Schuster, Klempner, Müllmänner, Fensterputzer, Milchmänner, Schokoladenverkäufer und Bestattungsunternehmer. Jeder Kunde, der sich von einer Reinigung seine Hose waschen und bügeln liess, zahlte, ohne es zu wissen, fünfzig Prozent an die Mafia.

Angesichts solch enormer kommerzieller Möglichkeiten sahen sich Capone und seine etwa 600 Getreuen mit ihren Fäusten, ihren abgesägten Schrotflinten, Pistolen, Thompson-Maschinenpistolen, ihren sandgefüllten Socken, Schlagringen und Springmessern einem erheblichen Konkurrenzdruck von anderen, ähnlich operierenden Geschäftsleuten ausgesetzt, deren Organisationen sich unweigerlich entlang der ethnischen Verwerfungen der Eingewanderten rekrutierten: sizilianisch-italienisch, irisch, jüdisch. Schon bald zählte Chicago um die 400 Mafia-Morde und etwa 100 Bombenanschläge pro Jahr, als unterschiedliche Banden um Territorien kämpften.

Maschinenpistolen und Autos verschafften den bezahlten Killern neue kreative Möglichkeiten. War das Morden einst anstrengend gewesen, weil

es erhebliche tödliche Fähigkeiten vorausgesetzt hatte und besonders die Flucht langsam und gefährlich gewesen war, konnten sie jetzt ihre Opfer einfach in ein Auto locken oder zerren und mitnehmen, um sie ausserhalb der Stadt in Ruhe umzubringen und die Leiche am Rande der Landstrasse liegen zu lassen oder in die Fundamente eines neuen Gebäudes einzubetonieren, dessen Bauunternehmer ebenfalls auf der Gehaltsliste stand. Sollte der Mord zugleich als Botschaft dienen, bot sich ein spektakuläres *drive-by shooting* an, bei dem ein Gebäude, in dem die Zielperson sich aufhielt, vorzugsweise eines mit Glasfront oder grossen Fenstern, von einem fahrenden Auto aus mit Maschinenpistolen durchsiebt wurde. Danach verschwand das Fahrzeug unerkant im Strassenverkehr.

Der berühmteste dieser Mafiamorde freilich wurde mit eher handwerklicher Sorgfalt ausgeführt. Dean O'Banion, ein Schmuggler und Auftragsmörder mit einer Vorliebe für Orchideen, der tagsüber als Florist arbeitete und selbst etwa zwanzig Männer umgebracht hatte, hatte begonnen, Capones Geschäfte empfindlich zu stören. O'Banion wusste, wie gefährlich er lebte, und trug routinemässig drei Schusswaffen bei sich, aber einmal war er doch unvorsichtig. Drei Männer hatten seinen Blumenladen betreten, Männer, die er offensichtlich kannte und denen er vertraute. Einer von ihnen schüttelte ihm die Hand, liess diese aber nicht mehr los und hielt den mörderischen Orchideenfrend, während seine Komplizen wiederholt auf ihn schossen. Was danach passierte, ist zur Mafialegende geworden, wie Andrew Sinclair beschreibt: «O'Banion bekam ein Begräbnis erster Klasse, nach Gangsterart: einen Sarg für zehntausend Dollar, sechsundzwanzig Lastwagenladungen Blumen, darunter ein Blumenkorb mit der rührenden Aufschrift: VON AL.»⁴

Chicago war nur die berühmteste und berüchtigtste von vielen Gegenden, die die Mafia sich dank der Prohibition zu eigen machen konnte. Die Polizei und andere Behörden konnten nur zusehen – sie litten unter chronischem Geldmangel, waren immer einen Schritt hinterher und von Korruption geplagt. Viele der Beamten kündigten schon nach kurzer Zeit als sie feststellten, dass ihr karger Lohn es nicht wert war, das eigene Leben dafür aufs Spiel zu setzen, während die Gegenseite nicht nur über neue Rekruten verfügte, sondern auch über die neuesten Waffen, Autos, Informationen und Handelswege. Ähnliche Geschichten liessen sich über andere Zentren erzählen, über New York zum Beispiel oder über Atlantic City, eine Stadt des Glücksspiels und der kleinen und grösseren Sünden. Die Prohibition hatte eine neue Klasse von Verbrechern geschaffen. Sie hatte Hunderttausende von Bürgern

kriminallisiert und viele Millionen dazu gebracht, das Gesetz einfach und fast nebenbei zu missachten.

Was war passiert? Warum erwies sich ein Gesetz, das fast ohne Gegenstimmen beschlossen worden war, als so desaströs in der Umsetzung? Zunächst einmal: Die Zeiten hatten sich geändert. Das Achtzehnte Amendment war auf dem Höhepunkt der patriotischen Kriegstage vom Kongress angenommen worden, aber die Atmosphäre hatte sich entscheidend gewandelt. «Der spartanische Idealismus fiel in sich zusammen», schrieb Frederick Lewis Allen, ein brillanter Beobachter seines Heimatlands in dieser Zeit. «Die Menschen waren es müde, sich zu wappnen, um edlen Zwecken zu dienen. Sie waren es müde, die Vereinigten Staaten in ein Land für Helden zu verwandeln. Sie wollten sich entspannen und sie selbst sein.»⁵

Das Scheitern der Prohibition hing aber nicht nur damit zusammen, dass die Amerikaner ins zivile Leben zurückkehren wollten. Es wurde auch durch ein tiefes Misstrauen gegen die Motive derer befördert, die sich als Moralapostel inszenierten und deren hochdisziplinierte Kampagne 1920 so erfolgreich schien. Besonders die jüngere Generation akzeptierte einfach nicht, dass die Älteren über die moralische Autorität verfügten, sie zu irgendetwas zu zwingen. «Die ältere Generation hat diese Welt so ziemlich ruiniert, bevor sie sie an uns übergeben hat», schrieb John F. Carter im *Atlantic Monthly*. «Sie geben uns dieses Ding, in Stücke geschlagen, undicht, rotglühend, kurz vor der Explosion; und dann sind sie überrascht, dass wir es nicht mit derselben Haltung von dankbarem Enthusiasmus annehmen, mit der sie es bekommen hatten, damals, in den 1880ern.»⁶

Die Enttäuschung der jüngeren Generation, die sich auch in den USA von ihren Eltern und der Propaganda der Kriegszeit verraten fühlte, führt zu einem Generationenkonflikt, der weit über die Prohibition hinausreichte und der nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern auch andere westliche Länder in zwei Lager teilte. Auf der einen Seite standen Werte, die oft als traditionell bezeichnet wurden, obwohl sie selbst oft nicht älter als eine Generation waren. Auf der anderen standen Speakeasies, Zigaretten, Jazz, «petting parties», kurze Röcke, kurze Haare und enge Tänze. Schon 1914 hatte die General Federation of Women's Clubs alle Tänze verboten, die zu sehr nach Spass klangen: «Tango, Hesitation waltz [...] Gunny hog, Turkey trot, Texas Tommy, Hug-me-tight, Foxtrott, Shimmy dance, Sea-gull swoop, Camel walk und Skunk waltz.»⁷



Propagandasieg: Arbeiter beim Abbruch einer illegalen Bar

Doch war es längst zu spät, die Uhr zurückzudrehen. Die Prohibition veränderte die amerikanische Gesellschaft zutiefst, aber ihr Effekt war das genaue Gegenteil von dem, was ihre Väter und Mütter beabsichtigt hatten. Die Fülle an technologischen Innovationen, die Schmuggler und Auftragsmörder so erfolgreich machte, veränderte auch die Perspektive der Gesellschaft auf sich selbst. Kurz vor dem Krieg hatten gerade einmal 0,5 Prozent aller Amerikaner ein Auto besessen. 1920 waren es bereits fast 9 Prozent, und zehn Jahre später waren 20 Prozent aller Amerikaner motorisiert. Es stellte sich heraus, dass geschlossene Autos nicht nur dazu geeignet waren, um Verbrechen zu begehen, sondern auch Teenagern ganz neue Begegnungsmöglichkeiten eröffneten. Sie brachten die Stadt aufs Land, sie brachten nicht nur Whisky und Zeitungen, sondern auch Handelsvertreter mit Neuigkeiten, Haushaltsgeräten, Enzyklopädien, Verhütungsmitteln, modischen Kleidern und gängigen Ausdrücken. Autos brachten Menschen zum Kino, wo sie auf der Leinwand Charlie Chaplin, die Marx Brothers oder Mary Pickford bewundern konnten, die gerade eine sehr öffentliche Scheidung hinter sich hatte und in eine Affäre mit dem unwiderstehlichen Douglas Fairbanks ver-

wickelt war. Die Presse folgte jeder ihrer Bewegungen mit angehaltenem Atem.

Autos, Kinos und Radios zerstörten die traditionellen Moralvorstellungen effektiver, als es ein Ozean von Alkohol vermocht hätte, aber es war wesentlich schwerer, sie zu hassen. Die Traditionalisten jedoch hatten sich ihr eigenes Grab geschaufelt, als sie gegen den Alkohol zu Felde zogen. Die Speakeasies waren Katalysatoren eines sozialen Wandels, veränderten Geschlechterrollen und das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weissen. Alle Menschen, die durch die Tür mit dem kleinen Sichtfenster gekommen waren, durch das ein misstrauisches Augenpaar sie kurz begutachtet hatte, waren bereits Gesetzesbrecher und waren fest entschlossen, ihren Spass zu haben.

Männer und Frauen tanzten so miteinander, wie sie draussen nie miteinander tanzen konnten, den Charleston oder den Lindy Hop (ein entfernter Vorfahre des Break Dance) oder den gefährlich sinnlichen Foxtrott. Die Musiker waren oft Afroamerikaner und brachten dem Norden die Rhythmen und Riffs des Deep South, wo ihre Grosseltern noch Sklaven gewesen waren. Ihre Musik wurde die wahre Stimme einer sich herausbildenden Gegenkultur, in der «black cool» zu einem wichtigen Faktor wurde.

Ein Kulturkrieg war in den Vereinigten Staaten ausgebrochen, und während die Nüchternen sich als Unterlegene ihrer eigenen Schöpfung erwiesen, erwuchs aus den Ruinen ihrer moralischen Hoffnungen eine Kultur mit neuem Gesicht. Die Speakeasies veränderten Amerika und schliesslich auch die globale Kultur, deren perfekte Heldin die Hollywood-Diva Mae West war. Frech, selbstsicher und niemals weiter als eine Armlänge von einem halbgefüllten Glas anzutreffen, verkörperte sie Frauen, die wussten, wie sie auf sich aufpassen mussten. Zitate aus ihren Filmen («Ist das eine Pistole in deiner Tasche oder freust du dich einfach, mich zu sehen?») wurden legendär.

Der grosse Gewinner aber kam aus dem Süden und begann die Welt zu erobern: der Jazz. Ursprünglich von und für Afroamerikaner in New Orleans und anderen Orten der Südstaaten gespielt, trug der Jazz Erinnerungen an die Sklaverei, die Rhythmen Afrikas und der Karibik in sich, angereichert und verfremdet durch Instrumente und Formen der klassischen und populären westlichen Traditionen. Der Jazz absorbierte alle Einflüsse und Vergangenheiten und liess sie wieder leben, brachte sie zum Tanzen. Migranten hatten diese Musik in die Industriestädte des Nordens gebracht, und schon bald

waren schwarze Musiker hochbegehrt in einer Kultur der illegalen Spelunken und halblegalen Clubs. Louis Armstrong und Ella Fitzgerald, Jelly Roll Morton, Duke Ellington und Hoagy Carmichael, Fats Waller und Sidney Bechet hatten alle ihre Karriere in dieser aufgeladenen Atmosphäre aus Alkohol, Drogen und Delirium begonnen.

Von nun an war der Siegeszug des Jazz und der afroamerikanischen Kultur nicht mehr aufzuhalten. Platten und Konzertreisen schufen mehr und mehr Fans für die Musik, die ihre Zeit widerspiegelte wie keine andere und deren Kraft in ihrer Flexibilität lag. Black Cool, Rock'n'Roll, Soul und später auch Rap, Hip Hop und die Gangsta-Kultur sind ebenfalls späte Früchte der Prohibition.

Die Stunde der Schriftsteller

Der Kulturkrieg um die Prohibition wurde auch in der Literatur ausgefochten, aber hier war es ein ungleicher Kampf. Ohne die Macht des Kongresses und der Behörden konnte die «trockene» Seite literarisch nur Upton Sinclair ins Feld führen, einen ausgezeichneten, aber moralistischen Autor, der immer auf der Suche nach einer guten Sache war und dessen Vater, ein Branntweinhändler, sich zu Tode getrunken hatte. Neben ihm gab es nur noch Jack London, der den Teufel Alkohol ebenfalls bekämpfte, wo er konnte. Auf der «feuchten» Seite hingegen war ein beeindruckendes Bataillon von Talent und Witz versammelt: Ernest Hemingway, John Dos Passos, E.E. Cummings, Dorothy Parker, William Faulkner, Thomas Wolfe. Der Krieg der Bücher «vereinte Katholiken, Romantiker, Ausländer, Libertarier, Ästheten in einer Schlacht für freies Trinken, Evolution, freies Denken, freie Liebe, Al Smith, Freud, Joyce, Karl Adam, Karl Marx, russische Filme – und gegen Traditionalisten, Judenhasser, Katholikenhasser, politisch und sozial Konservative, Moralisten und Legalisten.»⁸

Kein Autor wurde mehr mit der jungen Generation der 1920er Jahre und ihrem Weg von der gesellschaftlichen Desillusionierung zur Enttäuschung mit sich selbst assoziiert als F. Scott Fitzgerald, dessen Romane *This Side of Paradise* (1920), *The Beautiful and Damned* und *Tales of the Jazz Age* (1922) sowie ganz besonders *The Great Gatsby* (1925) sofort als literarische Monumente dieser Kultur gelesen wurden, einer Kultur von jungen Männern und Frauen, die schon mit allen Wassern gewaschen waren und einem Kult



Rauschende Feste: Scott und Zelda Fitzgerald beschrieben Leben zwischen Glamour und Alkohol

des Vergnügens um des Vergnügens willen. «Hier war eine neue Generation», schrieb Fitzgerald, «sie rief die alten Rufe, lernte die alten Glaubensbekenntnisse durch Feste, die lange Tage und Nächte dauerten; dazu bestimmt, endlich in diese schmutzige, graue Unordnung zu gehen und Liebe und Stolz zu fol-

gen; eine neue Generation, die sich mehr als die vorige der Furcht vor Armut und der Anbetung des Erfolgs verschrieben hatte; im Wissen aufgewachsen, dass alle Götter tot sind, alle Schlachten geschlagen, aller Glauben in den Menschen erschüttert.»⁹

Fitzgeralds eigenes Leben hatte grosse Ähnlichkeit mit dem Karussell der schicken Cocktailpartys, der orgiastischen Saufgelage und der spirituellen Leere, das er in seinen Werken beschrieb. Es war eine Geschichte wie aus einem Prohibitionisten-Pamphlet. 1896 in Minnesota in einer gutsituierten Familie geboren, studierte er in Princeton, verliess die Universität aber ohne Abschluss. Der arbeitslose junge Mann wurde zum Militärdienst eingezogen und in Alabama stationiert, wo er sich in die Lokalschönheit Zelda Sayre verliebte und ihr einen Heiratsantrag machte. Zelda nahm an, löste die Verlobung aber wieder auf, weil sie keine Lust hatte, einen Mann zu heiraten, der sie finanziell nicht angemessen unterhalten konnte. Der zurückgewiesene Liebhaber ging nach New York, arbeitete in einer Werbefirma und schrieb seinen ersten Roman, *This Side of Paradise*, der, 1920 veröffentlicht, sofort zu einer Sensation wurde. Nun endlich war Zelda gewillt, den inzwischen berühmt gewordenen Autor zu heiraten.

Der Rest ist der Stoff, aus dem Legenden sind: das Ehepaar in New York, Paris, an der Riviera, jung und glamourös und immer damit beschäftigt, auf Partys zu gehen, zu trinken, zu schreiben, zu trinken und auf anderen Partys zu versumpfen. In Paris traf das Paar Ernest Hemingway und freundete sich

an. Zelda aber konnte ihren neuen Freund bald nicht mehr ausstehen, weil er sie beschuldigte, Scott nicht an die Schreibmaschine, sondern an die Whiskyflasche zu bringen. Fitzgerald aber musste schreiben; nicht nur, weil er ein Getriebener war, sondern auch, weil er dringend Geld brauchte.

Trotz des finanziellen Erfolgs seiner Romane und Kurzgeschichten, die der Autor unter Hochdruck produzierte, um das Schlimmste abzuwenden, konnten seine Einkünfte nicht mit seinem Lebensstil mithalten. Als sein Agent sich weigerte, ihm noch einmal Geld vorzuschiesse, geriet Fitzgerald immer mehr unter Druck, während Zelda, die selbst Romane schrieb, langsam, aber sicher in schizophrenen Schüben versank und in eine Klinik eingewiesen wurde. Aus dem eleganten und smarten literarischen Idol war ein Mann mittleren Alters mit einem Alkoholproblem geworden, ein Schatten seines früheren Selbst, der niemals wieder zur Brillanz seiner frühen Tage zurückfand und seine letzten Jahre damit verbrachte, in Hollywood Drehbücher zu schreiben, die nie produziert wurden.

Grosse Fluchten

Scott und Zelda Fitzgerald waren nicht die einzigen Schriftsteller, die es vorzogen, der Prohibition zu entkommen, und sich in die Jazzmetropole Paris absetzten. Paris war schick, es hatte eine grosse Reputation. Vor dem Krieg hatten Avantgarde-Künstler wie Picasso, Apollinaire, Strawinsky und Djagilew dort gearbeitet. Noch wichtiger aber war: Paris war billig. Ein schwacher Franc machte es zum idealen Ort für amerikanische Künstler, die mit relativ wenig Geld auskommen mussten, und sie kamen in Horden: Sherwood Anderson, dessen amerikanisches Provinzporträt *Winesburg, Ohio* eine ganze Generation von jüngeren Schriftstellern beeinflusst hatte, die skandalöse und schöne Djuna Barnes, der sozialistische Aktivist und Romancier John Dos Passos, die wunderbar explizite Anaïs Nin und ihr junger Liebhaber Henry Miller, der schlaksig-exzentrische Ezra Pound. Insgesamt lebten 200'000 englischsprachige Expats in Paris. Die meisten von ihnen waren jung und suchten nach Abenteuern.

«Paris war, wo das zwanzigste Jahrhundert war», bemerkte Gertrude Stein, das Orakel und die Gastgeberin einer ganzen Generation von Künstlern, die sich mit ihrer Partnerin Alice B. Toklas dauerhaft in der französi-

schen Hauptstadt niedergelassen hatte. Wohlhabend, willensstark und be-seelt von einem starken Verlangen nach Ruhm, sammelte Stein die Werke der wagemutigsten und experimentellsten Künstler ihrer Zeit – Picasso, Matisse, Braque, Juan Gris – und schrieb selbst Romane und Theaterstücke, die sich vor allem dadurch auszeichneten, dass sie keinerlei Handlung oder offensichtliche Logik hatten – riesige, unlesbare Wortbiester, die nur durch ihr offensichtliches Vergnügen an Wortspielen und surrealen Bildern gerettet wurden.

Bei Steins berühmten «open houses» am Samstagabend trafen sich künstlerische Giganten wie Picasso, Braque und Matisse mit im Ausland lebenden Schriftstellern wie James Joyce, Hemingway, Paul Bowles und den Fitzgeralds. Hemingway erinnerte sich, dass Stein dieser Generation von Pariser Künstlern und Mächtgern-Genies einen Namen gab. Als ein junger Auto-mechaniker sich unfähig zeigte, ihren Wagen zu reparieren, herrschte sie ihn an: «Ihr seid alle eine *génération perdue*!» – eine verlorene Generation. Als sie später Hemingway von diesem Vorfall erzählte, nahm sie den Ausdruck, den sie aus Frust gefunden hatte, noch einmal auf: «Das ist es, was ihr seid. Was ihr alle seid [...] All ihr jungen Leute, die im Krieg gedient haben. Ihr seid die verlorene Generation.»¹⁰

Die englische *lost generation* war grösstenteils ein Mythos, aber die jungen, desillusionierten und entwurzelten Mitglieder der internationalen Bohème in Paris waren sehr real. Ihre Mitglieder wussten, dass sie nirgendwo hingehörten, und die Emigration gefiel ihnen. Es ist eben einfacher, sich nicht zu Hause zu fühlen, wenn man in einem fremden Land ist. In Paris konnten sie sorglos leben. Der Kulturkrieg, der in den USA zwischen den Prohibitionisten und den Alkoholbefürwortern geführt wurde, Tugend und Laster, weisse, angelsächsische Protestanten und «unamerikanische» Ideen und Identitäten schienen weit, weit weg, und diejenigen, die vor dieser verhassten Debatte geflohen waren, konnten sich aus der Ferne fragen, was sie verloren oder vielleicht überhaupt nie besessen hatten.

Sie waren nach dem Krieg erwachsen geworden und hatten schon immer gewusst, dass sie verloren waren, dass ihr Selbstgefühl erschüttert war, dass sie weder Ziel noch Richtung hatten. Scott und Zelda waren auf ihre Weise lustig, aber ihr frenetisches Feiern war zu hektisch, um unschuldig zu sein. Djuna Barnes hatte zu früh zu viel verloren: Vergewaltigt im Alter von 16 Jahren, wahrscheinlich von ihrem Vater, hatte sie einen Mann geheiratet, der fast 40 Jahre älter war als sie, und ihn nach zwei qualvollen Monaten wieder



«Ihr seid die verlorene Generation» – Gertrude Stein war die wichtigste Gastgeberin der künstlerischen Avantgarde in Paris

verlassen. Nachdem ihre Familie in finanzielle Nöte geraten war, hielt sie sich und ihre Geschwister über Wasser, indem sie als Journalistin arbeitete. Gleichzeitig lebte sie ihre schwer gewonnene Freiheit voll aus und nahm sich eine Reihe männlicher und weiblicher Liebhaber, be-

vor sie 1921 nach Paris kam, um James Joyce zu interviewen, dessen ein Jahr später publizierten Roman *Ulysses* sie so sehr bewunderte, dass sie für eine Weile dachte, sie würde nie mehr selber schreiben können: «Wer traut sich das, danach?» Endlich fand sie den Mut, wieder etwas zu publizieren. Ihr autobiographischer Roman *Ryder* (1928) zeigte die schmutzige Realität hinter der wohlhabenden Fassade des Mittelschichtlebens vor 1914 in allen Details.

Ernest Hemingway war einer der Verlorensten und gleichzeitig einer der besten Diagnostiker seiner eigenen Realität. Seine Erfahrungen in Paris und seine Besuche von Stierkämpfen in Spanien wurden zum Grundstein seines Romans *The Sun Also Rises* (1926), in dem das Gefühl des Verlusts einer ganzen Generation und ihres Aufbegehrens gegen die Hohlheit ihres Lebens festgehalten wurde. Jake, ein Veteran des Ersten Weltkriegs, ist durch eine Verwundung impotent. Sein Leben als Ausländskorrespondent in Paris (eine Position, die Hemingway selbst innegehabt hatte) ist eine freudlose Abfolge von betrunkenen Partys und misstrauischen Begegnungen mit Menschen, die ebenso zynisch und orientierungslos sind. Um dieser Leere zu entkommen reist Jake nach Spanien, begleitet von seinem Freund Cohn und dessen Geliebter Brett, einer englischen Aristokratin, deren männlich klingender Name darauf hinweist, dass sie mehr Mann ist als ihre Gefährten. Was folgt, ist eine vergiftete *ménage à trois*. Brett ist eine «neue Frau» und sexuell befreit.

Sie liebt Jake. Wegen seiner Impotenz aber hält sie sich alle Möglichkeiten offen und schläft gleichzeitig mit Cohn und einem Torero – dem Inbegriff der traditionellen Männlichkeit –, den sie verführt. Am Ende verlieren sie alle: ihre Liebe, ihre Hoffnungen und einander.

Montmartre Rag

Der Kulturkrieg zwischen konservativen Werten und der Weitsicht der Nachkriegsgeneration wurde überall in Europa ausgefochten, und in vielen dieser Schlachten wurde Amerika zum Symbol für die befreiende Macht der Neuen Welt, weit weg von der erstickenden Stimmung der wiederbelebten Vorkriegsideen. Viele afroamerikanische Musiker, die als Soldaten nach Europa gekommen waren, hatten es vorgezogen, nach Europa zurückzukehren, anstatt in den Vereinigten Staaten zu bleiben, wo nicht nur der Konkurrenzkampf, sondern auch der Rassismus schwerer zu ertragen war. Sie kamen mit ihren Instrumenten nach Paris und liessen sich in der Nähe des Montmartre nieder, in der Rue de Lance, der Rue Pigalle und der Rue des Martyrs. Die Stadt war gerade dabei, aus einem Trauma zu erwachen, das die Bevölkerung mehr Tod und Leiden gekostet hatte als in jedem anderen westlichen Land. Die Menschen waren nicht nur bereit, sondern sogar bemüht, das Morden und Verstümmeln und die Schrecken des Krieges zu vergessen.

Mitchell's Jazz Kings im Casino de Paris in der Rue de Clichy brachten dem Pariser Publikum den Sound des amerikanischen Westens nahe und begleiteten auch Sänger wie Maurice Chevalier und Mistinguett. 1924 wurde Le Grand Duc in der Rue Pigalle ebenfalls zur Heimat von ‚*le ragtime*‘ oder ‚*la musique nègre*‘ in der Hauptstadt. Als der Klarinettist Sidney Bechet von einer Tour in Grossbritannien nach Paris kam, war er erstaunt, wie sehr sich der Montmartre und Harlem ähnelten: «Wann immer du die Strasse runtergelaufen bist, hast du vier oder fünf Leute getroffen, die du kanntest – Musiker, Entertainer, alle möglichen Leute, die wirklich Talent hatten [...] Du wolltest nach Hause gehen, aber du kamst nie an. Da war immer irgendeine Sängerin, die du hören wolltest, oder jemand, der spielte. Du hast Freunde getroffen, und die waren gerade auf dem Weg, um dies oder das zu hören, und du bist einfach mitgegangen. Offenbar *konnte* man einfach nicht vor zehn oder elf am Morgen nach Hause kommen.»¹¹



Schwarze Magie: Jazzmusiker auf einem Werbeplakat von His Masters Voice in Frankreich, 1925

Vom Montmartre aus verbreiteten sich die synkopierten Rhythmen der Trompeten, Klarinetten und Schlagzeuger entlang der Eisenbahnlinien: nach Brüssel, nach Amsterdam. Der Atem der schwarzen amerikanischen Kultur brachte das Aroma der Freiheit mit sich. London war ein weiterer wichtiger Ort, aber dort gab es viele Probleme. Wie die Pariser versuchten

auch die Londoner, den Krieg zu vergessen und das Vergnügen wiederzuentdecken, aber im Gegensatz zu Frankreich hatte Grossbritannien Arbeiter von den Westindischen Inseln rekrutiert, um Jobs in der britischen Industrie zu sichern, eine Lösung, die für die Arbeitgeber auch deswegen vorteilhaft war, weil sie schwarzen Arbeitern weniger bezahlten als weissen.

Wie in den USA war es nach Kriegsende daher auch in Grossbritannien unter einheimischen und neu angekommenen Arbeitern zu einem oft erbitterten Wettbewerb gekommen, in dem die Engländer den westindischen Kollegen zusätzlich vorwarfen, dass ihre Anwesenheit die Löhne drückte. Auch sexueller Neid spielte eine Rolle, wie Francis Caldwell, der Polizeichef von Liverpool, berichtete: «Seit einiger Zeit besteht eine wechselseitige Abneigung zwischen weissen und farbigen Bevölkerungsgruppen in der Stadt. Dieses Gefühl kam wohl durch das arrogante und selbstgerechte Verhalten der Negerbevölkerung gegenüber den Weissen auf und durch weisse Frauen, die mit schwarzen Männern zusammenleben und anderen Frauen gegenüber mit den überlegenen Eigenschaften von Negern im Vergleich zu weissen Männern prahlen.»¹²

Als weisse Arbeiter sich weigerten, in den Fabriken mit Schwarzen zusammenzuarbeiten, begann eine Entlassungswelle für die Schwarzen, und im Juli 1919 – dem «red summer» in den Vereinigten Staaten – kochte diese

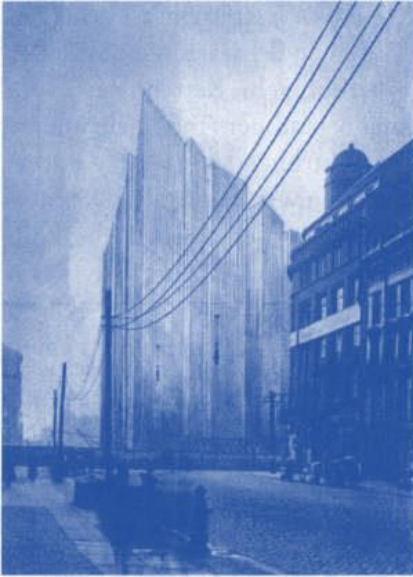
giftige Mischung über, als 120 schwarze Arbeiter einer Zuckerraffinerie in Liverpool entlassen wurden. Mobs von Schwarzen und Weissen lieferten einander Strassenschlachten mit Knüppeln, Ketten, Revolvern und Rasierklingen. Ein schwarzer Seemann fand den Tod, viele andere wurden verwundet. Genau während dieser Unruhen kam Sidney Bechet gemeinsam mit den anderen Musikern des Southern Syncopated Orchestra im Hafen von Liverpool an. Sie spielten vor vollen Sälen, in der Philharmonie Hall in der Great Portland Street in London, und erhielten sogar eine Einladung, im Buckingham-Palast zu spielen. Wenn sie aber gehofft hatten, dem in ihrer Heimat herrschenden Rassismus zu entkommen, so hatten sie sich getäuscht.

Kulturkriege und Bürgerkrieg

Im besiegten und aus der Völkergemeinschaft ausgestossenen Deutschland war es anfangs schwieriger, Zugang zu den Rhythmen der internationalen Nachkriegsgesellschaft zu finden. Die erste im Handel erhältliche Jazzplatte erreichte Berlin 1920. Dieser *Tiger Rag* war die unbeholfene Version eines amerikanischen Klassikers, die hier von einer unbekanntem deutschen Band gespielt und von einem deutschen Label vertrieben wurde. Aber selbst, wenn die Phrasierung nicht die sinnliche Eleganz eines Sidney Bechet hatte und die Musiker sich hörbar bemühten, alle «schmutzigen» Töne zu vermeiden, und die Musik wie eine fade Tanzmelodie exakt nach Noten spielten, so war die Platte doch eine kleine Sensation. Zwei Jahre später konnten Originalaufnahmen aus den USA importiert werden. Deutsche Musiker lauschten fasziniert und transkribierten und imitierten das, was sie gehört hatten – zum offensichtlichen Entzücken des Publikums. Der Jazz war gekommen, war gehört worden und hatte gesiegt.

Berlin war ein wichtiges Schlachtfeld in den Kulturkriegen zwischen Alt und Neu, und während der Jazz einige Zeit brauchte, um sich dort zu etablieren – sicherlich wesentlich länger als in Paris oder London –, wurde der Kampf zunächst auf anderen Feldern ausgetragen, auch hier mit starken Bezügen zu Amerika und den Freiheiten, die dort zu bestehen schienen.

Es ist nicht einfach, sich heute einen Begriff davon zu machen, wie zerrissen Berlin und ganz Deutschland nach dem katastrophalen Krieg und dem



Mies van der Rohes Entwurf für ein Hochhaus in Berlin, um 1921

Zusammenbruch des Kaiserreichs waren. Stärker als in jeder anderen Stadt – vielleicht mit Ausnahme von Wien – war die Atmosphäre hier von Armut, Bitterkeit, sozialem Hass und mörderischer politischer Gewalt gekennzeichnet. «An allen Ecken standen Redner. Überall erschollen Hassgesänge», schrieb der Maler George Grosz. «Alle wurden gehasst: Die Juden, die Kapitalisten, die Junker,

die Kommunisten, das Militär, die Hausbesitzer, die Arbeiter, die Arbeitslosen, die Schwarze Reichwehr, die Kontrollkommissionen, die Politiker, die Warenhäuser und nochmals die Juden. Es war eine Orgie der Verhetzung, und die Republik war schwach, kaum wahrnehmbar. Das musste mit einem furchtbaren Krach enden [...]»¹³

Nach einer Niederlage, auf die das Land nicht vorbereitet gewesen war, war Deutschland in der Mitte gespalten und in blutige Gewalt verwickelt. George Grosz beschrieb die Szenen auf der Strasse: «Draussen marschierte eine Gruppe weissbehemdeter Männer, die sangen in einem fort: ‚Deutschland erwache! Juda verrecke!‘ Dahinter kam eine andere Gruppe, auch militärisch zu vieren marschierend, die schrie rhythmisch im Chor: ‚Heil Moskau! Heil Moskau!‘ Nachher lagen dann immer welche herum mit eingehauenen Köpfen, zertrümmerten Schienbeinen und gelegentlich Bauchschüssen. Die Stadt war dunkel, kalt und voller Gerüchte. Ihre Strassen wurden wilde Schluchten voll Totschlag und Kokainhandel, ihre neuen Wahrzeichen die Stahlrute und das blutige, abgebrochene Stuhlbein.»¹⁴

Zur Zeit der Staatsgründung 1919 war Deutschland von einer revolutionären Welle erfasst worden. Eine Zeitlang schien es möglich, dass auch dieses ehemalige Kaiserreich eine Diktatur des Proletariats werden würde, und Sozialisten, Kommunisten, Faschisten und Freikorps hatten einander erbit-



Bittere Erinnerung: Ein Kriegsversehrtter mit Eisernem Kreuz 1. Klasse bettelt in Berlin

terte Gefechte geliefert. Die unsichere Situation zwang die neue Regierung, in das provinzielle, aber sicherere Weimar auszuweichen, wo die erste Sitzung im örtlichen Theater abgehalten wurde, einem Gebäude, das ein Jahrhundert zuvor vom dortigen Herzog als Aufführungsort für die Dramen seines Ministers und Theaterdirektors Johann Wolfgang von Goethe und dessen Freund Friedrich Schiller erbaut worden war. Ihre Statuen auf dem davorliegenden Platz und der Klassizismus, den sie ausdrückten, wirkten wie ein wortloser Vorwurf an die brutale Gegenwart.

Anfang 1920 erlebte die junge Weimarer Republik eine ihrer schwersten Krisen, als eine Gruppe von Offizieren um den konservativen Politiker Wolfgang Kapp versuchte, die Regierungsmacht durch einen Staatsstreich an sich zu reißen. Die rechten Revolutionäre besetzten mehrere Regierungsgebäude einschliesslich des Kanzleramts und zwangen die Regierung aufs Neue zur Flucht. Dieses Mal aber wurde dem Umsturzversuch durch einen Generalstreik begegnet, und nach einigen Tagen des bangen Wartens gaben die Aufständischen ihre Hoffnung auf, eine autoritäre Regierung im Geiste

des preussischen Militarismus zu installieren. Die Republik war gerettet, aber der Bürgerkrieg blieb eine reale Möglichkeit.

Die Macht der sozialdemokratischen Regierung konnte nur durch einen umstrittenen Kompromiss gesichert werden. Zur Erbitterung der Kommunisten stützte die Regierung sich auf den starken Arm der rechtsgerichteten Freikorps. Gleichzeitig war sie mit einem zweiten, gewaltigen Problem konfrontiert. Der Vertrag von Versailles hatte der Republik hohe Reparationszahlungen auferlegt, aber gleichzeitig mussten die Kosten des Krieges selbst bezahlt werden. Im festen Glauben, dass seine unterlegenen Feinde ihm ihrerseits durch Reparationszahlungen Geld in die Kassen spülen würden, hatte Kaiser Wilhelm II. Kriegsanleihen ausgegeben, die jetzt ausgezahlt werden mussten. Nun aber, angesichts einer ruinierten Wirtschaft, einer bestenfalls prekären politischen Lage und einer vom Krieg brutalisierten Bevölkerung, stand Deutschland vor einem Schuldenberg von 153 Milliarden Mark. 1913 hatten die Staatsschulden noch fünf Milliarden Mark betragen. Die Strategie der Regierung war, den enormen Summen durch eine sorgfältig kontrollierte Inflation zu begegnen. Vor dem Krieg waren zwei Milliarden Reichsmark im Umlauf gewesen, 1919 waren es bereits 45 Milliarden. Schon zu diesem Zeitpunkt verlor das Geld rasch an Wert, die Ersparnisse und die Sicherheit der Mittelschicht begannen sich in Luft aufzulösen.

Das erste Opfer der Schlacht zwischen den politischen Extremen, die auf den Strassen ausgefochten wurde, war ein möglicher Konsens, und während viele Konservative fest daran glaubten, dass die Rettung in einer Rückkehr zu nationaler Grösse und «deutschen Tugenden» liege, stellte sich eine andere, hauptsächlich in den Städten konzentrierte und linksorientierte Fraktion diesem Traum entgegen und nannte ihn nationalen Selbstmord. Die deutsche Linke verabscheute das Erbe des Kaiserreichs, die Welt der preussischen Junker und der Generäle.

Berlin, die glanzvolle Hauptstadt Wilhelms II., registrierte diese Veränderungen, wie George Grosz sich erinnerte: «Die Stadt glich einer grauen, steinernen Leiche. Die Häuser hatten Risse. Stuck und Farbe waren abgebröckelt, und in den toten ungeputzten Augen der Fensterhöhlen sah man, wo man nach denen Ausschau gehalten hatte, die nie wiederkehren, die Spuren geronnener Tränen. Es waren wilde Jahre. Ich nahm am Leben teil, stürzte mich hinein und kam sofort mit Kräften in Berührung, die aus dem absoluten Nichts herauswollten. Wir verlangten mehr. Was das Mehr war, wussten wir so genau nicht zu sagen; aber ich und viele meiner Freunde fan-

den keine Lösung im nur Negativen, im Grimm des Betrogenwordenseins und in der Verneinung aller bisherigen Werte. Und so trieben wir selbstverständlich immer weiter nach links.»¹⁵

Grosz war gegen seinen Willen Soldat geworden und gehörte einer neuen, ideologisch überzeugten Generation an. Schon sein Name symbolisierte seine widersprüchliche und doch leidenschaftliche Haltung zu seinem Land und dessen Idealen. Als Georg Ehrenfried Gross geboren, hatte er sich eine neue, kosmopolitisch klingende Identität zugelegt, weil er angesichts des herrschenden Militarismus keinen deutschen Namen mehr tragen wollte. Seine Gabe als Zeichner stellte er ganz in den Dienst seiner utopischen Hoffnungen und hielt «alle Kunst, die sich nicht dem politischen Kampf als Waffe zur Verfügung stellte, für sinnlos».¹⁶

Als erklärter Feind der Reaktion nutzte Grosz seine künstlerischen Waffen im Kampf um das, was er und seine Kameraden als eine schöne neue Welt des Friedens und des Fortschritts sahen. In seinem verlorengegangenen Gemälde *Deutschland, ein Wintermärchen*, von dem nur eine Vorzeichnung erhalten ist, zeigt er seine Vision des alten Deutschland. Im Zentrum sitzt ein ängstlicher, unersetzter Bürger mit einer Zeitung und umkrallt Messer und Gabel. Der Teller vor ihm ist leer bis auf einen Knochen, neben ihm steht ein Glas Bier. Um ihn herum explodiert die Welt: Häuser in Ruinen, eine Uhr ohne Stundenzeiger, eine Hure und ein Revolutionär, ein Sargträger – alles ist Unordnung und Bedrohung. Am unteren Rand der Komposition lauern ein reptilienhafter Pfarrer, ein schmutzlig-hirnloser General und ein blinder Schullehrer mit einem langen Rohrstock und einem Band, auf dem «Göthe» zu lesen ist: Sie sind die eigentlichen Totengräber des Landes.

Grosz war gewissermassen spezialisiert auf brutale Offiziere, aufgedunsene Prostituierte, verkniffene Bürger und kriegsversehrte Veteranen, die man an vielen Strassenecken sah. Er reflektierte über das, was er um sich herum sah: «Alle sogenannten sittlichen Bande waren aufgelöst. Eine Welle des Lasters, der Pornographie und Prostitution lief durch das ganze Land. ‚Je m'en fous‘, sagte ein jeder, ‚ick will mir endlich mal wieder amüsierens [...] Ein paar junge Amerikaner, die gestern noch für eine amerikanische Regimentsmusik gespielt hatten, kamen nach Berlin, im Nu verschwanden alle Wiener Salonkapellen und verwandelten sich über Nacht in Jazzbands. Anstatt des ersten und zweiten Geigers sassen da jetzt krampfhaft grinsende Banjoisten und Saxophonbläser.»¹⁷

Der Jazz wurde zum Sinnbild eines neuen Lebensverständnisses, einer

neuen Generation, die den Begrenzungen der Vorkriegswelt entkommen wollte, weil sie sie nicht mehr respektierte. Sie waren die verlorene Generation, die neuen Bohemiens, die in den Bars von Paris und Chicago, London und Berlin, Wien und Brüssel und Atlantic City herumhingen, weil sie nichts Besseres zu tun hatten. Ihre Tage und Nächte schienen eine einzige, hedonistische Vergnügungstour zu sein, aber sie selbst wussten, dass im Herzen ihres orkanartigen Lebens eine fürchterliche Stille herrschte. Scott Fitzgerald beschrieb, wie sie tanzten, tranken und herumschlieften, um sich zu betäuben und den unbeantworteten und wahrscheinlich unbeantwortbaren Fragen ihres Lebens nicht ins Gesicht sehen zu müssen.

Aber nicht alle waren für dieses schnelle Leben gemacht. Während das Gefühl der Leere und des Betrogenseins viele direkt zum nächsten Speakeasy führte, motivierte es andere, Dinge zu verändern, ein Neues Jerusalem zu konstruieren. Oft verachteten sie ihre hedonistischen Zeitgenossen. Statt sich zu amüsieren, entdeckten sie eine historische Mission, eine Ideologie, einen Weg, der zur Erlösung führte. Ihr Enthusiasmus war oft ehrlich und ehrenwert, aber, wie auch George Grosz im Falle Deutschlands beobachtete, ihre sich gegenseitig ausschliessenden Hoffnungen schufen ein Gefühl der Bedrohung unter dem hektischen Vergnügen einer Zeit, die gerade vom Krieg befreit war:

«Es war eine völlig negative Welt, mit buntem Schaum obenauf, den viele für das wahre, das glückliche Deutschland vor dem Anbruch der neuen Barbarei hielten. Fremde, die uns damals besuchten, liessen sich nur zu leicht durch das scheinbar sorglose, lustige wirbelnde Leben an der Oberfläche täuschen, durch die Nachtlokale und die sogenannte Freiheit und Kunstblüte. Aber das war eben doch nur bunter Schaum, nichts weiter. Dicht unter dieser lebendigen Oberfläche, die so schön wie ein Sumpf schillerte und ganz kurzweilig war, lagen der Bruderhass und die Zerrissenheit, und die Regimenter formierten sich für die endgültige Auseinandersetzung [...] Und das wussten wir, oder fingen an es zu ahnen.»¹⁸

1921

Das Ende der Hoffnung

Angst berührt alle Dinge im Dunkeln
Führt Mondlicht zur Axt.
Da ist ein verhängnisvolles Klopfen hinter der Wand:
Ein Geist,
ein Dieb oder eine Ratte...

Anna Achmatowa

Am 7. März 1921 erhielt die Siebte Russische Armee den Befehl, die Festung Kronstadt anzugreifen, die eine strategisch wichtige Insel in der Bucht vor Sankt Petersburg (oder Petrograd, wie es gerade genannt worden war) beherrschte. Hinter den dicken Wällen der Befestigungsanlagen, die eisige Weite überblickend, hatte sich eine Besatzung von 13'000 bewaffneten Matrosen der russischen Marine verschanzt. Lenins Regierung hatte sie zu Veräthern erklärt und befohlen, sie zu liquidieren.

Der Angriff über das Eis war ein Himmelfahrtkommando, denn die Festung, mehrere Schlachtschiffe und Batterien mit hochmotivierten und erfahrenen Besatzungen machten die Eisfläche, die keinerlei Deckung bot, zu einer Todesfalle. Viele Soldaten der Siebten Armee, von denen die meisten aus Bauernfamilien kamen, erwarteten den Angriff mit gemischten Gefühlen. Sie brauchten Ermutigung, meinten die Offiziere, und plazierten eine Maschinengewehrstellung hinter den vorrückenden Truppen, um Deserteure und Feiglinge zu erschiessen.

Ein kurzer Schusswechsel mit Artillerie musste eingestellt werden, weil ein Schneesturm die Sicht über einige Meter hinaus unmöglich machte. Und so wurde die Infanterie vorgeschickt, um die Festung zu stürmen. Sobald die Soldaten in ihren weissen Tarnoveralls aus dem Schneetreiben vor der Festung auftauchten, wurden sie mit intensivem Feuer zurückgetrieben. Geschosse aus Schiffskanonen rissen Löcher ins Eis. Dutzende von Angreifern ertranken zwischen treibenden Eisschollen.



Getäuschte Hoffnung: Russische Marinesoldaten bei der Rebellion von Kronstadt, 1921

Am nächsten Tag hatte der Schneesturm nachgelassen. Das Eis um die Festung herum war mit Leichen übersät. Die Bombardierung begann von Neuem und wurde von schweren Geschützen beantwortet. Gebäude auf dem Festland standen in Flammen. Ein weiterer Angriff wurde gestartet, und Lenin verkündete bereits einen weiteren glorreichen sowjetischen Sieg, doch sein Optimismus erwies sich als verfrüht. 20'000 der angreifenden Soldaten hatten den Befehl verweigert, wissend, dass sie auf dem offenen Eis hoffnungslos ausgeliefert sein würden, und nicht willens, auf Kameraden zu schießen. Die Attacke wurde zum Fiasko. Eingeschlossen in ihre Festung, schickten die Soldaten von Kronstadt einen Aufruf an die Arbeiter aller Länder: «Die Arbeiter der ganzen Welt sollen wissen, dass wir, die Verteidiger der Sowjetmacht, die Errungenschaften der sozialen Revolution bewachen. Wir werden siegen oder in den Ruinen von Kronstadt im Kampf um die gerechte Sache der Arbeiterklasse sterben. Die Arbeiter der Welt werden unsere Richter sein. Das Blut der Unschuldigen wird das Haupt der kommunistischen Fanatiker beflecken, die ihre Macht trunken gemacht hat. Lang lebe die Macht der Sowjets?»^T

Niemand konnte den Seeleuten auf der Insel vor Sankt Petersburg fehlenden Mut oder mangelnde Loyalität gegenüber dem kommunistischen Ideal

vorwerfen. Während der schrecklichen Jahre des Bürgerkriegs hatten sie für die Rechte der Arbeiter und Bauern gekämpft, und keine Herausforderung, keine Gefahr war zu gross gewesen für sie. Die Marine war immer direkt im Herzen der Revolution gewesen. 1905 war die Meuterei der Seeleute auf dem Schlachtschiff «Potemkin» auf dem Schwarzen Meer einer der ersten Momente der Revolution gewesen, und die Männer hatten ihre Entschlossenheit im Kampf gegen den Zaren immer wieder bewiesen. 1917 waren die Schüsse, die das Schlachtschiff «Aurora» abgefeuert hatte, das Signal zur Revolution gewesen, zumindest wollte es die sowjetische Legende so.

Drei fürchterliche Jahre Bürgerkrieg waren gefolgt, drei Jahre voller Schrecken auf beiden Seiten, voller Verbrechen der Roten Armee und der «weissen» zaristischen Einheiten, die beide die Bevölkerung der Dörfer, in denen vier Fünftel aller Russen noch immer lebten, unbarmherzig tyrannisierten. Gebiete waren erobert und dann wieder verloren worden, es kam zu Strafkampagnen mit Plünderungen, niedergebrannten Dörfern, grausamen Hinrichtungen und Vergewaltigungen, ein fürchterlicher Kreislauf, den Russland schon oft erlebt hatte. Vor 1917 war die zaristische Armee immer wieder zu ähnlichen Terrorkampagnen aufgebrochen, um die Bevölkerung in ländlichen Gegenden, die zum Grossteil jenseits aller modernen Gesetze lebte, mit Gewalt unter das Joch der Zarenherrschaft zu zwingen. In einem Land mit 160 Millionen Seelen lag die offizielle Stärke der Polizei bei 100'000 Mann, und in den Dörfern wurde Recht von den Dorfältesten gesprochen. Die Bestrafungen waren oft von mittelalterlicher Grausamkeit.

Diesmal aber nahm die Gewalt kein Ende, schlimmer noch: Die neuen, kommunistischen Machthaber hatten keine Erfahrung mit der Verwaltung und der Versorgung der Bevölkerung, und so ging es den meisten Menschen schlechter als unter den alternden Aristokraten und korrupten Beamten, denen sie vorher ausgeliefert gewesen waren. Gerade zu Beginn der Revolution liessen sich die Kommunisten auf immer neue Experimente ein – 1920 schafften sie sogar für einige Zeit das Geld ab, um so den Kapitalismus an der Wurzel zu zerstören.

Diese Experimente führten zu weiteren Entbehrungen für die Bevölkerung und destabilisierten ein Land, das durch den verheerenden Krieg mit Deutschland und Österreich-Ungarn von 1914 bis 1917 bereits stark geschwächt war. 3,5 Millionen Russen, zwei Prozent der Gesamtbevölkerung, waren in diesem Krieg umgekommen. Der Bürgerkrieg forderte weitere Op-



Im Namen der Revolution: Lenin (links von der Mitte) und Leo Trotzki (stehend, etwas rechts von der Mitte, mit dunklem Mantel und Mütze) umgeben von Soldaten, die Aufständische «liquidiert» haben

fer. Das gesamte Land schien in Flammen zu stehen. 300'000 Männer in Uniform wurden im Kampf getötet, 450'000 starben an Seuchen und anderen Krankheiten, aber diese Zahlen repräsentieren nur einen kleinen Ausschnitt der wahren menschlichen Kosten.

Ein furchtbarer Wettbewerb der Grausamkeit entwickelte sich zwischen Lenins gefürchteter Geheimpolizei, der Tscheka, die etwa eine Viertelmillion Menschen ohne Gerichtsverfahren hinrichtete, und monarchistischen Kosakentruppen, die allein in einer Provinz 25'000 Zivilisten erschossen. Aus Rache wurden zwischen 500'000 und 700'000 Kosaken von der Roten Armee entweder erschossen oder deportiert. Zur gleichen Zeit ermordete die berüchtigte, stark antisemitische Weisse Armee in der heutigen Ukraine geschätzte 100'000 Juden, und bei Pogromen im Süden des Landes fand eine unbestimmte Zahl weiterer Juden den Tod.

Doch nicht nur die Armeen beider Seiten verbreiteten Tod und Schrecken im Land. Erbittert über den Widerstand der Bauern gegen die neue Politik, befahl Lenin, in Dörfern im gesamten Ural Getreidevorräte zu beschlag-

nahmen, und verursachte so die erste der künstlichen Hungersnöte in einem Jahrzehnt des Hungers. Eine unbekannte Zahl von Menschen fand den Tod, die Schätzungen reichen von einer bis zwei Millionen. Eine Typhusepidemie dezimierte die geschwächte Bevölkerung weiter und forderte mindestens drei Millionen Opfer.

Viele der Marineeinheiten, der treuesten Truppen der Kommunisten, waren auf ihren schwimmenden Kasernen hinter einem dicken Wall von Propaganda relativ isoliert gewesen von dieser fürchterlichen Epidemie von Mord und Krankheit. Während des Krieges hatten sie kaum jemals die Möglichkeit gehabt, ihre Schiffe zu verlassen und an Land zu gehen, ihre Familien in weit entfernten Dörfern waren für sie unerreichbar. In der zweiten Hälfte des Jahres 1920 aber veränderte sich die Situation. Die Weisse Armee war zurückgeworfen worden, der Grossteil des russischen Territoriums war jetzt unter kommunistischer Kontrolle.

Die Männer auf den Schiffen hatten die Disziplin der Marine und die mageren Rationen ertragen und sich von Gefahr und Langeweile nicht zermürben lassen. Nun forderten sie Gegenleistungen für ihre Treue. Die Besatzungen der Schlachtschiffe «Petropawlowsk» und «Sewastopol», die vor Kronstadt im Eis lagen, wurden unruhig. Sie wollten ihre Familien sehen, forderten eine Lockerung der militärischen Disziplin, die Wiedereinführung demokratischer Entscheidungsstrukturen an Bord durch Schiffskomitees statt der Wiedereinstellung der zaristischen Offiziere, die als Einzige über ausreichend technische Expertise verfügten, um ein Schlachtschiff zu kommandieren. Als die Vorräte sich ihrem Ende zuneigten und Teile der Mannschaften an Skorbut erkrankten, begann sich eine Rebellion abzuzeichnen.

Um das Schlimmste abzuwenden, wurde einer grösseren Anzahl von Männern ein Urlaubsschein ausgestellt, damit sie nach langer Abwesenheit endlich wieder ihre Familien besuchen konnten. Die Soldaten erwarteten, wie Helden und Patrioten behandelt zu werden. Doch was sie zu Hause vorfanden, schockierte sie zutiefst. Auf dem Land herrschten schreckliche Zustände, und viele Menschen begegneten ihnen mit offener Feindseligkeit. «Über Jahre wurde uns alles, was zu Hause vor sich ging, von der bolschewistischen Zensur vorenthalten», erinnerte sich ein Soldat. «Als wir nach Hause zurückkehrten, fragten uns unsere Eltern, warum wir für die Unterdrücker kämpften. Das hat uns nachdenklich gemacht.»²

Zu ihrer Einheit zurückgekehrt, tauschten die Soldaten Geschichten und Erfahrungen aus: vom Hunger in den Städten und von den schrecklichen

Verlusten in den Dörfern, von den Banden von Strassenkindern, die bettelten und stahlen wie die Raben, von den Arbeitern, die von Soldaten der Roten Armee wie Gefangene bewacht wurden, von der Geheimpolizei, die Menschen überall in Furcht leben liess. Das war nicht die Revolution, für die sie gekämpft hatten. Viele von ihnen waren zutiefst desillusioniert vom Staat der Bauern und Arbeiter. Tausende von ihnen verliessen die Kommunistische Partei, allein im Januar 1921 waren es 5'000. Die Baltische Flotte wurde zum Problem für die Parteiführung, deren offizielle Version der Ereignisse lautete, dass zaristische Truppen und imperialistische Agitatoren Unfrieden stiften wollten.

Auf den stählernen Giganten im Eis verschlechterte sich die Stimmung zusehends und erreichte einen Tiefpunkt, als den Matrosen Berichte über einen Streik in der Stadt zu Ohren kamen. Von allen verlässlichen Informationen abgeschnitten und einem Strom von Gerüchten und Propaganda ausgesetzt, hörten die Männer, dass die Armee auf Demonstranten schiesse, genau wie es die zaristischen Truppen während der kleinen Revolution von 1905 in Sankt Petersburg getan hatten. Tscheka-Einheiten nahmen die Anführer des Streiks fest und erschossen sie in geheimen Folterkellern. Aufgewühlt und unsicher, was sie glauben konnten, beschlossen die Matrosen, eine Abordnung in die Stadt zu schicken, die die Meldungen überprüfen sollte. Was sie vorfand, verstärkte den Eindruck, dass sich die Sowjetunion rapide in eine volksfremde und grausame Diktatur verwandelte. Streikende Arbeiter wurden vom Militär zur Arbeit gezwungen, überall waren Armeeposten, Strassensperren mit Bewaffneten kontrollierten den Verkehr.

Als Reaktion auf die Niederschlagung des Streiks entwarfen die Marinesoldaten von Kronstadt eine Resolution, in der sie nicht nur freie Meinungsäusserung und Pressefreiheit verlangten, sondern auch sofortige geheime Wahlen, die Freiheit, neue Gewerkschaften zu bilden, sowie demokratische Kontrolle über alle Zweige der Regierung. Es war eine Liste mit unmöglichen Forderungen, das wussten sie, aber sie war auch Ausdruck der wachsenden Enttäuschung über die Zentralregierung und die Revolution selbst, verfasst von Männern, die sich als deren loyaler Kern verstanden und viel dafür geopfert hatten. Sie forderten nicht das Ende der Sowjetunion oder der revolutionären Ziele, sondern etwas noch Gefährlicheres: Sie versuchten, die Revolution von der Partei zurückzuerobern und sie in einer echten Demokratie zu verankern.

Lenin und seine Regierung, die damals noch in Petrograd residierte, begriffen, dass die Matrosen von Kronstadt eine ernste Bedrohung ihrer Macht

darstellten. Ihr erster Zug war dementsprechend vorsichtig: Sie entsandten Michail Iwanowitsch Kalinin, den Vorsitzenden des Zentralen Exekutivkomitees und damit das formelle Staatsoberhaupt, gemeinsam mit Nikolai Nikolajewitsch Kusmin, dem Politischen Kommissar der Baltischen Flotte, um die Situation durch Überredung zu retten. Für den 1. März wurde eine gemeinsame Sitzung anberaumt. Trotz eisiger Temperaturen kamen 15'000 Menschen. Zunächst verlief alles nach Plan. Die Ehrengäste wurden von einer Militärkapelle und mit einer Ehrengarde empfangen und die Sitzung begann friedlich. Als aber die Resolution verlesen wurde und Kalinin sie zu kritisieren begann, schlug die Atmosphäre um. Zwischenrufe und Beleidigungen wurden laut, seine Stimme wurde von Pfiffen und Drohungen über-tönt.

Als nächster war Kusmin dran. Er war ein erfahrener Redner und versuchte, die Menge auf seine Seite zu ziehen, indem er sie an die Heldentaten des Revolutionskrieges erinnerte. Doch seine Taktik schlug fehl. Eine Stimme rief: «Hast du vergessen, dass du jeden zehnten Mann an der nördlichen Front hast erschiessen lassen? Weg mit ihm!» Tatsächlich waren bolschewistische Einheiten während des Krieges von ihren eigenen Befehlshabern durch Erschiessungen dezimiert worden – «um den Rest zu ermutigen», wie Voltaire gesagt hätte. Kusmin war damals der zuständige Kommissar gewesen. In einem Fall waren eine ganze Einheit von Rekruten, die versucht hatten zu fliehen, eingekesselt und ihr Kommandant sowie jeder zehnte Mann auf Trotzki's persönlichen Befehl erschossen worden.

Ereignisse wie diese waren noch unvergessen, aber Kusmin reagierte ohne jede Reue: «Die Arbeiter haben schon immer Verräter erschossen, und sie werden sie auch in Zukunft erschiessen!»,³ rief er in einen Chor von wütendem Gebrüll hinein. Als er seine Rede vor einer zunehmend feindseligen Zuhörerschaft beendet hatte, kamen endlich die Matrosen selbst zu Wort. Einer nach dem anderen traten sie ans Rednerpult und beschimpften die Regierung, forderten mehr Freiheiten und mehr Gleichheit zwischen privilegierten Parteimitgliedern und einfachen Arbeitern. Mit grosser Mehrheit wurde die Resolution angenommen, und die Versammlung beschloss, eine zweite Delegation in die Hauptstadt zu schicken, um bei der Bevölkerung für ihre Position zu werben.

Von nun an eskalierte die Situation Schritt für Schritt. Die Seeleute wählten einen eigenen Sowjet und erklärten die offizielle Regierung für abgesetzt. Kusmin und zwei weitere Redner hielten zornige Reden und wurden am fol-

genden Tag von den Marinesoldaten festgenommen und unter Arrest gestellt. Als sich in einer Versammlung das Gerücht verbreitete, fünfzehn Lastwagen mit bolschewistischen Einheiten seien auf dem Weg, um die Menge anzugreifen, wurde aus der Meuterei eine Revolte. Ein revolutionäres Komitee wurde gebildet, um die Kampagne zu koordinieren, und bewaffnete Einheiten wurden ausgeschiedt, um Waffendepots, Telefonvermittlungen, Nahrungsmittelspeicher, das Hauptquartier der Tscheka und andere neuralgische Punkte in der Stadt zu besetzen. Die Rebellen verhängten eine Ausgangssperre. Niemand durfte die Festung verlassen, alle Schiffe unterstanden ihren Befehlen. Sie hatten drei hohe Parteimitglieder als Geiseln und ein ganzes Arsenal von Waffen und Munition. Die Rebellion von Kronstadt hatte begonnen.

Die Petrograder Regierung war angesichts dieser Herausforderung alarmiert und tat alles, um rasch die Initiative zurückzugewinnen. Es würde nicht einfach sein, eine breite Revolution militärisch niederzuschlagen, denn nach dem jahrelangen Krieg waren die Soldaten erschöpft und ihre Reaktionen unberechenbar, wenn der Gegner nicht mehr die Weisse Armee, sondern die eigene Bevölkerung sein sollte. Eine Meuterei in der Armee aber würde das Zentrum der Sowjetmacht in Frage stellen.

Lenin entschied sich für eine bewährte Doppelstrategie: Mit einer intensiven Propagandakampagne versuchte die Partei, die Bevölkerung davon zu überzeugen, dass Kronstadt von ausländischen Agenten und konterrevolutionären Kräften unterminiert worden war. Gleichzeitig wurden Armeeeinheiten zusammengezogen, um die Rebellen so schnell wie möglich zu besiegen, denn wenn das Eis in der Bucht erst einmal auftauen würde, wäre die Festung fast uneinnehmbar und könnte gleichzeitig den gesamten Schiffsverkehr der Hauptstadt kontrollieren. Die Matrosen von Kronstadt, die Trotzki einmal den «Stolz der Revolution» genannt hatte, waren zu den gefährlichsten Gegnern der Partei geworden. Die Parteiführung wollte kein Risiko eingehen, und Trotzki ordnete die Verhaftung der Frauen und Kinder der Rebellen an.

Während der folgenden Tage schien die Rebellion sich tatsächlich auszuweiten, Lenins schlimmste Befürchtungen drohten sich zu bewahrheiten. Eisenbahnarbeiter in Krasnoje Selo weigerten sich, die Züge abzufertigen, mit denen Soldaten zum Angriff auf Kronstadt transportiert werden sollten, die 27. Omsker Division verweigerte den Befehl, an der Militärakademie Peterhof wurde ein Komplott gegen die Bolschewiken aufgedeckt. Unterdessen wirkten die Aufständischen entschlossener denn je, auch wenn ihre Rebel-

lion auf Seiten der Bevölkerung nur wenig Unterstützung fand. Die Arbeiter von Petrograd, deren Streik gerade blutig zu Ende gegangen war, standen nicht noch einmal auf, um ihren Klassengenossen zur Hilfe zu kommen. Auf der Insel wurde die Situation langsam kritisch. Die Vorräte an Nahrungsmitteln und Munition gingen zur Neige, kaum einer hatte gute Winterbekleidung, und die langen Tage und schlaflosen Nächte erschöpften auch die erfahrensten Männer. Langsam wurden sie sich bewusst, dass keine Hilfe von aussen kommen würde. Die uneinnehmbare Festung drohte zur Todesfalle zu werden.

Als in der Nacht vom 16. auf den 17. März etwa 50'000 Soldaten nach stundenlanger, schwerer Bombardierung der Festung in dichtem Nebel zum entscheidenden Angriff ansetzten, trafen sie auf verzweifelten Widerstand. Die ersten Einheiten erreichten die Festung gegen fünf Uhr morgens, auf allen vieren über das bereits schmelzende Eis kriechend. Die Rebellen erleuchteten die Nacht mit Signalraketen und Suchscheinwerfern und forderten die Angreifer auf, zu ihnen überzulaufen. Erst als die herankommenden Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett versuchten, die Festung zu stürmen, feuerten die Verteidiger auf die Angreifer, die schwere Verluste erlitten.

Während des gesamten Tages versuchte eine Angreiferwelle nach der anderen die Festung einzunehmen, wurde aber immer wieder von den verzweifelten Rebellen zurückgetrieben, die jetzt ihre Artillerie nutzten, um die Eisfläche um die Festung herum zu beschiessen und in eine Todeszone zu verwandeln. Die schwarzen Löcher, die ins Eis gerissen wurden, wurden vielen Angreifern zum Grab. Fliehende Soldaten wurden von ihren eigenen Offizieren auf der Stelle erschossen. Als die schiere Menge der angreifenden Soldaten die Verteidiger endlich überwältigte und der Aussenwall gefallen war, verwandelte die Schlacht sich in einen erbitterten Strassenkampf, bei dem die Verteidiger Haus um Haus zurückgedrängt wurden. Um vier Uhr nachmittags sammelten die Rebellen noch einmal ihre Kräfte und schafften es sogar, die Angreifer ganz von der Insel zu vertreiben, aber frische Ersatztruppen konnten Kronstadt schliesslich ganz einnehmen. In der Dunkelheit der einsetzenden Nacht gelang es 800 der Verteidiger, über das Eis nach Finnland zu fliehen. Während des nächsten Tages schafften es Tausende weitere. Die Rebellion aber war endgültig beendet.

Die menschlichen Kosten des Angriffs waren dramatisch. Die Schätzungen gehen weit auseinander (offizielle kommunistische Zahlen sprechen von etwa 700 Toten auf Seiten der Armee, andere von 25'000), aber wahrschein-

lich wurden etwa 10'000 bolschewistische Soldaten bei dem Angriff getötet und Tausende mehr verwundet. Nur etwa 600 Rebellen verloren bei den Kämpfen ihr Leben, weitere 2'500 wurden gefangen genommen von denen die meisten ohne Gerichtsprozess erschossen wurden, während andere in den GULAGs landeten, manchmal mitsamt ihrer ganzen Familie. Ihr Schicksal sollte allen potentiellen Rebellen eine deutliche Warnung sein.

Das Signal wurde verstanden, und es veränderte das Wesen des jungen Sowjetregimes. Die Rebellion hatte deutlich gemacht, dass Lenins Regierung bereit war, jede Forderung nach Partizipation und jede Infragestellung ihrer absoluten Macht mit äusserster Brutalität zu ersticken.

Tod im Wald

Lenins Regierung benutzte die Rebellion von Kronstadt, um Oppositionelle in allen Teilen der Gesellschaft zu eliminieren. In allen grossen Städten kam es zu Festnahmen, Folter und Hinrichtungen. Wieder wurde die öffentliche Meinung sorgfältig auf diese Terrorwelle vorbereitet, diesmal mit der Behauptung, eine internationale, antibolschewistische Verschwörung habe versucht, die Macht an sich zu reißen. Als Hauptverschwörer präsentierten die Propagandisten Wladimir Nikolajewitsch Taganzew, einen Geographieprofessor und Experten für Glaziologie, der keinerlei politische Interessen hatte. Sein Name stand in einem Notizbuch, das die Geheimpolizei einem Spion abgenommen hatte, der an der finnischen Grenze gefasst und erschossen worden war. Für die Tscheka war dies Grund genug, Taganzew als Schwerverbrecher hinzustellen und die angebliche Verschwörung besonders unbarmherzig unter den Mitgliedern der Petrograder Intelligentsia zu verfolgen.

Am 31. Mai 1921, kaum eine Woche nach der endgültigen Niederschlagung der Rebellion von Kronstadt, wurde der sanfte Geograph festgenommen, des Hochverrats beschuldigt und in ein Geheimgefängnis eingeliefert, wo er in Einzelhaft gehalten, immer wieder verhört und auch gefoltert wurde. Im Juni versuchte er, sich in seiner Zelle zu erhängen, wurde aber rechtzeitig von Gefängniswärtern entdeckt. Bald darauf bot ihm der Kommandant der Tscheka einen Handel an: eine milde Bestrafung für ihn selbst und Immunität für alle, die an der Verschwörung beteiligt gewesen waren und die er nennen sollte. Die Amnestie wurde ihm schriftlich vorgelegt, von

hohen Beamten unterzeichnet. Erschöpft durch Folter und Angst stimmte Taganzew zu und nannte Namen, wahrscheinlich einfach Menschen, die er zufällig kannte oder von denen er gehört hatte, oder Namen, die seine Peiniger ihm suggerierten.

Natürlich war die Amnestie nichts weiter als eine List, mit deren Hilfe fast die gesamte Elite von Petrograd in die Verschwörung verwickelt werden konnte, darunter viele Männer und Frauen, die von den Bolschewiken schon lange verdächtigt wurden, den Werten der Revolution gegenüber nicht absolut loyal zu sein. Sofort begannen die Festnahmen. Unter den 800 Menschen, die von Einheiten der Tscheka festgenommen und verhört wurden, war auch Nikolai Gumiljow, ein bekannter Dichter und der frühere Ehemann der nicht minder berühmten Dichterin Anna Achmatowa. Am 25. August wurden Taganzew und seine Frau, der Dichter Gumiljow und etwa 60 andere Gefangene aus ihren Zellen geholt, zum Kowalewsky-Wald ausserhalb von Petrograd gebracht und erschossen. Etwa 30'000 Männer und Frauen wurden dort zwischen 1918 und Mitte der 1920er Jahre hingerichtet, die meisten von ihnen ohne Prozess. Man vermutet, dass 4'500 von ihnen dort noch immer in unmarkierten Massengräbern liegen.

Gumiljow war ein bekannter und einflussreicher Autor, dessen hingebungsvolle Aufmerksamkeit für stilistische Fragen, für die Kunst der Übersetzung und für das Handwerk der Dichtung jüngere Autoren wie Ossip Mandelstam und Vladimir Nabokov tief beeindruckte. Im toxischen Klima des Sowjetreichs aber konnte künstlerischer Ruhm sich in eine ansteckende und oft tödliche Krankheit verwandeln. Die junge Dichterin Anna Achmatowa war nur wenige Jahre lang mit ihm verheiratet gewesen. Jetzt aber wurde ihr ihre Verbindung mit einem verurteilten Verbrecher gegen das Vaterland und die Revolution selbst zum Verhängnis. Zu dem Zeitpunkt, da ihr ehemaliger Mann erschossen wurde, war Achmatowa 32 Jahre alt und arbeitete als Bibliothekarin am Agronomischen Institut. Dort verdiente sie kaum genug, um allein über die Runden zu kommen, und sie war jahrelang dazu gezwungen, hauptsächlich von Brot und Tee zu leben. Mit bitterer Ironie nannte sie diese Zeit später ihre «vegetarischen Jahre».

Die brutalen Repressionen im Anschluss an die Rebellion von Kronstadt markierten das Ende einer wichtigen Phase der russischen Revolution. Während der Rebellion selbst hatte Lenin es vorgezogen, nicht persönlich in Erscheinung zu treten, und er war politisch geschickt genug, um zu erkennen,



«Die vegetarischen Jahre»:
Die Dichterin Anna Achmatowa
hatte Schreibverbot und lebte von
Tee und Brot

dass die Situation nach den Verhaftungen und Hinrichtungen nach Entspannung verlangte, um nicht weitere Aufstände zu provozieren und seine erschöpfte Armee zu überfordern. Während des Bürgerkriegs hatte die Regierung im Rahmen des sogenannten Kriegskommunismus besonders hart gegen Bauern durchgegriffen, deren Getreide beschlagnahmt wurde und deren Produktivität um mehr als ein Drittel gesunken war.

Jetzt erlaubte die Partei plötzlich privaten Handel und handwerkliche Produktion für den eigenen Profit, was die Situation auf dem Land tatsächlich verbesserte.

Doch auch wenn er die Zügel gelockert hatte, hielt Lenin sie immer noch fest in der Hand. Seine immer grösseren gesundheitlichen Probleme freilich schwächten seinen Griff. 1908 hatte er nur um Haaresbreite einen Mordversuch überlebt, hatte sich von seiner Verwundung aber niemals wieder ganz erholt. Seine legendäre Energie schien abzuebben, immer öfter war er von schrecklicher Müdigkeit geplagt und verbrachte immer längere Perioden in Gorki, seinem Landsitz, weit weg vom Zentrum der Macht. 1922 gelang es ihm, seinen persönlichen Schützling als Parteisekretär durchzusetzen: Josef Stalin, einen harten Führer und gefährlichen Mann, dem er dennoch völlig vertraute. Kurz darauf erlitt Lenin den ersten von mehreren Schlaganfällen und war von nun an gelähmt und nur noch ein Schatten seiner selbst. Von seinem Rollstuhl aus musste er mit ansehen, wie Stalin schnell und skrupellos die Macht an sich riss und die Parteimaschine nach seinem eigenen Bilde neu erschuf. Ein weiterer Schlaganfall 1923 beraubte Lenin der Fähigkeit zu sprechen. Trotzdem versuchte er mit verzweifelter Entschlossenheit, Stalin aus seiner Machtposition zu entfernen und stattdessen Trotzki zu installie-

ren, aber es war zu spät. Als Lenin am 21. Januar 1924 starb, verfügte Stalin bereits über nahezu unbegrenzte Macht.

Die Mumie der Revolution

Als junger Mann war der neue Generalsekretär der Kommunistischen Partei in einem orthodoxen Priesterseminar gewesen und hatte seine Zukunft in der Kirche gesehen. Er verstand die Macht und die Bedeutung religiöser Symbole. Sein Verhältnis zu Lenin war immer schon ambivalent gewesen, und hinter dem Rücken seines Mentors hatte er bereits längere Zeit daran gearbeitet, die alleinige Macht an sich zu reißen. Jetzt aber sah er die Chance, der Revolution einen Heiligen zu schenken, einen Mythos. Lenin war in Gorki gestorben und sein Leichnam wurde nach Moskau zurückgebracht, wo er drei Tage lang auf dem Roten Platz aufgebahrt wurde. Mehr als zwei Millionen Menschen kamen, um von ihm Abschied zu nehmen. Dann, nach den offiziellen Beerdigungsfeierlichkeiten, wurde der Leichnam des grossen Revolutionsführers Wissenschaftlern übergeben.

Der Plan, Lenins Körper zu mumifizieren, wurde vor allem von zwei hochrangigen Parteimitgliedern verfolgt. Leonid Krassin war Volkskommissar für Aussenhandel, Anatoli Lunatscharski Kommissar für Aufklärung. Zusammen mit Maxim Gorki waren sie am Anfang ihrer Karriere «Gottesbauer» gewesen, ein esoterischer Zweig der kommunistischen Ideologie, der versuchte, den Sozialismus mit allen Attributen einer formellen Religion auszustatten, mit eigenen Ritualen, Feierlichkeiten und Dogmen. Ursprünglich hatte man daran gedacht, Lenins Körper einzufrieren und ihn wieder zum Leben zu erwecken, wenn der Fortschritt der Wissenschaft es zulassen würde, aber schliesslich beschlossen Lunatscharski und Krassin, der als Kühlungsingenieur ausgebildet worden war, den Körper stattdessen einzubalsamieren – ein unfreiwilliges, aber treffendes Symbol dafür, wie es um die Revolution bestellt war. Während Wissenschaftler und Anatomen den Körper des verstorbenen Führers mit aller Ehrfurcht in Chemikalien tränkten und für die Ewigkeit vorbereiteten, wurde auf dem Roten Platz ein Mausoleum gebaut, ein niedriges Gebäude, dessen Form deutlich an eine Pyramide erinnerte, in der Lenins wunderbar unverwester Körper auf das Paradies der Bauern und Arbeiter warten sollte.



Ende einer Ära: Lenins aufgebahrter Leichnam, 1924

Die Endzeithoffnung und die religiöse Symbolik von Lenins letzter Ruhestätte waren alles andere als ein Zufall. Seine Politik während des Krieges war davon ausgegangen, dass die Russische Revolution nur das Vorspiel einer weltweiten Revolution sei, die unmittelbar bevorstand. Als der schreckliche Krieg aber in einen unsicheren und oft von Gewalt geprägten Frieden mündete, war die Weltrevolution noch immer nicht in Gang gekommen.

Für die sowjetische Führung war das Ausbleiben einer Weltrevolution nicht nur die Widerlegung all ihrer Prophezeiungen, es zwang sie auch dazu, ihr eigenes Regime zu überdenken, ähnlich wie es die Kirchenväter 2'000 Jahre zuvor tun mussten, als klar geworden war, dass die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Jüngsten Gerichts ausgesetzt und die Kirche auf solidere institutionelle Fundamente gestellt werden musste. Doch auch wenn die Hoffnungen auf eine weltweite Diktatur der Bauern und Arbeiter sich langsam verflüchtigten, waren sie deswegen noch lange nicht begraben. Als die Matrosen von Kronstadt 1921 gegen ihre eigene Führung rebellierten, widersetzten sich fast gleichzeitig Tausende von linksgerichteten deutschen Arbeitern der noch schwachen Weimarer Republik, die zu diesem Zeitpunkt bereits wie durch ein Wunder eine Serie von Staatsstreich und bewaffneten Aufständen von rechts und links überlebt hatte.

Der bewaffnete Arbeiteraufstand von 1921 war tatsächlich Teil eines Moskauer Plans, den Jüngsten Tag des Kapitalismus herbeizuführen. Lenin hatte einen seiner engsten Vertrauten nach Deutschland geschickt, Karl Ra-

dek, ein aus Galizien stammendes Mitglied der Komintern und der höchstrangige Ausländer in der sowjetischen Hierarchie. Als Sohn einer jüdischen Familie aus Lemberg (heute Lviv in der Ukraine) sprach Radek fließend Deutsch und war ein erfahrener Organisator. Er übernahm die Führung bei dem Versuch, Arbeiter in der Nähe von Halle an der Saale dazu zu überreden, das kapitalistische Joch mit Gewalt abzuschütteln. Der Ort war sorgfältig ausgewählt worden. Nirgendwo in Deutschland war die Kommunistische Partei stärker als in dieser Bergbauregion. Bei den Wahlen von 1921 hatte die Partei 30 Prozent aller Stimmen erhalten und war damit die stärkste politische Kraft in Halle, einer Stadt mit knapp 200'000 Einwohnern, von denen 67'000 Parteimitglieder waren.

Die Märzaktion

Der Auslöser der sorgfältig vorbereiteten Revolution der Arbeiter gegen ihre kapitalistischen Ausbeuter kam, als die Polizei am Fusse der Siegessäule in Berlin eine nicht explodierte, sechs Kilo schwere Bombe sicherstellte. Der Sprengstoff war in die Seiten einer Lokalzeitung aus der Gegend um Halle eingepackt, und die Regierung beschloss, bewaffnete Polizeieinheiten in die Gegend zu verlegen, um die Situation unter Kontrolle zu halten.

Die kommunistischen Organisatoren erkannten in den oftmals brutalen Polizeieinsätzen, Hausdurchsuchungen und Strassensperren in und um Halle und Merseburg den idealen Vorwand für ihre Aktion, und schon bald begannen sie mit einer Serie von Terrorakten, die nach der revolutionären Theorie das bürgerliche Lager destabilisieren und die Arbeiter zu den Waffen rufen würden. Aber die Zugentgleisungen, bei denen unschuldige Passagiere ums Leben kamen, die Bombenanschläge und die Brandstiftung an Häusern von Fabrikbesitzern, in Polizeistationen und in den Justizpalästen von Leipzig und Dresden, die Plünderungen und die ausgeraubten Banken animierten die revolutionären Massen keineswegs, auf die Strasse zu gehen oder geschlossenen einen Generalstreik zu beginnen, wie von der kommunistischen Presse gefordert. Die deutsche Revolution weigerte sich, die Rolle zu spielen, die ihr die kommunistischen Theoretiker zugeordnet hatten.

Nach einer langen Serie sporadischer Gewalt und mehr oder minder halberziger Solidaritätsstreiks, nach Strassenkämpfen in Hamburg und im Ruhrgebiet und nach Streikaktionen, an denen landesweit geschätzte 200'000 Ar-

beiter teilnahmen, verwandelten die Arbeiter einer einzigen Fabrik ihr Areal in eine Bastion des bewaffneten Widerstands. Die Chemiewerke von Leuna wurden mit perfekter militärischer Disziplin abgeschottet und mit Schützengräben um das Fabrikgelände herum gesichert; viele der Arbeiter waren nur drei Jahre zuvor noch an der Front gewesen und hatten dort Schützengräben ausgehoben. Jetzt bauten sie einen Zug in eine mit Eisenplatten gepanzerte und mit Maschinengewehren ausgestattete fahrende Festung um, um sich gegen den erwarteten Angriff zu verteidigen.

Die Kämpfe zwischen den Arbeitern und schwer bewaffneten Polizeieinheiten begannen am 23. März, und bald war klar, dass die Arbeiter ohne Unterstützung von aussen und ohne weitere revolutionäre Aufstände in ihrer Fabrik in der Falle sassen. Unter dauerndem Artilleriebeschuss ergaben sich die Arbeiter nach einer Woche Belagerung. 150 von ihnen hatten ihr Leben verloren, 6'000 wurden festgenommen, 4'000 von Militärgerichten zu teilweise langen Gefängnisstrafen verurteilt. Vier Revolutionäre bekamen die Todesstrafe, mehrere andere wurden von der Polizei «auf der Flucht erschossen». Für die kommunistische Bewegung in Deutschland war die Märzaktion ein absolutes Fiasko, und Tausende von Sympathisanten wandten sich von der Partei und ihren revolutionären Bestrebungen ab. Der bislang unmittelbarste Versuch der Sowjetregierung, ausserhalb des eigenen Landes eine Revolution zu provozieren, war gescheitert.

Für viele Kommunisten kam diese Wendung unerwartet, zumal die zerrütteten Wirtschaftssysteme und verunsicherten Gesellschaften Europas scheinbar keiner weiteren Belastung mehr standhalten würden und so einen hervorragenden Nährboden für Revolutionen darstellten. Ebenfalls im März 1921 hatte ein Streik der Kohlearbeiter die britische Regierung gezwungen, den Notstand auszurufen, Frankreich war durch einen Generalstreik gelähmt, und Mussolinis Faschisten lieferten sich in den Industriestädten Norditaliens blutige Strassenschlachten mit sozialistischen Arbeiterverbänden, was die Hälfte des Landes de facto in einen bürgerkriegsähnlichen Zustand stürzte. Auch in Schlesien gab es einen blutigen bewaffneten Aufstand, und von Wien bis Reykjavik brachen immer wieder Unruhen aus.

Die Schlacht am Blair Mountain

Nicht nur in Europa schien eine Revolution eine reale Möglichkeit zu sein. In den Vereinigten Staaten waren Teile der Gesellschaft auf ähnliche Weise verunsichert. Zurückkehrende Soldaten und eine durch Überproduktion verursachte Krise in der Landwirtschaft, Rassenunruhen in den Grossstädten nach der Migration von mehr als einer Million Afroamerikaner aus den Südstaaten und das Machtvakuum in Washington, wo der gebrechliche Präsident Wilson im März 1921 abgewählt wurde, hatten zu einer Periode der Unsicherheit geführt. Schon 1919 hatten insgesamt vier Millionen Arbeiter im ganzen Land die Arbeit niedergelegt; sogar die Polizisten von Chicago hatten tagelang gestreikt, denn sie wurden für ihren lebensgefährlichen Kampf gegen die Mafia nicht einmal ausreichend bezahlt, um ihre Familien ernähren zu können. Amerika schien in einen Krieg gegen sich selbst verwickelt zu sein, und dieser Krieg wurde mit besonderer Verbitterung in Logan County in West Virginia ausgefochten.

Die Motivation für die Kämpfe, die als Schlacht um Blair Mountain bekannt werden sollten, war nicht die Weltrevolution, sondern die grausame Ausbeutung der dort beschäftigten Bergleute. Vor der Eröffnung der Kohlebergwerke Ende des 19. Jahrhunderts war West Virginia überwältigend ländlich und ganz auf Agrarwirtschaft ausgerichtet gewesen. Binnen einer Generation hatte es Zehntausende von neuen Migranten dorthin gezogen, die in den Minen arbeiten wollten, den produktivsten der Vereinigten Staaten.

Die Besitzer dieser besonders lukrativen Bergwerke verfahren nach einem System, das auch in grossen Fabriken und anderen Industriekonzernen praktiziert wurde. Die Angestellten arbeiteten mit Werkzeug, das dem Betrieb gehörte und das sie von ihren Arbeitgebern mieten mussten. Bezahlt wurde pro Wagenladung Kohle, die immer zum Vorteil des Bergwerks abgewogen wurde. Die Bezahlung der Arbeiter erfolgte teilweise mit Münzen, die sich nur im fabrikeigenen Laden einlösen liessen, der alle Güter zu überhöhten Preisen verkaufte. Auf Lohnerhöhungen folgten stets Teuerungen im Company Store, so dass der Arbeitgeber immer der Gewinner blieb. Die Arbeiter und ihre Familien lebten in Häusern, die sie vom Bergwerk mieten mussten. Jede Form gewerkschaftlicher Organisation oder Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft war streng verboten, Gewerkschaftler wurden fristlos entlassen.

Die Arbeiter lebten in einer finanziellen Tretmühle, aus der es kein Ent-

rinnen gab. Sie schufteten mehr als zwölf Stunden pro Tag an gefährlichen und kaum gesicherten Arbeitsplätzen. Unfälle, Verstümmelungen und Todesfälle waren häufig, 1907 waren bei einer einzigen Explosion in der Fairmont Coal Company in Marion County 361 Bergleute ums Leben gekommen. Tatsächlich waren die Überlebenschancen eines Bergmanns schlechter, als sie es für die Soldaten an der Westfront gewesen waren. Schon immer hatte sich Widerstand gegen diese unmenschliche Behandlung geregigt, bis hin zu Streiks und sporadischen Gewaltausbrüchen, die den Gouverneur des Staates mehr als einmal dazu veranlasst hatten, Truppen in die Gegend zu verlegen. Die Bergleute kämpften gegen eine erdrückende Übermacht.

Um die Kontrolle zu behalten, hatten die Eigentümer des Bergwerks eine Detektei angeheuert, deren bewaffnete Angestellte wie eine Privatarmee auftraten und der jedes Mittel recht war, um Widerstand im Keim zu ersticken, von einfacher Einschüchterung bis hin zu schwerer Gewalt gegen einzelne Arbeiter, der Ausweisung ganzer Familien und sogar Mord. Einmal, 1913, war die Bergwerks-Wachmannschaft mit einem bewaffneten Eisenbahnzug an einem Zeltlager vorbeigefahren, in dem streikende Minenarbeiter lebten. Mehrere auf dem Zug installierte Maschinengewehre hatten in die Zelte hineingeschossen. Wie durch ein Wunder war nur ein einziger Mensch getötet worden.

1921 nun drohte die Situation zu eskalieren. Ein erneuter Versuch von Arbeitern, sich zu organisieren, um so bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern bessere Erfolgsaussichten zu haben, hatte zu ihrer Entlassung und der sofortigen Vertreibung ihrer Familien geführt. Ein Jahr zuvor war es im Städtchen Matewan zu Feuergefechten zwischen Minenarbeitern und privaten Bergwerkswächtern gekommen. Sid Hatfield, der Sheriff von Matewan, sympathisierte dabei mit den Arbeitern.

Hatfield war ein Revolverheld wie aus einem Western. Er trank keinen Alkohol, um seine Reflexe nicht zu verlangsamen (Prohibition herrschte in dieser Bergwerksstadt nur auf dem Papier), und um potentielle Gegner abzuschrecken, warf er eine Kartoffel in die Luft, zog seinen Revolver und liess sie mit einem einzigen Schuss in Stücke zerspringen, noch bevor sie die Erde erreicht hatte. Wenn es wirklich auf Geschwindigkeit ankam, schoss er einfach durch seine Hosen. Als Bergwerksdetektive drohten, ihn festzunehmen, und nach ihren Revolvern griffen (die Berichte variieren, je nachdem, welchen Zeugen man Glauben schenken möchte), war Hatfield wie immer schneller, und Minenarbeiter, die sich auf den umliegenden Dächern postiert

hatten, besorgten den Rest. Am Ende des Tages waren sieben Detektive und drei Stadtbewohner tot.

Für seine Rolle in diesem bewaffneten Aufstand wurde der Sheriff vor Gericht gestellt, und der Beginn seines Prozesses im Januar 1921 fiel zeitlich mit einem Generalstreik der Minenarbeiter zusammen, die sich trotz der Unterdrückungsmassnahmen ihrer Arbeitgeber erfolgreich organisiert hatten. Die Polizei reagierte meistens im Sinne der Bergwerksbesitzer, und Streikbrecher, die aus anderen Teilen des Landes geholt worden waren, machten die Situation der Streikenden fast hoffnungslos.

Die resignative Stimmung verflog sofort, als bekannt wurde, dass der als Volksheld verehrte Sid Hatfield kaltblütig ermordet worden war. Der Sheriff und ein Freund waren gerade dabei gewesen, unbewaffnet die Stufen des Gerichtsgebäudes hinaufzusteigen, als Detektive, die für die Bergwerksbesitzer arbeiteten, das Feuer eröffneten und beide Männer töteten. Als überdies die Täter offenbar keine strafrechtlichen Konsequenzen zu befürchten hatten, begannen die Streikenden, bewaffnete Milizen zu bilden und Protestversammlungen abzuhalten, an denen Tausende von Menschen teilnahmen. Nach langen Diskussionen entschlossen sie sich, gemeinsam zur regionalen Hauptstadt Logan zu marschieren, um so die Regierung zum Eingreifen zu zwingen.

Etwa 5'000 bewaffnete und wütende Bergwerksarbeiter mit roten Stirnbändern machten sich auf den Weg. Die Regierung reagierte panisch. Sie organisierte eine Armee aus Deputies, Bergwerks wachen, staatlicher Polizei und kleinen Angestellten, 1'200 Männer, die die Kleinstadt gegen eine Invasion verteidigen sollten. Ihr Anführer war ein Colonel der National Guard, der im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte und der seiner Truppe befahl, sich auf dem Blair Mountain, der zwischen Logan und den heranrückenden Bergleuten gelegen war, zu verschanzen. Als die Bergleute am 30. August am Fuss des Berges eintrafen, kam es zu ersten Feueregefechten. Am nächsten Tag intensivierten sich die Kämpfe, mit Toten auf beiden Seiten. Gemietete Flugzeuge warfen Bomben auf die Stellungen der Bergleute. Etwa dreissig Angehörige der improvisierten Verteidigungstruppe und 100 Bergleute verloren ihr Leben. Mehrere hundert weitere wurden verwundet.

Am 1. September beorderte Präsident Warren Harding Armeeeinheiten aus Kentucky nach Logan, was die Arbeiter zur sofortigen Aufgabe zwang. Die Schlacht war vorüber und die unterlegenen Bergarbeiter wurden zurückgeschickt. Mehr als 1'200 von ihnen wurden des Verrats angeklagt, aber nur



Arbeitskampf: Aufständische verschanzen sich während der Rebellion von Blair Mountain, USA, 1921

ein Einziger wurde verurteilt. Die wahre Konsequenz der Schlacht aber lag anderswo: Blair Mountain signalisierte das Ende aller Bemühungen um gewerkschaftliche Repräsentation für Arbeiter in den Bergwerken der Südstaaten.

Nach einem starken Erdbeben folgt eine Vielzahl kleinerer Beben unterschiedlicher Stärke, die das betroffene Gebiet für Monate oder Jahre weiter erschüttern, weitere Zerstörung anrichten, mehr Angst und Erschöpfung verursachen. Nach dem gigantischen Schock des Ersten Weltkriegs setzte sich das Beben der Gesellschaften fort. Die westliche Welt war nicht mehr im Krieg, aber sie hatte noch längst keinen Frieden gefunden. Die Brutalisierung und die Destabilisierung des grössten bewaffneten Konflikts, den die Welt jemals erlebt hatte und der auch Jahre danach noch das Leben von Hunderten Millionen von Menschen massgeblich beeinflusste, wirkte noch immer nach.

Schon vor dem Krieg hatte der russische Ökonom Iwan Bloch die Kosten eines bewaffneten Konflikts zwischen Staaten kalkuliert und behauptet, dass in einem industriell geführten Krieg zwischen grossen ökonomischen Systemen keine Armee siegen, sondern nur eine Wirtschaftsmacht verlieren könne. Auch für die Sieger aber würden die Kosten zu hoch sein, hatte Bloch geschrieben.

Die frühen 1920er Jahre zeigten, wie zutreffend diese Analyse gewesen war. Sogar die wohlhabendste und triumphalste der Siegermächte, die USA, gerieten durch den Krieg und nach dem Krieg in eine gesellschaftliche Dynamik, die sie nicht kontrollieren konnten, besonders weil der Präsident, der gesundheitlich schwer angeschlagene Woodrow Wilson, sich über Monate hinweg praktisch in seinem Krankenzimmer eingeschlossen hatte und mit einem Grossteil der Aussenwelt nur über seine Frau kommunizierte. Sein Nachfolger, Warren Harding, war ein Lebemann, der nur zu gern bekannte, dass die Regierungsgeschäfte ihn intellektuell überforderten und er sie am liebsten anderen überliess.

Zu einem Zeitpunkt, an dem die Vereinigten Staaten einen starken und klugen Lotsen benötigt hätten, der sie durch die Übergangszeit zwischen Krieg und Frieden, von einer hauptsächlich landwirtschaftlichen zu einer urbanen und industriellen Ökonomie, und von einer überwältigend weissen und angelsächsischen, protestantischen zu einer ethnisch und religiös vielfältigeren Gesellschaft steuerte, fehlte es an dieser Führung.

In Europa war die Situation wesentlich schlimmer und dramatisch instabil. Für die orthodoxen Träumer auf der Linken und auf der Rechten waren diese Konflikte nichts anderes als die Geburtswehen einer neuen Ordnung, die endlich die schmutzigen und würdelosen Kompromisse der bürgerlichen Demokratie hinwegfegen würde. Aber die Weltrevolution, von der kommunistische Theoretiker träumten, war nicht aus dem Krieg hervorgegangen. Doch auch die alte Ordnung wurde nicht wiederhergestellt. Stattdessen brachen überall Konflikte und Kämpfe aus, in fast allen Ländern gab es Gewalt gegen den Staat oder durch den Staat. Die westliche Welt war auf der Suche nach dem Frieden mit sich selbst.

1922

Renaissance in Harlem

I, too, am America. *Langston Hughes*

1922 war ein Jahr des Neubeginns und der Wiedergeburt. Und es war ein ausgezeichnetes Jahr für die moderne Literatur. In Paris erschien *Ulysses* von James Joyce, in London T.S. Eliots grosses Gedicht *The Waste Land*, in den USA die Gesellschaftssatire *Babbitt* von Sinclair Lewis – und nach jahrelanger harter Arbeit, die er auch in den Schützengräben fortgeführt hatte, veröffentlichte ein in Cambridge lebender Philosoph aus Wien einen kurzen Text, der die denkerischen Möglichkeiten in einer von wissenschaftlichen Arbeitsmethoden dominierten Welt radikal neu definierte: Der Mann hiess Ludwig Wittgenstein, sein Buch *Tractatus logico-philosophicus*.

Während die Avantgarde in der bildenden Kunst noch immer auf dem Rückzug war, erblühte sie in der Literatur wie nie zuvor. Am 18. Mai dieses Jahres hatte eine Gruppe von unbeholfenen Männern schon dadurch Geschichte gemacht, dass sie im Majestic Hotel in Paris gemeinsam gespeist hatten. Die Eingeladenen waren Marcel Proust, James Joyce, der grosse Choreograph und Impresario Sergei Djagilew und sein Freund Igor Strawinsky, der gemeinsam mit ihm an Balletten gearbeitet hatte, der exzentrische Komponist Erik Satie und Pablo Picasso, der Gigant der Moderne, sowie Clive Bell, einer der wichtigsten Kritiker der Zeit. Die Männer hatte einander nichts Interessantes zu sagen. Joyce kam zu spät und Proust noch später, nämlich um halb drei in der Nacht, als Joyce schon sanft auf seinem Stuhl entschlummert war. Strawinsky merkte an, dass er Beethoven hasse, und schliesslich erwachte Joyce und gab Proust gegenüber zu, dessen Werke nie gelesen zu haben. Proust gestand Joyce, das beruhe auf Gegenseitigkeit.

Jenseits des Atlantiks, weit weg von der eleganten Gesellschaft von Paris, war 1922 ein wichtiges Datum für einen anderen Neuanfang, für eine ganze Welle der Erneuerung, die ihren Namen dem quirligen, aufregenden und hoffnungsvollen Ort verdankte, an dem sie begonnen hatte: die Harlem Renaissance. Teils kulturelles Erwachen, teils politische Bewegung, teils künstlerisches Statement, teils soziales Phänomen, beschreiben die Ereignisse, die hier um 1922 herum stattfanden, einen wahrhaft historischen Moment: Eine ganze Bevölkerungsgruppe begriff sich selbst neu und gab sich selbst eine Identität, die nicht von aussen aufoktroiyert war, sondern die als Ausdruck ihrer eigenen, Generationen überdauernden, leidvollen Erfahrung die Vergangenheit mit der Hoffnung auf eine neue Zukunft verband. Es war die erste wirkliche Ausformulierung einer afroamerikanischen Kultur, einer spezifischen Perspektive und Sprache, die den Erfahrungen von Amerikas Schwarzen gerecht werden konnten.

In Augenblicken grosser Aufgewühltheit und Instabilität können Kunstwerke eine grössere Bedeutung haben als sonst. Dies war 1921 der Fall gewesen, als das Magazin *Crisis*, das Organ der NAACP (National Association for the Advancement of Colored People), eine der brillanteren literarischen Karrieren der Vereinigten Staaten lancierte, indem es das Gedicht «The Negro Speaks of Rivers» des erst 19-jährigen Langston Hughes veröffentlichte:

Ich kannte Ströme:

Ich kannte Ströme, uralt, wie die Welt und älter als das Blut
in Menschenadern.

Meine Seele ward tief wie die Ströme.

Ich badete im Euphrat in der Dämmerung der Zeiten.

Ich baute Meine Hütte am Ufer des Kongo, der mich einlullte.

Ich blickte auf den Nil, baute über ihm die Pyramiden.

Ich hörte den Mississippi singen als Abraham Lincoln nach
New-Orleans zog, und sah den schlammigen Schoss des Stroms
sich vergolden im Abendrot.

Ich kannte Ströme:

Uralte, schwarze Ströme.

Meine Seele ward tief wie die Ströme.¹

Hughes war es gelungen, eine mythische, unsterbliche Geschichte zu konstruieren, die das fragmentarische und immer wieder brutal unterbrochene historische Erleben der Afroamerikaner zwischen kulturellem Gedächtnis, dem Trauma der Versklavung und den weiter bestehenden Problemen der Diskriminierung transzendierte und in einen grösseren Zusammenhang stellte. In wenigen Zeilen hatte er es geschafft, seine Leser zu berühren und ihnen deutlich zu machen, dass es noch andere Möglichkeiten gab, die eigene Geschichte zu sehen und zu verstehen.

Die Afro-American Realty Company

Viele Faktoren tragen dazu bei, einen historisch aussergewöhnlichen Moment zu schaffen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Harlem ärmlich und heruntergekommen gewesen, das Resultat einer fehlgeschlagenen Immobilienspekulation. Investoren hatten hier Wohnungen für Mittelschichtfamilien gebaut, um von der raschen Ausdehnung von New York zu profitieren, aber bald war das Angebot wesentlich grösser als die Nachfrage, viel zu wenige weisse Migranten wollten so weit ausserhalb von Manhattan leben. 1908 begann der afroamerikanische Unternehmer Philipp Payton mit seiner Afro-American Realty Company, leere Gebäude zu pachten, um sie an schwarze Familien zu vermieten, die als Teil der grossen Massenbewegung der Schwarzen vom Süden in den Norden nach New York gekommen waren, um hier Jobs in der Industrie zu übernehmen oder um einfach nur der täglichen Brutalität des Rassismus in den Staaten zu entfliehen, in denen die sogenannten «Jim-Crow-Gesetze» Rassismus und Segregation festgeschrieben hatten. Die meisten von ihnen kamen aus Virginia, North Carolina, South Carolina und Georgia, einige auch von den westindischen Inseln.

Die Ankunft von Zehntausenden schwarzer Mieter in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts hatte die absehbare Folge, dass die noch verbliebenen Weissen sich entschlossen, in Stadtteile umzuziehen, wo sie unter sich bleiben konnten. Zwischen 1920 und 1930 verlor Harlem 120'000 weisse Einwohner, während 90'000 Schwarze kamen. 1920 waren 32 Prozent der Menschen in diesem Stadtteil afroamerikanischer Herkunft, zehn Jahre später waren es 70 Prozent. Die Wohlhabenden unter ihnen lebten in der West 139th Street, der «Strivers Row» (Streberstrasse), einem «Block von dunklen



Neue Hoffnung: Strassenszene in Harlem

Backsteinhäusern, von Baumreihen umgeben [...]Anfang des 20. Jahrhunderts entworfen von Stanford White, als Harlem noch deutsch war».²

Es war ein guter Moment für einen Neuanfang. Denn die Harlem Renaissance wäre nicht möglich gewesen ohne eine zweite und dritte Generation nach der Sklaverei, die bereit war, ihre eigene kulturelle Identität neu zu entdecken und eine eigene Stimme zu finden, und der die Erfahrung schwarzer Soldaten im Ersten Weltkrieg neues, stärkeres Selbstvertrauen vermittelt hatte. Und noch ein weiterer Faktor beförderte diesen erstaunlichen kulturellen Neuanfang: die Atmosphäre der kulturellen Opposition, die durch die Prohibition geschaffen worden war.

Um 1920 war die kulturelle Alchemie, die bald als Harlem Renaissance bekannt werden sollte, ein berauschendes Gemisch aus talentierten jungen Menschen, schwarzen Bars, Tanzclubs und Geschäften (von denen die meisten weissen Eigentümern gehörten), literarischen Magazinen und politischen Debatten, aus Dichtern und Schriftstellern, Sängern und Künstlern, die nach neuen Wegen suchten.

Magazine für eine bessere Welt

Die einflussreichste Publikation der Harlem Renaissance war das Magazin *The Crisis*, «das moralische und politische Gewissen der Nation im Hinblick auf institutioneilen Rassismus»³, das noch heute existiert. Es war 1910 von dem beeindruckend vielseitigen und einflussreichen Schriftsteller, Bürgerrechtsaktivisten und Visionär W.E.B. Du Bois gegründet worden, dem Autor des Buches *The Souls of Black Folk* (1903) und einem der führenden schwarzen Intellektuellen seiner Zeit.

Du Bois entstammte einer relativ wohlhabenden Familie, was es ihm ermöglichte, trotz der Schwierigkeiten, die für schwarze Studenten bestanden, einen ersten akademischen Abschluss an der fast ausschliesslich Schwarzen vorbehaltenen Fisk University in Nashville, Tennessee und dann einen zweiten Abschluss in Geschichte an der Harvard University zu erwerben, wo er unter den Einfluss des legendären Philosophen William James geriet. Nach weiteren Studien in Berlin und einigen Reisen in Europa promovierte Du Bois als erster Afroamerikaner in Harvard. Sein Erfolg reizte immer wieder aufs Neue dazu, ihn herunterzumachen und der Lächerlichkeit preiszugeben. 1923 schrieb eine Zeitung in Dallas auf der Titelseite über den 55-jährigen Du Bois: «Der arrogante, ebenholzfarbige, dicklippige, kraushaarige Neger⁴-,Erzieher' muss auf seinen Platz verwiesen und gezwungen werden, dort zu bleiben.»⁵ Für die Leser war völlig klar, wo dieser Platz zu sein hatte.

Erzürnt, aber nicht entmutigt durch diese regelmässigen Ausbrüche von Feindseligkeit, hatte Du Bois es sich zum Ziel gesetzt, eine bessere Zukunft für Amerikas Schwarze zu bauen, indem er Akzeptanz durch Bildung propagierte. Für viele jüngere schwarze Intellektuelle war dieses Programm zu sanft, aber auch auf Seiten der Weissen stiess es auf Ablehnung: 1920 liess ein Richter in Mississippi einen schwarzen Pastor einsperren, weil dieser Exemplare von *The Crisis* verkauft hatte. Du Bois unterstützte die Idee des «talentierten Zehntels», einer gebildeten schwarzen Elite, die sich in die weisse Elite integrieren und als respektable Bürger andere Afroamerikaner einer besseren und würdevolleren Zukunft zuführen sollte, und er nutzte die Seiten von *The Crisis*, um für die Ansichten der NAACP-Führung zu werben.

1922 gründete Charles S. Johnson das Magazin *Opportunity*, das Sprachrohr der National Urban League (NUL), das ebenfalls noch immer erscheint und das noch heute eine ähnliche Rolle spielt wie zur Zeit seiner Gründung,



Vaterfigur: W.E.B. Du Bois war ein führender Verfechter der Bürgerrechte für Afroamerikaner

nämlich, in Johnsons Worten, als «ein Publikationsort für junge schwarze Autoren und Gelehrte, deren Werk den etablierten Medien nicht akzeptabel erschien, weil niemand glauben wollte, dass es von angemessener Qualität war, obwohl vieles davon wesentlich besser war». ⁶ Ähnlich wie *The Crisis* versuchte auch dieses Magazin, gebil-

dete und sozial akzeptable schwarze Autoren vorzustellen, was Johnson allerdings nicht daran hinderte, auch immer wieder den Zorn der Schwarzen zu thematisieren, wie zum Beispiel in Gwendolyn Bennetts beeindruckendem Gedicht «Hass»:

Ich werde dich hassen
Wie ein Pfeil aus singendem Stahl
Durch die stille Luft geschossen
In der Abendzeit

Erinnerung wird ihre Hände
Auf Deine Brust legen
Und du wirst ihn verstehen,
Meinen Hass.⁷

Der junge Langston Hughes, der zukünftige «Hofdichter» der Harlem Renaissance, war ein perfektes Beispiel für Du Bois' Idee des «talentierten Zehntels»: Er war der Enkel von Mary Langston, der ersten schwarzen Frau, die am Oberlin College in Ohio einen Abschluss erworben hatte, und war selbst der Star seiner Schulklasse in Cleveland gewesen, hatte als Englischlehrer in Mexiko gearbeitet und dann an New Yorks berühmter Columbia University Bergbau-Ingenieurwissenschaften studiert. Du Bois hatte eine

wichtige Rolle dabei gespielt, Hughes' erste schriftstellerische Arbeiten zu drucken, jetzt aber kam es zu Spannungen zwischen den beiden. Wie auch andere in seiner Generation erwartete Du Bois von Hughes, dass er seine künstlerischen Ambitionen den politischen Notwendigkeiten unterordnete und sein Talent der guten Sache der Gleichberechtigung der Schwarzen widmete. Hughes und seine Altersgenossen allerdings sahen sich zuerst als Künstler und erst danach als politische Aktivisten und sie gingen sogar so weit, die Unterschiede zwischen den ethnischen Gruppen zu betonen, anstatt sie herunterzuspielen. 1926 erschien daher auch ein neues und radikales Magazin an den Kiosken: Wallace Thurmans *Fire!!*.

Thurman war gerade einmal 24 Jahre alt, als er seinen Job bei einem sozialistischen Magazin aufgab, um *Fire!!* zu gründen. Anstatt die schwarze Bevölkerung als eine in ihren Leistungen beeindruckende, politisch unbedenkliche kulturelle Elite und Mittelschicht darzustellen, wie es das Ziel der älteren Magazine war, wollte Thurman ein realistischeres Bild des schwarzen Amerika zeichnen: «ungebildete, rohe, rauflustige Männer und Frauen, die ohne Kitsch und Seife dargestellt werden».⁸ Thurman rekrutierte seine Journalisten aus den Reihen derer, die bereits für andere Magazine schrieben, darunter auch Hughes selbst, Du Bois' zukünftiger Schwiegersohn Countee Cullen, die Schriftstellerinnen Gwendolyn Bennett und Zora Neale Hurston, der Journalist John P. Davis, der Maler und Illustrator Aaron Douglas und Richard Bruce Nugent, der sowohl Schriftsteller als auch Maler war.

Obwohl viele ihrer Darstellungen gewagt waren (Nugents Kurzgeschichte *Smoke, Lilies and Jade* ist die wahrscheinlich erste offene Darstellung schwarzer Homosexualität), waren alle sieben, wie auch der Herausgeber, Universitätsabsolventen und alles andere als «ungebildet» oder «roh». Zora Neale Hurston, die «Queen der Renaissance», war einem bisschen Kitsch nicht abgeneigt und bezeichnete sich und andere schwarze Intellektuelle und Künstler als «the niggerati». Als man sie dafür kritisierte, ein so aufgeladenes Wort zu gebrauchen, erwiderte sie: «Meine Farbe ist keine Tragödie für mich [...] Ich gehöre nicht zur heulenden Schule des Negerseins [...] Ich weine nicht über die Welt – ich bin zu sehr damit beschäftigt, mein Austomesser zu schleifen [...].»⁹

Hurston war in einem schwarzen Viertel in Eatonville, Florida aufgewachsen, in dem einflussreiche und verantwortungsvolle Positionen von Afroamerikanern besetzt wurden und Diskriminierung so gut wie unbekannt war, so dass sie in einem 1928 veröffentlichten Essay schreiben konnte: «Ich



Langston Hughes, einer der zentralen Dichter der Harlem Renaissance, bereiste England und die Sowjetunion

erinnere mich an den genauen Tag, an dem ich zur Farbigen wurde», nämlich 1904, im Alter von 13 Jahren, als sie auf eine Schule in Jacksonville geschickt wurde, in der die Jim-Crow-Gesetze galten. (Du Bois, der in Massachusetts geboren worden war, hatte einen ähnlichen Schock erlebt, als er 1885 zum ersten Mal nach Tennessee gereist war.)

New York City, wo Hurston sich 1925 niedergelassen hatte, war kein Jacksonville, aber es war auch nicht Eatonville. «Am Wasser des Hudson», schrieb sie im gleichen Aufsatz, «spüre ich meine Rasse [...] Manchmal werde ich diskriminiert, aber das macht mich nicht wütend. Es erstaunt mich nur. Wie kann irgendjemand auf das Vergnügen meiner Gesellschaft verzichten?»¹⁰

Hurstons entspannte Urbanität, ihre geistreiche Leugnung jedweden Problems war eine ungewöhnliche Reaktion auf die Bemühungen von Du Bois und anderen Mitgliedern der älteren Generation, die sich für Gleichberechtigung und Integration eingesetzt hatten. Ihr enger Freund Hughes artikulierte eine gängigere Sichtweise, als er in einem berühmten Aufsatz von 1926 schrieb: «Der Berg, der einer wirklichen Neger-Kunst im Weg steht, ist Amerika – sein Verlangen innerhalb der Rassen nach Weissheit, seine Sehnsucht danach, ethnische Individualität in die Gussform der amerikanischen Standardisierung zu giessen und so wenig Neger und so viel Amerikaner wie möglich zu sein.»¹¹

Einige der jungen Intellektuellen gingen sogar noch weiter. Der Künstler Aaron Douglas erklärte in einem Ton, der an den schwarzen Separatisten Marcus Garvey erinnerte: «Wir glauben, dass der Neger fundamental und seinem Wesen nach anders ist als seine nordischen Nachbarn. Wir sind stolz auf diesen Unterschied. Wir glauben, dass dieser Unterschied in einer grösseren spirituellen Fähigkeit, einer grösseren Sensibilität und einer grösseren

Fähigkeit zu künstlerischem Ausdruck und künstlerischer Wahrnehmung besteht. Wir glauben, dass die Neger-Kunst gelehrt und entwickelt werden sollte, anstatt zu Geld gemacht und ausgebeutet zu werden.»¹² Im November 1926 schuf Douglas mehrere starke Illustrationen für die erste Nummer von *Fire!!*, die ihm auch dabei halfen, sich als einer der führenden Künstler der Harlem Renaissance zu etablieren. Trotzdem überlebte das Magazin nicht lange und verschwand bald wieder – aus Geldmangel.

Das sogenannte talentierte Zehntel fand allerdings immer wieder wohlhabende Mäzene, die es ihm erlaubten, in Ruhe zu arbeiten. Hughes hatte sich mit seinem gutsituierten Vater überworfen, wurde aber schon bald ein Schützling von Charlotte Osgood Mason, einer älteren alleinstehenden Dame, die unter den Künstlern von Harlem als «Mother» bekannt war. Obwohl sie selbst lange von Masons Grosszügigkeit profitierte, nannte Zora Neale Hurston sie und andere wohlhabende und meist weisse Unterstützer der Harlem Renaissance mit deutlichen Anklängen an einen bürgerlichen wohlthätigen Verein «the Negrotarians».

Identitätsspiele

All die Magazine und Debatten, in denen die eigentlichen Diskussionen der Harlem Renaissance geführt wurden, wurden freilich 1926 durch ein einziges Buch in den Schatten gestellt, nämlich Carl van Vechtens kontrovers aufgenommenen Schlüsselroman *Nigger Heaven*. Van Vechten, der sowohl Fotograf als auch Journalist und Schriftsteller war, gehörte zu Hurstons «Negrotariern». Sein Roman schilderte eine Liebesbeziehung zwischen einer pflichtbewussten jungen und schwarzen Bibliothekarin und einem ehrgeizigen, aber undisziplinierten schwarzen Schriftsteller in der «grossen, schwarzen, von einer Mauer umgebenen Stadt» Harlem.

Van Vechten war weiss, ein Kind der Mittelschicht mit einer ausgeprägten Vorliebe für Europa, modernen Tanz, schöne junge Männer und künstlerische Rebellion. Er war fasziniert von Aussenseitern und spielte schon bald eine wichtige Rolle in der Harlem Renaissance. Wie schwarze Autoren vor ihm, benutzte auch van Vechten das Idiom und die Rhythmen des afroamerikanischen Englisch – «the dialect» –, das von den jungen «Sheiks» und «Shebas» gesprochen wurde. So sagt eine der Figuren, Rose, die sowohl für Sex bezahlt als auch dafür bezahlt wird: «*Dis place where Ah met you – Har-*

*lem. Ah calls et, specherly tonight, Ah calls et Nigger Heaven! I jes' nacherly think dis heah is Nigger Heaven!»*¹³ Oder, in einer möglichst getreuen Übersetzung: «Dieser Ort, wo ich dich getroffen habe – Harlem. Ich gebe ihm heute Nacht einen besonderen Namen. Ich nenne es ‚Nigger Heavern. Ich denke natürlicherweise, dass dies der ‚Nigger Heaven‘ ist.»

Van Vechten hatte allerdings kein Interesse am Leben der arbeitenden Armen oder irgendeiner Unterschicht: Stattdessen beschrieb er die reichen Schwarzen, oder genauer: zwei Gruppen von ihnen. Auf der einen Seite waren da die saufenden, nächtelang feiernden, Kokain schnupfenden dekadenten Reichen in ihrer morbiden und oft gewalttätigen Welt, auf der anderen der bürgerliche Adel der schwarzen Gesellschaft: gebildete, oftmals blässere Schwarze, die sich von ihren dunkelhäutigeren Cousins distanzieren und lieber als Weisse gesehen werden wollten.

Das Fehlen einer schwarzen Solidarität spielte in dem Roman eine erhebliche Rolle. «Wollen die Neger denn nicht, dass Mitglieder ihrer Rasse vorankommen?», fragt ein junger Schriftsteller namens Byron. «Wo bist du bloss gewesen?», antwortet sein hellhäutiger schwarzer Freund Dick, der kurz davor steht, «die Linie zu überschreiten» und als Weisser zu leben. «Sie wollen es nicht. Du musst die Mitglieder der eigenen Rasse mehr bekämpfen als die der anderen [...] Wenn sie ein Problem haben, gehen sie zu einem weissen Rechtsanwalt und sie gehen zu weissen Banken und weissen Versicherungen [...] Die meisten von ihnen beten zu einem weissen Gott. Der Rasse wird er nicht viel helfen.»¹⁴ Und was die Weissen angeht, sagt die verkniffene junge Bibliothekarin: «Sie mögen uns eigentlich lieber, wenn wir nicht respektabel sind.»¹⁵

Du Bois versuchte, ein respektables Bild der Schwarzen zu zeichnen, und so war es nicht verwunderlich, dass er van Vechtens Buch als eine «Beleidigung der Gastfreundschaft der Schwarzen und der Intelligenz der Weissen»¹⁶ beschimpfte. Andere schwarze Intellektuelle verteidigten den Roman hingegen als ein Produkt künstlerischer Freiheit und eine wahrhaftige Darstellung des Lebens, und Leser aus der Mittelschicht reagierten sogar mit Begeisterung, so dass das Buch in nicht unwesentlicher Masse dazu beitrug, Interesse an der Kultur Harlems zu wecken. Während Du Bois dem literarischen Harlem also aus einer immer konservativer werdenden Perspektive begegnete, bewegte er sich politisch weiter nach links. 1927 führte dieses Engagement für Wirtschaft und Klassenpolitik ihn sogar als offiziellen Besucher in die Sowjetunion.

The New Negro

Die Neugeburt der schwarzen Kultur Amerikas hatte viele Gesichter. Du Bois mit *The Crisis* und der Pan African Congress setzten sich bei den Grossmächten für mehr und besser gewährleistete Rechte für Schwarze in aller Welt ein, aber auch für die Dekolonisierung Afrikas. Der beeindruckende jamaikanische Redner und Aktivist Marcus Garvey verfolgte das Ziel, alle Afroamerikaner nach Afrika zurückzuführen – treffenderweise nannte er seine Bewegung Black Zionism. Zwischen Du Bois und Garvey gab es jede nur denkbare ideologische Variante. Das intellektuelle Klima war bestimmt von Verbitterung und von der Entschlossenheit, die vom weissen Amerika gezogenen ethnischen Grenzen zu durchbrechen. Mehr als alles andere aber herrschte Optimismus darüber, dass ein neues Leben wirklich möglich sein könne.

«Seit Generationen ist der Neger in der amerikanischen Mentalität mehr eine Formel als ein menschliches Wesen – etwas, worüber man diskutiert, was man verdammt oder verteidigt, was man ‚unterdrückt‘, ‚auf seinen Platz verweist‘ oder dem man ‚aufhilft‘, über das man besorgt ist, das man nicht in Ruhe lässt und herablassend behandelt, ein soziales Gespenst oder eine soziale Bürde», schrieb Alain Locke, einer der wichtigsten Vertreter der spirituellen Wiedergeburt der schwarzen Kultur in einem Aufsatz mit dem Titel «Enter the New Negro» – der neue Schwarze tritt ein. «Harlem [...] ist die Heimat des schwarzen ‚Zionismus‘. Der Puls der schwarzen Welt hat in Harlem begonnen zu schlagen.»¹⁷

Die Mehrheit der Bewohner des neuen Harlem war allerdings nicht an theoretischen Fragen interessiert, sondern wollte einfach nur ein anständiges Leben führen ohne die Demütigungen, denen viele Schwarze tagtäglich ausgesetzt waren. Die Menschen wollten darüber hinaus aber auch ihren Spass haben, und dieser Aspekt der grossen Renaissance sollte den Ort und die Bewegung, die dort entstanden war, weit über die Grenzen der Stadt und über die Leserkreise von avantgardistischen Magazinen und junger, von Afroamerikanern geschriebener Lyrik hinaus bekannt machen.

Für den Grossteil der weissen Amerikaner war Harlem ein Synonym für Entertainment und ganz besonders für den Jazz, die «wichtigste, am meisten auf eigenem Boden gewachsene und völlig neue amerikanische Musik der 1920er Jahre».¹⁸ Bis nach dem Ersten Weltkrieg waren Jazz und Blues hauptsächlich eine Musikform von und für Schwarze gewesen, aber jetzt

verbreitete sich der neue Sound, und populäre weisse Musiker wie der Bandleader Paul Whiteman, der «King of Jazz», taten das Ihre, um ihn dem Mainstream näherzubringen und die hohen Mauern zwischen den verschiedenen Musikrichtungen niederzureissen. 1923 bestellte Whiteman bei dem jungen New Yorker Komponisten George Gershwin die *Rhapsody in Blue*, die auf spektakuläre Weise Rhythmen, Akkorde, Spielweisen und Instrumente der Jazzkultur für ein Symphonieorchester neu erfand und in den Konzertsaal brachte.

Nach und nach verloren immer grössere Teile des weissen Publikums ihre Berührungspunkte, und wenn die Theater in Manhattan schlossen, strömten die Menschen in die Bars und Clubs von Harlem, die bis tief in die Nacht geöffnet hatten, um dort etwas von dem noch immer exotisch wirkenden Beat der schwarzen Kultur zu spüren. Ab 1923 kamen sie zu Tausenden zum Cotton Club, der ein ausschliesslich weisses Publikum bediente und von einer Zelle im berühmten Gefängnis Sing Sing aus von dem englischstämmigen Gangster Owney «The Killer» Madden betrieben wurde. Alle Kellner und ein Grossteil der Musiker im Cotton Club waren Schwarze, auch wenn von den langbeinigen Chorus Girls erwartet wurde, dass sie hellere Haut hatten («tall, tan and terrific» sollten sie sein), und einige weisse Musiker wie zum Beispiel Gershwin, Irving Berlin, Mae West und Judy Garland dort an «celebrity Sunday nights» auftraten.

Die normalen Aufführungen vor dem ausschliesslich weissen Publikum hatten aber trotz Musik, Tanz und Gelächter etwas Gespenstisches, denn sie evozierten immer wieder nostalgische Vorstellungen vom Leben in den Südstaaten oder vom «dunkelsten Afrika», wo entweder eine fröhliche Band dunkelhäutiger und breit grinsender «Darkies» auf der Veranda eines Baumwollkönigs und vor einer Kulisse mit gemalten Sklavenquartieren spielte oder eine Horde dunkelhäutiger «Wilder» sich zu frenetisch gesteigerten Trommelklängen wand. Das Publikum sass unter Kronleuchtern an karierten Tischdecken, die ebenfalls an das Leben in den Südstaaten erinnern sollten. Unter den Künstlern, die hier ihre Karriere begannen, waren Duke Ellington, Bessie Smith, Louis Armstrong, Lena Horne und ein ganzes Firmament von schwarzen Stars, die sich hier einen Namen machten – und dem Besitzer ein Vermögen einbrachten.

1926 tat die Musik in Harlem mit der Eröffnung des Savoy Ballroom einen weiteren grossen Schritt. Der Cotton Club mit seinem «hot Jazz», der «klotzte, wieherte, bellte und schniefte»,¹⁹ veränderte auch die Tänze. Jitterbugging und Lindyhoppping (seltsamerweise nach dem amerikanischen Flugpion-

nier Charles Lindbergh benannt) waren modern und fanden im Savoy eine Heimat und ihre eigenen Stars wie den Perkussionisten Chick Webb, die Sängerin Ella Fitzgerald oder den Pianisten und Bandleader Count Basie. 1931 landete Duke Ellington mit seinem Lied *It Don't Mean a Thing* einen Hit, der dieser neuen Musikrichtung endgültig einen Namen gab: Swing. Zwei unterschiedliche Bands auf zwei getrennten Podien spielten ihn die ganze Nacht hindurch.

Im Gegensatz zum Cotton Club war das Savoy nicht nach Rassen getrennt. Zwar gehörte auch dieser Club einem Weissen (Gerüchten zufolge niemand Geringerem als Al Capone), doch sassen hier zumindest Afroamerikaner im Management und das Auditorium und die Tanzfläche waren offen für Gäste aller Hautfarben. Nur in einer ganz bestimmten Ecke in dem riesigen, für 4'000 Menschen gebauten Tanzsaal zeigte man sich weniger offen. Dort versammelten sich die besten Tänzer, die meisten von ihnen schwarze Profis, und versuchten mit immer akrobatischeren Figuren und unter den vor Erstaunen aufgerissenen Augen des Publikums, zum besten Paar des Abends gewählt zu werden: «Die Musik zitterte und brach, krachte und klatschte. Der Dschungel. Hottentotten und Bantus unter einem Bernsteinmond», kommentierte ein irritierter Zeitgenosse.

Obwohl Weiss und Schwarz im Savoy nicht voneinander getrennt waren, hatte der junge Dichter Langston Hughes für das Phänomen der «Tanzecke» nur Verachtung übrig, denn hier wurden die schwarzen Tänzer von ihrem weissen Publikum angestarrt wie Tiere im Zoo. «Die Lindy Hoppers im Savoy begannen sogar, akrobatische Figuren zu üben und zur Belustigung der Weissen immer absurdere Dinge zu tun, die ihnen wohl nie eingefallen wären, wenn sie sich nur selbst hätten amüsieren wollen. Einige der Lindy Hoppers liessen sich Visitenkarten drucken und wurden Tanzlehrer für Touristen. Damals wurden die Nächte von Harlem zu Show-Nächten für die Nordler.»²⁰ Hughes, der aus einer wohlhabenden Familie stammte, an einer guten Universität studiert hatte und weit gereist war, übersah vielleicht, wie wichtig diese «Show-Nächte» für die Tänzer als Einkommensquelle waren, aber gleichzeitig war es unmöglich, der Ambivalenz, wenn nicht der offenen Feindseligkeit zu entkommen, die den Beziehungen zwischen schwarzen und weissen Amerikanern noch immer anhaftete.

Die Schatten von Harlem

Die jüngere Generation von Schwarzen war es leid, an dem Platz zu verharren, den der weisse Rassismus für sie vorgesehen hatte. Gerade 1922 wurde diese neue afroamerikanische Kultur mit einem neuen Selbstbewusstsein artikuliert, unter anderem auch durch die Veröffentlichung eines schmalen Gedichtbands mit dem Titel *Harlem Shadows*. Noch ein Buch mit Gedichten war an sich keine Sensation, dafür aber sorgte der Verlag für grosses Aufsehen, denn der junge schwarze Autor publizierte sein Werk bei Harcourt, Brace & Company, wo auch T.S. Eliot und Virginia Woolf erschienen und wo man bis dahin noch keinem afroamerikanischen Schriftsteller diese Ehre hatte angedeihen lassen. Der junge Mann hiess Claude McKay.

Das Gedicht, das dem Band seinen Titel gab, beschreibt die tiefe Ambivalenz des Autors gegenüber dem Leben in «Negro Harlem», wo jungen schwarzen Frauen oft nichts anderes übrig blieb, als sich zu prostituieren, und der Autor ihre leichten Schritte auf den nächtlichen Strassen hört, immer auf der Suche nach Freiern, nach Ablenkung und vielleicht nach Erlösung. Das Gedicht verurteilte eine Gesellschaft, die diesen Frauen keine andere Wahl liess:

Ah, harte Welt, wie elend ist die Reise
 Armselig, ehrlos durch die Gasse,
 Lehmfarbener Füsse, ängstlich, leise,
 Die heilig braunen Füsse meiner gefallenen Rasse!
 Ach, du mein Herz, die müden, müden Füsse
 In Harlem irren von Strass' zu Strasse.

McKay war einer der vielen tausend Neuankömmlinge in Harlem, die ein neues Leben wollten, auch wenn er mehr Glück gehabt hatte als die meisten von ihnen. Wie Langston Hughes und Du Bois stammte er aus einer wohlhabenden Mittelschichtfamilie. Er war in Clarendon, Jamaica aufgewachsen und hatte die Brutalität des Rassismus in den Südstaaten nie erfahren müssen. 1912, im Alter von 23 Jahren, war er in die Vereinigten Staaten gekommen, um am Tuskegee Institute in Alabama Agronomie zu studieren, einer Institution, die von dem schwarzen Bürgerrechtler Booker T. Washington gegründet worden war, um mehr jungen Schwarzen eine höhere Bildung zu ermöglichen.

Die Verhältnisse und die Einstellungen, die der junge schwarze Student in Tuskegee vorfand, schockierten ihn so sehr, dass er es angesichts der Segregation und der Diskriminierung in Alabama vorzog, sein Studium abzugeben und in den Norden zu ziehen. In New York hatte er zunächst ein Restaurant eröffnet, war allerdings pleitegegangen und hatte es wieder dichtgemacht. Danach hatte er in Eisenbahnwaggons als Kellner gearbeitet und begonnen, sich für linke Politik zu interessieren. Während all dieser Aktivitäten setzte er die Arbeit an seinen Gedichten fort. Seine lyrische Begabung und seine Leidenschaft führten bald dazu, dass er als eine der vielversprechendsten Stimmen seiner Generation galt.

Trotz dieser ersten Erfolge entschloss der Dichter sich jedoch, nicht in einem Land zu bleiben, in dem Menschen wie er wie Vieh durch die Strassen gejagt werden konnten. McKay schiffte sich nach Grossbritannien ein, ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben an George Bernard Shaw. In London begegnete er jedoch schon bald einer anderen, wenn auch ähnlich umfassenden Form der Ausgrenzung. Es war für ihn so gut wie unmöglich, Kontakt mit der weissen britischen Gesellschaft aufzunehmen. Er beschrieb die Menschen hier als «seltsam unsympathische Leute, so unterkühlt wie der englische Nebel».²¹

McKay wurde sich bald der Tatsache bewusst, dass es zwar keinerlei offizielle Segregation gab, dass man von ihm als einem dunkelhäutigen Besucher allerdings erwartete, unter seinesgleichen zu bleiben, und schliesslich fand er Anschluss in einem Club für «Coloured Servicemen», dessen Mitglieder – die meisten stammten aus den britischen Kolonien – Geschichten zu erzählen hatten, die seine Sicht auf das britische Weltreich und dessen Umgang mit den Kolonialvölkern entscheidend prägten. Im Laufe der Zeit fand McKay auch noch andere gastfreundliche Nischen in dem gigantischen Gebäude der Londoner Gesellschaft. Im International Socialist Club wurde er Zeuge von hitzigen ideologischen Debatten zwischen britischen Kommunisten auf der einen und Russen sowie Polen jüdischer Abstammung auf der anderen Seite, «Dogmatikern und Doktrinären radikaler linker Ideen: Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten, Syndikalisten, Unionisten und Gewerkschafter, Gelegenheitsredner und Poetaster, Schreiberlinge, Herausgeber von kleinen radikalen Blättern, die in London blühen.»²²

Nach seiner Rückkehr aus England intensivierte Claude McKay seine politischen Aktivitäten. Für kurze Zeit war er Mitherausgeber des marxistischen Magazins *The Liberator*, verliess diesen Posten aber bald wegen poli-

tischer Differenzen mit anderen Redaktionsmitgliedern. 1922, im Erscheinungsjahr seines Gedichtbands, machte er sich wieder auf den Weg, diesmal nach Moskau, wo er Trotzki treffen und am Vierten Kongress der Kommunistischen Internationale teilnehmen sollte.

McKay blieb für weitere zwölf Jahre in Europa. Er bereiste Deutschland und dann Frankreich, liess sich für einige Jahre in Paris nieder und zog dann weiter nach Spanien und Marokko. Seine Rastlosigkeit stand in einem engen Zusammenhang mit seiner Homosexualität, durch die er doppelt zum Ausenseiter wurde und die bedeutete, dass er sich nie wirklich sicher fühlen konnte. Im Gegensatz zu älteren Intellektuellen wie W.E.B. Du Bois, die voller Hoffnung in die Zukunft blickten, war McKay überzeugt, dass der Krieg die Ideale seiner Kindheit zerschmettert hatte: «Und nun ist diese grosse Katastrophe über die Welt gekommen und beweist die Hohlheit von Begriffen wie Nation, Patriotismus, Stolz auf die eigene Rasse, und die meisten Dinge, die zu respektieren und zu achten wir erzogen worden waren.»²³

Für McKay und seine Generation waren Respekt und Achtung Tugenden von gestern. Eine neue, andere Kultur wurde in Harlem gefeiert, und sie zog nicht nur Touristen an, sondern auch Künstler die erkannten, dass die Rhythmen des «New Negro» der Herzschlag ihrer eigenen Epoche waren. Ihr Interesse galt nicht so sehr den politischen Debatten innerhalb der schwarzen Gemeinschaft, sondern dem lebendigen, herausfordernden und selbstbewussten kulturellen Leben.

Die Schöpfung der Welt

Die Musik der Schwarzen blieb nicht lange in einem kulturellen Ghetto. Schon bald wurde sie auch «Downtown», am Broadway, gespielt. 1921 produzierten Noble Sissle und sein Partner, der Ragtime-Pianist Eubie Blake, das erste erfolgreiche schwarze Musical. Seit dem Ende des Krieges hatte sich viel getan am Broadway, und die neuen Shows hatten wenig gemein mit den burlesken Variety-Shows oder den Operetten des 19. Jahrhunderts. Das Musical neuen Stils war kein «Theaterstück mit einem Lied hier und da [...] sondern eigentlich eine Blumenkette von Liedern und Tanznummern, die um eine dünne Handlung herumgewunden war, mit einigen spektakulären Auftritten in strategisch wichtigen Momenten.»²⁴

Die Grössen des Betriebs waren weisse Komponisten wie Jerome Kern, Irving Berlin sowie George und Ira Gershwin, aber Sissle und eine zweite Produktion, *Shuffle Along*, waren so erfolgreich, dass Menschen lange Warteschlangen in Kauf nahmen, um eine Eintrittskarte zu ergattern. Die «schwarzen» Musicals begründeten zudem einige grosse Karrieren, unter anderem die des Sängers Paul Robeson und von Josephine Baker, damals noch ein Teenager in der Tanzgruppe.

Shuffle Along wurde von Langston Hughes als «ein kleiner Liebling» beschrieben: «Brillant, komisch, schenkelklopfend lustig, mit einem Dutzend von Melodien, die man singen und zu denen man tanzen kann.»²⁵ Es war die erste Produktion, in der schwarze Autoren für eine schwarze Besetzung geschrieben hatten und die im Herzen des New Yorker Unterhaltungsviertels Premiere feierte. Während ihrer phänomenalen 484 Vorstellungen konnten schwarze Männer und Frauen im Publikum auch erleben, wie es sich anfühlte, nicht länger auf den Balkon verbannt zu sein, sondern im Parkett zu sitzen und einer Geschichte zu folgen, deren schwarze Protagonisten keine Karikaturen waren, sondern Figuren mit emotionaler Komplexität und Tiefe, deren Musik nicht von der Tradition des (weissen) Vaudeville-Theaters beeinflusst war, sondern von Jazz-Bands.

Der Komponist George Gershwin hatte schon als Kind Jazz gehört, als er mit seinen Rollschuhen an Clubs vorbeifuhr und in der Nähe des Eingangs anhielt, fasziniert von den Klängen, die da aus dem Innern nach draussen drangen. Wieder und wieder kam er zurück, um sich mit den Synkopen, den seltsamen unvertrauten Harmonien und den Songs vertraut zu machen, einer Klangwelt, die er später in Werken wie *Rhapsody in Blue* (Premiere 1924) auch in einem klassischen Kontext weltberühmt machen sollte. Schon der erste Ton, ein langgezogenes, sinnliches Glissando der Soloklarinette, das in einem gackernden Lachen endet und von einer gedämpften Trompete unterstützt wird, verkündete die Entdeckung eines neuen Kontinents.

Es gibt noch immer Originalaufnahmen und Klavierrollen, auf denen Gershwin selbst seine Komposition spielt – nicht ausladend und symphonisch, sondern spielerisch, schnell und stark akzentuiert, mit plötzlichem Krachen und Schwirren, die das irre Treiben auf einer Tanzfläche irgendwo in Harlem beschwören. Auch andere Komponisten integrierten den Jazz in ihr Werk – ob nun Maurice Ravel in dem wunderbaren Blues-Satz seiner Violinsonate (1923 bis 1927), William Walton mit seinen extravaganten *Façades* für Sprechstimme und Band (1923) oder der Franzose Darius Mil-

haud mit der Ballettsuite *La création du monde*, der ein Jahr vor der Uraufführung seines Werks 1923 Harlem besucht hatte,.

Jazz machte Spass, er war neu und frei von den überwältigenden Traditionen der klassischen Musik, eine Stimme der Unterdrückten, die Menschenwürde, Freude, Sex und sogar politische Ideen transportieren konnte. Opernkomponisten nahmen Jazz als Signatur einer neuen Zeit in ihre Werke auf, einer Zeit, in der zum ersten Mal einfache Leute und universelle Menschenrechte im Mittelpunkt stehen sollten – etwa in Gershwins *Porgy and Bess* (1935) oder Ernst Kreneks *Jonny spielt auf* (1927), einer Oper, deren Hauptfigur ein schwarzer Jazzmusiker ist und deren Aufführung in Wien zu einem politischen Skandal wurde, als das Theater von Horden wütender Nazis belagert wurde, bis hin zu Kurt Weills *Mahagonny* und seiner *Dreigroschenoper* (1930) auf ein Libretto von Bertolt Brecht.

Der Reichtum und die Komplexität der neuen schwarzen Kultur zeigten sich nicht zuletzt in den beiden Karrieren, die durch das Musical *Shuffle Along* befördert worden waren. 1906 in St. Louis, Missouri, geboren, hatte Josephine Baker ihr musikalisches Handwerk am Broadway gelernt und es schon bald auf eigene Rechnung versucht. 1925 trat sie in einer *Revue nègre* am Théâtre des Champs-Élysées in Paris auf. Mit ihren exotischen Elementen – wie so oft ein Feigenblatt für sexuelle Signale, die bei einer weissen Tänzerin nicht akzeptabel gewesen wären – war die Show ein rasender Erfolg und ging auf Tour durch Europa. Im Jahr darauf erlebte der kosmopolitische Kunstmäzen und Tagebuchschreiber Harry Graf Kessler in Berlin einen Abend im Haus von Bakers Agenten.

Nachdem man ihm versprochen hatte, dass fabelhafte Dinge passieren würden, kam der weitläufige Graf einigermaßen neugierig an und vertraute später seinem Tagebuch an, dass er «zwischen einem halben Dutzend nackter Mädchen auch Miss Baker» angetroffen hatte, «ebenfalls bis auf einen rosa Mullschurz völlig nackt, und die kleine Landshoff [...] als Junge im Smoking [...] Die nackten Mädchen lagen oder tänzelten zwischen den vier oder fünf Herren im Smoking herum, und die kleine Landshoff, die wirklich wie ein bildschöner Junge aussieht, tanzte mit der Baker moderne Jazztänze zum Grammophon.»²⁶ Die Dekadenz war in Berlin angekommen.

Josephine Baker verdankte ihren meteoritenhaften Aufstieg zu gleichen Teilen ihrem hemmungslosen Sexappeal, ihren aussergewöhnlichen tänzerischen Fähigkeiten und ihrer Bereitschaft, kolonialistische und rassistische Stereotype zu nutzen. Ihr berühmtestes Kostüm bestand aus nichts weiter als



Schamlos schön: Die amerikanische Tänzerin Josephine Baker verursachte Skandale wo immer sie auftrat

aus einem Bananenrock, kombiniert mit schweren «orientalischen» Ketten und Ohrringen und einer perfekt zurückpo-madisierten Haarpracht, seltener auch mit einigen Straussenfedern garniert. Ihre perfekt choreographierten Auftritte zeigten ein imaginäres Afrika, in dem alle Hemmungen vergessen sind, vor einer ultramodernen und abstrakten Kulisse, deren gezackte Linien die Rhythmen der Musik in graphisches Zucken

übersetzten. Ihre wilden, ekstatischen Tänze wurden als unanständig genug betrachtet um in Wien, Prag, Budapest und München verboten zu werden, was ihre magnetische Anziehungskraft auf das (meist männliche) Publikum nur noch steigerte und sie zur orientalistischen Phantasie stilisierte.

Wie Josephine Baker hatte auch der Schauspieler und Sänger Paul Robeson im Chor von *Shuffle Along* zu singen begonnen, aber damit enden die Gemeinsamkeiten mit der skandalösen Tänzerin auch schon wieder. Robeson war ausgebildeter Jurist, Absolvent der Columbia Law School und dazu noch ein Football-Star und Abschlussprecher seines Jahrgangs – ein erstaunlich vielseitiger und begabter junger Mann, der das Theater ursprünglich nur neben dem Studium betrieben hatte. Er hatte keinerlei Ambitionen gehabt, Schauspieler zu werden, und einige Zeit als Rechtsanwalt gearbeitet, bevor ihn der tägliche Rassismus, dem er begegnete, so entmutigte, dass er dem Rat einiger Freunde folgte und sich mit seinem imposanten Aussehen, der ruhigen Würde seiner Erscheinung und seiner unvergesslich tiefen Bassstimme an einer Karriere beim Theater versuchte.

Robeson hatte insofern Glück, als erstmals schwarze Schauspieler gesucht wurden, um Rollen zu spielen, die traditionell von geschminkten weissen Kollegen übernommen worden waren und zum Teil auch noch wurden. Sei-

nen Durchbruch erlebte er mit Eugene O'Neills Stück *The Emperor Jones*, das den ganzen Abend über fast allein vom Hauptdarsteller getragen wird. Das Stück erzählt die Geschichte eines entflohenen Häftlings, der sich zum Kaiser einer karibischen Insel erklärt und schliesslich von den abergläubischen Inselbewohnern ermordet wird.

Nach seinem grossen Erfolg spielte Robeson in der Broadway-Version und auch der Verfilmung des Musicals *Showboat* und war dann einer der allerersten schwarzen Schauspieler, der in London den Othello gab. Trotz dieser beeindruckenden Karriere und seiner Arbeit an den berühmtesten Theatern und beim Film, wo sein Name gleichberechtigt unter denen der weissen Schauspieler auftauchte (zu dieser Zeit noch etwas Aussergewöhnliches), war er doch ständig mit rassistischen Beleidigungen und in den Vereinigten Staaten auch mit Segregation konfrontiert. Es bereitete ihm zusehends mehr Probleme, Theaterstücke in einer Tradition zu spielen, die nicht seine eigene war, und schliesslich schrieb er sich an der Universität London ein, um afrikanische Sprachen zu studieren und die historischen Wurzeln seiner Identität zu entdecken. Sein Interesse am kulturellen Hintergrund der Afroamerikaner ging mit einem politischen Erwachen und einer allmählichen Radikalisierung einher, so dass auch er in die UdSSR reiste und sich in den USA politisch engagierte.

«Die Welt brach ungefähr 1922 entzwei», schrieb die amerikanische Romanautorin Willa Cather in der Aufsatzsammlung *Not linder Forty* und nahm damit Virginia Woolfs berühmten, einige Jahre später geäusserten Satz «Im oder um den Dezember 1910 veränderte sich das menschliche Wesen» vorweg. Cathers Diagnose aber war spezifischer. Die zwei Teile, in die die Welt auseinandergebrochen war, bestanden aus den «Vorwärtsgehern» und «den Zurückgebliebenen», die vor dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts geboren waren und zu denen sich die Autorin selbst rechnete. Die Zurückgebliebenen zeigten wenig Interesse an der Harlem Renaissance. Allerdings galt das vermutlich auch für die andere Gruppe. Progressive Künstler wie John Dos Passos und John Steinbeck blieben bei dem, was sie kannten. Die Zyniker, die Dekadenten und die Experimentierfreudigen – Scott und Zelda Fitzgerald, Henry Miller, Ernest Hemingway, E.E. Cummings, Thomas Wolfe und sogar, wenn auch nur für kurze Zeit, William Faulkner – hatten keine Zeit, nach Harlem zu gehen. Sie waren alle in Paris und feierten einen «Sommer der 1'000 Partys».²⁷

Jenseits der Milchstrasse

Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre und seien Lichter an der Feste des Himmels, dass sie scheinen auf die Erde. Und es geschah so. Und Gott machte zwei grosse Lichter: ein grosses Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch die Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, dass sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sah, dass es gut war.

Genesis 1, 14-19

«Auf dieser Platte (H335H) wurden drei Sterne gefunden, 2 davon Noven und 1 erwies sich als pulsveränderlich und wurde später als Cepheid identifiziert – der erste, der in M31 erkannt wurde.» Mit dieser nüchternen Notiz, die am 5. Oktober 1923 auf dem Mount Wilson in Pasadena im südlichen Kalifornien gemacht wurde, wurde unser Platz im Universum neu bestimmt. Der Autor dieser Zeilen war Edwin Hubble, ein 33-jähriger Astronom und ehemaliger Schullehrer, der seit vier Jahren am Mount Wilson Observatory arbeitete. Selbstbewusst und ehrgeizig wie er war, wusste er um die Bedeutung seiner Entdeckung und konnte es kaum erwarten, seinen Vorgänger und beruflichen Rivalen Harlow Shapley darüber zu informieren.

Shapley hatte sich fünf Jahre zuvor mit einer Reihe von Artikeln über die Grösse und Architektur unserer Galaxie, der Milchstrasse, einen Namen gemacht. Entgegen der damals verbreiteten Ansicht hatte er behauptet, dass die Milchstrasse zehnmal grösser sei als die 30'000 Lichtjahre, von denen man bis dahin ausgegangen war. Er hatte auch eine zweite, erstaunliche These aufgestellt: In der gigantischen, 300'000 Lichtjahre umfassenden Spirale mit ihren unzähligen Sternen und Planeten stehe unsere Sonne nicht im Zentrum. Im Gegenteil: Sie sei weit von der Mitte entfernt.

Unser Sonnensystem, eines von unzählbar vielen Sonnensystemen, befindet sich am Rand der gigantischen Milchstrasse, 65'000 Lichtjahre ausserhalb des Zentrums.

Shapley hatte noch am Anfang seiner Karriere gestanden, als er am Mount Wilson Observatory gearbeitet hatte, die psychologischen Implikationen seiner Entdeckung aber sogleich erkannt, wie er seinem Vorgesetzten George Ellery Hale schrieb: «Der erste Mann, der damals im späten Pleiozän einen haarigen Elefanten mit seiner Keule bewusstlos schlug oder sein schönes Spiegelbild sah oder ein Kompliment bekam, wurde plötzlich eitel (es war eine Mutation), und in diesem Moment entstand der erste selbstreflexive Gedanke der Welt. Er lautete: ‚Ich bin die Mitte des Universums!‘ Darauf hin nahm er sich eine Frau, übertrug seine Borniertheit mit seinem Samen, und über Hunderttausende von Jahren ist dieser Gedanke ohne grössere Veränderungen unser Erbe gewesen.»¹ Mit seiner selbstbewussten Feststellung brach der junge Astronom mit einer Illusion, der die gesamte Menschheit aufgefressen war.

Der brillante und mit einem robusten Selbstvertrauen gesegnete Shapley bekam seine grosse Chance, als er 1920 eingeladen wurde, seine Ansichten bei einer Veranstaltung mit dem verheissungsvollen Namen «The Great Debate» vor einem Publikum von Experten darzulegen, bei der es ausschliesslich um die beiden wichtigsten, aber immer noch unbewiesenen Theorien zum Wesen des Universums gehen sollte. Während sein Gegenüber argumentierte, dass die Milchstrasse vielleicht nicht die einzige Galaxie im Welt- raum sei und dass weit entfernte Nebel tatsächlich unabhängige Galaxien seien, vertrat Shapley dieselbe Position wie der Grossteil der Astronomen: Ausserhalb der grossen Milchstrasse war nichts, keine Sterne, keine Planeten. Unsere Galaxie war das Universum. Shapleys Auftritt war überzeugend, und seine Kollegen hatten ihn nicht nur wohlwollend zur Kenntnis genommen, sondern belohnten ihn noch im selben Jahr mit der Leitung des Harvard College Observatory.

Ein neues Auge im Weltall

1923 war Hubble noch fast ein Neuling in der professionellen Astronomie, aber wie Shapley war auch er von seinen eigenen Fähigkeiten überzeugt. Er hatte in Chicago Mathematik, Astronomie und Philosophie studiert, anschliessend dann Jura, Spanisch und Literatur in Oxford und war 1913 aus

Grossbritannien nach Amerika zurückgekehrt, um nach dem Tod seines Vaters die Mutter und die Geschwister zu unterstützen. Nach einem Jahr Schuldienst hatte er es allerdings vorgezogen, wieder an die Universität zu gehen, wo er im Alter von 25 Jahren seinen Doktor in Astronomie machte. Während des Krieges war er in der Armee, musste aber nie in den aktiven Dienst, sondern blieb, inzwischen zum Major befördert, in den Vereinigten Staaten. 1919 bekam er seine erste Stelle als Astronom am Mount Wilson. Er sollte für den Rest seines Lebens dort arbeiten.

Zwei Jahre vor Hubbles Ankunft war das Observatorium mit einem neuen Teleskop ausgestattet worden, dem stärksten, das bis dahin konstruiert worden war. Es war eine enorme technologische Leistung. Der Spiegel hatte einen Durchmesser von 2,5 Metern und war aus einem einzigen, zwei Tonnen schweren Quarzblock geschliffen, der in der Fabrik von Saint-Gobain bei Paris gegossen und dann über ein Jahr hinweg langsam abgekühlt worden war, um Haarrisse zu vermeiden. Der mit höchster Präzision konkav geschliffene Spiegel wurde dann über den Atlantik transportiert und auf einem Lastwagen über die kleine, nicht asphaltierte Strasse an sein Ziel auf dem Mount Wilson gebracht. Nachdem es mit enormer Sorgfalt installiert worden war, erblickte das neue Teleskop im November 1919 das erste Licht des Weltalls. Kaliforniens Astronomen verfügten fortan über ein Instrument, dessen Auflösung und Präzision weltweit einzigartig waren.

Mit diesem Teleskop überprüfte Hubble die Hypothese, wonach das Universum möglicherweise aus mehreren Galaxien bestand, so dass die Milchstrasse nur eine von vielen wäre. Um diese Frage zu entscheiden, brauchte er eine verlässliche Methode, um die Entfernung zwischen der Erde und jedem Himmelsobjekt messen zu können, das sein Teleskop ihm zeigte. Bei den relativ nahen Objekten war die Messmethode vergleichsweise einfach: Die Position eines Sterns wurde zweimal bestimmt, nämlich wenn die Erde sich an den beiden äussersten Punkten ihrer Sonnenumlaufbahn befand. Die daraus resultierende scheinbare Positionsveränderung des Zielobjekts erlaubte eine trigonometrische Messung der Entfernung. Der Radius der Sonnenumlaufbahn der Erde bildete die eine Seite eines imaginären rechtwinkligen Dreiecks, die Winkel der beiden Messungen die anderen Seiten – der Rest war Pythagoras.

Im Falle sehr weit entfernter Objekte war aber der Unterschied zwischen den beiden Messpunkten an den entgegengesetzten Enden der Sonnenumlaufbahn nicht gross genug, um eine exakte Messung zu erlauben.



Die grösste narzisstische Beleidigung der Menschheit:
Edwin Hubble bewies, dass die Milchstrasse nur eine
Galaxie unter vielen ist

Eine andere Methode musste her, und sie fand sich in einem Artikel, den eine wenig bekannte Astronomin 20 Jahre zuvor geschrieben hatte. Henrietta Swan Leavitt, eine brillante Astronomin, arbeitete am Harvard College Observatory in der untergeordneten Position als «computer» für ihre männlichen Kollegen und war damit beschäftigt, die Resultate von deren Beobachtungen, die auf fotografischen Platten festgehalten wurden, zu katalogisieren – eine anstrengende und langweilige Beschäftigung, die weit unter ihren intellektuellen Fähigkeiten lag.

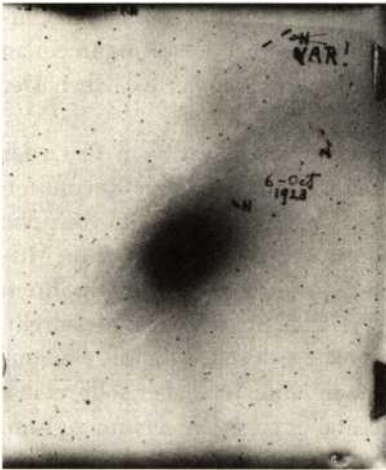
Leavitt hatte vorgeschlagen, für solche Messungen eine bestimmte Klasse von Himmelsobjekten zu verwenden, nämlich die sogenannten Cepheiden, deren Helligkeit in regelmässigen, periodischen Rhythmen variierte. Der gesamte Kreislauf der Verdunklung und Intensivierung des Lichts, das von diesen Sternen ausging, kann einige Tage oder auch einige Wochen dauern, aber er ist für jedes individuelle Objekt immer gleich. Leavitt nahm an, dass die Länge des Zyklus mit der Grösse des Sterns zusammenhing und dass Sterne von gleicher Grösse auch eine ähnliche Helligkeit und Periodizität aufwiesen. Wenn sie also wusste, wie lange der Zyklus eines bestimmten Objekts war, war es möglich, Rückschlüsse auf dessen Grösse und damit auch auf dessen maximale Helligkeit zu ziehen. Je weiter entfernt ein Stern war, desto weniger hell würde er erscheinen. Die Periode eines weit entfernten Objekts konnte somit die Entfernung verraten, indem die scheinbare Helligkeit des

Objekts mit dessen tatsächlicher Helligkeit verglichen wurde. Der Verlust der Lichtintensität war damit der Schlüssel für die Entfernungsbestimmung.

Schon Harlow Shapley hatte Leavitts Technik für seine Beobachtungen genutzt und war zu dem Schluss gekommen, die Milchstrasse müsse wesentlich grösser sein als bisher angenommen. Hubble wollte aber wesentlich weiter gehen. Das neue Teleskop mit seinem Durchmesser von zweieinhalb Metern machte es möglich, Objekte ausfindig zu machen, die bis dahin kaum sichtbar gewesen waren. Durch die Messung ihrer Periode und Helligkeit konnte er ihre Entfernung von der Erde berechnen. Das war eine langwierige Arbeit, und Hubble verbrachte viele kühle Nächte im Observatorium, das Dach zum Weltall hin geöffnet und das Teleskop in einer fast unmerklichen Bewegung begriffen, mit der die Erdumdrehung ausgeglichen wurde. Hubble und ein Assistent richteten ihr Teleskop auf einen Flecken Nachthimmel und machten Fotos mit Belichtungszeiten von einigen Minuten oder einigen Stunden. Sie suchten nach einem schwachen Signal, das noch nicht untersucht worden war, einem Hinweis auf einen Stern, der zu weit entfernt war, um Teil der Milchstrasse sein zu können.

Am 5. Oktober 1923 notierte Hubble in seinem Beobachtungslog, er habe einen Cepheid identifiziert, der Teil des Andromeda-Nebels war, in astrologischer Terminologie M31. Shapley hatte ausgerechnet, dass der Andromeda-Nebel ein entfernter Teil unserer eigenen Galaxie sei und dass dahinter nichts existierte. Hubbles fotografische Platte, die unser Verständnis des Universums grundlegend verändern sollte, enthielt auf den ersten Blick nichts Aufregendes. Der Nebel erscheint als ein Fleck mit undeutlichem Rand, umgeben von scheinbar willkürlich verstreuten kleineren Flecken. Für Hubble aber bedeutete einer dieser kleinen Flecken die Möglichkeit einer ungeheuren Entdeckung.

Einen ganzen Winter lang beobachtete, protokollierte und rechnete er. Der Cepheid, den er gefunden hatte, hatte eine Periodizität von 31,415 Tagen, er musste also ein Gigant sein, siebenmal heller als die Sonne. Gleichzeitig aber war sein Licht so schwach, dass nur das neue Mount-Wilson-Teleskop es ausmachen konnte. Hubble kam zu dem Schluss, dass dieser Stern mindestens eine Million Lichtjahre vom Andromeda-Nebel entfernt sein müsse, weit ausserhalb der Grenzen von Shapleys Milchstrasse. Die einzig mögliche Schlussfolgerung war, dass es Sterne und ganze Galaxien ausserhalb unserer eigenen geben musste. «Lieber Shapley», schrieb er mit trügerischer Freundlichkeit, als er im Februar seine Berechnungen abgeschlossen hatte,



Ein unscheinbarer Fleck:
Hubbles fotografische Platte

«es wird dich interessieren zu hören, dass ich einen pulsveränderlichen Cepheiden im Andromeda-Nebel (M31) gefunden habe. Ich habe diesen Nebel während dieser Saison so gut verfolgt, wie das Wetter der vergangenen fünf Monate es erlaubte, und habe neun Noven und zwei Cepheiden gefunden.»² Um seinen

Sieg zu untermauern, fügte er detaillierte Daten bei.

Im Laufe seiner Karriere machte Hubble weitere Entdeckungen, von denen die vielleicht wichtigste die Erklärung der Rotverschiebung im Licht weit entfernter Galaxien ist. Schon andere Astronomen hatten vermutet, dass die beobachtbare Farbverschiebung in der Erscheinung von Himmelsobjekten etwas mit ihrer Bewegung relativ zur Erde zu tun hatte, denn die Lichtwellen von Objekten, die sich mit grosser Geschwindigkeit auf den Beobachter zubewegten, erschien komprimiert und wirkte deswegen schneller und blauer als gewöhnlich, während Objekte, die sich sehr schnell vom Beobachter entfernten, ihre Lichtwellen gewissermassen ausdehnten und daher rötlicher erschienen als im Ruhezustand. Hubble bewies, dass alle Himmelsobjekte eine Rotverschiebung aufwiesen, die umso stärker war, je weiter das Objekt entfernt war, was darauf schliessen liess, dass sie sich mit einer grösseren Geschwindigkeit von der Erde weg bewegten.

Anhand dieser Beobachtungen konnte Hubble die Entfernung und Geschwindigkeit eines Objekts im Weltall aufgrund seiner Rotverschiebung mit einer mathematischen Formel beschreiben, allerdings erkannte er selbst nicht, was diese Entdeckung nahelegte: Wenn alle Galaxien sich voneinander entfernen, dann müssen sie in der Vergangenheit näher beieinander gewesen sein, und ein Ereignis von gigantischen Ausmassen musste sie in den leeren Raum geschleudert haben, indem sie sich seit Milliarden von Jahren bewegen. Erst 1927 kam der belgische Astronom und Priester Georges Le-

maître zu dieser Schlussfolgerung: Ein Universum, das sich noch immer ausweitet, muss seinen Ursprung in einem «kosmischen Ei, das im Moment der Schöpfung explodierte», haben. Der Big Bang war geboren.

Hubbles Entdeckung revolutionierte die Vorstellung vom Platz der Menschheit im Universum, und die Langzeiteffekte dieser Revolution lassen sich kaum hoch genug einschätzen. Über einen Zeitraum von 3'000 Jahren war die Erde von einer Scheibe, die immer den Beobachter im Mittelpunkt hatte, zu einem runden Planeten geworden, sie war von ihrem angestammten Platz in der Mitte des Weltalls, um den sich alles dreht, zu einem Satelliten der Sonne degradiert, die sich selbst nur als eine unter vielen Sonnen der Milchstrasse erwiesen hatte. Jetzt aber sollte selbst diese Galaxie nicht länger das gesamte und einzige Universum zu sein, sondern nur eine unter zahllosen Galaxien in der unendlichen, undurchdringlichen und sich immer weiter ausdehnenden Dunkelheit des Weltalls. Es war schwer, diese Randposition mit der Vorstellung zu verbinden, der Mensch, ein winziger Organismus auf einem Trabanten einer relativ kleinen Sonne inmitten von zahllosen anderen Sonnensystemen und Galaxien, sei die Krone der Schöpfung.

In diesem neuen Bild war die Erde nur ein winziger Punkt in einer Welt von unvorstellbarer Grösse. Es war vielleicht der schwerste Schlag für den Narzissmus der Menschheit, den schon Shapley in seinem Brief beschrieben hatte, als er sich einen Höhlenmenschen vorstellte, der sich für den Mittelpunkt der Welt hielt. Jetzt stellte sich heraus, dass die Menschheit nicht nur nicht den Mittelpunkt oder vielleicht zumindest die Peripherie des bekannten Weltalls bildete, sondern dass sie verloren schien, in die ewige Dunkelheit geworfen, ein winziges Sandkorn in der Tiefe des unendlichen Raumes.

Alice-im-Wunderland-Physik

Während die Welt sich in Kalifornien als unendlich viel grösser erwies als bis dahin gedacht, untersuchten Wissenschaftler in Europa die seltsame und immer seltsamer scheinende Welt der kleinsten Einheiten der Materie. Ihre Ergebnisse und theoretischen Modelle dieser winzigen Bausteine unserer materiellen Wirklichkeit waren irritierend und sogar erschütternd.

Vielleicht zum ersten Mal in der modernen Geschichte entstammten diese Ergebnisse einer kollektiven Anstrengung und nicht den Anstrengungen eines einzelnen Genies, wie es noch bis zu Einsteins Relativitätstheorie der Fall gewesen war. Wissenschaftler in Deutschland und ganz Europa diskutierten und erweiterten Hypothesen, die unsere Perspektive auf die materielle Welt grundlegend verändern sollten. Einer von ihnen war der junge Professor Werner Heisenberg, der noch keine dreissig war, als er seine revolutionären Beiträge zur Quantenphysik lieferte, dem nächsten Grenzbereich des physikalischen Wissens und Forschens nach der Relativitätstheorie.

Schon seit geraumer Zeit waren Physiker irritiert darüber, dass Licht sich unter bestimmten experimentellen Umständen nicht wie eine immaterielle Welle, sondern wie ein Teilchenstrom verhielt, obwohl die klassische Newton'sche Physik besagte, dass es nur entweder aus einer materielosen Welle oder aus Teilchen bestehen konnte, aber niemals gleichzeitig aus beidem. 1900 hatte der Physiker Max Planck behauptet, dass elektromagnetische Energie wie ultraviolette Strahlung, Röntgenstrahlen oder sichtbares Licht aus einer Energie besteht, die sich auf kleinste Einheiten zurückführen lässt, die Wirkungsquanten. Entgegen allen Erwartungen musste Licht also nicht als eine Welle, sondern als ein Wellenmuster aus winzigen Energiepaketen betrachtet werden.

Plancks Hypothese bot Erklärungen für einige der Fragen, die unter Physikern diskutiert wurden, konnte andere Probleme aber nicht lösen. Genau hier setzte die revolutionäre Theorie an, die Heisenberg ins Spiel brachte und die jedes traditionelle Verständnis der physischen Welt auf den Kopf stellte. Gemeinsam mit Max Born in Göttingen und Niels Bohr in Kopenhagen entwickelte er die wichtigsten Teile eines neuen Modells der Welt auf subatomarer Ebene.

Ein Lichtquantum, so behauptete Heisenberg, war weder ein Partikel noch eine Welle, sondern verhielt sich je nach Umstand und nach dem Moment der Beobachtung wie ein Partikel oder wie eine Welle. Es hatte keine feste und beobachtbare Identität. Stattdessen wurde die Rolle des Beobachters zu einer eigenen Grösse im Forschungsprozess, denn die Natur offenbarte sich und hüllte sich gleichzeitig in undurchdringliches Dunkel. Der Beobachter war stets Teil dieses Prozesses: «Die moderne Atomphysik handelt also nicht vom Wesen und Bau der Atome», schrieb Heisenberg, «sondern von den Vorgängen, die wir beim Beobachten des Atoms wahrnehmen; das Gewicht liegt also stets auf dem Begriff ‚Beobachtungsprozess‘. Der Beobachtungs-



Jenseits der Logik? Die von Max Planck mitbegründete Quantenphysik revolutionierte unser Verständnis der Welt

Prozess kann dabei nicht mehr einfach objektiviert, sein Resultat nicht unmittelbar zum realen Gegenstand gemacht werden.»³

Der Wissenschaftler als Beobachter konnte nichts weiter tun, als Wahrnehmungen zu protokollieren, aber selbst in dieser reduzierten

Funktion war er der Willkür der Natur unterworfen. Der Akt der Beobachtung selbst veränderte das beobachtete System, argumentierte der Physiker, er modifiziert es, schuf es sogar in einem gewissen Sinn. Mehr noch: Die einzelnen Partikel oder Wellen wurden vom Zufall regiert, und es war unmöglich, ihre Bewegungen oder ihre Position zu einem bestimmten Zeitpunkt präzise vorauszusagen. Was blieb, war allein die statistische Wahrscheinlichkeit. Nicht einmal mehr die Kausalität, der Grundstein von Newtons physikalischer Lehre, hatte einen Platz in dieser Theorie.

Wie Heisenberg darlegte, ist die Bahn eines Elektrons um den Atomkern nicht stabil, und eine Messung kann deswegen nur entweder dessen Position oder den Impuls messen, niemals aber beides. Es ist nicht möglich, einem subatomaren Partikel eine bestimmte Geschwindigkeit oder einen bestimmten Ort zuzuschreiben. Jede Voraussage über sein Verhalten ist deswegen nur Ausdruck einer Wahrscheinlichkeit. Auf der Makroebene – der Ebene der menschlichen Wahrnehmung – macht die statistische Natur der Quantenphysik keinerlei Unterschied, weil die immens grosse Anzahl von wahrscheinlichen Resultaten sich nach allen praktischen Gesichtspunkten zu einer Sicherheit addiert, die mathematisch zwar nicht besteht, empirisch aber zu bestehen scheint. Auf der Ebene der kleinsten Partikel aber ist kein Resultat jemals sicher.

In Deutschland, mit seinem etablierten Netzwerk aus öffentlichen Vorträgen von Wissenschaftlern und populärwissenschaftlicher Literatur, die oft



Werner Heisenberg formulierte physikalische Prinzipien, die wirkten wie ein Abbild der unsicher gewordenen Gesellschaft

von Wissenschaftlern verfasst wurde, wurden Heisenbergs Thesen auch in einem weiteren gesellschaftlichen Kontext kontrovers diskutiert. Die verstörenden Implikationen seiner Ideen waren deutlich. Sie waren ein Angriff nicht nur auf die Grundlagen der Wissenschaft, sondern des gesamten westlichen Denkens.

Im 17. Jahrhundert hatte Sir Isaac Newton physikalische Gesetze formuliert, die seitdem als akkurate und objektive Beschreibung des physikalischen Universums galten. Newtons Prinzipien besagten, dass jedes Objekt eine klar definierbare Identität hat und sich unter allen Umständen nach den Gesetzen der Physik verhält, die seinen Bewegungszustand, seine Trägheit, die Schwerkraft und die Energie beschreiben und damit auch sein Verhalten exakt vorhersagen können. Alles muss entweder das eine oder das andere sein, entweder hier oder dort, entweder Welle oder Partikel. Die Welt funktioniert wie ein gigantisches Uhrwerk, das mit unbeirrbarer Präzision die Stunden schlägt und dessen Bewegung vorhersagbar ist, wenn die nötigen Informationen zur Verfügung stehen.

Newtons Physik baute auf einem Konzept auf, das noch wesentlich älter war und das über das Mittelalter bis zur griechischen Philosophie, den Autoren der Bibel und den mythischen Erzählungen aus Mesopotamien zurückreichte. Diese Ideen, auf denen das gesamte westliche Denken (nicht aber das vieler anderen Kulturen) beruht, sind Identität und Dualität. Die Symbolik der Bibel ist dualistisch, mit Himmel und Hölle, Sonne und Mond, Tag und Nacht, Mann und Frau, Gut und Böse, rein und unrein. Diese Gedankenwelt unterscheidet Menschen in Herrscher und Diener, Gläubige und Ungläubige, und entscheidend dabei ist, dass jedes Element in dieser Kette eine feste Identität besitzt, die vielleicht transformiert werden kann (etwa durch Konversion), aber immer entweder das eine oder das andere ist. Das christli-

che Denken hatte dieses Prinzip begeistert aufgegriffen und nur einen Kompromiss zulassen müssen – die Heilige Dreifaltigkeit, die gleichzeitig eines und drei war, je nach Perspektive des Beobachters, eine Art quantenphysikalischer Gott.

Vielleicht hatte die so hartnäckig unlogische Doktrin der Dreifaltigkeit (die ihr Leben als theologischer Kompromiss begonnen hatte) bei den mittelalterlichen Mönchen, die sie verzweifelt zu verstehen versuchten, intellektuelle Fenster für eine flexiblere Logik offen gehalten, denn in jeder anderen Hinsicht basierte alles logische Denken seit Platon auf drei unverrückbaren Prinzipien: dem Satz von der Identität (jeder logische Gegenstand ist mit sich selbst identisch und mit nichts anderem), dem Satz von der ausgeschlossenen Mitte (ein beschreibender Satz ist entweder wahr oder seine Verneinung ist wahr) und dem Satz von der Widerspruchslosigkeit (nichts kann gleichzeitig wahr und unwahr sein). Auf diesen Prinzipien war ein enormer philosophischer Kanon errichtet worden, Newton hatte sie lediglich auf die Natur angewendet. Als moralisches Prinzip bestimmte diese dualistische Logik die Selbstwahrnehmung im Westen. Als philosophisches Prinzip hatte sie in der Scholastik eine Hochblüte erlebt und später die Renaissance und die Aufklärung möglich gemacht. Als wissenschaftliches und wirtschaftliches Prinzip hatte diese Logik, auf Besitzverhältnisse und Faktenwissen angewendet, innerhalb von vier Jahrhunderten eine ganze Welt zu schaffen vermocht. Alles baute darauf auf.

Die Quantenphysik und andere theoretische Entwicklungen negierten diese Resultate einer jahrtausendealten Tradition und behaupteten, das Universum sei grundlegend anders als von Newton beschrieben – das Herz der Natur sei radikale Unsicherheit, Massepartikel könnten gleichzeitig zwei einander widersprechende Eigenschaften haben, sie hätten keine feste Identität, und ihr Verhalten richte sich nicht nach strikten Gesetzen, sondern nach Wahrscheinlichkeiten. Die neue Physik lehrte, dass es keine absoluten Gesetze gab, sondern lediglich statistische Erwartungen, die nur oberflächlich wie Gesetze wirken.

Schon vor dem Krieg hatte Einstein bewiesen, dass die Newton'sche Physik lediglich einen kleinen Ausschnitt der physikalischen Welt beschrieb – den Ausschnitt nämlich, der mit unserer sinnlichen Erfahrung übereinstimmt. Je näher ein Objekt sich der Lichtgeschwindigkeit annähert und je weiter es sich mit hoher Geschwindigkeit bewegt, umso mehr erweisen sich Newtons Gesetze als blosse Annäherungen. Um diese kosmische Dimension zu verstehen, musste ein Beobachter zuerst akzeptieren, dass keine Perspek-

tive absolut, kein Standpunkt fix und jeder Moment relativ zu anderen Momenten ist.

Sogar Physikern wurde es unheimlich bei diesem radikalen Angriff auf die Gesetze, die das Universum so exakt zu beschreiben schienen. So war Einstein selbst der bekannteste Gegner von Heisenbergs bahnbrechenden Theorien, wie er auch die Idee eines expandierenden Universums und die sich daraus ergebenden Schlussfolgerungen ablehnte. «Die Quantenmechanik ist sehr Achtungsgebietend. Aber eine innere Stimme sagt mir, dass das doch nicht der wahre Jakob ist», schrieb Einstein in einem Brief an Max Born. «Die Theorie liefert viel, aber dem Geheimnis des Alten bringt sie uns kaum näher. Jedenfalls bin ich überzeugt, dass der nicht würfelt.»⁴ Berühmte Physiker wie Max Planck, der Vater des «Wirkungsquantums», stimmten ihm zu.

Wie deutsch ist echte Wissenschaft?

Das grösste Problem, das die neue Kosmologie und die Quantenphysik daran hinderte, weithin anerkannt zu werden, war der Verlust der Anschaulichkeit, des intuitiven Verständnisses. Mit jedem neuen Fortschritt machte die Wissenschaft die Welt weniger vertraut, unheimlicher – eine unendliche Leere, in der zahllose Galaxien durch ewige Dunkelheit rasen, während die Bausteine dieser Giganten geheimnisvoll und widersinnig sind, ohne bestimmbare Identität und rein von Zufällen bestimmt. Objektives Wissen wird zu einem hoffnungslosen Unterfangen.

Einstein und Planck führten die Revolte gegen diese neue Physik an, und ihre Kritik fand viele Unterstützer. Ihre Ablehnung hatte letztendlich einen religiösen Hintergrund. Das Universum, das – wie schon Voltaire gesagt hatte – von einem grossen Uhrmacher als perfektes Uhrwerk geschaffen worden war und nach rationalen Prinzipien funktionierte, war unvereinbar mit einem All aus logischen Paradoxa und Statistik. Besonders deutsche Wissenschaftler begannen eine leidenschaftliche Debatte um den radikalen Kern dieser Theorien. War es möglich, dass die Wissenschaft ein so unwirtlicher Ort für deutsche Köpfe geworden war, weil so viele Juden diese Theorien formulierten?

Dieser Sprung mag überraschend scheinen, weil zwischen ethnischer Herkunft und den Theorien der höheren Mathematik eigentlich keine ursächliche Verbindung besteht, aber tatsächlich war eine überproportional hohe Zahl

von theoretischen Physikern wie Max Born und Albert Einstein jüdischer Abstammung. Die Erklärung dafür hatte nichts mit kulturell determiniertem Denken, dafür aber sehr viel mit der Soziologie der jüdischen Assimilation zu tun. Im späten (noch immer ganz von Newton beherrschten) 19. Jahrhundert gingen Physiker im Allgemeinen davon aus, dass das theoretische Modell der Welt praktisch abgeschlossen sei. Theoretische Physik war ein randständiges Forschungsgebiet für Sonderlinge und einsame Exzentriker, das wenig Prestige und wenig Geld versprach und daher auch nur begrenzte Karrieremöglichkeiten bot. Physiker deutscher, christlicher Abstammung wollten und bekamen deswegen meistens Lehrstühle in anderen Zweigen der Physik, während die wenig respektierte theoretische Arbeit lange von Juden und von Frauen wie der brillanten Lise Meitner geleistet wurde.

Wie so oft in der Geschichte des Antisemitismus wurde dieses Resultat von sozialem Druck und Notwendigkeit gegen diejenigen verwendet, die sich erfolgreich daran angepasst hatten. Schon während des 19. Jahrhunderts wurde den Juden vorgeworfen, einen scharfen, «zersetzenden» Intellekt zu haben, aber keine schöpferische Kraft. Jetzt wurde die moderne Wissenschaft als eine jüdische Schöpfung dargestellt, die aus der deutschen Kultur das Leben aussaugen sollte. Sogar Werner Heisenberg, der sich nach Hitlers Machtantritt weigerte zu emigrieren und dessen Rolle während des Nationalsozialismus umstritten bleibt, wurde in einem Artikel in der SS-Zeitung *Das Schwarze Korps* 1937 als «weisser Jude» angegriffen, als ein Nichtjude, der den Bazillus des jüdischen Denkens in die deutsche Kultur getragen habe.

Während der 1920er Jahre war die Debatte über «arische Physik» in vollem Gange. Einer der wichtigsten Exponenten war der Nobelpreisträger Philipp Lenard, der in seinem vierbändigen Werk *Deutsche Physik* (1936) erklärte: «„Deutsche Physik?“ wird man fragen. – Ich hätte auch arische Physik oder Physik der nordisch gearteten Menschen sagen können, Physik der Wirklichkeits-Ergründer, der Wahrheits-Suchenden, Physik derjenigen, die Naturforschung begründet haben. [...] Man könnte anhand der vorliegenden Literatur vielleicht bereits von einer Physik der Japaner reden; in der Vergangenheit gab es eine Physik der Araber. Von einer Physik der Neger ist noch nichts bekannt; dagegen hat sich sehr breit eine eigentümliche Physik der Juden entwickelt, die nur bisher wenig erkannt ist [...]. Juden sind überall, und wer heute noch die Behauptung von der Internationalität der Natur-

wissenschaften verfißt, der meint wohl unbewusst die jüdische, die allerdings mit den Juden überall und überall gleich ist.»⁵

Die edle deutsche Physik sollte auf Anschaulichkeit basieren, auf dem intuitiven Verstehen physikalischer Prozesse. Während «jüdische Physik» als rationalistisch und dogmatisch verschrien war, sollte ihr «arisches» Pendant ganz im Einklang mit den kulturellen Obsessionen der Zeit eine Analyse nach den Kriterien «Energie» und «Kraft» privilegieren. Dies war mehr als nur ein wissenschaftlicher Disput: Es war ein moralisierender Kreuzzug gegen intellektuelle Freiheit und spekulative Kreativität, für die herausragende jüdische Wissenschaftler standen.

Lenard war nicht allein mit seinem fanatischen Antisemitismus. Die Debatte um die «deutsche Physik» stand für eine Revolte traditioneller Konzepte gegen die schwer verständliche und scheinbar arrogante «Kontraintuitivität» einer neuen Denkschule, die eine moderne Welt beschrieb. Die Quantenphysik stand sinnbildlich für die Tatsache, dass die Welt für ihre Bewohner ein unwirtlicher Ort geworden war, an dem empirische Werte und unmittelbares Verständnis scheinbar absurden Theorien weichen mussten. Diese Revolte reichte weit über die Wissenschaft hinaus: In ganz Europa und besonders in Deutschland blühte beispielsweise die Lebensphilosophie, ein holistisches Modell des «Lebens», das auch ein Angriff auf das war, was als kaltes, mechanistisches und rationalistisches Weltbild gesehen wurde.

Sein und Zeit

Begriffe wie «Energie», «Kraft» und «Leben» bildeten das Herzstück einer kulturellen Debatte, die alle Lebensbereiche erfasste. Mit seinen prophetisch anmutenden Phrasen hatte Oswald Spengler ihre Richtung bestimmt. Der von ihm beschworene Gegensatz zwischen einem pulsierenden, ursprünglichen Leben und der toten, abstrakten Vernunft ging zurück auf den Vater des Antirationalismus, Friedrich Nietzsche, dessen subtile, poetische und unsystematische Angriffe auf akademischen Stil und akademisches Denken dafür prädestiniert waren, aus dem Kontext gerissen zu werden. Seine scharfen, sarkastischen Beobachtungen wurden zu Schlagworten, die im Kampf gegen die Rationalität der Wissenschaft eingesetzt wurden. Für Spengler war die Herrschaft des wissenschaftlichen Denkens nichts weniger als ein Zeichen von kultureller Dekadenz, wie er im *Untergang des Abendlandes* schrieb?

«Alle Kunst, alle Religion und Wissenschaft wird langsam geistig, dem Lande fremd, dem erdhaften Bauern unverständlich. Mit der Zivilisation tritt das Klimakterium ein. Die uralten Wurzeln des Daseins sind verdorrt in den Steinmassen ihrer Städte.»⁶

Ein rationales, theoretisches Verständnis der Welt, so Spengler, habe einen hohen Preis, nämlich den, dass es «die Stimme des Blutes zu schweigen verweist», eben die Stimme also, die jedes Individuum mit der Kette der Vorfahren und dem eigenen Volk und der Vorsehung verbinde.⁷ Die Stimme des Blutes sei das Gegenteil des abstrakten Gedankens, der sich immer wieder als unfähig erwiesen habe, das wirklich Wichtige zu erfassen: «das Wann und Warum, des Schicksals, des Blutes, alles dessen, was wir in der Tiefe fühlen».⁸ Die Moderne war ein Wettrennen in den Tod, ein Zeichen, dass die Kultur ihrem Ende entgegenging: «Kino, Expressionismus, Theosophie, Boxkämpfe, Niggertänze, Poker und Rennwetten – man wird das alles in Rom wiederfinden», schrieb Spengler mit unerschütterlicher Überzeugung.⁹

Spenglers sehr deutsche Vorstellung von Geschichte und Kultur war Teil einer Landschaft verwandter Ideen. Mit Ausnahme des philosophischen Wiener Kreises, der sich genau der positivistischen Philosophie widmete, die Spengler zutiefst verachtete, wandten sich die meisten Philosophen im deutschsprachigen Raum vom Rationalismus und vom Erbe der Aufklärung ab, um stattdessen die gelebte Erfahrung und die Unmittelbarkeit des Lebens zu erkunden, ob nun in Edmund Husserls Phänomenologie, in Wilhelm Diltheys Lebensphilosophie oder in den undurchdringlichen semantischen Spielen der Heidegger'schen Ontologie, ganz zu schweigen von den vielen Nachfolgern des französischen (und jüdischen) Philosophen Henri Bergson, dessen Unterscheidung zwischen der Dauer als gelebter Erfahrung und der Uhrenzeit, die nichts anderes als die räumliche, quantitative Vermessung eines rein qualitativen Phänomens darstelle, ihn zu einem der einflussreichsten Denker seiner Generation machte.

Die Ablehnung des Rationalismus war in einem erheblichen Masse auch eine Folge der Kriegserfahrung. Für die Nachkriegsgeneration war die Vernunft nicht mehr der Leuchtturm einer besseren Zukunft, als der sie seit der Aufklärung dargestellt worden war. An der Front hatte sich die Vernunft gegen die Menschen gerichtet. Gigantische Maschinen und Organisationen, allesamt Kreaturen des Rationalismus, hatten menschliches Leben zermalmt und die Würde und Hoffnungen von Individuen im Schlamm des Niemand-



Sehnsucht nach der Eigentlichkeit:
Heidegger philosophierte dem
Nationalsozialismus entgegen

lands begraben. Die Vernunft und die Moderne hatten ihre dunkle, schreckliche Seite gezeigt, Vernunft und Wahnsinn waren nicht mehr zu unterscheiden. Alle zivilisierten Werte schienen entwertet, alle Sicherheiten erschüttert.

Die Vernunft hatte ihre Versprechen gebrochen, und es war Zeit, sich nach anderen Möglichkeiten

umzusehen. Wir würden «heute allgemein eine vollständige Ablehnung des Positivismus erleben», schrieb der deutsche Sozialphilosoph Alfred Vierkant. «Wir empfinden eine neue Notwendigkeit für Einheit [...] eine Art Eindenken, welches mehr Betonung auf das Organische legt statt auf das Mechanische, auf das Lebendige statt das Tote, auf Wertvorstellungen, Zwecke, Ziele, als auf Kausalität.»¹⁰

Werner Heisenberg, einer der Hohepriester des modernen, kontraintuitiven Rationalismus, stimmte zu: «Es ist kein Zufall, dass die Entwicklung, die zu diesem Ziel führte, sich nicht mehr in einer Zeit des Fortschrittsglaubens abspielte. Man hatte nach der Katastrophe des 1. Weltkrieges auch ausserhalb der Wissenschaft erkannt, dass es keine festen, für alle Zeiten gesicherten Fundamente unseres Daseins gibt [...]»¹¹

Die Weimarer Physik

Der Schatten des Krieges und das gesellschaftliche Klima der 1920er Jahre trugen vielleicht auch auf eine deutlicher nachvollziehbare Weise zu der neuen Physik bei, in der die tragenden Grundsätze des logischen und wissenschaftlichen Denkens – Identität, Kausalität, Objektivität – von Ambivalenz, Zufall und Ungewissheit entthront wurden.

Die Jahre vor dem Krieg waren eine Phase der unglaublichen Transformation und Destabilisierung gewesen, aber die aus dem 19. Jahrhundert stammende robuste, positivistische Idee der Wissenschaft hatte die Bemühungen von Forschern und Intellektuellen an Universitäten, Schulen und in Verlagen und Zeitungsredaktionen weiterhin getragen. Nach 1918 wandten sich sogar Mathematiker gegen diesen «rationalistischen Dogmatismus». Einer von ihnen, Gustav Doetsch, glaubte, dass das Regime der Vernunft «unter gewaltigen Zuckungen ins Grab sinkt, um einem neuen Geiste, einem neuen Lebensgefühl Platz zu machen».¹²

Die Debatte um eine «deutsche Physik» erstickte relativ rasch an ihrer eigenen Absurdität. Eine interessante Erklärung für diese seltsame Episode kam von dem Historiker Paul Forman. Er meinte, dass die subatomare Welt, die Heisenberg und andere beschrieben – eine unvorhersehbare und ambivalente Welt aus unterschiedlichen Perspektiven, unsicheren Identitäten, Zufall und Wahrscheinlichkeit –, grosse Ähnlichkeit mit der politischen und sozialen Realität der Weimarer Republik hatte. Ist es möglich, dass die Tendenz des wissenschaftlichen Denkens in mancherlei Hinsicht die gesellschaftlichen Entwicklungen widerspiegelte?

Diese These widerspricht der verbreiteten Meinung, wonach Wissenschaft eine objektive Disziplin ist, die nichts weiter tut, als die ewigen Gesetze der Natur in die Sprache der Mathematik zu übertragen, aber Forman zitiert eine Reihe von wichtigen Zeugen. So schrieb der grosse Physiker Erwin Schrödinger (der Mann mit der berühmten Katze im Kasten) 1932: «[...] wir alle sind Mitglieder unseres Kulturmilieus. Sobald bei einer Sache die Einstellung unseres Interesses überhaupt eine Rolle spielt, muss das Milieu, der Kulturkreis, der Zeitgeist oder wie man es sonst nennen will, seinen Einfluss üben. Es werden sich auf allen Gebieten einer Kultur gemeinsame weltanschauliche Züge und, noch sehr viel zahlreicher, gemeinsame stilistische Züge vorfinden, in der Politik, in der Kunst, in der Wissenschaft.»¹³

Wissenschaftler operierten nicht ausserhalb ihrer Gesellschaft, sie waren ein Teil davon, und so ging das Spiel der Perspektiven weiter. So gesehen war die neue und verwirrende Quantenphysik nicht nur ein starker Gegensatz zum kalten und abstrakten theoretischen Spiel der Newton'schen Wissenschaft, ihre Annahmen und Grundsätze näherten sich entgegen den Polemiken von Seiten der «arischen Physik» tatsächlich auch der Lebensphilosophie an, denn bei aller Kontraintuitivität wies sie doch die Herrschaft einer Vernunft, die alles in klare mathematische Ausdrücke und beweisbare Si-

cherheiten verpacken wollte, in die Schranken. Wenn tatsächlich das mechanistische, rationalistische Weltbild die Tötungsmaschinen der Westfront zu verantworten hatte, dann war die neue Physik letztlich auch ein Widerschein des gesellschaftlichen Kultes um Energie, Willen, und Leben. Die neue Generation von Physikern behauptete, dass die Natur kein gigantisches Uhrwerk war und dass Gott, Einsteins berühmtem Statement zum Trotz, tatsächlich würfelte.

Das Universum um uns

Für das breite Publikum waren diese Debatten um die Grundlagen der Wissenschaft ebenso unwiderstehlich und faszinierend, wie ihre Resultate unverständlich waren. In einer Zeit, in der nicht viel übriggeblieben war, woran man noch glauben konnte, in der Werte und Hierarchien von der allgemeinen Desillusionierung hinweggefegt worden waren und in der politische Meinungsunterschiede mit Waffen ausgefochten wurden, übten die leidenschaftslosen Argumente und mathematischen Formeln der Wissenschaft eine erhebliche Anziehungskraft aus. Eine Flut von Artikeln und Büchern nährte diese Faszination, und eine rasch anwachsende Zahl von Filmen lenkte die Aufmerksamkeit auf furchterregende wissenschaftliche Forschung und verrückte Forscher. Harry Pollards US-Film *The Invisible Man* (1920, verschollen), die 1921 uraufgeführte italienische Produktion *L'uomo meccanico*, *The Power God* von Francis Ford (1925) und die in jeder Hinsicht beeindruckende Filmextravaganz *Aelita* (1924) sind nur einige Beispiele dieses Genres.

Während Filme und Romane die unendlichen Möglichkeiten der neuen wissenschaftlichen Magie nutzten, taten Bücher, die von Wissenschaftlern geschrieben wurden, ihr Möglichstes, um die neuen Theorien einem immer grösser werdenden Publikum vorzustellen. Der britische Physiker und Astronom James Jeans spezialisierte sich auf populärwissenschaftliche Bücher, die ihn wesentlich berühmter und wohlhabender machten als seine wissenschaftliche Arbeit an der Universität Cambridge. 1929 war sein Werk *The Universe Around Us* binnen eines Monats ausverkauft und erlebte innerhalb eines Jahrzehnts mehrere Auflagen. Ein zweites Buch, *The Mysterious Universe*, kam im Jahr darauf heraus. Schon am Tag des Erscheinens gingen 10'000 Exemplare über die Ladentische, und bis 1939 erreichte es fünfzehn Auflagen.

Die Wissenschaft wurde zur Metapher für die Gesellschaft und ihre Herausforderungen in der Zwischenkriegszeit. Frankreich und Deutschland wurden noch immer von tiefen Krisen und täglicher politischer Gewalt geplagt, Grossbritannien von Streiks erschüttert, Russland stand noch immer unter dem Eindruck der Revolution und des anschliessenden grausamen Bürgerkriegs, Italien war durch den Konflikt zwischen Sozialisten und Faschisten fast völlig gelähmt und Österreich gerade erst dabei, aus dem Trauma des Verlusts seines Reiches zu erwachen. Angesichts dieser politischen Situation waren Pessimismus und Kassandrarufer nur zu verständlich und besonders in Grossbritannien ein häufig anzutreffendes Phänomen. Der Historiker Richard Overy hat darauf hingewiesen, wie stark sich das wissenschaftliche Interesse im Vereinigten Königreich auf die Idee der Entropie konzentrierte, also «den physischen Zustand, der zu Stasis, Degeneration und Ausrottung tendiert».¹⁴

Zwei Philosophen am King's College in Cambridge, Bertrand Russell und sein österreichischer Freund und Kollege Ludwig Wittgenstein, forderten eine Verbindung von intellektueller Stringenz und epistemologischer Bescheidenheit (in anderen Worten: Es ist sinnlos über Dinge zu sprechen, die sich weder beweisen noch widerlegen lassen). Beide Männer waren bekannt und sogar legendär dafür, dass sie wenig Geduld mit dummen Argumenten hatten, aber ihre oft polemischen Debattenbeiträge richteten sich meistens an Kollegen und zielten ins Herz einer Kultur, die gefangen war zwischen den offensichtlichen Vorzügen eines wissenschaftlichen Ansatzes, auch wenn dieser jedes intuitive Verständnis der Welt hinter sich liess, und dem ideologischen Vakuum, das durch den Weltkrieg entstanden war. Zwei andere Wissenschaftler trugen diese Kontroverse in die allgemeine gesellschaftliche Diskussion. Sie waren Onkel und Neffe und hiessen beide Haldane.

Richard Burton Haldane war ein bekannter Politiker, der der britischen Regierung als Kriegsminister und als Lord Chancellor gedient hatte, aber seine politische Karriere hatte ihn nicht davon abgehalten, auch als Übersetzer zu arbeiten und über Philosophie und Wissenschaft zu schreiben. In seinem Buch *The Reign of Relativity* (1921) hatte er sich mit den enormen Implikationen beschäftigt, die Einsteins Relativitätstheorie und das neue Naturverständnis für die Kultur ganz allgemein haben konnten. Er erkannte, dass die neue Kultur des Skeptizismus eine direkte Folge des Krieges war und dass sie mit einer neuen Suche nach grossen Antworten einherging, Antworten, die sich den Menschen auf gefährliche Weise entzogen, denn:

«Ohne einen alles durchdringenden Glauben, einen Glauben, der Menschen nicht nur zu normalen Zeiten bewegt, sondern auch in Notsituationen, kann ein Volk kaum gross bleiben.»¹⁵

Das Problem aber war, dass die Wahrheit selbst sich als relativ erwiesen hatte, immer abhängig von der Perspektive des Betrachters. Hatte die vorherige Generation noch mehr oder minder an die Existenz einer objektiven Wahrheit, einer objektiv verstehbaren Welt geglaubt, so schienen sich Wissenschaft, Politik und Kultur jetzt miteinander verschworen zu haben, diese Sicherheit zu vernichten. Haldane nutzte die Einsichten und Argumente Albert Einsteins und des britischen Philosophen Alfred North Whitehead, um eine Schlussfolgerung zu formulieren, die weit über die Wissenschaftstheorie hinausging: «Jede einzelne Form des Wissens ist relativ und dazu bestimmt, schlussendlich die Grenzen der eigenen scheinbaren Ordnung zu erkennen und zu verlangen, dass wir aufbrechen zu gänzlich neuartigen Konzeptionen.»¹⁶

Für eine Zeit, die nach Antworten suchte, war Haldanes Behauptung, Wissenschaft und Philosophie könnten immer nur vorläufig sein, sie seien immer an den Horizont des Beobachters gebunden, eine bittere Pille. Die Schriften seines Neffen J.B.S. Haldane, der ein enthusiastischer Verfechter der Ideen von Charles Darwin war, waren nicht dazu angetan, diese Enttäuschung wettzumachen, auch wenn seine seltsam prophetische Zukunftsvision ganz neue Möglichkeiten eröffnete. Wie sein Onkel war auch Jack Haldane ein Produkt aristokratischer Erziehung, aber im Gegensatz zu ihm trug er die Erfahrung der Kriegsgeneration in sich. Nachdem er in Oxford Mathematik sowie Latein und Griechisch studiert hatte, wurde er Offizier in der legendären Black Watch und diente an der Westfront, wie er in seinem 1923 veröffentlichten Buch *Daedalus, or Science and the Future* berichtete. Es beginnt wie folgt:

Während ich hier sitze und diese Seiten schreibe, sehe ich vor mir zwei Szenen aus meiner Kriegszeit. Die erste ist ein Eindruck einer vergessenen Schlacht von 1915. Er hat den seltsamen Beigeschmack eines ziemlich schlechten Kinofilms. Durch einen Nebel aus Staub und Qualm tauchen, ganz plötzlich, grosse, schwarze und gelbe Rauchschwaden auf, die scheinbar die Erdoberfläche aufreissen und die menschlichen Werke mit fast sichtbarem Hass zerstören. Sie sind der wichtigste Teil des Bildes, aber irgendwo in der mittleren Distanz sind einige völlig unwichtig aussehende menschliche Gestalten zu sehen, die bald weniger werden.

Es ist schwer zu glauben, dass dies die Protagonisten der Schlacht sind. Man würde eher diese riesigen, öligen, schwarzen Massen wählen, die so viel dominanter sind, und annehmen, dass die Männer in Wirklichkeit ihre Diener sind und nur einen ehrlosen, untergeordneten und tödlichen Anteil an diesem Kampf haben. Es ist immerhin möglich, dass diese Sichtweise richtig ist.¹⁷

Dieses Szenario, schrieb Haldane, sei «Teil der Anklage gegen die Wissenschaft», und es führte zu einer noch verstörenderen Vision, in der der Mensch «ein blosser Parasit der Maschinen wird, ein Anhängsel des Fortpflanzungssystems riesiger, komplizierter Maschinen, die seine Aktivitäten immer mehr übernehmen werden und ihn von seiner Herrschaft über den Planeten vertreiben werden? Ist das Ziel und Ideal der Menschheit das eines Maschinenpflegers, der nur repetitive Arbeit verrichtet? Vielleicht kann ein Überblick über die gegenwärtige Richtung der Wissenschaft Licht auf diese Fragen werfen.»¹⁸

Die Entwicklungen, die Haldane für die Menschheit voraussah, sind in mehrfacher Hinsicht frappierend. In 400 Jahren, schrieb er, werde Grossbritannien von Windmühlen bedeckt sein, und diese würden Energie produzieren, die als flüssiger Wasserstoff zwischengelagert werde; Verhütungsmittel würden die Sexualmoral von Grund auf verändern; die Reproduktion von Pflanzen und Tieren, einschliesslich der Menschen, werde durch wissenschaftliche Erkenntnisse revolutioniert werden. Dies alles war beunruhigend und sogar verstörend, aber: «Der chemische oder physikalische Erfinder ist schon immer ein Prometheus gewesen. Es gibt keine grosse Erfindung, vom Feuer bis zum Fliegen, die nicht als eine Beleidigung irgendeines hohen Gutes bezeichnet wurde. Aber wenn jede physikalische und chemische Erfindung Gotteslästerung ist, dann ist jede biologische Erfindung Perversion. Es gibt kaum eine, die, wenn man sie einem Beobachter aus einem Land zeigen würde, wo man zuvor nichts von ihrer Existenz wusste, diesem nicht als unanständig und unnatürlich erscheinen würde.»¹⁹

Die Rolle der Naturwissenschaften war faszinierend und beunruhigend zugleich. Für viele Menschen schien die Welt ihren metaphysischen Anker verloren zu haben, den ultimativen Angelpunkt der Existenz. Kein Autor formulierte eine kühlere und verzweifeltere Analyse dieser Frage als der Prager Versicherungsangestellte Franz Kafka.

In seiner Geschichte *Ein Hungerkünstler* zeichnet Kafka ein Porträt seiner

Zeit. Vor Jahren, als seine Kunst auf ihrem Höhepunkt stand, war der Hungerkünstler ein berühmter Mann, und ganze Städte folgten dem Fortschritt seiner Fastenkünste mit einer an Hysterie grenzenden Neugier. Sein Manager sorgte dafür, dass er sein Fasten immer nach vierzig Tagen abbrach, wenn das Interesse nachzulassen drohte. Zu seiner eigenen grossen Irritation (denn er hätte gerne weiter gefastet) wurde der Künstler dann aus seinem Käfig herausgeholt und bekam eine sorgfältig zusammengestellte Mahlzeit vor einer ihn anbetenden und von einer Militärkapelle angefeuerten Menge, nur um nach einer Ruhephase wieder mit dem Fasten zu beginnen. Nun aber ist die grosse Zeit der Hungerkunst vorüber, die Menschen kommen nicht mehr zu seinen Darbietungen, und der Künstler muss in einem Zirkus auftreten, wo die Menge ihm auf dem Weg zu den wilden Tieren vielleicht einen Blick zuwerfen wird, bis sie ganz das Interesse verliert und niemand mehr bemerkt, dass er sich zu Tode gehungert hat. Ein Tierwärter begräbt den Hungerkünstler ohne jede Zeremonie. Er ist erleichtert, denn jetzt kann er einen jungen Panther in den Käfig setzen, ein grossartiges Tier.

Der Hungerkünstler ist einerseits der sprichwörtliche arme Künstler, der sich gierig von der Bewunderung ernährt, die sein Leiden verursacht, und der sterben muss, sobald das Publikum das Interesse verliert. Aber der Künstler, der vierzig Tage fastet, dessen Ruhm auf seinem Martyrium beruht und der «in scheinbarem Glanz, von der Welt geehrt», lebt, ist auch ein Bruder des Erlösers selbst, ein Schmuddelmessias der Jahrmärkte, dessen zweifelhafte Selbstverleugnung aufgehört hat, die Menge zu bewegen. Am Ende stirbt er nicht als Held, sondern aus Mangel an Interesse. Die Kunst des Hungers gehört der Vergangenheit an, hören wir, denn heute haben die Menschen andere Attraktionen entdeckt. Der bis auf die Knochen abgemagerte Hungerkünstler, der früher allgemeine Bewunderung erweckte, versucht die Menschen dazu zu zwingen, ihn weiterhin zu lieben, indem er immer weiter fastet, aber damit erreicht er nur, dass Väter ihn ihren Kindern zeigen und ihnen dabei von vergangenen Zeiten erzählen. In ihren Augen sieht er «etwas von neuen, kommenden, gnädigeren Zeiten».

Auch Christus hätte mit seinen Wundern und seinem Leid keine Chance auf einem Jahrmarkt, auf dem die Menge immer nur nach neuen Sensationen sucht. Der grosse Selbstverleugner, dessen Agonie einst ganze Völker in ihren Bann gezogen hatte, ist umstandslos hinweggefegt worden. Schliesslich wird sein Platz von einer Raubkatze übernommen, der Verkörperung von



Ein ordentlicher Bürger: Franz Kafkas Figuren werden von einer anonymen Maschinerie überwältigt

Kraft, Freiheit und Lebenswillen.

In der Welt von Hubble, einer Welt, die nicht länger im Zentrum des Universums stand und in der die Materie einerseits besser verstanden, andererseits aber auch dunkler und undurchdringlicher geworden war, waren alte Prophezeiungen in eine obskure Ecke verbannt worden. Der Konflikt zwi-

schen Glaube und Wissenschaft, zwischen dem Wissen der Erfahrung und dem der Wissenschaft und zwischen einem rationalen Zugang zur Welt, wie ihn das 19. Jahrhundert gepflegt hatte, und dem neuen, intuitiven Verständnis des Lebens war in allen wissenschaftlichen Debatten gegenwärtig und wurde in eine öffentliche Diskussion hineingetragen, die von Pessimismus und Verwirrung gekennzeichnet war. Der Hungerkünstler wurde nicht mehr bewundert, die Menschen suchten nach anderen Attraktionen, neuen Erklärungen, neuen Erlösern. Inmitten von Angst und Hoffnung begann der Kampf um eine andere Zukunft Gestalt anzunehmen.

1924

Mehr als Wirklichkeit

Ich messe dem Leben keine Wichtigkeit bei
Ich fixiere den kleinsten Lebensschmetterling auf Wichtigkeit
Ich bedeute dem Leben nichts
Aber die Äste des Salzes die weissen Äste
Alle Schattenblasen
Und Seeanemonen
Kommen herunter und atmen in meinen Gedanken

André Breton

Was ist die rationale Antwort auf die Herausforderung, in einer Welt zu leben, die keinen Sinn mehr ergibt? Eine kleine, aber energische und öffentlich stark wahrgenommene Bewegung in Europa glaubte, diese Antwort gefunden zu haben: Unsinn. Aggressiver, subversiver, genüsslich zelebrierter Unsinn. Unsinn als Waffe.

Anfangs war es Kunst um der Kunst willen, eine freudige Bestätigung der neugefundenen Freiheit nach der höllischen Erfahrung des Krieges – und eine Ablehnung von Schönheit, künstlerischen Konventionen und den Regeln einer Gesellschaft, die Männer im Namen von erbaulichen Lügen in die Schützengräben geschickt hatte. Es begann während des Krieges mit einem kollektiven Akt der anarchistischen und künstlerischen Opposition im Schutz der neutralen Schweiz, in Zürich, wo damals unter anderem auch James Joyce, Jorge Luis Borges, Romain Rolland und Lenin lebten.

In einer Kneipe namens Cabaret Voltaire traf sich eine Gruppe von Exilanten und Revolutionären. Man trank, debattierte, spielte Schach und amüsierte sich, aber die Zerstreungen wurden jeden Tag seltsamer. Die Stammgäste des Voltaire veranstalteten das, was man später Performances und Happenings nennen würde. Bei ihren Darbietungen trugen sie bizarre Kostüme, heulten und sangen und deklamierten erfundene Worte, die ihnen gerade in den Kopf kamen und die sich auf kein Objekt bezogen. Sie waren stolze Par-

tisanen der Improvisation, der Unordnung und der Sinnlosigkeit. Sogar der Name der Gruppe war ausgewählt worden, weil er wie Babysprache klang und nichts bedeutete. Sie nannten sich DADA.

Gemeinsam mit gleichgesinnten Künstlern in Deutschland hegten die Zürcher Freunde die grössten Hoffnungen für ihre neue Sicht auf die Welt. Ihr Programm war der radikalste Kontrast zur zerstörerischen Vernunft der Schlachtfelder. «Wie erlangt man die ewige Seligkeit?», fragte Hugo Ball, einer der Gründerväter der Gruppe, und beantwortete die Frage gleich selbst: «Indem man Dada sagt. Wie wird man berühmt? Indem man Dada sagt. Mit edlem Gestus und mit feinem Anstand. Bis zum Irrsinn. Bis zur Bewusstlosigkeit. Wie kann man alles Journalige, Aalige, alles Nette und Adrette, Bornierte, Vermoralisierte, Europäisierte, Enervierte, abtun? Indem man Dada sagt. Dada ist die Weltseele, Dada ist der Clou. Dada ist die beste Lilienmilchseife der Welt.»¹

Die «Weltseele» Dada enthielt alle möglichen Fragmente, Bilder, ideologisches Gerümpel und Reste längst zusammengebrochener Weltanschauungen, die liebevoll von einem jungen Mann aus Rumänien bewacht und publiziert wurden. Geboren war er als Samy Rosenstock, aber inzwischen hatte er sich den wesentlich geheimnisvolleren und interessanteren Namen Tristan Tzara zugelegt. Er machte es sich zur Lebensaufgabe, das neue Evangelium in Gedichten, Aufsätzen und Manifesten zu verkünden.

Dada verbreitete sich in deutschen Städten und erreichte sogar Paris, wo es von einer Gruppe junger Männer auf der Suche nach einer Mission mit Dankbarkeit und sogar mit Gier aufgenommen wurde. Sie erkannten in Dada die ideale Möglichkeit, alles anzugreifen und in Fetzen zu reissen, womit sie aufgewachsen waren, was sie in der Kirche und in der Schule gelernt hatten. «Er [der Dadaismus] hat die Kunst für einen magischen Stuhlgang erklärt, die Venus von Milo klistiert, und ‚Laokoon und Söhnen‘ nach tausendjährigem Ringkampf mit der Klapperschlange ermöglicht, endlich auszutreten», fasste der Maler Hans Arp zusammen.²

Tzaras lustvolle Provokationen erlaubten es den jungen Pariser Künstlern, eine eigene Stimme zu finden. «Dada bedeutet nichts», trompetete er in einem Manifest von 1918. «Wie will man das Chaos ordnen, das die unendlich-unförmige Variation bildet: den Menschen? [...] Ordnung = Unordnung; Ich = Nicht-Ich; Bejahung = Verneinung [...] es gibt keinen Anfang und wir zittern nicht, wir sind nicht sentimental. Wir zerreißen, wütender Wind, die Wäsche der Wolken und der Gebete und bereiten das grosse Schauspiel des

Untergangs vor, den Brand, die Zersetzung.» Das grosse Schauspiel des Untergangs war in Flandern, in den Alpen und in Galizien aufgeführt worden. Jetzt, vor den Ruinen des Gewesenen, drängte sich seine Schlussfolgerung auf: «Jeder Mensch schrie: es gibt eine grosse Zerstörungsarbeit. Ausfegen, säubern.»³

Dr. Breton verliert die Geduld

Der entschlossenste und vielleicht auch hartnäckigste Künstler dieser Gruppe war ein gewisser André Breton, ein Medizinstudent, der während des Krieges traumatisierte Soldaten behandelt hatte und der jetzt nach einer Möglichkeit suchte, der Welt seinen Stempel aufzudrücken. Er war 1896 in der Pariser Vorstadt Pantin geboren worden und hasste all das mit besonderer Leidenschaft, was ihn an die kleinbürgerliche Welt seiner Kindheit erinnerte. Er hatte schon immer ausbrechen wollen. Bereits in der Schule, vor dem Krieg, fühlte er sich zu den bösen Buben der französischen Literatur hingezogen, besonders zu Baudelaire und Rimbaud, und etwas später auch zu dem Erzexperimentierer Apollinaire. Der junge Mann begann selber Gedichte zu schreiben, aber seine poetische Karriere wurde durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen, Breton wurde eingezogen und zur Grundausbildung geschickt, eine Zeit, die er später als «eine Kloake aus Blut, Idiotie und Schlamm» bezeichnete.

Der gerade einmal 20-jährige Medizinstudent Breton wurde nicht an die Front geschickt, sondern in einem Militärkrankenhaus in Nantes eingesetzt, wo er mit den ersten Opfern des Kriegstraumas konfrontiert war. Während dieser Zeit stiess er auch auf die Schriften von Sigmund Freud, die ihn faszinierten. 1916 freundete er sich mit einem Patienten an, dessen kompromisslose Haltung seinem Leben eine neue Richtung geben sollte. Jacques-Pierre Vaché war ein Kunststudent, der an der Westfront verwundet worden war und der seine Zeit im Krankenhaus damit verbrachte, groteske Figuren auf Postkarten zu zeichnen. Jugendlich und gut aussehend schien er alle um sich herum zu verachten, was für Breton allein schon Grund genug war, ihn zu verehren.

Vaché führte den angehenden Arzt in die intellektuelle Revolte gegen die Gesellschaft ein, und ihre Freundschaft gewann noch an Intensität, nachdem der wiederhergestellte Patient aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Die beiden jungen Männer tranken und redeten endlos in Bars und Cafés und



Absurdität durch Absurdität
bekämpfen: Der Surrealist
André Breton

gingen gemeinsam auf Kinotouren, bei denen sie jeweils kleine Fragmente aus verschiedenen Filmen sahen und sich aus der so entstandenen Szenenfolge ihre eigene Handlung zusammenbastelten. Als Vaché wieder an die Front geschickt wurde, setzte sich diese intensive Beziehung in Korrespondenzform fort.

Vaché war ein ausgezeichnete und exzentrischer Autor, dessen Briefe voller anarchistischer Poesie steckten und der augenscheinlich die «theatralische (und freudlose) Nutzlosigkeit des Ganzen»⁴ genoss. Bretons enge Beziehung zu dem faszinierenden jungen Mann endete erst, als Vaché gemeinsam mit zwei anderen Männern nackt auf dem Bett eines Hotelzimmers gefunden wurde. Alle drei waren an einer Überdosis Opium gestorben.

Nach dem Krieg arbeitete Breton am Val-de-Grace-Krankenhaus in Paris als Assistenzarzt auf der Psychiatrie. Hier, während der langen und einsamen Nachtschichten, allein auf den dunklen Korridoren, die von den Ausbrüchen, den Schreien und dem Flüstern seiner Patienten widerhallten, entdeckte er die Macht des irrationalen Ausdrucks, von Wahnsinn und Verzweiflung, und begleitet waren seine Entdeckungen von einer intensiven Freud-Lektüre.

Die Idee des Unterbewussten faszinierte und ängstigte Breton. Seine Erfahrungen erschwerten einen einfachen Übergang ins zivile Leben, wie er schrieb: «Freilich kehrte man heim aus dem Krieg, aber wovon man nicht heimkehrte, das war die ‚Gehirnwäsche‘ (*bouillage de crânes*), die aus Wesen, die einfach nur leben und sich [...] mit ihresgleichen verstehen wollten, im Laufe von vier Jahren verstörte und fanatische Geschöpfe gemacht hatte, die nicht nur zum Frontdienst verpflichtet, sondern auch beliebig dezimiert werden konnten.»⁵ Vier Jahre Krieg, Unmenschlichkeit und Propaganda hatten unauslöschliche Spuren hinterlassen.

Breton stürzte sich in eine Reihe von künstlerischen und literarischen Experimenten, um der Sinnlosigkeit und der Grausamkeit der Erfahrungen seiner Generation etwas entgegenzusetzen. Inspiriert durch seine Patienten und durch seine Beschäftigung mit der Psychoanalyse, begann er zusammen mit einem Freund mit «automatischem Schreiben» zu experimentieren. Gemeinsam mit Philippe Soupault schloss er sich bei sich zu Hause ein und arbeitete sich in eine Trance, indem er ohne jedes ordnende Prinzip alles aufschrieb, was ihm in den Kopf kam. Die beiden jungen Männer fügten seltsame Bilder und sinnlose Sätze aneinander und versuchten, ihrem Unterbewussten freien Lauf zu lassen, ohne jede Zensur durch Gedanken, literarischen Stil oder soziale Normen. Sie schrieben, bis sie völlig erschöpft waren und ihre Köpfe in einem Meer von Worten und Bildern zu schwimmen anfangen.

Ihr Ziel war es, mit «Verachtung für das, was dabei literarisch herauskommen würde», zu schreiben. «Die Leichtigkeit der Ausführung tat das ihre.»⁶ Das Resultat dieser merkwürdigen Zusammenarbeit, *Les champs magnétiques* (Die magnetischen Felder), erschien in mehreren Folgen in der Zeitschrift *Littérature* und ein Jahr später, 1920, als Buch. Das automatische Schreiben entpuppte sich als eine Kette von Assoziationen, und die Lektüre dieser Texte ist in etwa so, als ginge man in einem Gemälde des surrealistischen Malers Hans Arp spazieren:

Die Grotte ist kühl und man hat das Gefühl, dass man fort muss; das Wasser ruft uns, es ist rot, und das Lächeln ist stärker, als die Risse, die wie Pflanzen über das Haus laufen, oh, herrlicher Tag und sanft wie dieser aussergewöhnliche kleine Reifen. Das Meer, das wir lieben, erträgt keine Menschen so mager wie wir. Elephanten mit Frauenköpfen und fliegenden Löwen sind nötig. Der Käfig ist offen und das Hotel zum zweiten Mal geschlossen, was für eine Hitze! Anstatt des Anführers bemerkt man eine ziemlich schöne Löwin, die ihren Bändiger auf den Sand kritzelt und sich von Zeit zu Zeit duckt, um ihn zu lecken. Die grossen phosphoreszierenden Sümpfe haben hübsche Träume, und die Krokodile nehmen sich den Koffer zurück, der aus ihrer Haut gemacht ist.⁷

Nach den *Magnetischen Feldern* stellte Breton seine Entdeckungsreise in das eigene literarische Unterbewusstsein plötzlich ein. In der Woche, die er mit Soupault pausenlos zusammengearbeitet hatte, waren beide augenscheinlich

an den Rand des Wahnsinns gekommen, und während seiner Zeit auf der psychiatrischen Abteilung hatte Breton zu viele Männer gesehen, die diese Grenze unwiderruflich überschritten hatten. Nun suchte er nach anderen Möglichkeiten, eine Kunstform zu finden, die der kleinbürgerlichen Welt, in der er aufgewachsen war und die den Krieg mitgetragen hatte, einen fatalen Stoss versetzen würde. Er besass grosses rhetorisches Talent und eine scheinbar unerschöpfliche Begabung dafür, dramatische Posen zu wählen und sich selbst von der historischen Bedeutung dessen zu überzeugen, was er in diesem Moment gerade tat. Er war ein geborener Anführer. Rastlos war er stets auf der Suche nach etwas Neuem, und so bereitete er sich darauf vor, den Menschen zu treffen, der, wie er glaubte, eine Revolution auslösen könnte, die nicht nur die Literatur, sondern alle Lebensbereiche umwälzen würde.

Tristan in Paris

Die so dringend notwendige Umwälzung werde aus Zürich kommen, dachte der junge Autor, denn er glaubte, gerade dort den erstaunlichsten Dichter und intimsten Freund gefunden zu haben, den rätselhaften und furchtlosen Tristan Tzara, Prophet von Dada und Zerstörer aller Sicherheiten. Breton korrespondierte schon seit einem Jahr mit ihm. Jetzt, 1920, sollte der Erzda-daist nach Paris kommen. Breton konnte seine Ankunft kaum erwarten und seine Vorfreude wurde auf die Spitze getrieben, als Tzara seine unmittelbar bevorstehende Ankunft in Paris bekanntgab. Doch er kam nicht. Nicht nach der ersten, nicht nach der zweiten und auch nicht nach der dritten Ankündigung.

Am 17. Januar aber klopfte es an der Wohnungstür des Malers Francis Picabia, der Tzara eingeladen hatte für den Fall, das dieser einmal in Paris sein sollte. Germaine Everling, die Geliebte des Malers, die mit ihrer zweijährigen Tochter und dem Kindermädchen allein zu Hause war, schickte das Kindermädchen zur Tür, um den ungelegenen Besucher abzuwimmeln. Der aber weigerte sich zu gehen und stand kurz darauf im Schlafzimmer, wie Everling sich später erinnern sollte: «Klein, leicht gebeugt, er schwang zwei kurze Arme, an deren Enden rundliche, jedoch sicherlich sensible Hände hingen. Seine Haut war wächsern wie eine Kerze: die kurzsichtigen Augen hinter seinem Pincenez schienen nach einem festen Punkt zu suchen, auf dem sie sich niederlassen konnten. Er zögerte einen Moment in der Tür, und



Reise mit gigantischer Schreibmaschine:
Tristan Tzara in Paris

es schien ihm vor allem peinlich zu sein, dass er da war [...] Er strich sich ständig und automatisch seinen langen schwarzen Haarschopf aus der Stirn und sagte mit einem starken slawischen Akzent: ‚Es tut mir sehr leid, sie zu belästigen, Madame, aber ich weiss nicht, wohin ich meine Tasche stellen soll.‘ [...] Mir wurde klar, dass er die Absicht hatte, sich bei mir niederzulassen.›⁸ Tristan Tzara war in Paris angekommen.

Tzara war kein Mensch, der es bei blossen Absichten belies. Ohne mit der Wimper zu zucken, nahm der völlig mittellose Grossmeister des Dada Picabias Wohnzimmer in Beschlag und benutzte eine Louis-XV-Konsole für seine riesige Schreibmaschine. Das Hausmädchen wurde aus dem Raum verbannt. Tzaras persönliche Gegenstände waren zu wichtig, um von unkundigen Händen angefasst zu werden. Auch seine Korrespondenz liess er sich hierherliefern. Er blieb fast ein Jahr.

Breton hatte keinerlei Interesse an Fragen der häuslichen Bequemlichkeit – er brannte darauf, den Mann, dessen revolutionäre Energie den grossen Umsturz einleiten würde, persönlich zu treffen. Als er den von ihm so bewunderten Rumänen endlich zu Gesicht bekam, war er etwas konsterniert. «Sie hatten Tzarathustra erwartet, nicht den wachsgesichtigen Homunkulus, der jetzt vor ihnen herumzappelte»,⁹ fasst der Biograf Mark Polizotti zusammen. Trotzdem konnten seine geistigen Fähigkeiten seine französischen Gastgeber schon bald überzeugen. «Sein Gepäck aus Zürich enthielt unter anderem auch drei Jahre Erfahrung, wie man die Aufmerksamkeit des Publi-

kums gewinnt, um nicht zu sagen, wie man sie auf die Palme bringt.» Breton glaubte, endlich auf Gold gestossen zu sein. Ein Arsenal der politischen Provokationen, angefangen mit simultanen Lesungen aus unterschiedlichen Werken, die von schrillen Schreien, Heulen und lautem Trommeln auf allen möglichen Objekten unterbrochen wurden, lag ihm zu Füßen.

Bei der ersten öffentlichen Aufführung rezitierte Louis Aragon Tzaras Gedicht «Der weisse lepröse Riese auf dem Land», das folgende unvergessliche Zeilen enthält:

Das Salz sammelt sich in einer Konstellation von Vögeln auf dem
plattgetretenen Tumor
in seiner Lunge schwingen die Seesterne und Käfer
die Bakterien kristallisieren sich in Handflächen schwingender Muskeln
guten Morgen ohne Zigarette tzantzantza ganga
boozdooc zdooc nfoonfa mbaah nfoonfa ..¹⁰

Wie vorauszusehen gewesen war, war das Publikum über diese Darbietung wunderbar empört. Weil sie keine anderen Geschosse bei sich hatten, warfen einige der Zuhörer in ihrer Wut mit ihren Hausschlüsseln nach dem Sprecher.

Für Breton verlor diese Art von Provokation aber schon bald ihren Reiz. Er wollte sich voranbewegen, wollte eine Bewegung, als deren rechtmässiger Führer er sich bereits fühlte. Die anarchischen Spässe von Dada konnten ihm dabei nicht helfen, glaubte er. Vielleicht war er als Charakter zu ernsthaft, jedenfalls war er zu kontrolliert und zu kontrollierend, um diese Explosionen von Unsinn weiterhin interessant zu finden.

Während seine Freunde das bürgerliche Publikum mit weiteren provokativen Aktionen immer wieder vor den Kopf stiessen, begann Breton sich in anderen Richtungen umzusehen. Seine Flitterwochen verbrachte er in Wien, um dort sein Idol Sigmund Freud zu besuchen, aber auch diese Begegnung endete in Enttäuschung. Der alternde Psychoanalytiker hatte nur wenig Zeit für den jungen französischen Assistenzarzt, der ohne Anmeldung vor seiner Tür stand und dessen Interesse an der Psychoanalyse nicht wissenschaftlicher, sondern rein künstlerischer Natur war. Aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Generationen stammend (ganz abgesehen davon, dass ihre Länder noch vor kurzer Zeit gegeneinander Krieg geführt hatten), hatten die

beiden einander wenig zu sagen. Breton war zutiefst enttäuscht darüber, dass sein Vorbild die enorme Bedeutung seiner Arbeit nicht begriff.

Nach Paris zurückgekehrt, suchte Breton weiter nach einer historischen Rolle für sich selbst. 1922 organisierte er den Internationalen Kongress für die Festlegung der Richtlinien und die Verteidigung des modernen Geistes, zu dem er Europas führende Schriftsteller und Künstler einlud. Diese Art von Veranstaltung – nüchtern, ordentlich und vor allem wichtig – entsprach seinem Temperament weit mehr als dadaistische Anarchie. Um sich vor dem ausgeprägten Sinn für Humor seiner Freunde zu schützen, verlangte er besondere Sicherheitsmassnahmen für den Kongress: So sollte er jedem Sprecher jederzeit das Wort entziehen und die Ordnung zur Not durch Polizeigewalt wiederherstellen lassen können.

Tristan Tzara war nicht sehr angetan von dieser neuen Entwicklung und hatte sich mit seinem ehemaligen Schützling Breton überworfen, der sich seinerseits rächte, indem er Tzara öffentlich diffamierte und ihn einen «publizitätssüchtigen Hochstapler» nannte, den «Förderer einer ‚Bewegung‘, die aus Zürich kommt», die sich aber völlig überlebt habe.¹¹

Der rumänische Dichter liess diese Anschuldigungen nicht so einfach auf sich sitzen. «Ein «Internationalen Kongress, der jemanden kritisiert, weil er ein Ausländer ist, hat keine Existenzberechtigung», liess er verlauten, und schon bald distanzieren sich einige der geladenen Gäste von den diktatorischen Anflügen ihres Gastgebers.

Breton hatte diesen Kampf verloren und mit ihm auch einen guten Teil seines Prestiges, aber diese Niederlage motivierte ihn nur dazu, noch verbissener weiterzumachen. Es war Zeit, einen Schlusstrich zu ziehen, wie er in einem in der Zeitschrift *Littérature* veröffentlichten Prosagedicht deutlich machte:

Bleibt mir nur noch, Ihnen zu versichern, dass ich auf all das pfeife und Ihnen zu widerholen:

Geben Sie alles auf.

Geben Sie Dada auf.

Geben Sie Ihre Frau auf, geben Sie Ihre Geliebte auf.

Geben Sie Ihre Hoffnungen und Ängste auf.

Setzen Sie Ihre Kinder an einer Waldecke aus.

Geben Sie die Beute auf und jagen Sie ihren [sic!] Schatten.¹²

In dieser Zeit seines selbst gewählten Exils unternahm Breton weitere Experimente. Gemeinsam mit einigen Freunden veranstaltete er in seiner Wohnung in der Rue de la Fontaine Hypnosesitzungen, bei denen sich einer von ihnen, ein gewisser René Crevel, als besonders begabt für hypnotische Trancezustände erwies, wie Bretons Frau Simone in einem Brief berichtete: «Es ist dunkel. Wir sitzen alle um den Tisch, still und mit ausgestreckten Händen. Kaum drei Minuten vergehen, und schon stösst Crevel heiseres Stöhnen und undeutliche Ausrufe hervor. Dann fängt er an mit einem gezwungenen, deklamatorischen Ton eine gruselige Geschichte zu erzählen. Eine Frau hat ihren Mann ertränkt, doch er hat sie dazu aufgefordert. ‚Ah! die Frösche! Arme Wahnsinnige. Waaaaaaahn .. .‘ Schmerzliche, grausame Töne. Wüstes in den beiläufigsten Bildern. Auch einiges an Obszönität [...] Nichts kommt diesem Horror nahe.»¹³

1924 hatte Breton es endlich geschafft. Seine hartnäckigen und manchmal inspirierten Interventionen, seine provokativen Aufsätze und andere Werke sowie die blossе Faszination der intellektuellen Persona, die er für sich selbst geschaffen hatte, machten ihn zu einer anerkannten Figur der Pariser Kulturszene. Mit noch nicht einmal 30 Jahren hatte er scheinbar sein Ziel erreicht und sich selbst zum Führer einer künstlerischen Bewegung ernannt. Nachdem es ihm nicht gelungen war, den Dadaismus für seine eigenen Zwecke nutzbar zu machen, publizierte er in diesem Jahr das *Manifest des Surrealismus*, ein erstaunliches Dokument, in dem der junge Autor sich als Erforscher von grossen Wahrheiten und vielleicht noch grösseren Gesten darstellte.

In seinem Manifest polemisierte Breton besonders gegen den Realismus, nicht so sehr als literarischen Stil, als vielmehr als Lebenseinstellung: «Ich hasse ihn, denn er besteht aus Mittelmässigkeit, Hass und langweiliger Einbildung [...] Er ernährt sich von Zeitungen und verdummt sowohl Wissenschaft als auch Kunst [...] indem er dem niedrigsten Geschmack schmeichelt; Klarheit grenzt an Dummheit, ein Hundeleben.» Stattdessen, schrieb er, sollten die banale und tödliche Welt des Wachseins und der Vernunft mit der Realität der Träume zu einer Art «absoluten Realität, einer Surrealität, sozusagen» zusammengeschweisst werden. Für alle diejenigen, die in ihrer rationalen Begrenztheit trotzdem noch eine Definition brauchten, fügte er eine bei:

SURREALISMUS, Substantiv, m., reiner, psychischer Automatismus, durch welchen man, sei es mündlich, sei es schriftlich, sei es auf jede an-

dere Weise, den wirklichen Ablauf des Denkens auszudrücken sucht. Denk-Diktat ohne jede Vernunft-Kontrolle und ausserhalb aller ästhetischen oder ethischen Fragestellungen.¹⁴

Bretons Surrealismus war aus der Ablehnung heraus geboren – ehemalige Freunde, der bürgerliche Realismus, der Realismus in der Kunst und die unbekümmerte Anarchie der Dadaisten wurden allesamt zu Zielscheiben seines Spotts und seiner Verachtung. Was die Welt brauchte, so glaubte er, war eine disziplinierte Armee, ein kollektiver Angriff auf die bürgerliche Kultur, um sie zu unterminieren und schliesslich ganz zu stürzen.

Der junge Mann aus der Vorstadt hatte eine Bewegung erfunden, deren Führer er jetzt war, und genug Neugierde erregt, um selbst zur öffentlichen Person zu werden. Er erfüllte seine Rolle mit einem geradezu jakobinischen Eifer und regierte seine kleine Bewegung mit eiserner Faust. Für Widerspruch war kein Platz, und wer sich nicht nach seiner Linie richtete, wurde kurzerhand aus der Bewegung und aus seinem Freundeskreis ausgeschlossen. Wer zu den Surrealisten gehören wollte, musste Bretons absolute Autorität anerkennen und durfte in keiner anderen Zeitschrift als *La Révolution surréaliste*, deren Chefredakteur er war, etwas veröffentlichen. Jenseits der Alpen, in Italien, wurde unter Mussolini der erste faschistische Staat Europas errichtet. Der Papst des Surrealismus in Paris wirkte wie der Westentaschen-Duce der Avantgarde. Breton selbst hatte mit diesem Vergleich kein Problem. Anfang 1925 veröffentlichte er einen Artikel mit dem Titel «Warum ich *La Révolution surréaliste* übernehme». Er meinte damit mehr als das kleine Magazin, dessen Chefredakteur er gerade wegen einer Meinungsverschiedenheit entlassen hatte.

Aus der Ablehnung der bürgerlichen Gesellschaft und der Ideale der Vorkriegsgeneration war eine neue Art von Kunst geworden. Breton beanspruchte die Führungsrolle, aber tatsächlich war der Surrealismus weit mehr. Besonders in und um Paris arbeiteten verschiedene, lose miteinander verbundene Künstler, die teilweise eine gewisse Distanz zu Bretons disziplinierter Gruppe wahrten und die sich weniger für Manifeste als für Malerei und unterschiedliche psychologische Zustände und Prozesse interessierten. Tristan Tzaras unfreiwilliger Gastgeber Francis Picabia war ebenso einer von ihnen wie der Deutsche Max Ernst, der sich eine geräumige Villa mit Bretons engem Freund Paul Éluard und dessen schöner Frau Gala teilte – einer russischen Emigrantin, die später Salvador Dali heiraten sollte.

Während Dichter und Maler ihre Experimente auch in ihrem Privatleben fortsetzten (wie übrigens auch die Mitglieder des Bloomsbury-Kreises um Virginia Woolf, die mit Begeisterung verschiedene emotionale und persönliche Konstellationen ausprobierten), interessierten sich einige der innovativsten Surrealisten nicht nur für das Lebensgefühl ihrer Zeit, sondern auch für deren Technologien. Breton beobachtete sie mit erheblichem Misstrauen. Er war gegen alles, was seine Kontrolle über die Bewegung schwächte und was dazu angetan sein konnte, «sich dem Establishment an die Brust zu werfen», indem Künstler Geld für ihre Werke annahmen oder Aufführungen an regulären Theatern und mit professionellen Mitteln inszenierten.

Eine Produktion, die seinen ganz besonderen Zorn hervorrief, war eine Zusammenarbeit zwischen Picabia, dem Komponisten Erik Satie (dessen träumerische *Gymnopédie* sein bekanntestes Werk ist) und dem königlich-schwedischen Ballett. Satie hatte die Musik geschrieben, während Picabia das Bühnenbild entworfen hatte. Für die Pause produzierte der Maler gemeinsam mit dem Regisseur René Clair einen kurzen Film mit dem passenden Titel *Entr'acte*, ein wunderbar erfinderisches Tableau aus Bildern und Szenen, das durch Trickfilmaufnahmen erstaunliche und manchmal unheimliche Effekte erzielte. In einer seltsamen und mehrmals wiederkehrenden Sequenz sieht man einer Ballerina beim Tanzen zu – von unten, durch einen Glasboden gefilmt. Der zweite Teil dieser Traumlandschaft ist eine Begräbnisprozession für einen Jäger, der von einem Konkurrenten auf den Dächern von Paris erschossen wurde. Der Leichenwagen wird von einem Kamel gezogen, und die Trauernden folgen ihm hüpfend und hopsend. Schliesslich rollt die Kutsche mit dem Sarg einfach davon, immer schneller, und zwingt die Prozession, ihr hinterherzurrennen.

Entr'acte war ein amüsanter und provokanter Werk, das erfolgreich verschiedene technische und künstlerische Möglichkeiten des immer noch relativ neuen Mediums Film nutzte. Ein weiterer Kurzfilm, der 1924 zum ersten Mal gezeigt wurde und der sich zumindest offiziell mit Tanz beschäftigte, war als Kunstwerk wesentlich ernster zu nehmen. *Ballet mécanique* war eine Arbeit des Malers Fernand Léger, der um einiges älter war als die fanatischen Surrealisten, die so viel Beachtung fanden. Vor dem Krieg hatte er kubistisch gemalt, aber seine Kompositionen waren weniger dunkel und gequält als die seiner Kollegen. Mit ihren hellen Farben und anmutigen Formen erinnerten sie eher an Kandinsky als an Braque. Drei Jahre an der Front und ein Giftgasangriff, den er nur knapp überlebt hatte, hatten seinen Stil aller-



Traum und Trauma: Fernand Légers
Film *Ballet mécanique*, 1924

dings gravierend verändert.

Ballet mécanique ist ein surrealistisches Meisterwerk, ein abstrak-

ter Film, dessen fein orchestrierter Gebrauch von Formen, Bewegungen und Rhythmen ihm auch ohne Handlung dramatischen Zusammenhalt verleiht, eine Abfolge von seltsamen Bildern, kaleidoskopischen Effekten, Überblendungen und schnellen Schnitten zu einer oft brutal krachenden Partitur für sechzehn Klaviere, Perkussion und Strassensirenen, die der Komponist George Antheil geschrieben hatte. Die eigentliche Kraft dieser tranceartigen Reise aber liegt in der Erforschung von Erfahrungen und Eindrücken, die Léger aus den Schützengräben mitgebracht hatte und die ihn immer noch verfolgten.

Der Film beginnt, scheinbar unschuldig, mit einer Frau, die sich wie ein kleines Mädchen auf einer Schaukel vergnügt. Sehr bald aber wird das aus verschiedenen Winkeln gefilmte Hin und Zurück der Schaukel immer beherrschender. Es wird mit einem Pendel überblendet, mit Maschinenteilen, die sich drehen und bewegen, mit rasenden Kolben, durch die Kamera verzerrt und vervielfacht. Die Lippen der Frau lächeln verlockend durch das mechanische Inferno, wir sehen die Beine marschierender Soldaten, Menschen auf einem beschleunigten Karussell, Formen, Kolben, rasende Umrisse, Autos, die direkt in die Kamera zu fahren scheinen. Aus der unschuldigen Einstellung der ersten Szene erwachsen Orientierungslosigkeit und Klaustrophobie, und die unablässigen mechanischen Bewegungen scheinen fast in den Kopf des Betrachters hineinzuschneiden. Die stark geschminkten Lippen und Augen der Frau eröffnen eine offensichtlich sexuelle Dimension, die auch das Stossen der Kolben zur erotischen Metapher werden lässt. Maschinenteile und menschliche Körper verschwimmen ineinander.

Das Tempo der Schnitte wird immer weiter gesteigert, und der Satz *on a volé un collier de perles de 5 millions* (man hat eine Perlenkette im Wert von fünf Millionen gestohlen) erscheint immer wieder und wird fast obsessiv zerstückelt, abgebrochen und wiederholt, bis der Sinn der einzelnen Worte

zusammenbricht und nur noch einzelne Buchstaben übrig bleiben, ein Effekt, der von Trauma-Patienten, wie Léger selbst einer gewesen war, immer wieder beschrieben wurde. Das Gesicht einer anderen Frau, einer Verführerin, lächelt in die Kamera und zerbricht in kubistische Splitter. Der gesamte Film dramatisiert eine Welt ohne Sinn, fragmentiert und mechanisch (eine Sequenz fokussiert sich auf ein Paar Beine, die wie Prothesen aussehen), eine Anatomie der Wahrnehmung und der Vorstellungen eines traumatisierten Menschen, der nichts sehen kann als Gesichter, unsinnige Formen und Wörter, bizarre und bedrohliche Umrisse, verstümmelte Schönheit und Artilleriegeschosse, die aussehen wie Weinflaschen.

Légers Werk war weniger ein mechanisches Ballett als ein mechanischer Albtraum des geistigen Zerfalls, eine nie dagewesene visuelle Dramatisierung einer zerbrochenen inneren Landschaft. Obwohl er nicht offiziell zur surrealistischen Bewegung gehörte, wendete er doch die gleichen Techniken an, das gleiche künstlerische Vokabular, um eines der psychologisch und poetisch intensivsten Werke der Zeit zu schaffen, einen wortlosen Kommentar zum Seelenleben der Zwischenkriegszeit.

Die surrealistische Weltrevolution

Für Breton waren solche Werke, die sich seiner Kontrolle entzogen, bestenfalls irritierende Ablenkungen in einer immer irritierender scheinenden Zeit. Er hatte keine Geduld mit den ideologischen Debatten seiner Mitstreiter. Der Surrealismus hatte ein grosses Ziel, und Breton kam allmählich zu der Überzeugung, dass es nur durch politisches Handeln zu erreichen sei. Er vertrat die Ansicht, dass «allein der Kommunismus unter den organisierten Systemen die Durchführung der grössten gesellschaftlichen Umwälzungen erlaubt hat [...] In sich selbst gut oder mittelmässig, von moralischem Standpunkt aus zu vertreten oder nicht, wie kann man vergessen, dass er das Instrument war, mittels dessen die Mauern des alten Gebäudes zerstört werden konnten.»¹⁵ Der Papst des Surrealismus streckte seine Fühler nach der Partei aus.

Mit neuer Energie stürzte sich Breton in politische Aktivitäten. Er unterschrieb Petitionen und verfasste eigene, schrieb einen Artikel nach dem anderen, erklärte seine Solidarität mit den leidenden Bauern von Bessarabien, den Arbeitern in Ungarn, den Unterdrückten überall, diskutierte auf der Ter-

rasse des Café de Flore über das Ende der Bourgeoisie, las Marx und Hegel, entwarf Proklamationen für die Arbeiterklasse, distanzierte sich hier, erklärte sich dort und erfand revolutionäre Parolen. Einige seiner Freunde interessierte diese manische Umarmung der Politik – andere waren gelangweilt oder sogar erschrocken, aber sie trauten sich nicht, den Zorn des Mannes zu erregen, der den Surrealismus praktisch im Handstreich salonfähig gemacht hatte.

Breton selbst war wie immer zerrissen zwischen seiner plötzlichen, überwältigenden Verliebtheit in Menschen und Ideen und der unvermeidlichen Enttäuschung, die darauffolgte: «Ich bin äusserst erschöpft, moralisch ermüdet», schrieb er. «Entweder weil die Tendenzen, denen ich mich unlängst anschliessen hatte, meinen früheren Tendenzen allzu sehr zuwiderlaufen, oder weil ich beim Versuch, die Widerstände anderer zu brechen, momentan meine eigenen abgetötet habe [...].»¹⁶

Die Respektlosigkeit und die ideologische Sorglosigkeit seiner Freunde machten disziplinierte Arbeit fast unmöglich, schloss Breton. Die offiziellen Kommunisten allerdings taten wenig, um ihm das Leben zu erleichtern. Drei Jahre lang zögerte und schwankte er, suchte Kontakt, erklärte seine Loyalität und versuchte wieder, sich zu distanzieren. Endlich, 1927, entschloss er sich, um Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei Frankreichs (PCF) anzuschauen, um in diesem Kontext für die Weltrevolution zu arbeiten. Als bekannter linksgerichteter Intellektueller ging er davon aus, dass er bald selbst die Politik mitbestimmen und an Diskussionen auf höchster Ebene teilnehmen würde. Die Partei würde ihn als einen der führenden Geister der revolutionären Sache anerkennen, und der Surrealismus würde in diesem Kontext endlich seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt werden und mehr gegen die Herrschaft der Bourgeoisie erreichen als jeder Generalstreik oder eine Armee bewaffneter Bauern.

Die Partei allerdings blieb kühl. Die höheren Kader waren misstrauisch gegenüber den extravaganten Allüren dieser jungen Männer aus der Mittelschicht, die sich weigerten, mit den eigenen Händen zu arbeiten, und stattdessen ihre Zeit mit Poesie, Hypnose und seltsamen öffentlichen Auftritten vertaten. Als Breton endlich und nach einer langen Serie oftmals feindseliger Diskussionen seinen Mitgliedsausweis erhielt, wurde er nicht als Parteisekretär für Kultur ins Generalsekretariat der Partei eingeladen, sondern stattdessen einer Zelle von Arbeitern in den Gaswerken zugeteilt.

C'est la vie

Während Breton in Paris schliesslich der totalitären Versuchung erlag, wuchs ganz allmählich die Popularität von surrealistischen und dadaistischen Werken. In Deutschland waren mehrere dezidiert rebellische Zellen von Dadaisten schon seit dem Krieg am Werk gewesen, Zürich war ein Zufluchtsort für experimentelle Künstler und Sozialrevolutionäre, und auch in Belgien war Dada durch Malerei und das geschriebene Wort, durch öffentliche Aufführungen und in der Dichtung präsent. Während sich aber die avantgardistische Kunstlandschaft Europas immer weiter ausbreitete, blieben Dada und Surrealismus in der angelsächsischen Welt und besonders in den Vereinigten Staaten fast völlig bedeutungslos.

Marcel Duchamp war ein eigenbrötlerischer und individualistischer Künstler mit einer starken Aversion gegen Gruppen und dogmatische Manifeste. Schon vor dem Krieg war er nach New York gezogen und hatte dort mit seinem Gemälde *Nude Descending a Staircase*, auf dem die Bewegung einer menschlichen Figur in eine dynamische Sequenz von Bewegungsfragmenten zerlegt ist, einen grossen und umstrittenen Erfolg feiern können. Das Gemälde war 1913 bei der legendären Armory Show ausgestellt und am letzten Tag von Walter und Louise Arensberg gekauft worden, einem exzentrischen und wohlhabenden Ehepaar, das begonnen hatte, Avantgarde-Kunst zu sammeln, lange bevor sie in den USA modern wurde. Die Wohnung der Arensbergs auf der Upper West Side wurde zum Treffpunkt für Künstler und Intellektuelle, die an neuen Sichtweisen interessiert waren, darunter Duchamp selbst, Francis Picabia, der umstrittene Fotograf und Schriftsteller Carl van Vechten, der Komponist Edgar Varese, der Schriftsteller William Carlos Williams und der Fotograf Charles Demuth.

Die dynamischen Kompositionen des Futurismus und die gebrochenen Perspektiven kubistischer Werke hatten Duchamps Ästhetik entscheidend geprägt, aber letztendlich waren sie nur Phasen auf dem Weg dieses Künstlers, der den Surrealismus auf seine eigene Weise neu erfand, als er 1917 sein Werk *Fountain* vorstellte, ein von ihm signiertes Pissoir, das wie ein Kunstwerk in einer Galerie inszeniert wurde, oder sein kryptisches Meisterwerk *La Mariée mise à nu par ses célibataires, même* (1915-1923), dem er einen Grossteil seiner Karriere widmete. Um jeder Form von Stillstand zu entkommen und nicht in eine für ihn augenscheinlich kreativ tödliche Routine zu verfallen, erfand sich Duchamp neu in Frauenkleidung als Rose Sé-

lavy, ein Pseudonym, das als ‚*Eros, c'est la vie*‘ (Eros – das ist das Leben) oder als ‚*arroser la vie*‘ (dem Leben zuprosten) gelesen werden kann. Schliesslich produzierte er gar nichts mehr und zog es vor, seine immense subversive Energie in die Komposition von Schachproblemen zu investieren.

Duchamp gehörte nicht zu Bretons Kreis und war einer der wenigen, die eine Verbindung zwischen Paris und New York schufen. Ein weiterer war ein Fotograf, der Duchamp mehrmals als Rose Sélavy porträtiert hatte, der Amerikaner Man Ray, der schon bald zum harten Kern der Surrealisten in Paris gehörte. Emmanuel Radnitzky, wie er ursprünglich hiess, war der Sohn russisch-jüdischer Immigranten, er war 1921 nach Paris gekommen und hatte sich dort in Kiki de Montparnasse verliebt, eine der wenigen Frauen in der sonst fast ausschliesslich männlichen Gruppe der Surrealisten, deren Einstellung zum Sex und zu Frauen übrigens bemerkenswert archaisch geblieben war.

Kiki, die als Alice Prin geboren worden war, war in fürchterlicher Armut aufgewachsen und hatte schon mit zwölf Jahren in einer Fabrik gearbeitet. Ihre jugenhafte, fast puppenartige Schönheit erregte bald die Aufmerksamkeit von Künstlern, die dieselben billigen Cafés auf dem Montparnasse frequentierten wie sie, und schon bald sass sie Modell für Chaim Soutine, Amedeo Modigliani, Francis Picabia und Fernand Léger, der sie auch als die Verföhrerin in seinem Kurzfilm einsetzte. Man Ray war fasziniert von dieser jungen Frau, die es nicht zuliess, dass ihre Armut ihre Unabhängigkeit oder ihre Entschlossenheit, das Leben zu geniessen, beeinträchtigte. Sie begannen eine Affäre, und Ray machte Hunderte von Fotos von ihr, darunter moderne Ikonen wie *Le violon d'Ingre* (der berühmte nackte Frauenkörper von hinten gesehen und mit Cello-F-Löchern ausgestattet) und *Noir et blanc* mit einer stark geschminkten Kiki, die scheinbar ganz in die Betrachtung einer schwarzafrikanischen Maske versunken ist.

Man Ray sollte 20 Jahre lang in Paris bleiben. Während dieser Zeit fotografierte er die gesamte intellektuelle und künstlerische Elite, von André Breton bis zu Gertrude Stein. Die französische Hauptstadt war ein Ort, an dem er sich verstanden und geschätzt fühlte. In seiner amerikanischen Heimat hingegen war das Interesse an dieser Art von Kunst noch immer sehr schwach, und nur die massenhafte Auswanderung von Surrealisten nach Amerika nach 1933, als unter anderem Picabia, Breton, Max Ernst und der junge Salvador Dali in New York ankamen, schuf endlich die kritische Mas-



Marcel Duchamp, hier als Rose Sélavy, lotete die Grenzen der Identität aus

se, die eine spätere Generation amerikanischer Künstler entscheidend beeinflussen sollte.

«In der Kunst gibt es keinen Fortschritt, genauso wie es beim Sex keinen Fortschritt gibt. Es gibt einfach nur unterschiedliche Weisen, es zu tun», schrieb Man Ray 1948, und dieser Satz schlägt seltsamer-

weise eine künstlerische und stilistische Brücke zwischen Künstlern auf beiden Seiten des Atlantiks. Für viele von ihnen war ihre Kunst eine Art Liebesakt, Ausdruck einer erotischen Beziehung mit der Gegenwart. Die Surrealisten und Dadaisten in Europa hatten auf dem Kubismus, auf der zerstörerischen Ekstase des Futurismus und auf den Arbeiten von Sigmund Freud aufgebaut und so eine Möglichkeit geschaffen, dem Gefühl einer ganzen Generation Ausdruck zu verleihen, der Wut und der Enttäuschung über die Werte, die unfähig gewesen waren, die Katastrophe zu verhindern.

Der Krieg war in den Arbeiten der französischen Surrealisten gegenwärtig, wenn auch selten explizit, sondern eher als eine Art intellektuelle Hintergrundstrahlung, als absolute Desillusionierung, als Abkehr von der Vernunft, von der bürgerlichen Moral, von der absoluten Wahrheit und der bürgerlichen Idee der Schönheit. In Deutschland nahm dieser Zorn explizitere Formen an. Maler wie George Grosz und Otto Dix hatten schon während des Krieges damit begonnen, ihre Empörung mit Hilfe der zerstörten Gesichter und amputierten Gliedmassen von Kriegsveteranen zum Ausdruck zu bringen. Beide waren in der Armee gewesen und beide waren durch diese Erfahrung traumatisiert.

Otto Dix verarbeitete sein eigenes Trauma in einem kathartischen Prozess, an dessen Ende ein Zyklus von Radierungen mit dem lapidaren Titel *Der Krieg* stand. Sein Material waren seine eigenen Erinnerungen, seine Tagebü-

cher und Fotos von der Front, die allesamt das brutale Erwachen und die Enttäuschung eines jungen Mannes beschrieben, der mit der Hoffnung auf Abenteuer in den Krieg gezogen war. Eine Notiz aus seinem Kriegstagebuch lautete schlicht «Jeremias 20:14». Der betreffende Bibelvers besagt: «Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin; der Tag soll ungesegnet sein, an dem mich meine Mutter geboren hat!»

In seinen Radierungen schuf Dix ein atemberaubendes Panorama des Konflikts aus Sicht der einfachen Soldaten. Leichen, verrenkte Glieder, grinrende Schädel und uniformierte Skelette bilden den Hintergrund einer monotonen Routine der Lebenden. Einer von ihnen verschlingt seine Ration neben einem toten Kameraden; die Landschaft rundum ist nichts als eine pockennarbige Ebene von faulendem Schlamm; Soldaten, deren Gesichter vor Angst verzerrt sind, suchen Trost bei Huren; eine von Kummer überwältigte Mutter versucht ihrem toten Baby die Brust zu geben; die Gesichter der Kämpfer werden durch Gasmasken in identische, monströse Insekten oder durch Granatsplitter in groteske Masken des Leidens verwandelt.

Sechs Jahre lang arbeitete Dix daran, die graphische Sprache zu finden, mit der er seine Geschichte erzählen konnte. Das Schwarz-Weiss der Radierungen betont die Trostlosigkeit der Erfahrung und verleiht ihrer Dunkelheit zusätzliche Tiefe. Auf der Suche nach der geeigneten Technik hatte der Künstler aber nicht nach neuen Ausdrucksformen geforscht. Er hatte Stile und Methoden gewählt, die an zwei Giganten dieser Kunst erinnerten: In den feinen, freien Linien und den Säurebädern mit ihren drohend dunklen Effekten spiegelt sich auch die Handschrift von Rembrandt und Goya, dessen Zyklus *Die Schrecken des Krieges* Dix denn auch als unmittelbare Inspiration gedient hatte. Er war nicht der einzige Künstler, der in der Vergangenheit eine Sprache für die Gegenwart fand. Viele Künstler, unter ihnen Pablo Picasso und Fernand Léger, kehrten zu einer klassischen Formensprache zurück und liessen die radikalen ästhetischen Experimente der Vorkriegszeit hinter sich.

Ansichten des American Way of Life

Die surrealistischen Guerilla-Taktiken und die expressionistischen Explosionen des gerechten Zorns blieben vorerst ein europäisches Phänomen. Sie interessierten amerikanische Künstler schon deshalb weniger, weil sie sich

vor andere Fragen und Herausforderungen gestellt sahen. Die Zahl der Soldaten war hier deutlich geringer gewesen, die Kriegsversehrten und die Traumatisierten waren seltener, und die unmittelbaren Kriegsfolgen waren weniger spürbar. Eine kritische Generation von Künstlern und Intellektuellen war inmitten der robusten Wirtschaftslage der 1920er Jahre, in der viele Immigranten einen deutlich besseren Lebensstandard erreichten und riesige Fortschritte vor der Tür zu stehen schienen, mit anderen Problemen konfrontiert.

Was modernistische Künstler auf beiden Seiten des Atlantiks miteinander verband, war die Bewunderung für Bretons Idol Sigmund Freud, dessen Lehre nicht nur das surrealistische Interesse an der Schöpferkraft des Unterbewussten und dessen Befreiung aus der bürgerlichen Unterdrückung entscheidend beeinflusst hatte, sondern auch besonders an der Ostküste begeistert aufgenommen worden war. Auch hier suchten Intellektuelle nach einem neuen Vokabular, das es ihnen erlaubte, die galoppierenden Veränderungen der Gesellschaft zu analysieren und zu beschreiben.

Amerika umwarb den Wiener Professor energisch. 1909 hatte er eine Einladung an die Clark University angenommen, wo er Vorträge hielt. Obwohl er der amerikanischen Kultur gegenüber ausgesprochen kühl blieb, wurde er von seinen Gastgebern gefeiert – auch wenn der Akzent hier oft auf dem transformativen Aspekt der Analyse lag, die in den USA nicht nur Ärzte und Pädagogen inspirierte, sondern auch Soziologen und Selbsthilfe-Gurus. 1924 reiste sogar der legendäre Filmproduzent Samuel Goldwyn nach Wien, um Freud dazu zu überreden, ein Filmskript für eine wirklich grosse Liebesgeschichte zu schreiben (mit Liebe kannte sich der alte Doktor ja augenscheinlich aus), und er versüsste seinen Vorschlag mit einem Angebot von \$ 100'000. Freud lehnte ab. Er mochte die Vereinigten Staaten nicht und hasste es, von Fremden nicht als «Herr Professor», sondern ganz einfach als «Sigmund» angesprochen zu werden. Das Angebot aus Hollywood schien ihm nichts weniger als demütigend.

Freuds starrer Ablehnung zum Trotz fügte sich seine Lehre hervorragend ein in das amerikanische Evangelium der Selbstverbesserung und der Transformation, eine ursprünglich christliche Idee, die jetzt auch systematisch von Werbeprofis bedient und ausgenutzt wurde, die ihre Konsumenten gezielt mit psychologischen Strategien köderten. «Das Wachstum der populären Magazine und der nationalen Werbung [...] konzentriert sich mehr und mehr

auf eine Art Werbetext, die den Leser emotional verunsichern soll und ihn mit der Tatsache überfällt, dass anständige Leute nicht so leben wie *er*», schloss eine einflussreiche Studie über das Stadtleben 1929.¹⁷

Gleichzeitig angezogen und abgestossen von diesem ständigen psychologischen Druck, versuchten Künstler und Autoren die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft zu verstehen, die sich durch Massenproduktion, Medienpräsenz, Werbung, Konsumkultur und Bequemlichkeitskult rapide veränderte. Wie sollten sie umgehen mit dieser neuen Welt? Sollten sie sie akzeptieren und sogar feiern, oder sollten sie die Flucht in eine persönliche, vielleicht auch traditionellere und konventionellere Ästhetik antreten?

Die Psychoanalyse bot einen Rahmen für diese Fragen, nicht nur, weil ihr ein transformatives Element innewohnte, sondern besonders, weil sie soziale Konventionen kritisierte und psychologische Schwächen und deren Mechanismen blosslegte. Wenn die Gesellschaft verlangte, sexuelle Impulse zu unterdrücken, und wenn das Resultat dieser Unterdrückung Menschen unglücklich machte und emotional verkrüppelte, dann mussten Amerikaner ein neues Verhältnis zu ihrem Körper und ihren Emotionen entwickeln und der hektischen, kommerzialisierten Gesellschaft, die das verlangte, den Rücken kehren. «Etwas unterdrückte sie», meinte der Schriftsteller Malcolm Cowley über seine Landsleute, «es war die Dummheit der Menge, es waren Eile und Hast, es war die Massenproduktion, die Kleinlichkeit, unsere Business-Zivilisation; oder vielleicht war es die Maschine, die entwickelt worden war, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, die aber jetzt diese Bedürfnisse kontrollierte und uns ihre standardisierten Produkte durch allgegenwärtige Werbung und allgegenwärtige Vulgarität aufzwang.»¹⁸

Safranfarbener Rauch

Ein Gegengift gegen diese mechanisierte Monotonie lag in der visionären Kraft der Kunst. Maler wie Joseph Stella widmeten sich der Entdeckung und der Darstellung von magischen, traumwandlerischen menschlichen Körpern, die von allen sozialen Hemmungen befreit sind. Seine *Geburt der Venus* strahlte in satten Farben, konnte aber in ihrer seltsam puritanischen, stilisierten Nacktheit ihre eigene, protestantische Herkunft nicht verleugnen. Auch andere Künstler zogen sich von der Realität der Moderne zurück und konzen-

trierten sich auf Porträts, heroische Nacktheit, grosse, offene Landschaften und die Intimität von Stilleben.

Doch die Ablehnung der Moderne wirkte hilflos und höchst unangemessen angesichts des Erwachens einer grossen Zivilisation. In der Besprechung einer Ausstellung moderner Kunst kommentierte der Kritiker James N. Rosenberg: «Es scheint mir, dass die amerikanische Kunst vor dem Kontakt mit dem amerikanischen Leben zurückschreckt [...] und dieses gigantische Leben des Kapitalismus, der Maschine, die ein Frankenstein geworden ist – hat es der Kunst nichts zu bieten? Gigantische Schornsteine mit Schwaden aus safranfarbigem Rauch; nackte Männer, die am Hochofen schwitzen; Turbinen, Motoren, Energie, Wasserfälle, Schiffe im Hafen, Hafenarbeiter, Sweat Shops, Kabarets, Mitternachtswahnsinn, Politiker, turmhohe Gebäude, die im Dampf verschwinden, Mengen auf den Strassen; Kornaufzüge, Werften, Schlachtschiffe – bieten sie keine Nahrung für die Kunst? Und trotzdem dreht der amerikanische Maler solchen Sachen den Rücken zu, sucht Zuflucht in Woodstock oder Gloucester und begräbt sich in Cezanne.»¹⁹

Nicht ein Künstler, sondern eine Künstlerin war es, die diesen Widerspruch zwischen künstlerischer Tradition und moderner Realität besonders stark artikulierte: Georgia O'Keeffe. 1887 auf einer Farm geboren, hatte sie sich als Lehrerin durchgeschlagen und hätte den Übergang zu einem Leben als Malerin ohne eine Freundin, die Fotografin Anita Pollitzer, vielleicht niemals geschafft. Pollitzer hatte heimlich Zeichnungen von O'Keeffe an Alfred Stieglitz in New York geschickt, dessen lapidar 291 genannte Galerie sich auf moderne Künstler spezialisiert hatte. Stieglitz war selbst einer der einflussreichsten Fotografen des 20. Jahrhunderts. Er war beeindruckt von O'Keeffes abstrakten Kompositionen und zeigte sie 1916 in einer Ausstellung, ohne die Künstlerin gefragt zu haben. Als sie davon erfuhr, war sie zunächst ungehalten, stimmte der Ausstellung dann aber zu und veranstaltete im Jahr darauf sogar eine Soloausstellung. 1918 zog sie nach New York, um sich ganz der Malerei zu widmen. Schon bald wurde Stieglitz mehr als nur ein Kunsthändler für sie, und sie begannen ein intimes Verhältnis, das den Rest ihres Lebens bestimmen sollte. Nachdem Stieglitz sich 1924 von seiner ersten Frau hatte scheiden lassen, heirateten sie.

Zu der Zeit, als sie nach New York kam, malte O'Keeffe hauptsächlich introspektiv, besonders Blumen und abstrakte Kompositionen. Jetzt entdeckte sie die Energie und das Drama der modernen Stadtlandschaft, und ab

Mitte der 1920er Jahre füllten sich ihre Leinwände mit den gigantischen geometrischen Formen der Wolkenkratzer, der hypnotischen Geometrie der Brooklyn Bridge oder den gleissenden Reflektionen des Sonnenlichts auf einer Glasfassade.

Ein anderer Maler, Edward Hopper, widmete sich nicht der allem innewohnenden Schönheit, sondern dem dystopischen Potential des Stadtlebens. Seine Bilder waren imaginäre Schnappschüsse alltäglicher Momente, der Einsamkeit inmitten einer Millionenmetropole, der kleinen menschlichen Tragödien im harten Neonlicht oder im Halbschatten einer kleinen Wohnung.

Wie O'Keeffe und Hopper rangen auch andere Künstler mit der Frage, ob Formensprache und Medien der traditionellen Kunst der Grosstadt als Thema «gewachsen» waren. Dies war umso dringlicher, als die Landschaften der riesigen Türme aus Beton und Backstein, der Eisenbahnbrücken und der Strassen, die von Autos und Fussgängern, von Plakatwänden und Lichtwerbung nur so wimmelten, nicht nur das Gesicht der Städte verändert hatten, sondern auch die Art der Erfahrungen, die dort gemacht werden konnten, wie der Kritiker Edmund Wilson mit einem vergnügten Nicken in Richtung der Speakeasies bemerkte: «Gelingt es uns nicht, zwischen dem Büro und dem Nachtclub, in der Erregung des Gewinnens und Ausgebens und ein wenig vergiftet durch die Aufnahme von Alkohol, Gefühle zu empfinden, die die Menschheit noch nie gekannt hat? Dürfen wir nicht, unter diesem Druck, im dauernden Zusammenprallen, stolz darauf sein, dass wir wenigsten den Blitz einer neuen Resonanz und Farbe erzeugen?»²⁰

Die neuen Resonanzen der Farben, das tägliche Drama von Licht und Schatten, die Anziehungskraft der Formen und die Erregung der Dimensionen und der Millionen von Gesichtern auf der Strasse boten sich besonders für jenes Medium an, das selbst aus dem rasenden Fortschritt entstanden war: die Fotografie. Alfred Stieglitz und Charles Demuth, Edward Weston, Imogen Cunningham, Lewis Hine und Walker Evans gehörten zu denen, die den USA ein neues Gesicht verliehen, sie vertraten eine neue ästhetische Position gegenüber einer Welt, die in jeder Hinsicht neu war, auch wenn die Komödien und Tragödien, die in den Strassenschluchten gespielt wurden, so alt waren wie die Menschheit selbst.

Auch dieses neue Medium nutzte alte Vorbilder. In Lewis Hines berühmtem Porträt eines Arbeiters, der gebeugt und wie ein Diener vor einer stählernen Konstruktion steht, wird nicht nur der (verlorene?) Kampf zwischen

Mensch und Maschine deutlich – die Komposition mit dem muskulösen Körper, der vom Kreis der verschraubten Öffnung eingefasst wird, verweist auch auf Leonardo da Vinci und auf eine ganze graphische Tradition von Darstellungen des menschlichen Körpers und seiner Proportionen sowie von Herren und Dienern. Dies war der Stil des neuen Jahrhunderts. Es war, wie Lewis Mumford schrieb, «ein entblösster, athletischer, klassischer Stil der Architektur [...] alles, was am Maschinenalter gut ist: seine Präzision, seine Sauberkeit, seine harte Beleuchtung, seine Logik, die vor nichts zurückschreckt.»²¹

1925

Ein Affentheater

Eine Hypothese, die Felsen und pflanzliches Leben betrifft, hat keinen Einfluss auf die Philosophie, auf der unser Leben begründet ist [...] Die Evolution, die schädlich ist [...] ist die Evolution, die den Stammbaum des Menschen zerstört, wie er in der Bibel gelehrt wird, und den Menschen zu einem Nachkommen der niederen Lebensformen macht.

William Jennings Bryan

Johnny Scopes war nicht gerade ein Bilderbuchheld für den Prozess, der damals als «Prozess des Jahrhunderts» bezeichnet wurde. Er war 24 Jahre alt, zurückhaltend und nicht weiter bemerkenswert, er stammte von einer Farm in Texas und war im Augenblick Lehrer und Footballcoach an der örtlichen Highschool. Jetzt sass er auf der Anklagebank und sprach kein Wort, solange er nichts gefragt wurde. Doch in dem Prozess ging es eigentlich gar nicht um ihn. Die Verhandlung im kleinen Gerichtssaal von Dayton im ländlichen Tennessee war ein Kampf der Titanen und der Prinzipien, eine spektakuläre Konfrontation zweier Visionen von der Gesellschaft im Allgemeinen und von Amerika im Besonderen. Zweihundert Journalisten waren dabei, um live zu berichten.

Das Vergehen, dessen der junge Lehrer angeklagt war, war von einigen Bürgern der kleinen Stadt mehr oder weniger erfunden worden, während sie sich in Robinson's Drugstore getroffen hatten. Ein Artikel in der *Chattanooga Times*, in dem berichtet wurde, dass die American Civil Liberties Union (ACLU) in New York nach einer Möglichkeit suchte, ein vor Kurzem in Tennessee verabschiedetes Gesetz als nicht verfassungsgemäss anzufechten, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt. Das Gesetz verbat es, an staatlichen Schulen Evolution zu unterrichten.

Die Männer, die im Robinson's sassen, entschlossen sich, einen Präzedenzfall zu schaffen und damit nicht nur der AC LU einen Gefallen zu tun,



Freiwilliges Opfer: John Scopes gab an, die Evolutionslehre unterrichtet zu haben

sondern auch ihrem verschlafenen Städtchen in Rhea County, Tennessee, dem die gesteigerte Aufmerksamkeit sicher guttun würde. Vielleicht konnten sie sogar geschäftlich davon profitieren. Die beiden «Drugstore-Verschwörer», wie sie bald genannt wurden, waren Sue K. Hicks, der örtliche Staatsanwalt, und George Rappleyea, ein Metallingenieur, der ursprünglich aus New York stammte.

Um einen Prozess zu erzwingen, brauchten sie ein Opferlamm, und sie wandten sich an Johnny Scopes, der ein Freund von Hicks war und bald auch im Robinson's auftauchte, gerade zurückgekehrt von einem Tennisspiel mit einem seiner Schüler. Obwohl er sich nicht besonders für die Evolutionslehre oder das Prinzip der freien Meinungsäußerung interessierte, erklärte er sich bereit mitzumachen. Hicks selbst würde den Fall gegen ihn vor Gericht bringen. «Ich unterrichtete nur, um Geld zu sparen und wieder auf die Uni gehen zu können», sagte Scopes später. «Natürlich sah ich, dass es eine wichtige Frage war [...] Ich weiss nicht, ob ich ein Christ bin. Ich glaube an die moralische Lehre von Christus, ich glaube, dass es einen Gott gibt [...] Aber Biologie und die meisten anderen Wissenschaften sind eigentlich die Geschichte der Evolution von Materie und Leben. Ich war angestellt, um Wissenschaft zu unterrichten, und das habe ich auch getan [...] Viele von den anderen, die wissenschaftliche Fächer unterrichteten, waren verheiratet und konnten das nicht so einfach riskieren. Also stellte ich mich zur Verfügung.»¹

Scopes gab also zu, während einer Biologiestunde über Evolution gesprochen zu haben. Prompt wurde ein Haftbefehl gegen ihn ausgestellt, gegen Zahlung einer Kaution aber ausgesetzt. Hicks und Rappleyea waren begeistert über diese Möglichkeit, die intellektuelle Freiheit zu verteidigen und den kleinen Winkel, in dem sie lebten, endlich weithin bekannt zu machen.

Einer der seltsamsten Prozesse des Jahrhunderts hatte begonnen. In einem seiner satirischen Artikel beschrieb der berühmte Journalist H.L. Mencken das Ganze als den «Monkey Trial» – den Affenprozess.

Der Fall Scopes zeugte von den Verwerfungen in der amerikanischen Gesellschaft. Wie der «Red Scare» von 1919 und wie die Prohibition selbst (die Verschwörer waren trotz der Sommerhitze um einen Getränkespender zusammengekommen, anstatt gemeinsam ein kühles Bier zu trinken) war das Anti-Evolutions-Gesetz eine Konsequenz der moralistischen Atmosphäre, die während des Krieges und in den Jahren danach in den USA herrschte. Geistiger Vater des Gesetzes war George Washington Butler, ein Farmer und Mitglied des Tennessee House of Representatives, nach dessen Überzeugung die moderne Erziehung junge Menschen vom biblischen Pfad abbrachte. Sein Gesetz war knapp und deutlich formuliert:

Paragraph 1. *Die Generalversammlung des States Tennessee beschliesst*, dass es für alle Lehrer der Universitäten, Colleges oder anderer öffentlichen Schulen, die ganz oder teilweise durch öffentliche Schulgelder finanziert werden, gesetzeswidrig sein soll, jedwede Theorie zu unterrichten, die die Geschichte der göttlichen Schöpfung des Menschen, wie die Bibel sie lehrt, ablehnt, und stattdessen zu lehren, dass der Mensch von der niederen Ordnung der Tiere abstammt.

Paragraph 2. *Sie beschliesst auch*, dass jeder Lehrer, dem nachgewiesen wird, dieses Gesetz gebrochen zu haben, eines Vergehens schuldig sein soll und im Falle einer Verurteilung nicht weniger als einhundert (\$ 100.00) Dollar und nicht mehr als fünfhundert (\$ 500.00) Dollar Busse zu zahlen hat.

Paragraph 3. *Sie beschliesst auch*, dass dieses Gesetz bei Verabschiedung in Kraft tritt, da die öffentliche Ordnung es verlangt.

Butler hatte seinen Gesetzentwurf verfasst, nachdem er einer Rede von William Jennings Bryan gelauscht hatte, einem prominenten Rechtsanwalt und demokratischen Politiker aus Nebraska, der im Scopes-Prozess noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Bryan war einer der wichtigsten Apostel des evangelikalen Christentums und hatte seit Kriegsende die USA von einem Ende zum anderen bereist, um die Menschen seines Landes zu missionieren. Während er die gottlosen Gepflogenheiten der Amerikaner jedes Jahr in mehr als hundert Reden anprangerte, galt sein besonderer Zorn der Evolutionslehre, der er nicht nur die Plage der gegenwärtigen Sittenlosigkeit, son-



Beste Feinde: Clarence Darrow (links) und William Jennings Bryan

dem auch den Weltkrieg selbst anlastete. Die Deutschen, so argumentierte er, hätten Darwins Lehren gedanklich ins Extrem getrieben und daraus geschlossen, dass ihr Reichtum und ihr Einfluss ihnen das Recht gäben, die Welt zu regieren. Die Moral sei immer auf der Seite der Macht.

Bryans untrüglicher Instinkt für populistische Argumente ging einher mit einer grossen rhetorischen Begabung. 1896 hatte er gegen den Goldstandard polemisiert und schon damals die religiös inspirierten Bilder gefunden, für die er berühmt werden sollte: «Drückt nicht diese Dornenkrone auf die Stirn der Arbeit; kreuzigt die Menschheit nicht an einem goldenen Kreuz.» Diese Ansprache brachte dem Demokraten Bryan eine Ernennung zum Präsidentschaftskandidaten, die erste von drei Wahlkampagnen, die er allesamt verlor. Sein Rednertalent aber brachte ihn zu Wohlstand, den er klug in Immobilien und Baugrund in Florida investierte.

Für Bryan, 1915 Woodrow Wilsons Aussenminister, war der Weltkrieg eine Probe auf die moralischen Werte der Vereinigten Staaten, auch wenn für ihn die Front nicht in Flandern, sondern in Washington verlief. Sie verlief zwischen Progressiven, die für eine Intervention waren, und Konservativen,

die ihr Land aus einem Konflikt heraushalten wollten, den sie als direkte Konsequenz europäischer Gottlosigkeit und Dekadenz sahen. Die religiöse Dimension des Streits betraf dabei keineswegs nur Darwin: Moderate amerikanische Christen hatten sich mit grosser Begeisterung darangemacht, den Text der Bibel zu analysieren und als ein Amalgam aus verschiedenen historischen Epochen und Traditionen zu betrachten, das zu unterschiedlichen Zeiten und von mehreren Autoren verfasst worden war – eine Art der Forschung, die ihre Wurzeln in Deutschland hatte.

Konservative Christen wandten sich gegen jede Interpretation der Bibel, die ihrer Meinung nach ihre Botschaft abschwächte oder gar relativierte. Als 1914 der Krieg ausgebrochen war, hatte das evangelikale Magazin *Our Hope* geschrieben: «Die neue Theologie hat Deutschland in die Barbarei geführt und wird jedes Land auf dieselbe Weise demoralisieren.»² Einige der Evangelikalen befürworteten sogar eine radikale Isolation der USA. Für sie war der europäische Krieg nicht nur eine notwendige Konsequenz des Säkularismus, sondern auch ein Zeichen, dass das Ende der Zeiten nahe war.

Die Bibel und ihre Feinde

Gemeinsam mit anderen konservativen Christen war Aussenminister Bryan so sehr gegen ein amerikanisches Eingreifen in Europa, dass er seine politische Karriere davon abhängig machte. «Solange ich diesen Posten inne habe, wird es keinen Krieg geben», erklärte er, ein Versprechen, das er nur halten konnte, indem er seinen Ministersessel räumte, als Wilson damit begann, einen Einsatz in Europa vorzubereiten. Bryan führte seine Kampagne dagegen mit Reden, Artikeln und Büchern fort.

Als Europa in die politische und sozioökonomische Krise der frühen Nachkriegszeit taumelte, sah Bryan die Unruhen in den westeuropäischen Ländern, die russische Revolution, die Streiks und die wirtschaftlichen Probleme als eine Bestätigung seiner Überzeugung, dass die Menschheit ohne Religion in den Abgrund stürzen müsse. Mit unerschütterlicher Gewissheit vertrat er diesen Standpunkt in Reden mit Titeln wie «Die Bedrohung des Darwinismus» oder «Die Bibel und ihre Feinde» und nutzte seine enorme Erfahrung als Redner, um dagegen zu wettern, dass Evolution in Schulen unterrichtet wurde und das christliche Amerika sich dem wissenschaftlichen Weltbild auslieferte.

Der Krieg zwischen Evolution und Theologie tobte, seit Charles Darwin 1859 *The Origin of Species* publiziert hatte. Robuste, intellektuell kampflustige Verteidiger der Wissenschaft massen sich mit Kirchenmännern und anderen, nicht weniger von ihrer eigenen Mission erfüllten Gläubigen in einem Trommelfeuer von Artikeln und Ansprachen auf beiden Seiten des Atlantiks. Zu Ersteren gehörte Thomas Huxley – Darwins Bulldogge –, der 1860 in Oxford während einer Debatte mit dem immer ausweichenden Bischof Samuel «Soapy Sam» Wilberforce davon gesprochen hatte, dass er sich nicht schäme, einen Affen zum Ahnen zu haben, dass er sich aber sehr wohl dafür schäme, mit einem Menschen verwandt zu sein, der seine geistigen Fähigkeiten dazu benutze, die Wahrheit zu verbergen. Da keine Seite überzeugende Beweise vorbringen konnte, war die Debatte letztendlich nicht mehr als ein geistiges Kräftemessen, doch während die wissenschaftlichen Erkenntnisse Darwins Hypothesen immer weiter untermauerten, hatten sich die Verteidiger der biblischen Geschichte immer erbitterter auf ihre Position zurückgezogen.

Nach dem Weltkrieg hatten protestantische Christen in den USA damit begonnen, eine gemeinsame Front zu errichten. Ihr argumentatives Arsenal stammte zu einem Grossteil aus einer Serie von Bänden, die das Bible Institute of Los Angeles publiziert hatte, das 1908 von dem kalifornischen Ölmagnaten Lyman Stewart gegründet worden war. Der Name der Reihe, *The Fundamentals: A Testament to the Truth*, wurde zum Programm für die Bewegung: Theologen attackierten wissenschaftliche und andere kritische Perspektiven auf die Bibel und stellten ihnen ein wörtliches Verständnis der Heiligen Schrift entgegen. Mit seinen neunzig Zweigstellen bildete das Institut das intellektuelle Fundament eines neuen und einflussreichen amerikanischen Phänomens, des christlichen Fundamentalismus.

Seine Botschaft fand viele Anhänger. Der evangelikale Prediger Billy Sunday hatte sich bereits für die Prohibition eingesetzt und zog riesige Menschenmengen an. Vor 5'000 Zuhörern und mit sich hysterisch überschlagender Stimme wettete er gegen «die alte Bastard-Theorie der Evolution», wünschte alle Modernisten in die Hölle und behauptete, alle Lehrer, die Evolution an ihren Schulen unterrichteten, hätten unschuldiges Blut an den Händen. Seine karnevalsartigen «Billy Sunday Crusades» versammelten mehr als 200'000 Menschen, die marschierten und sangen, begleitet von Musikkapellen und Mitgliedern des Ku-Klux-Klan mit blendend weissen Kapuzen.

Als das Kentucky Baptist State Board of Missions 1921 eine Resolution verabschiedet hatte, in der es ein Verbot der Evolutionslehre an öffentlichen Schulen forderte, hatte sich William Jennings Bryan auf diese Idee gestürzt, in der Hoffnung, diese Forderung auf die gesamten Vereinigten Staaten auszuweiten. Sein Heimatstaat Tennessee, dessen Bevölkerung fromm, arm und weniger gebildet war als die Menschen in anderen Staaten, schien ihm ein guter Ansatzpunkt für diese Kampagne zu sein. Untätigkeit wäre katastrophal, argumentierte er: «Ein wissenschaftlicher Sowjet versucht zu diktieren, was an unseren Schulen unterrichtet wird.»³

1924 hatte der kanadische Kreationist und Amateurgeologe George Mc Cready Price Schädelknochen von Hominiden im deutschen Neandertal als «degenerierte Zweige, die sich sowohl ethnisch als auch geographisch vom menschlichen Stammbaum entfernt hatten», abgetan.⁴ Bryan und andere folgten seinem Beispiel und verspotteten wissenschaftliche Prinzipien, wo immer sie im Konflikt zu ihren religiösen Überzeugungen standen. «Wenn jemand irgendeinen verlorenen Zahn in einer Kiesgrube findet, dann halten sie gleich einen Kongress ab und konstruieren eine Kreatur, die diesen Zahn besessen haben soll, und sie beschimpfen Moses», mokierte er sich. «Männer, die nicht die Strasse überqueren würden, um eine Seele zu retten, reisen um die ganze Welt, um nach Skeletten zu suchen.»⁵

Bryan war nicht bereit, seinen Glauben durch die unbequemen Diktate der Logik beeinträchtigen zu lassen. Auf dem Papier wirken seine Reden oft wie wütende Monologe eines Betrunknen, aber er war ein grossartiger Redner mit einer klingenden Baritonstimme, mit der er auch auf den Abgeordneten Butler aus Tennessee einwirkte, um zu verhindern, dass «der Affe ins Klassenzimmer geht» und so die Moral unschuldiger Kinder zerstörte. Butler, der selbst nur wenige Jahre die Grundschule besucht hatte, war bald überzeugt und nutzte seinen Namen und sein politisches Gewicht, um derartige Greuel zu verhindern. Nachdem der Butler Act verabschiedet worden war, gaben mehrere Abgeordnete zu, dass sie nicht aus Überzeugung dafür gestimmt hatten, sondern weil sie nicht als gottlose Gesellen gelten wollten. Aber solche Beweggründe waren nicht mehr wichtig. Das Gesetz war in Kraft, der christliche Fundamentalismus hatte einen wichtigen Sieg errungen.

Mr. Darrow kommt in die Stadt

Der junge Lehrer John Scopes war nicht mehr als ein Bauer in einer Schlacht, die von der Bürgerrechtsorganisation ACLU als eine wichtige Etappe im Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft angesehen wurde – eine Schlacht um die Seele Amerikas. Die Fronten verliefen zwischen Fundamentalisten und Moderaten, zwischen Land und Stadt, zwischen den Rechten der einzelnen Staaten und den Rechten der Föderation und symbolisch – wenn auch nicht wirklich geographisch – zwischen den Südstaaten und dem Norden.

Da es um wichtige Verfassungsprinzipien ging, blieb der Prozess keine lokale Angelegenheit, die irgendwo im ländlichen Tennessee verhandelt wurde, weit weg von der Öffentlichkeit. Er wurde von den Schwergewichten beider Seiten ausgetragen. Die neugegründete World Christian Fundamentals Association heuerte William Jennings Bryan an, die Interessen der Bibel zu vertreten, in der Hoffnung, dass seine rhetorische Meisterschaft die Geschworenen mitreißen würde. Auch die beiden Anwälte, die ursprünglich Scopes als Mandanten angenommen hatten, überliessen bald einem anderen das Feld: dem Chicagoer Staranwalt Clarence Darrow, ein Löwe des Gerichtssaals, Meister aller rhetorischen Kniffe und der berühmteste Verteidiger Amerikas, der seine Dienste angeboten hatte.

Darrow hatte zwei sehr persönliche Gründe, sich dieses Falles anzunehmen. Einerseits betraf die strafrechtliche Verfolgung von Scopes seinen eigenen Agnostizismus und seinen lebenslangen Einsatz für die Rechte des Individuums. Andererseits war der Fall eine Gelegenheit für ihn, seinen eigenen Namen reinzuwaschen, der in einem der sensationellsten Prozesse der Zeit gefährlich in Verruf geraten war. Nur ein Jahr zuvor hatte er Nathan Leopold und Richard Loeb verteidigt, zwei wohlhabende und privilegierte junge Männer aus Chicago, die einen 14-jährigen Nachbarsjungen brutal ermordet hatten. Ihr einziges Motiv war ihr Wunsch, einen perfekten Mord zu begehen und so ihre intellektuelle Überlegenheit zu beweisen.

Die beiden Amateurmörder hatten so viele Spuren hinterlassen – einer von ihnen hatte sogar seine Brille beim Opfer vergessen –, dass sie rasch festgenommen wurden, und der Fall wurde zu einer Sensationsgeschichte. Leopold und Loeb waren geständig, und Darrow übernahm die Verteidigung von zwei Mördern, deren Schuld längst nicht mehr anzuzweifeln war. In seinem zwölfstündigen Schlussplädoyer hatte der Anwalt argumentiert, seine Mandanten seien augenscheinlich geisteskrank, und da beide noch un-

ter einundzwanzig waren, seien sie auch zu jung für die Todesstrafe. Der Richter war beeindruckt von seinen Argumenten, und obwohl die Presse Blut forderte, wurden die Angeklagten «nur» zu langen Gefängnisstrafen verurteilt.

Der 68-jährige Staranwalt war zu einer nationalen Berühmtheit geworden und konnte sich die Fälle aussuchen, die ihn interessierten. Der Prozess gegen Scopes reizte ihn besonders, weil er ihm die Gelegenheit gab, William Jennings Bryan gegenüberzustehen, seinem intellektuellen und politischen Gegenpol. Schon Darrows Vater war ein überzeugter Freidenker gewesen, den seine Nachbarn als «Dorfagnostiker» belächelt hatten, und Darrow selbst sprach oft von der «Sklavenmentalität» des Christentums und war führendes Mitglied der ACLU. Jetzt sah er die Gelegenheit, sich und seinen Namen aus dem Schatten von Leopold und Loeb zu befreien.

Wie die christlichen Fundamentalisten hatten sich auch die Bürgerrechtsaktivisten während des Krieges stärker organisiert. Die ACLU war 1917 gegründet worden, um Kriegsdienstverweigerer und öffentliche Kriegsgegner zu verteidigen und die verfassungsmässigen Rechte aller Individuen zu wahren. Während Bryan und seine Verbündeten auf das Recht jedes einzelnen Staates pochten, Gesetze zu erlassen, betrachteten die Bürgerrechtler das Gesetz gegen die Evolutionslehre nicht nur als wissenschaftlich falsch und pädagogisch problematisch, sondern auch als drastische Einschränkung der in der Verfassung festgeschriebenen Redefreiheit der Lehrer. «Der Ursprung dessen, was wir Zivilisation nennen, liegt nicht in der Religion, sondern in der Skepsis», argumentierte Darrow. «Die moderne Welt ist das Kind von Zweifel und Forschung, so wie die antike Welt das Kind von Furcht und Glaube war.»⁶

Der Zirkus

Für das kleine Städtchen Dayton in Tennessee waren die Vorbereitungen für die Gerichtsverhandlung eine Mischung aus allgemeinem Ausnahmezustand und der Vorfreude auf einen Zirkus, der hier einige Wochen lang seine Zelte aufschlagen würde. Hunderte von Journalisten wurden erwartet, gastfreundliche Bürger zogen aus ihren eigenen Häusern aus, damit die Herren aus der Stadt eine angemessene Bleibe hatten. «Ich muss gestehen, dass die Stadt mich überraschte», schrieb der Journalist H.L. Mencken, der ebenfalls gekommen war, um über die Verhandlung zu berichten. «Ich hatte erwartet,



Grosses Theater: Clarence Darrow versucht vergeblich, die Jury des Scopes-Prozesses zu überzeugen

ein dreieckiges Südstaatsendorf zu finden, mit Schwarzen, die in den Winkeln dösen, Schweinen, die unter den Häusern herumwühlen, und Einwohnern voller Hakenwürmer und Malaria. Was ich fand, war eine Stadt auf dem Lande, voller Charme und sogar Schönheit.»⁷ Er schrieb auch, mit fast spürbarem Bedauern, dass die Einwohner von Dayton keine bibelfesten Hillbills waren, sondern freundliche und intelligente Leute, die längst begriffen hatten, dass der Prozess ihrer Stadt wertvolle öffentliche Anerkennung bringen konnte.

Der Prozessbeginn war für den 10. Juli anberaumt, während der Sommerferien, damit Wissenschaftler und Gelehrte die Gelegenheit hatten, als Zeugen aufzutreten, wie der Vorsitzende Richter erklärte. Für Anklage und Verteidigung begann eine Zeit intensiver Vorbereitungen. Bryan setzte auf intensive Öffentlichkeitsarbeit und behauptete, es sei nicht angemessen, Experten von ausserhalb hinzuzuziehen, um den Willen der Menschen in einem Staat zu brechen.

Das öffentliche Interesse zu Prozessbeginn war ausserordentlich gross. Mehr als zweihundert Reporter drängten sich in dem kleinen Gerichtssaal. In der Mitte standen Mikrofone, um die Verhandlung gleichzeitig in vier

weitere Säle und über eine Telefonverbindung zu einem Radiosender in Chicago zu übertragen, der den Prozess live übertrug. Eine Wiese nahe der Stadt wurde zur Landebahn für Flugzeuge umfunktioniert, um Fotos aus dem Gerichtssaal direkt zu den Redaktionen der grossen Zeitungen zu bringen, und auch wenn der weltbekannte englische Schriftsteller H.G. Wells die Einladung, als Zeuge für die Verteidigung aufzutreten, ausgeschlagen hatte, gab es doch keinen Zweifel, dass dieser Prozess das kleine Städtchen berühmt machen würde.

Am Morgen des ersten Prozesstags war die Hitze in dem kleinen, frisch gestrichenen Gerichtssaal fast erdrückend. Eine findige Firma für Mundhygiene-Produkte hatte gratis Fächer mit der Frage «Zahnfleischbluten?» verteilt, und die Reporter, neugierige Bürger, die Anwälte mit ihren Assistenten, die Geschworenen und andere Anwesende fächelten sich verzweifelt Luft zu. Ein Pressefoto zeigt die beiden gegnerischen Anwälte Darrow und Bryan an einem Tisch sitzend, in Hemdsärmeln und Hosenträgern. Sie starren einander an, als wollten sie die Argumente der Gegenseite mit einem einzigen Blick zunichtemachen, eine seltsam intime Szene zwischen diesen beiden Männern, die sich in Alter, Charakter und Hintergrund so sehr glichen und doch in ihren Anschauungen radikal unterschieden. Der Prozess begann mit einem langen Gebet, das von einem örtlichen Pastor vorgetragen wurde. Darrow legte Einspruch ein und argumentierte, dass eine religiöse Zeremonie in einem Prozess, in dem es um religiöse Fragen ging, bereits ein parteiischer Akt sei, aber seine Intervention kostete ihn lediglich die Sympathie des Gerichts und der versammelten Bürger.

Die *New York Times* gab die Eröffnungssalve der Verteidigung wieder: «Clarence Darrow forderte den Löwen des Fundamentalismus heraus [...] und stand vor einem Raum voller Menschen, die an die buchstäbliche Wahrheit der Bibel glauben, mit gebeugten Schultern und einem Daumen in seinem Hosenträger, und widersprach allem, was ihnen heilig war.»⁸ Sein Hauptargument war einfach: Indem der Staat letztlich eine Interpretation der Bibel zur Grundlage des staatlichen Lehrplans mache, verletze er das Recht auf freie Religionsausübung, dem zufolge keine Heilige Schrift, ob nun «der Koran, das Buch Mormon oder die Essays von Emerson», über andere gestellt werden dürfe.

Die *New York Times* zeigte sich durchaus beeindruckt von der Redegewandtheit des Anwalts, doch das Gericht konnte er nicht überzeugen. «Der Nettoeffekt von Clarence Darrows grosser gestriger Rede scheint genau der-

selbe zu sein, als ob er sie in eine Dachrinne im Inneren Afghanistans hineingebrüllt hätte», schrieb Mencken, der die kleine Stadt zwar noch immer hübsch fand, dessen Geduld mit ihren Bewohnern aber erheblich strapaziert wurde. Die Verteidigung versuchte, den Prozess in einen Prozess gegen die Evolution selbst zu verwandeln und so von dem jungen Lehrer abzulenken. «Scopes selbst stand ganz im Schatten der berühmten Männer, deren Stimmen den Gerichtssaal erfüllten [...] Einmal, nachdem ihn zwei oder drei Tage lang niemand gesehen hatte, unterbrach der Richter die Verhandlung, um nachzufragen, was aus ihm geworden sei. Sie fanden ihn, hemdsärmelig wie alle anderen, inmitten einer dichten Masse von Anwälten, Ungläubigen, Theologen, Biologen und Reportern, und nachdem er sich erhob und zu erkennen gegeben hatte, ging der allgemeine Aufruhr weiter.»⁹

Die Verteidigung rief Experten als Zeugen auf, um die Wissenschaft hinter der Evolutionstheorie zu erklären, aber der Richter versuchte immer wieder, den beiden Stars die Möglichkeit zu grossen Reden zu nehmen und stattdessen herauszufinden, ob der Lehrer tatsächlich die Evolutionstheorie unterrichtet hatte. Die Zeugen, drei Jungen aus seiner Schulklasse (den Mädchen war es untersagt, als Zeugen aufzutreten), behaupteten, das sei der Fall. Scopes selbst hatte ihnen beigebracht, was sie sagen sollten, denn wie er selbst nach dem Ende des Prozesses zugab, hatte er während der betreffenden Unterrichtsstunde die Evolution nicht einmal erwähnt.

Dann war Bryan an der Reihe. Schweisstriefend und mit glänzendem Kahlschädel erhob sich der alte Krieger, um über die buchstäbliche Wahrheit der Bibel zu sprechen. «Die Christen glauben, dass der Mensch von oben kommt, aber die Evolutionisten meinen, er komme von unten», explodierte er. Seine Zuhörer waren begeistert. Die Wahrheit, sagte er, bedürfe keiner Experten und komplizierter wissenschaftlicher Konzepte. «Das Schöne am Wort Gottes ist, dass man kein Experte sein muss, um es zu verstehen.»¹⁰

Während die Argumente hin- und herflogen, wurde bald deutlich, dass hier niemand zustimmen war. «Alles, was noch bleibt in diesem Fall des Staates Tennessee gegen den Ungläubigen Scopes, ist, ihn umzubringen», kommentierte der pessimistische Mencken. «Vielleicht gibt es noch etwas juristisches Tauziehen am Montag und grelle Rhetorik am Dienstag, aber die Schlacht ist geschlagen und Genesis triumphiert absolut.»¹¹

Darrows bewahrte sich seine effektivste Waffe bis zum Schluss auf und rief seinen Gegner Bryan in den Zeugenstand, um so den Fundamentalismus

zum eigentlichen Angeklagten zu machen, aber trotz seiner scharfen Fragen weigerte sich Bryan, von seiner Position abzurücken, und die Geschworenen blieben weiterhin kühl. Darrow musste allmählich einsehen, dass er den Fall verloren hatte, die Geschworenen befanden den Lehrer für schuldig, das Gesetz gebrochen zu haben, und verurteilten ihn zu einer Geldstrafe von einhundert Dollar. Der Prozess, den viele Zeitungen hoffnungsvoll als Prozess des Jahrhunderts bezeichnet hatten, endete ohne Höhepunkt.

William Jennings Bryan feierte seinen Sieg, indem er eine weitere Vortragsreise unternahm. Obwohl er Diabetiker war und der Prozess ihn stark erschöpft hatte, legte er Hunderte von Kilometern zurück und ass wie ein Pferd. Nach fünf Tagen kehrte er nach Dayton zurück, nahm in seinem Hotel eine üppige Mahlzeit zu sich und ging auf sein Zimmer, um sich ein wenig auszuruhen. Er starb im Schlaf. Die christlichen Konservativen betrachteten ihn als Märtyrer und begannen sogleich, Geld für ein nach ihm benanntes College zu sammeln, das 1930 auch eröffnet wurde. Drei Jahre vor der Eröffnung annullierte der Tennessee Supreme Court die Verurteilung von Scopes wegen eines Verfahrensfehlers – die Geldstrafe war von den Geschworenen festgelegt worden und nicht vom Richter. In seiner Urteilsbegründung fügte der oberste Richter hinzu: «Das Gericht wurde darüber informiert, dass der Angeklagte sich nicht mehr im Staatsdienst befindet. Es ist daher sinnlos, diesen bizarren Fall weiter in die Länge zu ziehen.»

Darwin und Nietzsche

Der «Affenzug» wurde auch von der internationalen Presse mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt, einerseits aus Sensationslust, andererseits, weil sich darin viele Debatten um Religion und Wissenschaft widerspiegeln, die an unterschiedlichen Orten entbrannt waren. In Europa hatte die Evolution bereits drei Jahrzehnte zuvor gesiegt, doch die Diskussion berührte auch andere Gebiete, die noch immer heiss umkämpft waren. In ihrem Mittelpunkt standen zwei Namen, die William Jennings Bryan als Erzfeinde der Religion und aller Moral bezeichnet hatte: Charles Darwin und Friedrich Nietzsche.

Es ist praktisch unmöglich, den tiefen Einfluss zu ermessen, den diese beiden Denker auf die Kultur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten –

nicht nur, weil dieser Einfluss noch immer so tief im Gewebe unserer Kultur verankert ist, dass es schwerfällt, sie uns ohne ihn vorzustellen. Will man die Moderne und ihren ideologischen Ausdruck, den Modernismus, den Kommunismus, den Faschismus und andere soziale und künstlerische Bewegungen wirklich verstehen, muss man versuchen, den bahnbrechenden Einfluss dieser beiden zutiefst missverstandenen Persönlichkeiten auf alles, was nach ihnen kam, zu ermessen.

Es ist ein intellektueller Fluch, dass Individuen nur für das in Erinnerung bleiben, was sich in ein oder zwei kurze Schlagworte fassen lässt, unabhängig davon, wie komplex oder subtil ihr Werk ist. In Darwins Fall waren es das Überleben des Stärksten und die natürliche Auslese, im Falle Nietzsches der Wille zur Macht und jenseits von Gut und Böse, wenn nicht überhaupt nur der Übermensch, ein Begriff, der sich so gut für Verzerrungen eignet, dass er fast immer als Karikatur seiner ursprünglichen Bedeutung verwendet wurde.

Schon vor dem Krieg wurden diese beiden voneinander völlig unabhängigen theoretischen Ansätze – einer mehr Dichtung als Philosophie, der andere streng wissenschaftlich – zu einem einzigen, monströsen Ganzen verbunden, das üblicherweise als Sozialdarwinismus bezeichnet wird. Die Grundidee ist fürchterlich einfach: Wenn Darwin sagt, dass die Natur den Stärksten dazu ausersehen habe zu überleben, und wenn Nietzsche hinzufügt, dass nur der Stärkste überleben sollte und dass Ideen wie Mitgefühl und Solidarität lediglich Ausdruck einer Sklavenmoral seien, dann ist das einzige moralische und natürliche Resultat die Herrschaft einer Rasse von starken und skrupellosen Übermenschen, die alles beseitigen, was schwach ist oder als schwach wahrgenommen wird.

Keiner der beiden Denker hatte eine solche Interpretation beabsichtigt. Darwins *survival of the fittest* (übrigens ein Ausdruck, der nicht von ihm, sondern von seinem Bewunderer Herbert Spencer geprägt wurde) richtete sich nicht gegen Altruismus und Kooperation, genau wie Nietzsches Übermensch kein rücksichtsloser Proto-Nazi ist, sondern ein Ideal der Selbstüberwindung, das mehr mit dem Buddhismus gemeinsam hat, als seine Verehrer glaubten. Da half es wenig, dass Darwins Theorien zu Anfang genauso viele Fragen aufwarfen, wie sie beantworteten und Nietzsches Genie um das Herzstück seiner philosophischen Ideen kreiste und sich dabei wenig darum scherte, dass viele seiner Ausführungen einander widersprechen und eine umfassende Lektüre seiner Werke verlangen. In seinem Fall wurde die Situation noch dadurch verschlimmert, dass seine Schwester, Elisabeth För-

ster-Nietzsche, sich nach seinem geistigen Zusammenbruch nicht nur um ihn kümmerte, sondern seine Werke auch neu herausgab und dabei im Lichte ihrer grossen Bewunderung für den neuen Messias der deutschen Politik, Adolf Hitler, umschrieb.

Obwohl der Sozialdarwinismus eine von schlecht verdauten Ideen ausgebrütete Missgeburt war, wurde er enorm populär, nicht trotz, sondern gerade wegen seiner simplen Botschaft der völligen Beherrschung der Welt durch eine Rasse von idealen Menschen, die wie durch Zauberhand stets mit der Kultur und dem ethnischen Hintergrund des jeweiligen Propheten übereinstimmte. Der scheinbare kulturelle Niedergang, der mit der Moderne einherging, und die scheinbare Überlegenheit der westlichen Zivilisation gegenüber anderen Kulturen verstärkten diese Attraktivität noch.

Schon vor dem Weltkrieg war eine ganze kulturelle und pseudowissenschaftliche Industrie entstanden, deren einziges Ziel es war, die eigene Überlegenheit über andere zu beweisen. Zahllose Vorträge wurden gehalten, Bücher geschrieben, Systeme entworfen, Schädel vermessen, ideale Körpermasse beschrieben, Hirne abgewogen, griechische Skulpturen als Schönheitsideal analysiert, gefälschte archäologische Artefakte als Beweise vorgelegt für die rassische Reinheit und Überlegenheit der Deutschen, der Franzosen, der Italiener, der Russen, der Amerikaner, oder wer auch immer diese Bemühungen finanzierte oder ihnen Glauben schenkte.

Das Resultat dieser Aktivitäten wurde nicht nur von allen Seiten genutzt, um den Krieg selbst zu rechtfertigen (abgesehen von der Bibel war Nietzsches *Also sprach Zarathustra* vielleicht das Buch, das deutsche Soldaten an der Front am häufigsten lasen), es inspirierte auch politische Theorien und Sozialprogramme, besonders die Eugenik, die Theorie von der Züchtung einer perfekten Menschenrasse. Nach eugenischen Prinzipien sollten besonders «wertvolle» Menschen bei der Fortpflanzung unterstützt werden, während andere, die als minderwertig angesehen wurden, davon abgehalten werden sollten, notfalls mit Gewalt oder durch Massnahmen wie Massensterilierungen.

Auch in der Zwischenkriegszeit war die Eugenik weithin akzeptiert und wurde durch das gesamte politische Spektrum hindurch gefördert. Dabei ist es wichtig, daran zu erinnern, dass aus rein biologischer Perspektive und vor der Entdeckung der genetischen Zufallsmutation die Ideen der Eugenik durchaus gerechtfertigt schienen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte Jean-Baptiste de Lamarck argumentiert, dass auch erlernte Eigenschaften vererbt seien, und der österreichische Mönch Gregor Mendel hatte mit seinen

Experimenten mit Erbsen die Mechanismen der Vererbung scheinbar schlüssig erklärt. Angesichts dieser wissenschaftlichen Resultate schien es nur vernünftig anzunehmen, dass sich auch die in den Slums von Europa verbreiteten Eigenschaften wie Alkoholismus, Rachitis, hohe Kriminalität und intellektuelle Benachteiligung in der Bevölkerung weiterverbreiten würden und dass es nötig sein würde, etwas dagegen zu unternehmen.

Viele Angehörige der gesellschaftlichen Eliten in den Ländern des Westens waren begeisterte Eugeniker. In Grossbritannien zählte das Galton Institute, benannt nach dem Eugeniker Sir Francis Galton, nicht nur den Ökonomen John Maynard Keynes zu seinen Mitgliedern, sondern auch den zukünftigen Premierminister Arthur Neville Chamberlain, Arthur Balfour, Leonard Darwin, den Sohn Charles Darwins, den Sexologen Havelock Ellis, den amerikanischen Arzt und Cornflakes-Baron John Harvey Kellog sowie die Familienplanerinnen und Frauenrechtlerinnen Margaret Sanger und Marie Stopes. Zu den prominenten Unterstützern gehörten zudem George Bernard Shaw, Virginia Woolf, der Philosoph Bertrand Russell, der Schriftsteller H.G. Wells und viele weitere, eine Liste, die sich wie das *Who's Who* des britischen intellektuellen Lebens liest.

Obwohl weniger gut organisiert, nahmen auch die französischen Eugeniker einen prominenten Platz in der öffentlichen Debatte ein. In einem Vortrag an der Sorbonne führte der Eugeniker Just Sicard de Pauzole 1932 aus: «Die niederen Klassen, die ärmeren Klassen, haben eine viel höhere Geburtenrate als die oberen, reicheren Klassen [...] Elend ist zusammen mit Alkoholismus, Syphilis und Tuberkulose ein wichtiger Faktor der Degeneration [...] und Kinder der ärmeren Klassen zeigen, verglichen mit Kindern der reichen Klassen, eine physische, intellektuelle und moralische Minderwertigkeit [...] die durch Erschöpfung und Entbehrung während der Schwangerschaft, durch unzureichende Ernährung in den ersten Jahren, durch schlechte Unterbringung und Kinderarbeit verursacht wird.»¹²

Diese Minderwertigkeit, so der Vortragende, werde an spätere Generationen weitervererbt, und seine Schlussfolgerung daraus war nicht etwa ein Eintreten für mehr soziale Gerechtigkeit, sondern der Versuch, die so gezeichneten Menschen davon abzuhalten, Kinder zu bekommen. In den Vereinigten Staaten, wo die Einwanderung armer Menschen die demographische Zusammensetzung der Gesellschaft kontinuierlich veränderte, wuchs unter den Privilegierten ebenfalls die Besorgnis darüber, dass die Neuankommlinge aus dem südlichen oder östlichen Europa die alte, angelsächsi-

sche Elite überschwemmen könnten, und so versuchte man nachhaltig dafür zu sorgen, dass auch die Zukunft Amerikas denen gehörte, die aus dem Norden Europas stammten.

Der zweite Internationale Kongress für Eugenik wurde 1921 im American Museum of Natural History in New York abgehalten, und die Liste der Anwesenden verzeichnete nicht nur den Ehrenpräsidenten des Kongresses, Alexander Graham Bell, sondern auch Leonard Darwin, den späteren US-Präsidenten Herbert Hoover, den Direktor des Museums, Henry Fairfield Osborn, und den bekannten rassistischen Autor Lothrop Stoddard, dessen *The Rising Tide of Color Against White Supremacy* (1920) sich im Jahr nach seiner Veröffentlichung gerade besonders gut verkaufte.

In seiner Eröffnungsrede betonte Fairfield Osborn die Dringlichkeit der Aufgabe: «Ich bezweifle, ob es jemals in der Geschichte der Welt einen Moment gegeben hat, an dem eine internationale Konferenz über Rassencharakter und rassische Verbesserung wichtiger war als heute», erklärte er. «Europa hat in dem patriotischen Opfer auf beiden Seiten des Weltkriegs viel von seinem Erbe von jahrhundertealter Zivilisation unwiederbringlich verloren [...] In den Vereinigten Staaten [...] befinden wir uns in einem ernsthaften Kampf, unsere historischen republikanischen Institutionen zu bewahren, indem wir denen den Zutritt verwehren, die unwürdig sind, die Pflichten und Verantwortungen unserer wohlgeordneten Regierung zu teilen. Der wahre Geist der amerikanischen Demokratie, dass *alle Menschen mit gleichen Rechten und Pflichten* geboren sind, wurde mit dem politischen Sophismus verwechselt, dass *alle Menschen mit gleichem Charakter und gleicher Fähigkeit, sich und andere zu regieren*, geboren wurden.»¹³

Die Delegierten der Konferenz waren schockiert über den Anblick einer Gipsstatue mit dem Namen «Der durchschnittliche amerikanische Mann». Er war das Produkt statistischer Werte, die aus den Körpermassen der amerikanischen Rekruten während des Weltkriegs errechnet worden waren, und er sah alles andere als heroisch aus. Der durchschnittliche amerikanische Mann, so schien es, war genetisch bereits degeneriert. Er hatte eine niedrige Stirn und ein fliehendes Kinn, seine Schultern waren schmal und fielen steil ab, seine Figur war unathletisch, die Arme hingen schwächlich am Oberkörper herab. Er war weiss, und die Farbe des Materials erinnerte nicht nur an seine Hautfarbe, sondern auch an den Marmor von griechischen Skulpturen, die das Ideal der menschlichen Entwicklung darstellten. Dieser Mann, so die



Helden sehen anders aus:
Der durchschnittliche amerikanische
Mann, statistisch ermittelt

verborgene Botschaft, würde nicht im-
stande sein, seine Familie gegen die an-
schwellende Flut von Farbigen zu vertei-
digen, gegen die Horden von anderen
Rassen, die sie überrennen wollten. Um
die Botschaft noch weiter zu verstärken,
wurde der arme Durchschnittsmann ne-
ben der idealisierten Figur eines Har-
vard-Athleten ausgestellt. Etwas musste
getan werden, und etwas wurde getan.

Die Eugenik sprach diejenigen an, die ihre Privilegien verteidigen wollten, aber auch Menschen, die wirklich die Gesellschaft verbessern wollten, sie entsprach einer sehr amerikanischen Hoffnung auf persönliche und gesellschaftliche Transformation durch Technologie und einem grossen Narrativ der Geschichte der Vereinigten Staaten. Ein offizielles Plakat der Weltausstellung, die 1933 in Chicago abgehalten wurde, spielte darauf an, indem es den Kopf einer edlen, weissen Frau zeigte, deren Züge deutlich von der griechischen Antike inspiriert waren und deren Haupt von einer Tiara gekrönt war, zusammengesetzt aus einem amerikanischen Adler und dem Schriftzug «I WILL» mit der Jahreszahl 1933. Unter diesem Gesicht lag der Kopf eines indianischen Häuptlings mit der Jahreszahl 1833. Die weisse Figur radierte gewissermassen ihren farbigen Vorgänger aus, und sie tat es voller Stolz. Unten auf dem Plakat stand: «Ein Jahrhundert des Fortschritts.» Die Ausstellung beinhaltete auch ein Exponat über Kriminalität mit den archetypischen Gesichtern von Verbrechern und Beschreibungen wie «Kokainabhängiger», «Bomber», «Wahnsinniger» und «Kidnapper». 1934 bis 1943 lud die American Public Health Association regelmässig auch die deutsche Regierung ein, eugenische Darstellungen in verschiedenen Teilen der USA zu zeigen.

Nicht nur offizielle Ausstellungen wurden genutzt, um die Botschaft der Eugenik unters Volk zu bringen. Mit alliterativer Begeisterung hatten zwei

Frauen, Mary T. Watts und Florence Brown Sherborn, einen Wettbewerb begründet: *Fitter Families for Future Firesides* (was sich wenig alliterativ als «stärkere Familien für zukünftige Feuerstellen» übersetzen lässt). Wer an diesem Wettbewerb teilnahm, wurde von Ärzten untersucht und konnte sich in Kategorien wie «Perfektstes Baby», «Normale Familie» und «Bestes Paar» bewerben.

Im Schatten des Übermenschen

Während sich die Eugenik als wissenschaftliche Bewegung besonders unter den Eliten breiter Unterstützung erfreute, war der Sozialdarwinismus etwas für philosophische Gemüter und stellte Nietzsche über Darwin und Kultur über Biologie. Kaum ein Denker war dem gegenüber immun und kein Autor konnte es sich leisten, Nietzsche in welcher Form auch immer zu ignorieren. 1924, ein Jahr vor dem Prozess gegen John Scopes, hatte Clarence Darrow in Chicago Nathan Leopold und Richard Loeb verteidigt. Seine Strategie hatte darin bestanden, dass er behauptete, die beiden seien durch ihre Nietzsche-Lektüre zu der Tat angestiftet worden – ein kluger Schachzug, denn nur wenige Jahre nach dem Krieg galt alles, was deutsch war, noch immer als suspekt.

In seinem Plädoyer sprach Darrow von den Herzen von Männern, die durch den Krieg «schwierig geworden waren», von einer Atmosphäre der Grausamkeit, die seine jungen Mandanten zu der Annahme verleitet hatte, Mord sei ein glorreicher Akt. Über Nathan «Babe» Leopold sagte er, er sei «ein Junge ohne Emotionen, ein Junge, der von Philosophie besessen war, besessen von Bildung». Diese Bildung habe ihn auf Abwege geführt:

Babe liebte Philosophie [...] Er war in die Philosophie Nietzsches verliebt. Euer Ehren, ich habe fast alles gelesen, was Nietzsche jemals geschrieben hat. Er war ein Mann mit einem wunderbaren Intellekt; der originellste Philosoph des letzten Jahrhunderts. Ein Mann, der wahrscheinlich eine tiefere Wirkung auf die Philosophie hatte als jeder andere in den letzten hundert Jahren, ob er nun Recht hatte oder nicht [...] ein Philosoph, um den sich ein intellektueller Kult gebildet hat. Nietzsche glaubte, dass irgendwann ein Übermensch geboren würde, dass die Evolution auf den Übermenschen hinarbeitet. Er schrieb ein Buch, *Jenseits von Gut und Böse*, [...] eine Abhandlung, in der er behauptet, dass der intelligente

Mensch jenseits von Gut und Böse steht; dass die Gesetze [...] nicht für diejenigen gelten, die dem Übermenschen nahekomen.¹⁴

Darrow hatte seine Mandanten dazu überredet, sich schuldig zu bekennen, denn er glaubte, sie nur dann vor dem elektrischen Stuhl retten zu können, wenn er einen Geschworenenprozess vermeiden konnte. Er hatte recht. Es war ein sensationeller Sieg für den Verteidiger im Angesicht einer Presse, die nach Blut verlangte. Nietzsche hatte gewonnen. Der «originellste Philosoph des letzten Jahrhunderts» hatte die jungen Geister vergiftet, und sein Einfluss wurde als so gross angesehen, dass sie praktisch keine Chance gehabt hatten, seiner Sogwirkung zu entkommen.

Nietzsches zersetzender Einfluss auf junge Menschen konnte Darrows Schützlinge in Chicago vor der Hinrichtung bewahren, aber sie waren nicht die einzigen, die sich seiner Faszination nicht entziehen konnten. Die grosse Debatte um die Krise der westlichen Zivilisation, die in der Zwischenkriegszeit geführt wurde, war undenkbar ohne seine Stimme, die noch aus dem Jenseits die Geister zu bestimmen schien. In Deutschland gehörten Oswald Spengler und der Dichter Stefan George ebenso zu seinen Jüngern wie Thomas Mann und Ernst Jünger, während die aufstrebende konservative Revolution sich als eine Avantgarde der Übermenschen betrachtete. Nietzsches Einfluss aber reichte noch weiter. Er war in Frankreich zu spüren, in Mussolinis Italien, im Norden wie im Süden, bei der politischen Rechten sowie bei denen, die weit links standen. Sein untrügliches Sprachgefühl und sein analytisches Genie sprachen fast ausnahmslos zu allen.

Eine der eindrucklichsten und seltsamsten Biographien unter all diesen Jüngern Zarathustras ist die von Oscar Levy, Nietzsches selbsternanntem Apostel in Grossbritannien, der die Werke des Meisters auf Englisch herausgab und seine ganze Karriere der Übersetzung und Verbreitung seines Idols widmete. Levy, ein deutscher Jude, der sein Heimatland 1894 verliess, weil ihn der preussische Militarismus anwiderte und er die zivilere, zivilisiertere Atmosphäre in England vorzog, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Evangelium des Übermenschen in seiner Wahlheimat zu verbreiten, obwohl man dort die kontinentale Philosophie im Allgemeinen und Nietzsche im Besonderen mit grösster Skepsis beäugte.

Für Levy war die empirische Skepsis gegenüber den poetischen Verlautbarungen des deutschesten aller deutschen Philosophen eine Herausforde-

rung, nur umso härter zu arbeiten, auch wenn die Hindernisse fast unüberwindlich schienen. Besonders Nietzsches scheinbarer Antisemitismus bewegte ihn, und er hatte ihn mit einer charakteristischen Mischung aus Selbsthass und Grössenwahn verinnerlicht. Die Juden, so glaubte er den Philosophen verstanden zu haben, waren der Ursprung der Grösse der Menschheit – und auch der Grund ihres bevorstehenden Untergangs, vor dem nur die Juden sie noch retten konnten. Am Anfang dieser aussergewöhnlichen Idee stand bezeichnenderweise ein Bekehrungserlebnis, das in Levys Fall im British Museum stattgefunden hatte. «Ich hatte plötzlich den Gedanken, dass der Monotheismus etc. trotz allem einen Fortschritt bedeutete, wie man es mir in der Schule und im Leben unter dem (unbewussten) Einfluss Hegels beigebracht hatte. Mein Damaskus: ‚Aber dann hatten die Juden nicht Recht!?’ Das Erwählte Volk hatte nicht, wie die Griechen, Schönheit gewählt? Nur unsere Moral, und was für eine Moral: Der Fluch von J. C.?’¹⁵

Diese plötzliche Offenbarung brachte Levy zu einer Position, die der der Eugeniker in mancher Hinsicht ähnlich war, wenn auch von einem philosophischen Ausgangspunkt aus. Das Christentum hatte die grossen Zivilisationen der Antike mit dem infiziert, was Nietzsche als jüdische Sklavenmoral bezeichnet hatte. Das musste zurückgenommen werden. Den «Schwachen, Gewöhnlichen, Erbarmungswürdigen, Lebensunfähigen und Hilflosen» zu helfen hiess, der Menschheit keinen Gefallen zu tun. Denn dadurch würde sie in eine «Schafherde» verwandelt, «harmlos und nutzlos». Stattdessen, so glaubte er, lag die Antwort auf die grosse Krise der Zivilisation in einer neuen Aristokratie nietzscheanischer Übermenschen, stark, stolz auf die eigene Amoralität und alles ausjätend, was schwächlich war.

Levy hatte unermüdlich daran gearbeitet, seinem Idol den Weg zu einer grösseren Wirkung in Grossbritannien zu ebnet, aber während des Weltkriegs wurde sein Bleiberecht aufgehoben, und er war gezwungen, England zu verlassen. Als er nach einem längeren Aufenthalt in der Schweiz 1920 zurückkehrte, musste er feststellen, dass die meisten seiner früheren Bekannten ihn als feindlichen Ausländer mieden. Gleichwohl machte er unbeirrt weiter und verbreitete das Evangelium seines seltsamen Antisemitismus, der immerhin grosszügig genug war, das Christentum mit einzuschliessen und für eine neue, idiosynkratische Mission für das jüdische Volk zu werben: «Die Welt braucht Israel noch immer, denn sie ist der Demokratie zum Opfer gefallen und braucht das Beispiel eines Volkes, das immer gegen die Demo-

kratie gehandelt hat, das immer das Prinzip der Rasse aufrechterhalten hat. Die Welt braucht Israel immer noch, denn schreckliche Kriege, von denen dieser nur ein Anfang ist, werden sie heimsuchen; und die Welt braucht eine Rasse guter Europäer, die über der nationalen Bigotterie und der nationalen Heuchelei, dem nationalen Mystizismus und der nationalen Schurkerei steht.»¹⁶

Mit dieser Vorstellung von einem Volk, das dem Rassengedanken treu ist, den Nationalismus aber verachtet, befand sich Levy in sehr seltsamer Gesellschaft. Er bewunderte extrem rassistische und virulent antisemitische Autoren wie Arthur de Gobineau und George Lane-Fox Pitt-Rivers, der ihn benutzte, ohne seine verwirrten, aber grosszügigen Gefühle gegenüber seinen Mitmenschen zu teilen. Rassisten zitierten seine Tiraden über die historische Rolle der Juden, die Leser noch heute schockieren können: «Wir, die wir uns als die Erlöser der Welt ausgegeben haben, die wir uns sogar gebrüstet haben, ihr ‚den‘ Erlöser gegeben zu haben, sind heute nichts anderes als die Verführer der Welt, ihre Zerstörer, ihre Brandstifter, ihre Henker [...] Wir, die wir versprochen haben, euch in einen neuen Himmel zu führen, haben es endlich geschafft, euch in eine neue Hölle zu stürzen.»¹⁷

Für Levy war diese Polemik nur das Vorspiel zu einer Weltrevolution unter Führung der jüdischen Intelligenz, aber für viele seiner Leser waren seine Argumente denen der *Protokolle der Weisen von Zion* erstaunlich ähnlich, einer Hetzschrift, die ursprünglich von einem Mitglied des zaristischen Geheimdienstes verfasst worden war und die auch der junge Adolf Hitler mit glühenden Ohren verschlungen hatte. Der spätere «Führer» hätte Levys Argumenten sicherlich einiges abgewinnen können. 1925 wurde er aus der Feste Landsberg entlassen, wo er während seiner zweijährigen Inhaftierung die Zeit gefunden hatte, seine in Teilen bemerkenswert ähnlichen rhetorischen Ergüsse zu seinem programmatischen Werk *Mein Kampf* zusammenzufassen.

In England stiessen Levys Rassenideen auf eine immer frostigere Rezeption, und 1921, nur ein Jahr nach seiner Rückkehr, wurde er vom Home Office als feindlicher Ausländer deportiert. Seine sehr öffentliche Begeisterung für Nietzsche galt hier als feindliche Propaganda. Levy war entsetzt, aber er verstummte nicht. Er protestierte gegen seine Ausweisung und musste erfahren, dass nur Deutsche, die britischen Handelsinteressen dienten, ein Bleiberecht hätten. «Leider! Ich war nur der Importeur einiger neuer

und sehr seltsamer und zweifelhafter Ideen?», kommentierte er. Er zog nach Frankreich und dann nach Deutschland, wo er bis 1933 bleiben sollte.

1924 reiste Levy nach Italien, um Mussolini zu treffen, sein neues politisches Idol. «Der Faschismus ist nur ein Gegengift, aber auch ein Heilmittel gegen den Bolschewismus», schrieb er. «Denn der Bolschewismus ist nicht so sehr ein revolutionärer als vielmehr ein reaktionärer Glaube. Der Bolschewismus will die Uhr zu den alten Prinzipien der Französischen Revolution zurückdrehen: Er steht sogar ganz schamlos für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Diese Ideen aber sind verfault, nein, sie sind zu Idolen geworden, die bereits so gut wie tot sind. Die neue, faschistische Bewegung wird sie völlig begraben und statt ihrer andere Ideen und lebendige Hoffnungen für die Führung und den Fortschritt der Menschheit bereitstellen.»¹⁸

Als Autor bekam Levy hauptsächlich von der historisch «falschen» Seite Applaus, aber 1933, als Hitler an die Macht kam, verliess er Deutschland und liess sich in Frankreich nieder, von wo aus er unmittelbar vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nach Grossbritannien zurückkehrte. Dort blieb er bis zu seinem Tod 1946. Obwohl er sich in der historischen Bedeutung des Faschismus tragisch geirrt hatte, war er doch nicht allein gewesen in dem Glauben, dass er eine Lösung für die Übel der Gegenwart bieten konnte, und zu seiner Ehrenrettung sei gesagt, dass er seinen eigenen historischen Irrtum einsah. Im November 1933 verfasste er eine neue Analyse des Nationalsozialismus, die einerseits seiner nietzscheanischen Überzeugung treu blieb, andererseits so überraschend war wie seine früheren Schriften:

Die modernen Deutschen sind weniger zivilisiert als ein religiöses Volk. Ihre Religion kommt, so seltsam das klingen mag, direkt aus dem Alten Testament. Die Idee einer auserwählten Rasse, die die Wurzel der deutschen Mentalität bildet, wächst aus dem Boden Israels. Auch Israel produzierte lange vor Hitler und Göbbels [sic] seine Ahnenprüfer in den historischen Figuren Esra und Nehemia. Sie verboten allen Verkehr mit fremden Frauen [...] Auch sie waren für die Reinheit der Rasse, für den Rassenstolz, die Rassenmacht. Die Deutschen treten in ihre Fussstapfen und wissen nicht, wie reaktionär sie sind und wie sehr sie spirituell denen verwandt sind, die sie verachten [...] Dieser Hitlerismus ist nichts als eine jüdische Häresie.¹⁹

Metropolis

Der Mensch ist sozusagen eine Art Prothesengott geworden, recht grossartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt, aber sie sind nicht mit ihm verwachsen und machen ihm gelegentlich noch viel zu schaffen.

Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur (1930)

Höre das Evangelium der neuen Zeit –
Die Maschine kennt keine Hemmungen
Der Mensch erfand die Maschine, um sich selbst zu entdecken
Ich habe eine Dame sagen gehört «Il fait l'amour comme
Une machine à coudre», ohne einen Hauch von Zustimmung.
Mina Loy (1923)

Es war ein desaströser Auftakt für die US-Premiere eines grossen europäischen Films. «Ich habe gerade einen fürchterlich albernen Film gesehen», begann die Rezension, «ich glaube nicht, dass es möglich ist, einen albernen zu machen. Er heisst *Metropolis* und kommt aus den UFA-Studios in Deutschland, und das Publikum wird darüber informiert, dass er mit enormen Kosten produziert wurde. Er präsentiert eine turbulente Ansammlung von fast jeder möglichen Dummheit, jedem Klischee, jeder Plattitüde und jeder Verwirrung über den mechanischen Fortschritt und den Fortschritt im Allgemeinen, und das alles wird serviert mit einer dicken Sauce aus Sentimentalität [...]»¹ Die vernichtende Kritik erschien in der *New York Times*. Ihr Autor war H.G. Wells, der Grossmeister der Science-Fiction.

Wells war offensichtlich erbost über das Werk, das als grösster deutscher Film aller Zeiten angekündigt worden war. Mit *Metropolis* wollten die UFA-Studios mit Hollywood konkurrieren und der ganzen Welt zeigen, dass sie über die Technologie, die Expertise, die Trickfotografie und alles andere

verfügten, was Hollywood zu bieten hatte, diesmal aber mit einem wirklich kulturellen, um nicht zu sagen spirituellen Inhalt. Genau hier waren die Produzenten in die Falle getappt, wie Wells mit deutlichem Genuss ausführte. Das Problem war seiner Ansicht nach die Vermischung einer trüben, faustischen Romantik mit einer ganz und gar modernen Fabel: «Vielleicht werden die Deutschen niemals vom Brocken loskommen. Die Walpurgisnacht ist der Namenstag der deutschen dichterischen Fantasie und die nationale Vorstellungswelt wankt unsicher, auf ewig mit einem Besenstiel zwischen den Beinen.»

Metropolis war künstlerisch überfrachtet und kommerziell eine Katastrophe. Die pharaonischen Kosten von fünf Millionen Reichsmark trieben die Berliner Studios an den Rand des Bankrotts, zwangen sie, als finanziell abhängiger Partner mit US-Studios zusammenzuarbeiten, und beendeten so den Traum von einer globalen Rolle für das deutsche Kino. Nach dem schlechten Start in Deutschland wurde der Film radikal zusammengeschnitten, aber auch diese Version hatte nicht mehr Erfolg. Das Werk ist nicht nur ein wichtiges historisches Dokument – faszinierend ist auch die Anatomie seines Misserfolgs.

Unter der Regie von Fritz Lang und nach einem Drehbuch von Thea von Harbou, damals das mächtigste und glamouröseste Paar im deutschen Kino, erzählt der Film eine Geschichte von Liebe und Erlösung in einer Science-Fiction-Diktatur «einige hundert Jahre in der Zukunft», in der die Gesellschaft streng in zwei Klassen getrennt ist: eine kleine Elite, die im Luxus lebt, und ein Heer von Arbeitssklaven, die sich an gigantischen Maschinen zu Tode schufteten. Auf den oberen Ebenen der ungeheuerlichen futuristischen Stadt mit ihren siebzigstöckigen Wolkenkratzern, zwischen denen Flugzeuge wie Insekten fliegen, lebt die Klasse der Reichen, deren Leben aus Sport und dekadenten Festen besteht, in grossartigen Appartements und ewigen Gärten, während in den Katakomben, in der «Stadt der Arbeiter», identisch gekleidete Sklaven mit gesenkten Köpfen und einheitlichen Bewegungen ein licht- und freudloses Dasein fristen. Über allem, ganz oben in diesem neuen Babel, thront das Büro von Joh Fredersen, dem unbestrittenen Herrscher von Metropolis, dessen technologische Visionskraft und Autorität diese futuristische Welt geschaffen haben.

Was dann geschieht, ist unvermeidlich. Freder, der Sohn des Diktators, der nichts als Bequemlichkeit und Privilegien kennt, verirrt sich in die untere Stadt, weil er dort ein attraktives Mädchen gesehen hat: Maria, eine der Ar-

beitssklavinnen. Er wird Zeuge eines Unfalls, bei dem ein erschöpfter Arbeiter zusammenbricht und eine Maschine explodiert und mehrere Arbeiter in den Tod reisst. Von diesem Anblick zutiefst schockiert, will er helfen, und die Arbeiter beginnen eine Revolte. Ihre Anführerin sieht aus wie die schöne Maria, ist aber tatsächlich ein Roboter, den der verderbte Joh Fredersen hat konstruieren lassen, um die aufständischen Arbeiter ins Verderben zu führen. Die echte Maria, ihre spirituelle Führerin, ist unterdessen gefangen. Nach verschiedenen mörderischen Verwicklungen wird die falsche Maria von den Arbeitern auf dem Scheiterhaufen verbrannt, der junge Freder setzt sich für die Aufständischen ein, und die echte Maria wird befreit. Der Vater bereut sein Handeln und schliesst sich selbst den Aufständischen an. «Mittler zwischen Hirn und Händen muss das Herz sein», wie das Motto des Films heisst.

Fritz Lang war ehrgeizig und ungeheuer phantasievoll, aber für die Moral von der Geschicht' interessierte er sich nur wenig, und als Zuschauer wird man den Eindruck nicht los, dass er sich für die Geschichte überhaupt nicht interessierte. Für ihn war *Metropolis* die Gelegenheit, neue Kinowelten zu schaffen, mit Spezialeffekten, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte, inklusive gigantischer Sets, dramatischer Überblendungen und Tausender von Statisten, die oft unter miserablen Bedingungen arbeiten mussten, dieselben Szenen immer und immer wieder drehten, bis der Regisseur zufrieden war, und in einer Szene, in der die Arbeiter in einer Flutwelle um ihr Leben kämpfen, gezwungen waren, stundenlang im eisigen Wasser auszuharren. Insgesamt benötigte der Film nicht weniger als 27'000 Männer, Frauen und Kinder – eine Kleinstadt. Lang war besessen von seinen visuellen Ideen. Während der 310 Tage und 60 Nächte, die das Drehen in Anspruch nahm, oft mehr als zwölf Stunden pro Tag, lernten das Team, die Schauspieler und die Statisten ihn fürchten.

Die tollsten Spezialeffekte, die Massenszenen und die Erschaffung einer riesigen futuristischen Stadt auf der Leinwand bewahrten den Film freilich nicht davor, ein spektakulärer Misserfolg zu werden. Das hatte auch damit zu tun, dass Lang sich zu wenig für das Drehbuch interessierte. Wie Wells maliziös bemerkt hatte, hatte Thea von Harbou ein Szenario geschaffen, das in vielerlei Hinsicht – aber nicht immer mit Absicht – prophetisch war.

Neben den christlichen Anspielungen – der grausame Vater, dessen Sohn als Vermittler zu den verzweifelten Sterblichen hinabsteigt, der Turm zu Babel, die heilige Jungfrau Maria etc. – gab es andere, verstörende Echos. Die

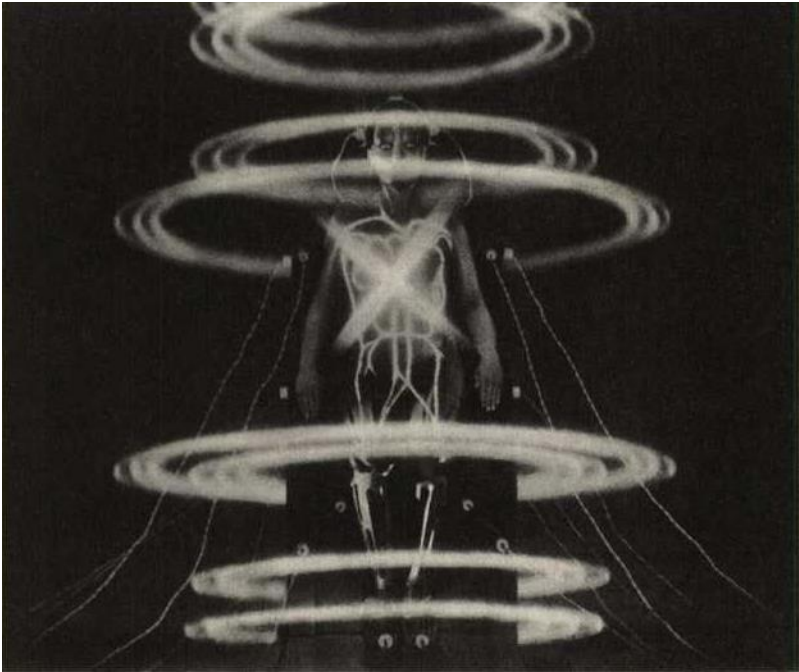


Stadt der Zukunft: Fritz Langs Filmset für *Metropolis*

unterdrückten Arbeiter warten auf einen Führer, um gegen das Unrecht aufzubegehren. Die Masse wird durch die Ansprachen der falschen Maria aufgepeitscht und zerstört die «Herzmaschine» der Stadt, um sie so zum Stillstand zu bringen. Das Publikum wird eingeladen zu glauben, dass nur eine charismatische Führerfigur das Volk vor der Diktatur einer technokratischen und dekadenten Elite retten kann.

Ein weiterer thematischer Strang war der evidente Antimodernismus, der diese futuristische Fabel in ihrem Kern bestimmte. *Metropolis* ist ein neues Babel und seine Kreatur, die falsche Maria, der «Mensch der Zukunft, der Maschinen-Mensch», wie ihr Erfinder sagt, ist die Hure Babylon, die ultimative, herzlose Verführerin. Brigitte Helm, die sowohl die echte als auch die falsche Maria spielte, präsentierte nach Langs Anleitung die Heldin als keusch und mütterlich, während die Antiheldin halbnackt vor den privilegierten Männern tanzt und mit ihrem sinnlichen Körper einen kollektiven erotischen Rausch auslöst.

Maria, die in den Katakomben unter der Stadt bei Fackelschein religiöse



Mensch und Maschine: Verwandlungsszene aus *Metropolis*

Zeremonien vollzieht, ist die ideale deutsche Frau und wirkt wie eine Vision aus dem Mittelalter oder aus einer imaginären nibelungischen Vergangenheit. H.G. Wells, der keinen Sinn für geheimnisvollen Mumpitz hatte, sparte sich seine höhnischsten Kommentare für diese technologiefeindliche Utopie auf, die suggeriert, dass die Erlösung in einer Rückwendung zur Vergangenheit bestehe. «Die Rückkehr zu Fackeln ist typisch für den Geist dieser Show», schrieb er. «Fackeln sind christlich [...] Fackeln sind menschlich. Fackeln haben Herzen. Elektrische Handlampen hingegen sind böse, mechanische, herzlose Dinger. Ihr Erfinder, ein böser, böser Mann, hat eine ziemlich grosse.»

Während der Film das Ideal der Weiblichkeit als keusch, fromm und in der Geschichte verankert darstellt, ist die falsche Maria auch eine Chiffre für die antisemitischen Stereotypen der Zeit. Wie die Juden der damaligen Karikatur ist sie im Wortsinne das Produkt der urbanen, technologischen, ultramodernen Welt von Industrie und Kapitalismus – ohne Gefühl und Genie und ganz der Verführung und dem Verderben des reinen Volksgeistes ver-

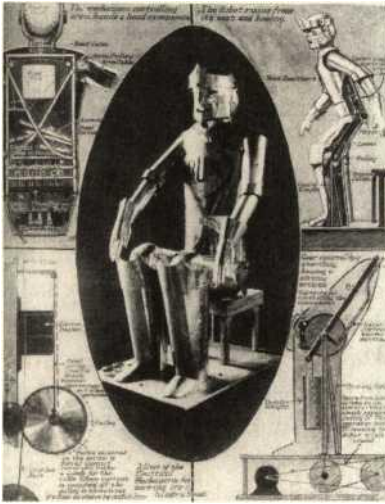
schrieben. Sie ist nirgendwo verwurzelt und imitiert die menschliche Wärme um sich herum, während sie in Wahrheit die Menschen mit ihrer neurotischen Sexualität ins Unglück stürzt. Es ist kein Zufall, dass Thea von Harbou unter dem nationalsozialistischen Regime eine grosse Karriere machte.

Metropolis sollte eine Metapher für die Bedrohlichkeit einer Welt sein, die von seelenloser Technologie beherrscht wird, ein Thema, das unter konservativen und rechtsradikalen Denkern und Politikern immer wiederkehrte. Mag sich die antisemitische Dimension der Geschichte auch nicht mehr unmittelbar erschliessen, so ist es umso verstörender zu sehen, dass die Befreiung des versklavten Volkes erst möglich wird, nachdem die Flammen des Scheiterhaufens die schöne Haut der falschen Maria versehren und darunter das Metall des Automaten zum Vorschein kommt.

Gefangen zwischen Hightech-Phantasie und mittelalterlicher Legende zeugte *Metropolis* von einer sehr deutschen Ambivalenz gegenüber der rasend schnellen Modernisierung, die das Land seit Beginn des 20. Jahrhunderts transformiert hatte. Europas technologisch am höchsten entwickelter Staat, das Land der technologischen Patente, der unerhört leistungsfähigen Industrie, des Bauhauses und der künstlerischen Avantgarde, war zutiefst zerrissen.

Mechanische Golems

Mit ihrem bis dahin grössten und teuersten Film hatten Lang und Harbou der öffentlichen Diskussion über den technischen Fortschritt und seine Gefahren einen entschieden deutschen Beigeschmack gegeben, obwohl ihre Ideen nicht unbedingt deutschen Ursprungs waren. Die mechanische Maria in *Metropolis* war nicht nur eine scheinbar harmlose Metapher für die antisemitische Phantasie einer jüdischen Weltverschwörung, sie verkörperte auch die Ängste und Hoffnungen einer Zeit, in der das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine zu einem wichtigen Teil der allgemeinen Kultur geworden war. H.G. Wells hatte schon in seiner Kritik darauf hingewiesen, dass die Geschichte nicht nur seine eigenen futuristischen Romane plagiierte, sondern auch ein Theaterstück, das sechs Jahre zuvor von dem tschechischen Schriftsteller Karel Capek veröffentlicht worden war.



Roboter unter uns: Spielzeug inspiriert von Capeks Theaterstück

Das Drama mit dem rätselhaften Titel *R.U.R.* (was für *Rossum's Universal Robots* steht) war eine eher konventionelle Liebesgeschichte mit technologischem Dekor, allerdings ohne das sonst obligatorische Happy End. In Capeks Stück baut ein Erfinder auf einer Insel aus einem synthetischen Protoplasma menschengleiche Roboter. Sein Sohn, der einzig an Geld interessiert

ist, beginnt mit der Massenproduktion. Schon bald bevölkert ein Heer von nützlichen Automaten in menschlicher Form den Planeten. Weil sie die Drecksarbeit der Menschheit verrichten, werden sie Roboter genannt, ein neues Wort, das auf den tschechischen Ausdruck für Zwangsarbeit anspielte. Schliesslich beginnen sich die Roboter gegen ihre Herren zu erheben und rotten in einem blutigen Krieg fast die gesamte Menschheit aus.

Technologische Erfindungen führten zu enormen Arbeiterleichterungen, konnten aber auch bedrohlich sein. In den Vereinigten Staaten wurden die Zukunftsvisionen von Robotern und anderen Automaten meistens in positivem Licht gesehen. Zeitungen brachten immer wieder Geschichten über Roboter, von riesigen Ungetümen, die angeblich heimlich von der Regierung entwickelt wurden, um die Kriege der Zukunft auszutragen, bis hin zu mechanischen Haushaltshilfen in menschlicher Form, die sogar Zärtlichkeiten aus teilen konnten. In einer Werbeanzeige, die die Firma Westinghouse 1930 schaltete, wurde Katrina van Tele vox angepriesen, ein «mechanisches Wunderfräulein», das für nur 22'000 Dollar die erstaunlichsten Aufgaben erledigen konnte: «Katrina spricht [...] geht ans Telefon [...] saugt Staub [...] macht Kaffee und Toast [...] schaltet das Licht an und aus – und alles auf das Kommando von Mr. T. Barnard, dem Westinghouse-Experten für Elektronik und Produktion, der sie auf ihrer Reise begleitet.» Im selben Jahr stellte der Tüft-

ler Samuel Montgomery Kintner der Welt einen Roboter vor, den er selbst erfunden hatte, Rastus, einen Arbeiter, den er mit augenscheinlich ungewollter Ironie als «mechanischen Neger» bezeichnete.

Roboter hatten ein enormes kommerzielles Potential. Zwar waren die tatsächlichen Konstruktionen aus Stahl und Schläuchen noch immer zu primitiv, um wesentlich mehr zu tun, als Automaten schon seit Jahrhunderten getan hatten, doch die Möglichkeiten erschienen enorm aufregend. Wann würde es einer romantischen alten Jungfer möglich sein, fragte der *San Antonio Light* 1928, einen voll funktionsfähigen Roboter unter ihrem Bett aufzubewahren, um ihn in sentimental und vielleicht sogar romantischen Momenten hervorzuholen? Der Autor hoffte, dass dieser Tag nicht allzu weit entfernt war: «In dieser glücklichen Zukunft müsste eine alte Jungfer nie wieder vergebens unter ihr Bett sehen», erklärte er. «Er wäre immer da, so ein netter Mann, die perfekte Imitation ihres Matinee-Idols oder Lieblings-Filmstars mit blondem oder schwarzem Haar, mit oder ohne Schnurrbart, alles, was ihr Herz begehrt. Es würde sich um Standardmodelle handeln, produziert in grossen Mengen und nicht teuer.»

Geschichten wie diese faszinierten die Leser und waren unterhaltend, ohne zu wissenschaftlich zu sein. Gleichzeitig aber war der tatsächliche Fortschritt der Mechanisierung in den Fabriken auch ein Grund zur Beunruhigung. Utopische Romane zeichneten eine Zukunft, in der alle Arbeit von Maschinen verrichtet wurde, die nur gelegentlich von Menschen überwacht oder repariert werden mussten, ein goldener Traum. Als 1929 aber die Depression über Amerika hereinbrach, wirkte dieser Traum plötzlich wie ein Albtraum, wie ein Wettbewerb zwischen Mensch und Maschine um die wenigen kostbaren Jobs. Die Stimmungslage der Geschichten in den Zeitungen veränderte sich mit den Sorgen ihrer Leser und begann einen bedrohlichen Unterton anzunehmen. Als der britische Erfinder Harry May 1932 einen Roboter vorstellte, der mit einer Pistole schießen konnte, löste sich bei einer Vorführung ein Schuss, als er dem Automaten die Waffe in die Hand gab. Die Geschichte wurde in den USA sofort aufgegriffen und entwickelte ein bemerkenswertes Eigenleben. In einigen Versionen hatte der Roboter sogar absichtlich auf seinen Erfinder geschossen und ihn sogar getötet – der erste Roboter, der sich gewaltsam gegen seinen Meister wehrte.

Obwohl die Geschichte des mordenden Roboters eine Erfindung war, war sie doch höchst erfolgreich. Im depressionsgeschüttelten Amerika hatten die

Menschen gelernt, ihre technische Konkurrenz zu fürchten. «Ist der Mensch im Maschinenzeitalter dem Untergang geweiht?», fragte das Magazin *Modern Mechanics and Inventions* 1931 und illustrierte die Geschichte mit dem Bild eines gigantischen Roboters, der bedrohlich auf winzige Menschenfiguren herabblickt, die zu seinen Füßen arbeiten. Einige Ausgaben später versuchte der Boxweltmeister Jack Dempsey die Leser augenscheinlich zu beruhigen, indem er behauptete: «Ich kann jeden mechanischen Roboter verdreschen.» Die fürchterliche und verräterische falsche Maria in *Metropolis* hatte auch deswegen so wenig Erfolg gehabt, weil sie einfach zu früh gekommen war, um die Ängste des Publikums anzusprechen.

Die eiserne Faust des Fortschritts

Nicht nur Versprechen und Bedrohung des technologischen Fortschritts machten Roboter in den 1920er und 1930er Jahren unwiderstehlich. Zumindest in Europa waren Körper, die durch technologische und wissenschaftliche Hilfsmittel perfektioniert und in gewisser Weise sogar geschaffen worden waren, bereits Teil des täglichen Lebens. Hunderttausende von verstümmelten Veteranen mit ihren fürchterlichen und oft völlig entstellenden Verwundungen waren durch die plastische Chirurgie mit neuen Gesichtern ausgestattet worden, die ihr früheres Aussehen möglichst naturalistisch nachahmen sollten, und andere Kriegsversehrte lebten massenweise mit Prothesen, technologischen Hilfsmitteln, die ihnen Hände, Arme und Beine ersetzen sollten. Die Fusion von Biologie und Technologie war bereits in vollem Gange.

Chirurgen, Orthopäden und andere Spezialisten erreichten nicht zuletzt deshalb ein bisher undenkbares Niveau in ihren Möglichkeiten und Methoden, weil ihnen die verletzten Soldaten mehr als genug Gelegenheit zum Experimentieren gegeben hatten. Durch Bandagen und Operationen, Hauttransplantationen, Umformung, Umerziehung und ausgiebiges Training ihrer Patienten waren sie der bis dahin als unüberwindbar geltenden Grenze zwischen menschlicher Erfindungskraft und göttlicher Schöpfung immer nähergekommen. Beim allgemeinen Publikum weckte diese neue Wissenschaft enorme Neugier, alten Aberglauben und zeitlose Faszination. Wieder waren es Kinofilme, die den Durst nach sensationellen Geschichten stillen wollten. In der österreichischen Produktion *Orlacs Hände* (1924) nach einem Roman

von Maurice Renard bekam der Held, ein Pianist, nach einem Eisenbahnunfall von einem gerade hingerichteten Mörder ein neues Paar Hände transplantiert und fand sich plötzlich unwiderstehlich zu Messern und Mordgedanken hingezogen. 1935 wurde der Film mit Peter Lorre in der Hauptrolle in Hollywood neu produziert.

Während des Krieges und in den Jahren unmittelbar danach waren die Opfer der in Grossbritannien «Shell Shock» genannten Kriegsneurosen erfolgreich mit Hypnose, aber auch mit Elektroschocks behandelt worden, um ihre Körper, die durch die Traumatisierung der mechanischen Schlachten und Schlachtereien scheinbar nutzlos geworden waren, wieder unter die Kontrolle ihres Willens zu bringen.

1928 hatte der britische Schauspieler und Regisseur James Whale, selbst Veteran der Westfront, das Drama *Journey's End* mit grossem Erfolg im Londoner Westend aufgeführt. Er wurde nach Hollywood eingeladen, und die Universal Studios gaben ihm *carte blanche*, sich eine Geschichte auszusuchen und zur Grundlage eines Films zu machen. Er entschied sich für einen Roman, den Mary Shelley Anfang des 19. Jahrhunderts geschrieben hatte: *Frankenstein*. Als Hauptdarsteller wählte er seinen Landsmann William Henry Pratt, dessen markante Gesichtszüge ihn zur idealen Besetzung für die Rollen von Schurken und furchteinflössenden Orientalen machten. Pratt bekräftigte seinen exotischen Ruf durch die Wahl des Künstlernamens Boris Karloff.

Frankenstein kam 1931 in die Kinos und wurde sofort zu einem Riesenerfolg, der viele Nachahmer fand. Die Geschichte des wahnsinnigen Wissenschaftlers, der frische Gräber ausraubt, um aus Körperteilen verschiedener Leichen mit Hilfe von Elektrizität und geheimnisvollen Strahlen ein lebendes Monster zu schaffen, das nach seinem Erwachen zur mörderischen Landplage wird, berührte und erregte das Publikum. Die unglückliche Kreatur hatte versehentlich das Hirn eines Verbrechers bekommen, war aber trotzdem nicht von Anfang an böse. Erst die Misshandlung des Monsters macht es misstrauisch und gewalttätig, und schliesslich tötet es unabsichtlich ein junges Mädchen. Am Ende des Films wird das schreckliche Geschöpf von einem wütenden Mob verbrannt – wie die falsche Maria in *Metropolis*.

Das Reinigungsritual einer öffentlichen Verbrennung ist verstörend, spiegelt aber eine psychologische Wahrheit wider, die auch in einem anderen Film von 1931 dramatisiert wurde: Frederick Marchs *Dr. Jekyll and Mr.*



Mehr Opfer als Täter: Boris Karloff als Frankensteins Monster

Hyde, in dem ebenfalls ein Wissenschaftler vom Weg der Tugend abkommt und ein Elixier nimmt, das es ihm erlaubt, seine primitiven Instinkte ohne jede moralische Kontrolle auszuleben: Er verwandelt sich in den skrupellosen und lüsternten Mr. Hyde, der auch vor Mord nicht zurückschreckt, um zu bekommen, was er will. Die Situation läuft aus dem Ruder, als der schüchterne

Arzt Dr. Jekyll merkt, dass er sein brutales Alter Ego nicht mehr kontrollieren kann, und schliesslich wird er, als Mr. Hyde, von der Polizei erschossen.

Basierend auf einer Geschichte von Robert Louis Stevenson war *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* schon immer ein gefundenes Fressen für Freudianer, aber gemeinsam mit Orlac, Frankenstein, dem grauerregenden Nosferatu und anderen Figuren wie Dr. Jack Griffin in *The Invisible Man*, einem Film von 1933, der auf einer Geschichte von H.G. Wells basierte, sprachen diese Kinoschurken auch ganz besondere Ängste ihres Publikums an. Millionen von Soldaten waren 1914 in den Krieg gezogen, im Glauben an die gerechte Sache. Die Realität in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern hatte ihnen alle Illusionen geraubt, und der Krieg hatte viele von ihnen nicht nur ihre Gliedmassen und ihre Gesundheit gekostet; er hatte sie zu anonymen, monströsen Mördern gemacht, die quasi gegen ihren eigenen Willen und ferngesteuert getötet hatten.

Wie Frankensteins ursprünglich sanftes Monster und die falsche Maria waren sie von ihren Herren in etwas Schreckliches verwandelt worden und nun, nach ihrem Erwachen im zivilen Leben, spürten sie das Blut an ihren Händen. Die Toten auf beiden Seiten verfolgten sie noch immer. Der französischsprachige Dichter Blaise Cendrars, der in der Schweiz geboren worden war, aber auf französischer Seite gekämpft und 1915 an der Westfront einen Arm verloren hatte, beschrieb dieses Gefühl in seinem Text *J'ai tué*

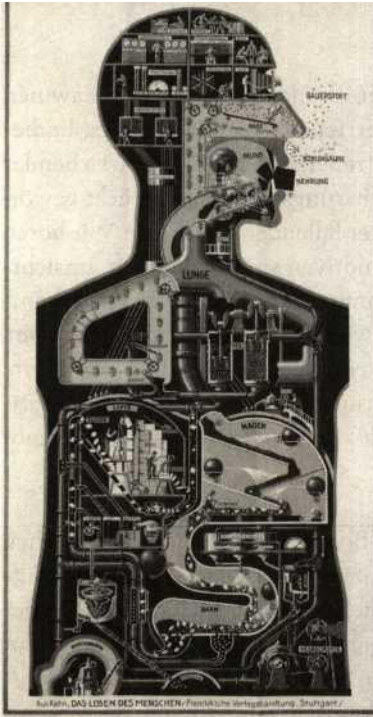
(Ich habe getötet, 1918), einer bewegenden Geschichte, die sich dem Unsagbaren in abrupten, modernistischen Wortsalven nähert:

Totales Chaos. Blitzeinschläge. Feuer, Brände, Explosionen. Lawinen von Artillerieschossen. Rollen. Sperrfeuer. Pressluftpöhlhammer. In diesem zitternden elektrischen Glühen frenetische Profile ausweichender Männer, ein Finger auf einer Verlautbarungstafel, ein verrückt gewordenes Pferd. [...] Wir sind im Bogen der fallenden Geschosse. Wir hören riesige Grossväter einschlagen. Lokomotiven sind in der Luft, unsichtbare Güterzüge, Kollisionen, Zusammenstöße. [...] Geräusche kommen in Paaren raus, männlich und weiblich. Knirschen. Kraaaachen. Quietschen. Schreien. Husten, Spucken, Brüllen, Grunzen, Wimmern. Schreckliche Chimären aus Stahl, brünstige Mastodons. Apokalyptischer Mund, aufgeschlitzter Beutel, aus dem undeutliche Silben herabstechen, enorm wie tollende Wale.²

Durch die vergewaltigte Landschaft der Bombenkrater rennend, zwischen verrottenden Gliedern und halb mumifizierten Leichen, steht der Erzähler mit dem Bajonett in der Hand plötzlich einem deutschen Soldaten gegenüber. In diesem Moment zählen moralische Überlegungen nicht mehr: «Ich habe Granaten überlebt, Kanonen, Minen, Feuer, Giftgas, Maschinengewehre, die ganze anonyme, mechanische, präzise, blinde Maschinerie. Ich werde diesen Mann töten. Er ist mir gleich. Ein Affe. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nur wir zwei. Nur Fäuste, Messer. Kein Gefühl. Ich springe dem Feind entgegen. Ich schlitze ihn, schlitze ihn, schlitze tief in den Hals. Blutige Butter. Der Kopf ist fast abgerissen. Luftröhre hart wie Stahl. Ich habe den Boche getötet. Ich war lebendiger und schneller als er. Geschickter. Ich schlug zuerst zu. Ich habe einen grösseren Wirklichkeitssinn, weil ich Dichter bin. Ich habe gehandelt. Ich habe getötet. Nur ein Stück Scheisse, das leben will.»³

Ein Krieg, der aus Dichtern Mörder machte, nicht kämpfende Helden, sondern Stücke Scheisse, die leben wollten, ohne höheres Ziel, ohne eine andere Rechtfertigung als das nackte Überleben, ein solcher Krieg verwandelte ehrenhafte Männer in monströse Schatten ihrer selbst. Als sie zurückkehrten, fanden die meisten es unmöglich, über ihre Erfahrungen zu sprechen, über die Veränderung, die mit ihnen geschehen war, und sie lebten weiterhin voller Angst, dass ihr Hirn das Hirn eines Verbrechers war, ihre Hände die Hän-

Der Mensch als Industriepalast



Der Mensch als Maschine: Fritz Kahns Erklärung des Körpers, 1922

de eines Mörders, dass sie eines Tages würden feststellen müssen, dass Mr. Hyde gewonnen hatte, dass Dr. Jekyll nicht zu seinem früheren Selbst zurückfinden konnte.

Der Mensch als Maschine

Während Hollywood seinem Publikum eine unwiderstehliche einjagte, indem es die Konsequenzen einer Schöpfung darstellte, die nicht von Gott gewollt war, interessierten sich Wissenschaftler mehr und mehr für die Metapher des Körpers als Maschine. Schon 1919 hatte der schottische Anthropologe und Anatom

Arthur Keith sein Buch *The Energies of the Human Body* veröffentlicht, in dem er die Maschine Mensch als ein System von Hebeln (den Knochen) beschrieb, ausgestattet mit einem Verbrennungsmotor und einer «Telefonvermittlung», dem zentralen Nervensystem. Die Idee des mechanischen Körpers wurde auch von dem deutschen Arzt Fritz Kahn aufgegriffen, der ein Wanderleben zwischen Deutschland, den USA und Palästina führte. Zeitweise in Hoboken, New Jersey, und in New York aufgewachsen, besuchte Kahn Schulen in Hamburg, Bonn und Berlin, wo er auch Medizin studierte. Während des Krieges hatte der junge Arzt an der Westfront und in den Alpen gedient. 1918 erlitt er einen seelischen Zusammenbruch und wurde zur Erholung auf einen Bauernhof nach Tirol geschickt.

Kahns psychische und physische Wiederherstellung zog sich in die Länge, und nach einer ausgedehnten Reise nach Algerien begann er sich sozial zu

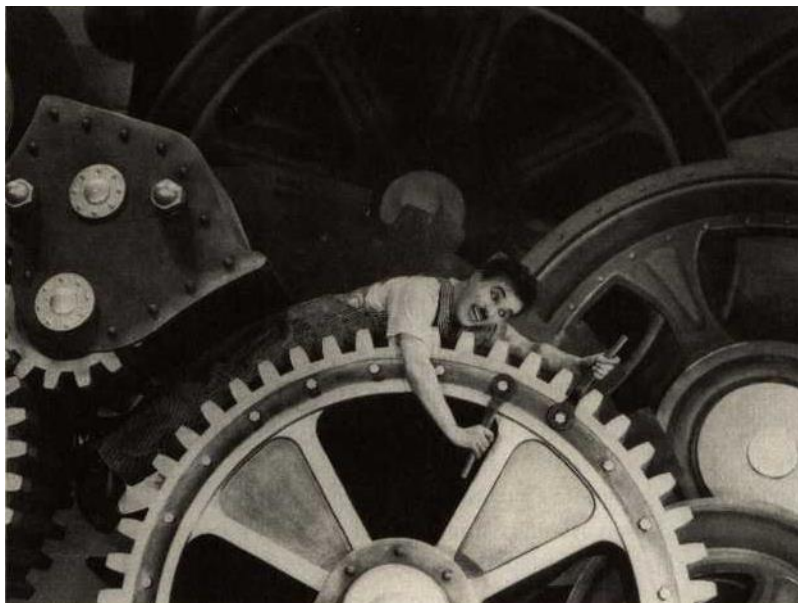
1926 wurde Kahn, inzwischen eine populäre Figur, eingeladen, als wissenschaftlicher Berater für eine grosse Ausstellung in Düsseldorf zu arbeiten, die sich mit Gesundheit, sozialen Fragen und körperlicher Fitness beschäftigte. Sein Fachgebiet sollte die «Hygiene der Juden» sein, ein Indiz für die rassistische und deterministische Gedankenwelt der Organisatoren, der Kahn selbst durchaus nahestand. In seinem Buch *Unser Geschlechtsleben* erklärte er 1937 die sexuellen Eigenschaften des «normalen Mannes» und der «normalen Frau» und bemerkte, dass Männer eine hohe Stirn hätten, ein Zeichen für Intelligenz und Entschlossenheit, während die niedrige Stirn der Frauen auf ein sentimentales Wesen und die Bereitschaft zur Selbstaufopferung schliessen lasse.

Zahnräder in der grossen Maschine

Menschliche Maschinen – als Metaphern oder als mechanisch aufgerüstete bionische Zwitterwesen – bevölkerten die Träume der Zwischenkriegszeit. Es war ein sehr moderner Albtraum, der aus der Erfahrung des Krieges geboren war, dessen Wurzeln aber bis zum Evangelium der mechanisierten Effizienz zurückreichten, das Frederick Taylor schon vor 1914 verbreitet hatte. 1936 ging Charlie Chaplin einen Schritt weiter, indem er in seinem Film *Modern Times* die Geschichte eines Arbeiters erzählte, dessen standardisierte und hektische Bewegungen ihn zu einem Teil eines gigantischen Mechanismus machen, bis seine menschliche Regungen gegen diese Existenz rebellieren und er von einer riesigen Maschine verschluckt wird, deren organischer Teil er geworden ist.

Die Mechanisierung der Moderne allerdings wurde nicht überall als beängstigend gesehen. Während Westeuropa sich vor Robotern zu fürchten lernte, wurde die Gesellschaft als perfekt geölte und makellos funktionierende Maschine in der noch jungen Sowjetunion zum Ideal der Sozialpolitik. Nach dem fürchterlichen Blutvergiessen des Bürgerkriegs, nach den Hinrichtungen und Hungersnöten und Epidemien, nach den frühen und katastrophalen politischen Initiativen begann das neue Reich sich in seine neue Situation hineinzufinden, und allmählich manifestierte sich wieder die revolutionäre Hoffnung auf eine neue, gerechtere Gesellschaft.

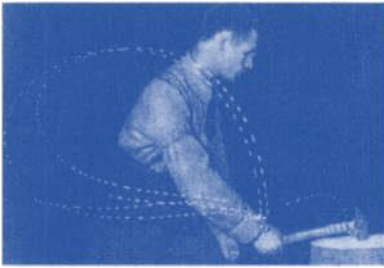
Die Situation im Sowjetreich war noch immer kritisch. Die Niederschlagung des Kronstädter Matrosenaufstands hatte viele Sympathisanten im We-



Verschluckt von der Maschine: Charlie Chaplin in *Modern Times*

sten abgestossen und auch in Russland idealistische Revolutionäre verunsichert, aber während Genosse Stalin seine Macht durch ein immer grösseres Netz an Spionen, Gefängnissen, Folterkellern, Gulags und Exekutionen weiter ausbaute, versuchten viele junge Intellektuelle noch immer, die Utopie einer Gesellschaft ohne Ungleichheit zu verwirklichen – oft bis zu dem Moment, an dem die Tscheka in den frühen Morgenstunden an ihre Tür klopfte, um sie abzuholen.

Unter den getreuen Anhängern der revolutionären Idee und des utopischen Wandels befand sich auch der Ingenieur und Dichter Alexei Gastew, der seit seiner Studentenzeit kommunistischer Aktivist gewesen war. Sein Engagement hatte dazu geführt, dass er zuerst aus der Moskauer Pädagogischen Akademie ausgeschlossen und drei Mal nach Sibirien verbannt worden war, bevor er sich 1907 zur Emigration nach Paris entschlossen hatte. Dort hatte er in den hochmodernen Renault-Werken gearbeitet und die Einführung des Effizienz-Evangeliums des Taylorismus mit eigenen Augen beobachtet. Taylor hatte Produktionsströme und Arbeitsabläufe analysiert, bis hin zu den Bewegungsabläufen einzelner Arbeiter, die er optimierte, um den gesamten Prozess zu beschleunigen. Für ihn waren die Arbeiter im Prinzip nichts ande-



Mechanische Perfektion: Sowjetische Arbeiter wurden darauf trainiert, sich mit perfekter Effizienz zu bewegen

res als Maschinenteile, die es zu optimieren galt.

Nach seiner Rückkehr nach Russland am Vorabend der Revolution wurde Gastew in der Gewerkschaftsbewegung aktiv und trat als Prophet des Taylorismus auf. In dieser Funktion korrespondierte er auch mit Lenin, der sich für seine Ideen interessierte. Nach der Errichtung des Sowjetstaats hatte die Industrialisierung des rückständigen Riesenreichs für die Parteiführung absolute Priorität, und Lenin wandte sich an den Ingenieur Gastew, um dessen arbeitssparende Ideen in die Praxis umzusetzen. «Der Krieg hat uns beigebracht», meinte der sowjetische Staatschef, «dass nur derjenige mit der besten Technologie, Organisation, Disziplin und den besten Maschinen die Oberhand gewinnt [...] und dass man ohne Maschinen, ohne Disziplin in einer modernen Gesellschaft nicht leben kann. Entweder wird die höchste Technologie bewältigt oder man wird zerdrückt».⁴

Mit Unterstützung der Parteiführung gründete Gastew 1920 das Zentralinstitut für Arbeit, das sich ganz der Analyse und Optimierung von Arbeitsprozessen widmete und Arbeiter darin ausbilden sollte, sich so effizient und so maschinengleich wie möglich zu bewegen. Gastews Bewunderung für den «eisernen Messias» kannte keine Grenzen. Er betrachtete Maschinen als seine «eisernen Freunde» und bezeichnete das Krachen, Pfeifen, Knirschen und Schreien der Apparate in den Fabriken als die Musik der Zukunft. Er war überzeugt, dass auch der umständliche und fehlerhafte Prozess der demokratischen Entscheidungsfindung irgendwann von kompetenteren Automaten übernommen werden würde, die Fakten und Daten objektiver auswerten konnten als Menschen. Sein leuchtendes Vorbild für die grosse Transformation am Arbeitsplatz und ihre sozialen Folgen war niemand anderes als der Erzkapitalist Henry Ford, der Gründer der Ford Motor Company und Erfinder des Fließbands, dessen Biographie *My Life* in russischer Übersetzung innerhalb weniger Jahre mehrmals neu aufgelegt wurde.

In seinem eigenen Buch *Maschinen – der neue Messias* hatte Gastew ein Loblied auf den Fordismus gesungen, den sein amerikanisches Idol nicht nur als eine Methode der Produktionsmaximierung, sondern auch als Möglichkeit für ein besseres moralisches Leben für die Arbeiter beschrieben hatte: «Eine saubere Fabrik, saubere Werkzeuge, akkurate Messinstrumente und präzise Produktionsmethoden schaffen eine gleichmässig arbeitende, effiziente Maschine», schrieb er, während gleichzeitig «sauberes Denken, sauberes Leben und ehrliches Handeln» für ein gutes Leben sorgen würden. Gleichzeitig aber waren Fabriken keine Sonntagsschulen, sondern Arenen eines erbarmungslosen Wettbewerbs, in dem Arbeiter nichts weiter waren als Teile einer perfekt surrenden Maschine. «Ein grosser Konzern ist zu gross, um menschlich zu sein», hatte Ford gemeint. Gastew bewunderte diese mitleidslose Entschlossenheit und ihre enorm erfolgreichen Resultate. Die Sowjetunion war gerade dabei, Zehntausende von Traktoren und Autos von Ford zu importieren, und Gastew war überzeugt, dass die Kommunisten von ihrem ideologischen Gegner lernen mussten. *Amerikanskaja* lautete die Losung.

Ziel des gesamten Prozesses war nichts weniger als eine vollkommene Transformation der Gesellschaft. Unter dieser neuen Ordnung, schrieb Gastew voller Begeisterung, würden Maschinen den Weg vorgeben und die Menschen würden folgen und in ihren standardisierten Leben standardisierte Bewegungen vollführen. Alle Aspekte des Lebens würden auf Effizienz und Uniformität hin optimiert werden, von den Wohnungen und der Erziehung bis hin zu Sprache, Nahrung, Gedanken und Sex. Der ideale Mensch war eine Produktionseinheit, die nach ihrer Effizienz beurteilt werden konnte und deren Name aus einer neutralen Kombination von Buchstaben und Zahlen bestehen würde, «Gesichter ohne Ausdruck und ohne Seele, die keine Lyrik, keine Emotionen mehr kennen und nicht durch Schrei oder Gelächter bewegt, sondern mit Manometer und Taxometer gemessen werden [...] der neue Massen-Ingenieurismus verwandelt das Proletariat in einen sozialen Automat.»⁵

Am Zentralinstitut für Arbeit mussten Arbeiter ihre Aufgaben neu erlernen, indem sie an Maschinen festgeschnallt wurden, um so durch endlose Wiederholung die perfekte Bewegung zu verinnerlichen. Jeder Ablauf wurde fotografiert und in Diagrammen und «Zyklogrammen» beschrieben und analysiert, die dann an Fabriken in der gesamten Sowjetunion verschickt wurden. Obwohl ihm stets die nötigen Werkzeuge, Instrumente, Heizmaterial und sogar Nahrungsmittel fehlten, arbeitete Gastew doch wie ein Besessener

weiter und verkündete das Evangelium der voll mechanisierten Gesellschaft. Als der deutsche Autor Ernst Toller das Institut besuchte, beschrieb er die langen Reihen der Lehrlinge in identischen Kleidern an identischen Werkbänken, die darauf abgerichtet wurden, nach elektrischen Signalen ihre Maschinen zu bedienen, immer wieder, Tag auf Tag, für bis zu sechs Monate pro Kurs.

Für diejenigen, die Gastews Enthusiasmus teilten, war eine solche Monotonie nichts weniger als ein soziales Ideal. So wurde 1928 die Gesellschaft der zeitgenössischen Architekten gegründet. Ihre Mitglieder sahen es als ihre Aufgabe an, nicht nur Häuser für das Proletariat zu bauen, sondern «die Struktur des menschlichen Lebens radikal zu verändern – produktiv, sozial und persönlich», indem sie Kontexte schufen, die als «soziale Kondensatoren» funktionieren und den sowjetischen Urbanismus zu den Massen bringen würden. Die Häuser sollten in Kommunen organisiert sein, jede mit ihrem eigenen Speisesaal, Klub, Waschhaus, Kindergarten, Kulturräumen und Parks. Im Gegensatz zu den «kleinbürgerlichen» Gewohnheiten der Vergangenheit sollten Leben und Eigentum frei geteilt und nach wissenschaftlichen Prinzipien organisiert werden. Ein Architekt entwarf gleich auch einen «Graphen des Lebens», der die tägliche Routine der Arbeiter und die planerischen Prioritäten der Städteplaner regeln sollte:

1. Licht aus. 22:00
2. Acht Stunden Schlaf. Reveille. 6:00
3. Gymnastik – 5 min. 6:05
4. Körperpflege – 10 min. 6:15
5. Dusche (optional 5 min.) 6:20
6. Anziehen – 5 min 6:25
7. Zum Speisesaal – 3 min. 6:28
8. Frühstück – 15 min. 6:43
9. Zur Garderobe – 2 min. 6:45
10. Aussenbekleidung anziehen – 5 min. 6:50
11. Zum Bergwerk – 10 min. 7:00
12. Arbeit im Bergwerk – 8 Std. 15:00
13. Zur Kommune – 10 min. 15:10
14. Aussenbekleidung ausziehen – 7 min. 15:17
15. Waschen – 8 min. 15:25
16. Abendessen – 30 min. 15:55
17. Zum Freizeitraum für freie Stunde – 3 min. 15:58

18. Freizeit. Wer möchte, kann schlafen. In diesem Fall Rückzug in die Schlafräume. 16:58
19. Körperpflege und Umziehen – 10 min. 17:08
20. Zum Speisesaal – 2 min. 17:10
21. Tee – 15 min. 17:25
22. Zum Club. Freizeit. Kulturelle Entwicklung. Gymnastik. Vielleicht ein Bad und Schwimmen. Das Leben selbst wird bestimmen, wie diese Zeit verbracht wird. Zeitspanne: vier Stunden 21:25
23. Zum Speisesaal. Abendessen, zu den Schlafzimmern – 25 min. 21:50
24. Vorbereitung zum Schlafengehen (Duschen erlaubt) – 10 min. 22:00⁶

1938 verfügte das Institut für Arbeit über 1‘700 Zweigstellen und hatte eine halbe Million Arbeiter nach dem neuen System ausgebildet. Gastew war ein hochgeehrter Mann und hatte unter anderem den Orden der Roten Fahne erhalten, eine der höchsten Auszeichnungen der Sowjetunion. Er bekam sogar eine Wohnung in einem Moskauer Gebäude, in dem viele der wichtigsten Schriftsteller und Intellektuellen des Landes lebten. Dort wurde er am 8. September 1938 von Agenten der Geheimpolizei festgenommen und abgeführt. Unter dem Vorwurf, ein Konterrevolutionär und Verschwörer zu sein, wurde er nach einer halbstündigen Anhörung am 14. April 1939 zum Tode verurteilt und am darauffolgenden Tag erschossen.

Tausende von begeisterten Revolutionären teilten Gastews Schicksal, als sie sich plötzlich auf der falschen Seite eines internen Kreml-Machtkampfs oder eines politischen Wechsels wiederfanden oder ganz einfach willkürlich herausgegriffen wurden, um eine Arrestquote zu erfüllen, die von irgendwelchen Bürokraten festgelegt worden war. Gastews Glaube an eine lichte, technologische Zukunft aber, in der die gesamte Sowjetunion eine einzige, auf Hochglanz polierte Maschine sein würde, die von Einzelteilen aus Fleisch und Blut zu unvorstellbaren Leistungen gebracht wurde, eine enorme Landschaft aus Stahl, Beton und Asphalt, der eine glorreiche revolutionäre Zukunft bevorstand, sollte weiterleben, wenn auch nicht so, wie er gehofft hatte. Seine Schriften und Ideen inspirierten eine ganze Reihe von Science-Fiction-Romanen. Der berühmteste unter ihnen, Jewgeni Samjatins *Wir*, wurde 1921 geschrieben, aber erst 1927 veröffentlicht, als es dem Autor endlich gelungen war, das Manuskript ausser Landes zu schmuggeln. Der Ro-



Rasende Räder: Dsiga Wertows *Mann mit der Kamera* zeigt den *Homo Sovieticus* als perfekt funktionierendes Teil einer Maschine

man spielt im «Einzigem Staat», einer Polizeidiktatur der Zukunft, in der Individuen nur mit Kombinationen von Buchstaben und Zahlen benannt sind. Der Erzähler, der Chefingenieur des Einzigem Staates, ist D-503 und führt ein angenehmes Leben. Für persönlichen Komfort hat er 0-90, seine Liebhaberin, die ihm für unpersönliche sexuelle Besuche zugeteilt wurde. Im Einzigem Staat leben die Menschen völlig uniforme Leben in Glashäusern. Die Geheimpolizei überwacht sie, und sie tun genau, was ihnen gesagt wird.

Als D-503 eine Frau trifft, die die strikten Regeln bricht und persönliche Eigenschaften und Begehren zeigt, ist er entsetzt, aber seltsam fasziniert von ihr. Bald darauf beginnt er im Schlaf zu träumen, laut den Machthabern ein sicheres Zeichen für geistige Verwirrung. Er beginnt eine Affäre mit der Frau, die schwanger wird und aus dem Staat flieht, um ihr Kind nicht für die Adoption freigeben zu müssen. D-503 muss für seinen fahrlässigen Individualismus einen hohen Preis zahlen, wie sein letzter Tagebucheintrag verrät. Er wird von Wachen überwältigt und einer «grossen Operation» unterzogen, nach der er «wie ein Traktor in Menschengestalt» funktionieren wird, wie Tausende andere hirnopierte Genossen auch.

Eine weitere fiktionale Verarbeitung von Gastews seelenloser Utopie war Jakow Protasanows 1924 erstmals gezeigter Film *Aelita* (der in Deutschland den Titel *Der Flug zum Mars* erhielt), in dem die Königin des Mars aus ihrer reglementierten Existenz im futuristischen Palast ausbrechen will, nachdem sie durch ein Teleskop einen attraktiven russischen Ingenieur gesehen hat. Die ausserirdische Zivilisation wird durch erstaunliche, konstruktivistische Kulissen plastisch gemacht, und Liebe ist in dieser Welt nicht eingepflanzt. Aelita überwirft sich mit anderen Mitgliedern der Elite und wird schliesslich von ihrem Angebeteten gerettet, der mit einem Raumschiff zum Mars fliegt. Protasanows Planet sieht Gastews Utopie erstaunlich ähnlich, auch wenn hier die puristische und glänzende Welt der Aristokraten von einer Armee von Sklaven aufrechterhalten wird, die stark an das zwei Jahre später uraufgeführte *Metropolis* erinnert.

Utopien aus Beton

Die utopische Ästhetik einer neuen Zeit, die sich bewusst von den schweren Vorhängen und Nippesfiguren des Kaiserreichs abgrenzte und die Technologie der Zukunft feierte, hatte in Deutschland vor allem einen Namen: Bauhaus. Wie das zerrissene und widersprüchliche Land voller Neuanfänge und alter Ressentiments, in dem diese Bewegung sich entwickelte, verkörperte auch das Bauhaus Ideale, die sich in vielen Fällen widersprachen. Während das Bauhaus heute für funktionales Design und ornamentlose Architektur steht, war es doch wesentlich mehr, denn die gigantischen und oft unmenschlich funktionalen Wohntürme und öffentlichen Gebäude der 1960er und 1970er Jahre übernahmen zwar seine architektonischen Ideen, nicht aber seine ideologische Ausrichtung, die ebenfalls darauf abzielte, das menschliche Leben vollkommen zu revolutionieren.

Von Walter Gropius gegründet, strebte das Bauhaus von Anfang an nicht nur eine technologisch-ästhetische, sondern auch eine soziale und ideelle Revolution an. Das 1911 von Gropius erbaute Fagus-Werk im deutschen Alfeld vermittelte eine erste Ahnung dieser Welt aus eleganten, geraden Linien, Glas, Beton und Stahl und einer starken Betonung der Funktionalität und industriellen Effizienz, die ebenso stark von Taylor und Ford inspiriert war wie von den sowjetischen und im weiteren Sinne sozialistischen Träumen von einer neuen Gesellschaft.



Bauhaus: Die Ästhetik des Maschinenzeitalters

Vor dem Krieg hatte Gropius im Architekturbüro von Peter Behrens gearbeitet, dessen wegweisende Entwürfe wie Besucher aus der Zukunft aussahen. Zwei seiner Kollegen dort waren Ludwig Mies van der Rohe und der junge Schweizer Architekt Charles-Édouard Jeanneret-Gris gewesen, der später unter seinem Künstlernamen Le Corbusier berühmt werden sollte. 1915 hatte Gropius Gustav Mahlers Witwe Alma geheiratet, mit der er bereits eine Liebesbeziehung gehabt hatte und die es sich augenscheinlich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, in ihrem Bett Genies zu sammeln.

Als der damalige Direktor der Weimarer Kunstschule, Henry van de Velde, Gropius einlud, ihn auf seinem Posten zu beerben, nahm Gropius die Herausforderung an und machte sich daran, neue Unterrichtsmethoden und neue Produktionsweisen für Kunst, Gebrauchsgegenstände, Gebäude und öffentliche Räume zu formulieren, von denen er hoffte, dass sie eine ganz neue und massentaugliche Ästhetik schaffen würden. Zu diesem Zweck versammelte er in Weimar einige der prominentesten Avantgarde-Künstler seiner Zeit, unter ihnen Wassily Kandinsky, Lyonei Feininger, Paul Klee und Oskar Schlemmer.

Während die Ästhetik des Bauhauses an Industrie und Massenfabrikation erinnert, war ihr Ansatz doch ein ganz anderer. Gropius ging es darum, die Handwerklichkeit des schöpferischen Prozesses zu befreien und in den Dienst der Gesellschaft zu stellen, was ihn dem britischen Arts and Crafts Movement wesentlich näherbrachte als Gastews Maschinenmenschen. «Der

Künstler ist eine Steigerung des Handwerkers», hatte er schon 1919 in einem Manifest geschrieben, das sein eigenes utopisches Denken gegen Ende des Krieges deutlich machte: «Wollen, erdenken, erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in einer Gestalt sein wird: Architektur und Plastik und Malerei, der aus Millionen Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallenes Sinnbild eines neuen kommenden Glaubens.»⁷ Die Ikonen des Bauhauses, wie etwa Marcel Breuers Sessel aus Stahlrohren und Leder oder das Bauhaus-Gebäude in Dessau, haben die Ästhetik des 20. Jahrhunderts gerade deshalb so tief beeinflusst, weil sie Kunst und Handwerk, Funktion und Schönheit gleichzeitig Rechnung tragen.

Die meisten der Bauhausmeister, wie sie genannt wurden, verfolgten eine sehr deutsche, fast wagnerianische Vision eines Gesamtkunstwerks, das bei Objekten und Gebäuden begann, aber weit in andere Disziplinen wie Tanz, Musik und Theater hineinreichte und an die allumfassende Ambition eines Rudolf Steiner erinnerte. Andere waren auch stark an der Idee des Körpers als Maschine interessiert, wie beispielsweise Oskar Schlemmers Roboter-Theaterstücke und seine Studien von Bewegung und Proportion zeigen.

Das Bauhaus-Experiment dauerte nur bis 1933, als die neuen, nationalsozialistischen Herren die Schliessung der Schule erzwangen. Schon in den wenigen Jahren ihrer Existenz hatte sich die Bauhaus-Bewegung entscheidend gewandelt. Von Anfang an hatte es Probleme gegeben, so viele Künstlerpersönlichkeiten und so viele Egos auf so engem Raum zur Zusammenarbeit zu bringen, und die Mischform zwischen sozialistischem Experiment, deutscher Akademie und spiritueller Vision war auf unterschiedliche Weise ausgelegt worden. Schliesslich aber zwang die kommerzielle Wirklichkeit die Designer dazu, ihre Entwürfe immer mehr den Erfordernissen der Massenproduktion anzupassen. Die grosse Aufmerksamkeit, die man in der Frühzeit den Proportionen, Volumen und Verhältnissen der Objekte gewidmet hatte, wurde immer mehr von prosaischeren Überlegungen verdrängt.

Gropius verliess das Bauhaus 1928, um eine unabhängige Laufbahn einzuschlagen, die sich immer mehr auf grossangelegte Siedlungen und Wohnbauten für die Arbeiterklasse konzentrierte. Die politischen und ökonomischen Umstände, unter denen er arbeitete, erlaubten ihm nicht, seine frühere Begeisterung für Handwerk und Individualität weiter in die Praxis umzusetzen, und so wandte er sich vorgefertigten Komponenten zu, um dem Woh-

nungsmangel so schnell und effektiv wie möglich zu begegnen. Allein schon der Grundriss der Gebäude spiegelte nicht so sehr die Bedürfnisse der zukünftigen Bewohner wider, sondern die effizienteste Nutzung von Baumaschinen und Konstruktionsprozessen.

Walter Gropius sah sich gezwungen, einige seiner früheren Vorstellungen aufzugeben und Kompromisse zu schliessen. Sein ehemaliger Kollege Le Corbusier hatte dieses Problem nicht. Er war von Anfang an ein enthusiastischer Verfechter des rationalistischen Bauens, und seine Begeisterung für grosse Gebäudekomplexe und industrielle Methoden war so gross, dass er ein Haus ganz einfach als eine Maschine definierte, in der man leben kann. Zwar waren die meisten seiner Entwürfe individuelle Wohnhäuser, doch seine eigentliche Leidenschaft galt der Planung ganzer Städte nach seinen Prinzipien, die ganz auf Effizienz, klare Linien und sorgfältig geplante Lebensbereiche wie Arbeit, Transport und Freizeit ausgerichtet waren und Verkehrsadern, Autos, Beton und Glas zu den wichtigsten Elementen seiner Stadtentwürfe machten. Früher als die meisten seiner Kollegen hatte er verstanden, dass Autos das Leben in den Städten und damit auch die Prioritäten der Stadtplanung völlig revolutionieren würden, und so plante er urbane Zonen ganz um das Auto herum, das er als einen Agenten der fast unbegrenzten Befreiung sah.

1922 präsentierte Le Corbusier seine eigene Vision einer zeitgemässen Stadt, einen Plan für eine riesige Metropole von drei Millionen Einwohnern mit kreuzförmigen Wohntürmen und Strassen auf mehreren Ebenen, die Fritz Langs utopischen Fantasien in nichts nachstand. Als der Architekt einsehen musste, dass seine Ideen nicht mit der Begeisterung aufgenommen wurden, die sie seiner Ansicht nach verdienten, wandte er sich einem neuen Projekt zu, das ihm erhebliche öffentliche Aufmerksamkeit garantierte. Finanziert von einem französischen Auto- und Flugzeugfabrikanten, entwickelte er den Plan Voisin, der nichts weniger vorsah, als einen Grossteil von Paris abzureissen und auf dem rechten Seine-Ufer als eine vollkommen begradigte und gigantomatische Stadtutopie mit achtzehn riesigen, sechzigstöckigen Hochhäusern und breiten Autobahnen neu aufzubauen. Die Vergangenheit taugte nur noch für den Müllhaufen der Geschichte.

Erwartungsgemäss wurde Le Corbusiers Plan, eine der schönsten Städte der Welt dem Erdboden gleich zu machen und sie durch eine technokratische Utopie zu ersetzen, mit einer Mischung aus echtem Entsetzen und beissenem Spott aufgenommen, als er sie 1925 vorstellte. Den Architekten aber



Moderner Brutalismus: Le Corbusier schlug vor, die Pariser Innenstadt abzureissen und durch Wohntürme und Autobahnen zu ersetzen

störte diese Ablehnung wenig, sein Selbstvertrauen war augenscheinlich so unzerstörbar wie sein Hunger nach gigantischen Projekten.

Um seine Ideen zu verwirklichen, war ihm jeder Verbündete recht, und so wandte er sich schon bald der Bewegung zu, die seine Träume von einer Zukunft der disziplinierten Massen teilte. Der französische Journalist und Schriftsteller Georges Valois, der Gründer der Organisation *Le Faisceau*, deren Zeitschrift *Le Nouveau Siècle* sich durch einen besonders schrillen Antisemitismus und Nationalismus auszeichnete, hatte auch Le Corbusiers Ideen und Pläne publiziert. Der Architekt pflegte diese vielversprechende Verbindung. 1934 unternahm er eine Vortragsreise durch Italien, als persönlicher Gast von Benito Mussolini.

In Grossbritannien stiessen die Roboter und die durchgeplanten Städte der Moderne auf beträchtliche Skepsis. Einige Intellektuelle wie George Bernard Shaw waren glühende Unterstützer dessen, was sie als das grosse sowjetische Experiment für die Zukunft der Menschheit sahen, aber allumfassende Lösungen waren nie populär in einem Land, dessen Kultur so unverkennbar empirisch und individualistisch war und dessen Gesetze sich nicht nach Idealen, sondern nach der gebräuchlichen Praxis richteten, zumal es andere, dringendere Probleme gab. 1926 war das Jahr des Generalstreiks, der die Wirtschaft lähmte. Trotzdem wurden technologische Zukunftsszenarien auch hier diskutiert.

Der britische Schriftsteller Aldous Huxley hatte Jewgeni Samjatins *Wir*

gelesen – zumindest sollte das George Orwell später behaupten. 1931, während er in Italien lebte, begann Huxley mit der Arbeit an einem Roman über einen zukünftigen Weltstaat, dessen Bevölkerung vollkommen glücklich ist. Die Menschen sind in Kasten unterteilt. Jeder kennt seinen Platz, funktioniert und wird überwacht – man weiss ja nie. Es gibt keinen Neid, Sex ist reines Freizeitvergnügen, und alle konsumieren Soma, die Glücksdroge. Das Idyll wird gestört, als ein Junge aus einem weit entfernten Land, dessen Mutter einmal zu dieser schlafwandlerischen Gesellschaft gehörte, nach London gebracht wird und nicht mit dieser Welt ohne Emotionen, Individualität und persönliche Bindungen zurechtkommt. Das erbarmungslose Glück der Mehrheit bricht ihn schliesslich. 1932 veröffentlichte Huxley seine albtraumhafte Vision. Er nannte sie *Schöne neue Welt*.

1927

Ein Palast in Flammen

Das österreichische Antlitz, mit dem zugekniffenen linken Auge, hat man in diesen vier Jahren Schulter an Schulter neben dem mehr martialischen Gesicht so oft in den Schaufenstern gesehn, dass es wohl vierzig Friedensjahre brauchen wird, um die Erinnerung loszuwerden. *Karl Kraus, «Die letzten Tage der Menschheit»*

«Die Akten verbrennen?», wiederholte der Mann immer wieder, «die ganzen Akten!» «Besser als die Menschen!», rief ein junger Mann aus der Menge wütend zurück, bevor er von dem Strom der Körper mitgerissen wurde und die Warnungen vor neuen Polizeiangriffen und Schüssen in die Menge lauter wurden.

Der junge Mann, der diese Episode in seiner Autobiographie erzählt, war Elias Canetti, damals noch Student. Es war der 15. Juli 1927, und die Menge war von allen Seiten zum Wiener Justizpalast gekommen. Als die Menschen das imposante, historistische Gebäude erreichten, stand ihnen äusserste Entschlossenheit ins Gesicht geschrieben. Nichts würde sie aufhalten. Der sozialdemokratische Bürgermeister befürchtete das Schlimmste und stieg auf einen Feuerwehrgewagen, um die wütende Menge anzuflehen, nach Hause zu gehen. Ohne auf ihn zu hören, brachen sie die Tore des Gebäudes nieder und begannen, Akten zu zerreißen und sie aus den Fenstern zu werfen, Möbel zu zerschlagen und alles zu zerstören, was ihnen in die Hände fiel.

Plötzlich machte ein Wort die Runde, geflüstert oder gerufen von einem zornigen Mund zum nächsten: «Wir räuchern sie aus?» Jemand legte Feuer. Kurz darauf platzten Fensterscheiben in der Gluthitze, und dunkle Rauchschwaden stiegen auf. Die Feuerwehr war schon in Bereitschaft und versuchte einzugreifen, aber Demonstranten versperrten ihr den Weg. Die Feuerwehrmänner mussten hilflos zusehen, wie rote Flammen aus dem Dach des



Der brennende Wiener Justizpalast wurde zum Symbol des österreichischen Sündenfalls

Gebäudes schlugen und der Auftrieb des Feuers zahllose Papiere wie dunkle, verwirrte Vögel in den Himmel steigen liess. Der Justizpalast brannte.

Die Reaktion erfolgte rasch und brutal. Mit ausdrücklicher Zustimmung von Prälat Ignaz Seipel, dem Kanzler der jungen österreichischen Republik, erhielt die Polizei Befehl, in die Menge zu schiessen. In den darauffolgenden Scharmützeln zwischen Demonstranten und Polizei richteten berittene Einheiten mit gezogenem Säbel und geordnete Reihen von Polizisten mit Gewehren ein Blutbad an. Fliehenden Demonstranten wurde in den Rücken geschossen, die Menge löste sich auf und formierte sich neu, erbitterte Demonstranten forderten ihre Verfolger heraus, bevor sie in Deckung liefen, ein Mann schlug sich auf die Brust und rief: «Da! Da müsst ihr schiessen!» Am Abend lagen 89 Demonstranten tot auf der Strasse, Hunderte waren verletzt.

Die tödliche Konfrontation an diesem 15. Juli war die Folge einer anderen Schiesserei, bei der ein achtjähriger Junge und ein Veteran hinterrücks erschossen worden waren. Am Vortag waren ihre Mörder, zwei Männer, die

einer paramilitärischen Organisation angehörten, in allen Anklagepunkten freigesprochen worden, eine Entscheidung, die den Marsch auf den Justizpalast provoziert hatte. Für den jungen Canetti, der an diesem Tag Teil der Menge gewesen war, war die Erfahrung des Mitgerissenwerdens, Teil von einem grösseren, stärkeren und seltsam unpersönlichen Ganzen zu sein, eine Erfahrung, die sein Leben veränderte. In seinem späteren Werk kehrte er mehrmals zu diesem Augenblick zurück, so in *Masse und Macht* und in seinem Roman *Die Blendung*, in dem ein geistig verwirrter Gelehrter sich mit seiner gesamten Bibliothek verbrennt.

Canetti war nicht der einzige Schriftsteller, den die Ereignisse zutiefst beeindruckt hatten. Heimito von Doderer sah in dem brennenden Justizpalast den Sündenfall seines Landes, und auch Karl Kraus erkannte den Symbolwert des Moments, in dem die Justiz versagt hatte und der Staat seine Bürger niedermachte. Tausende von österreichischen Bürgern dachten so, schrieben ihre Erinnerungen und Gefühle aber nicht auf. Sie trugen sie mit sich herum wie politische Brandbomben.

An diesem Sommertag kam die österreichische Hauptstadt einem unkontrollierbaren Bürgerkrieg so nahe wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Karl Kraus hatte Wien einmal «eine Experimentierstation für den Weltuntergang» genannt, einen politischen und kulturellen Mikrokosmos unterschiedlicher Gesellschaften, gefangen zwischen Zuversicht und Zusammenbruch, Hoffnung und Hass, Sozialismus und Faschismus.

Besonders in Wien standen sich die zwei Flügel der politischen Landschaft mit unversöhnlichem Hass gegenüber. Beide hatten bewaffnete, paramilitärische Arme, die in den Strassen marschierten: eine hauptsächlich urbane und von Arbeitern unterstützte Bewegung, die aus Sozialdemokraten, Sozialisten, Kommunisten und verschiedenen Splittergruppen bestand, und eine konservative, katholische und oft faschistische Fraktion, die besonders von Landarbeitern und dem kleinbürgerlichen Mittelstand gewählt wurde.

In diesem Kampf ging es um nichts weniger als um die Seele des Landes. Die Ursprünge des Konflikts lagen im Zusammenbruch des Habsburgerreichs nach der Niederlage der Mittelmächte zehn Jahre zuvor. Bis 1918 hatte Österreich-Ungarn etwa zwanzig Prozent des europäischen Territoriums umfasst, von den tiefen Wäldern Transsylvaniens bis zur Schweizer Grenze, vom nördlichen Böhmen, unweit von Dresden, bis zur Adriaküste und nach Montenegro. Der grösste Teil dieses Reiches war ländlich geprägt und stand wirtschaftlich noch mitten im 19. Jahrhundert. In den Städten war

die Konfrontation mit der Moderne zu einem politischen Problem geworden, als ethnische und kulturelle Gruppen mehr Rechte, mehr Anerkennung und mehr Unabhängigkeit forderten und sowohl untereinander als auch gegen die Herrscher in Wien mehr oder weniger offen kämpften. Gleichzeitig schuf diese konfliktgeladene und instabile Lage den kulturellen Reichtum nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in Städten wie Prag, Budapest, Czernowitz, Triest und Lemberg (heute Lviv in der Ukraine).

Die Kultur des Habsburgerreichs war so facettenreich wie die unterschiedlichen Gruppen, die zu ihr beitrugen, und in jedem der kulturellen Zentren koexistierten eine Vielzahl von Sprachen, Religionen und kulturellen Praktiken, die einander durchdrangen, lebten Menschen unterschiedlicher geographischer Herkunft, historischer Identität und politischer Zugehörigkeit, die miteinander einen enormen kulturellen Reichtum schufen. So hatte Prag mit seinen 200'000 Einwohnern, von denen nur ein kleiner Prozentsatz Akademiker waren, zwei Universitäten: eine, die auf Tschechisch lehrte, und eine, an der nur Deutsch gesprochen wurde. Auch Sportvereine, Bibliotheken und Zeitungen waren so «verdoppelt».

Wirtschaftlich war Österreich-Ungarn nicht in der Lage, mit seinem Nachbarn Deutschland mitzuhalten, aber auch hier erlebte die Wirtschaft einen gewaltigen Aufschwung. Kohle und Stahl aus den Bergwerken Schlesiens befeuerten die Industrialisierung im Westen des Reiches, während die östlichen Territorien in Ungarn und dem heutigen Rumänien an dieser Entwicklung so wenig teilhatten, dass die Osthälfte des Reiches zum einzigen Gebiet Europas wurde, das noch Getreide exportierte. In den anderen, höher industrialisierten Ländern wurde der Nahrungsmittelbedarf bereits auf einem globalen Markt durch Importe gedeckt, die aus Russland, Kanada, Argentinien und Australien stammten.

Als das Habsburgerreich nach Kriegsende aufgelöst wurde, standen die neuen Länder nicht nur wirtschaftlich vor enormen Herausforderungen. Besonders für Österreich war dieser Neuanfang ein Albtraum, denn es hatte im engeren Sinne noch nie ein Land namens Österreich gegeben. Der Staat erstreckte sich über die mehrheitlich deutschsprechenden Fürstentümer und Provinzen im Westen des ehemaligen Reiches und umfasste nur zwölf Prozent von dessen früherer Landmasse. Den Zugang zu den reichen Kohle- und Stahlvorkommen Schlesiens hatte er an die ebenfalls neu geschaffene Tschechoslowakei verloren, der Brotkorb des Reiches lag jetzt in Ungarn, die Hä-

fen am Mittelmeer in Italien und Kroatien. Übrig geblieben war die «Erste Republik», war ein dünnbesiedeltes Land zwischen Alpen und der beginnenden Puszta mit wenig Industrie und ohne historische Identität, ein Land, dessen Hauptstadt, Wien, für ein europäisches Reich gebaut worden war, aber über kein Reich mehr herrschte.

Die wirtschaftliche Situation der jungen Republik war verzweifelt, aber ein anderes Problem war vielleicht noch grösser. Niemand hatte diesen Staat gewollt. Für Monarchisten – und bis zu einem gewissen Grad auch für das katholische Bürgertum – hatte die Grösse ihres Landes in der Herrschaft über viele Kulturen und Völker gelegen, eine Art Kolonialreich mitten in Europa, dessen Elite sich gerne als Brüder der Briten sah. Die Bourgeoisie hatte kein Interesse an einem kleinen Nationalstaat namens Österreich, und besonders assimilierte Juden sympathisierten mit einem grösseren, überstaatlichen und europäischen Gedanken. Für sie war der Nationalstaat ein Rückschritt – sowohl gegenüber der ehemaligen imperialen Grösse als auch gegenüber den Hoffnungen für die Zukunft.

Die deutschsprachigen Nationalisten, die den Staat Österreich noch eher hätten begrüssen können, wollten tatsächlich noch weniger, denn ihr Nationalismus hatte sich immer nach Deutschland, auf ein grossdeutsches Reich hin orientiert, auf die Einheit aller «deutschen Völkerschaften». Eine eigene österreichische Nationalität lehnten sie ab, und der Zusammenschluss mit Deutschland war von den Siegermächten ausdrücklich verboten worden. Auch für sie war die Erste Republik eine ungewollte, wenn nicht gar verhasste Notwendigkeit. Die Arbeiter und die linksgerichteten Teile des Bürgertums schliesslich hatten auf einen revolutionären, sozialistischen Staat mit deutlicher Nähe zur Sowjetunion gehofft.

Sie alle waren enttäuscht. Der neue Staat Österreich schien wenig mehr zu sein als das traurige, verstümmelte Fragment des ehemaligen Habsburgerreichs, ein administratives Gebilde ohne historische Identität. Die Landkarten, mit deren Hilfe Schüler während des Kaiserreichs Geographie gelernt hatten, hatten kein Österreich verzeichnet, sondern lediglich einzelne Länder und Fürstentümer: Oberösterreich, Niederösterreich, Tirol, Kärnten, Salzburg, etc. Sie hatten nichts weiter miteinander gemeinsam als eine mehrheitlich deutschsprechende, mehrheitlich katholische Bevölkerung, die lange gemeinsam derselben Habsburgerdynastie unterstanden hatte, aber besonders die Grenzregionen waren oft von nationalen Konflikten gekennzeichnet: Kärnten war auch für viele Slowenen Heimat, Tirol hatte eine grosse italienische Bevölkerung, ein grosser, mehrheitlich deutschsprechender Teil von

Westungarn, das heutige Burgenland, wurde gar erst 1921 per Referendum Teil Österreichs.

Die grösste Herausforderung für die Nachkriegsrepublik bestand darin, dem neuen Staat eine Identität zu geben und eine Antwort darauf zu finden, was es hiess, Österreicher zu sein. Die zwei grössten politischen Blöcke aber beantworteten diese Frage auf radikal unterschiedliche Weise. Die Sozialisten, die in Wien und anderen industriell geprägten Städten in Oberösterreich eine Mehrheit hatten, wollten die neue Nation zu einer modernen, sozialistischen Republik machen, verbündet mit der Sowjetunion, aber möglicherweise auch neutral und international ausgerichtet. Dagegen wehrten sich die Konservativen mit aller Kraft. Das neue Österreich sei vielleicht eine Tragödie oder eine Travestie der Geschichte, argumentierten sie, aber sein Volk müsse sich auf seine historische Identität besinnen, die aus dem Katholizismus und der Authentizität des ländlichen Lebens hervorgegangen sei.

Das rote Wien

Hoffnung und Furcht lagen oft dicht beieinander im unsicheren Neuanfang nach dem Krieg. Für Sozialdemokraten und Sozialisten bot der Zusammenbruch des Reiches die Gelegenheit, neu zu beginnen und ihre Träume von Gleichheit und Gerechtigkeit in die Tat umzusetzen. Als Wien selbst 1922 ein freies Bundesland unter sozialistischer Führung wurde, begann die Stadtregierung, ein enorm ehrgeiziges Projekt umzusetzen, das soziale Reformen und Erziehung, Gesundheitsversorgung und soziale Wohnbauten vorsah – und realisierte. Trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Staates wurde in den folgenden Jahren eine ganze Reihe von Gemeindebauten fertiggestellt, die es einfachen Arbeitern ermöglichten, in eigenen, geheizten, trockenen Wohnungen mit fliessendem Wasser zu wohnen – für viele von ihnen eine Utopie aus Backstein.

Das grösste dieser Wohnungsbauprojekte, der Karl-Marx-Hof, wurde zwischen 1927 und 1930 errichtet und ist noch immer ein Monument der sozialen Ambitionen seiner Erbauer, der grösste zusammenhängende Wohnbaukomplex der Welt, bestehend aus 1'400 Wohnungen für 5'000 Menschen. Aber nicht nur die nackten Zahlen machten dieses Unterfangen so erstaunlich. Die gigantische Struktur des Karl-Marx-Hofes mit seiner imposanten, mehr als einen Kilometer langen Fassade, die wie eine gigantische



Utopie in Stein: Der Karl-Marx-Hof in Wien stand für ein besseres,
kollektives Leben

Skulptur konzipiert ist, die Infrastruktur von Kindergärten, Wäschereien, Geschäften und Arztpraxen, Gemeinschaftsräumen und Bädern und einer Bibliothek – dieser Komplex war für eine neue Welt gebaut, er war Ausdruck der Macht und der Würde der «kleinen Leute», die auch die Hauptwählerschaft der Regierung waren. Die Architektur der Gemeindebauten war hell und grosszügig und bot Wohnungen, Gemeinschaftsräume, ja sogar Kinos und Theater. Der Karl-Marx-Hof umfasst ein riesiges Areal, aber nur ein Fünftel der Grundfläche ist bebaut, der Rest besteht aus geräumigen Innenhöfen, Spielfeldern und Spielplätzen und ist mit Mosaiken, Skulpturen und Fresken verziert.

Die Wiener Regierung nutzte eine spezielle Wohnbausteuer, um in den 1920er und 1930er Jahren mehr als 220'000 Menschen mit bescheidenem Einkommen in neuen Wohnungen unterzubringen. Die öffentliche Hand gab reichhaltig und wurde mit grosser Wählerloyalität belohnt. Wien hatte eine blühende sozialistische Kultur weit über die Partei hinaus. Vereine, Konzerte, Zeitungen, Sportklubs, Arbeiter-Bildungsvereine, Theater, Genossenschaftsbanken, kooperative Geschäfte, Abendschulen, Suppenküchen, Kinderorganisationen, Schrebergärten und Verlage sorgten für eine dichte und reichhaltige Infrastruktur.

An jedem 1. Mai, dem Tag der Arbeit, demonstrierte die sozialistische Bewegung ihre Macht bei einem riesigen Aufmarsch auf der Ringstrasse, an dem Hunderttausende von Arbeitern teilnahmen. Flaggen, Blaskapellen und dekorierte Wagen zogen an den historistischen Fassaden der Innenstadt vorbei und marschierten am neuen Flügel der Hofburg entlang, der noch während des Krieges in Erwartung einer anderen Zukunft gebaut worden war.

Die konservativen Gegner der Sozialisten sahen die Paraden mit Schrecken und betrachteten die Kultur der Stadt mit einem Misstrauen, das an Hass grenzte. Auch auf politischer Ebene waren Konflikte unvermeidbar: Die Stadtregierung war fest in sozialistischer Hand, aber die österreichische Regierung, die mit den Stimmen der landwirtschaftlich geprägten Länder gewählt wurde, wurde von Christdemokraten unter der Führung des «Prälaten ohne Milde» Ignaz Seipel gestellt, einem katholischen Priester, der Theologie gelehrt hatte, bevor er noch im Kaiserreich Sozialminister und dann, nach dem Krieg, von 1922 bis 1924 und von 1926 bis 1929 Bundeskanzler geworden war.

Seipels Österreich sah völlig anders aus als die kollektivistische Utopie, die Wiens Gemeindebauten symbolisierten. Seine eigene Vision war katholisch und autoritär. Sein Vater war ein Wiener Kutscher gewesen, und der Kanzler stand auf der Seite der konservativen Landbevölkerung. Wien, vor 1914 die fünftgrösste Stadt der Welt und nicht nur in den Augen seiner Bewohner eines der kulturellen Zentren der westlichen Welt, drohte in diesem repressiven Klima intellektuell und künstlerisch zu verdorren. Vor 1918 war es die Hauptstadt eines Reiches mit unterschiedlichen Nationalitäten und Kulturen, eine Stadt mit 2,1 Millionen Einwohnern gewesen. Nach dem Krieg hatten 400'000 von ihnen Wien verlassen, das jetzt Hauptstadt eines kleinen, fast ausschliesslich katholischen und deutschsprachigen Landes war. «Wien an der Donau ist Wien an den Alpen geworden», seufzte der berühmte Journalist Anton Kuh.

Für konservative österreichische Nationalisten war die Nähe zu den Alpen noch immer nicht gross genug. Auf ihrer Suche nach einer nationalen Identität förderten sie die Tracht, eine Mode für Städter, die den unterschiedlichen Bekleidungsstraditionen der Landbevölkerung in der Steiermark, Tirol, Oberösterreich und anderen Gegenden nachempfunden war, deren Elemente aber nach Belieben mischte und so eine vollkommen künstliche «Tradition» darstellte. Schon vor dem Krieg hatten wohlhabende Touristen aus den Städten diese scheinbar authentische Kleidung mit grosser Begeisterung für die

Ferien gekauft, und Rechtsanwälte, Geschäftsleute, Journalisten und Verwaltungsangestellte trugen in der Sommerfrische Dirndl und Lodenjanker. Sogar Sigmund Freud wurde bei einer Bergwanderung in Tracht fotografiert, bevor diese Kleidung zum ideologischen Statement wurde. Im Zuge dieser Politisierung – und mit der Politisierung fast aller Aspekte des Lebens in einer ideologisch so stark aufgeladenen Situation – kam die Tracht in die Stadt. Vereine, Stiltfibeln und Seminare wachten darüber, dass die Trachtenmode authentisch war und so das tiefste Wesen des Volkes ausdrückte.

Die Intellektuellen der Hauptstadt waren entsetzt über die fortschreitende Provinzialisierung einer Stadt, die noch vor wenigen Jahren ein Modell für kulturelle Vielfalt, intellektuellen Reichtum und ästhetische Avantgarde gewesen war, besonders da die neuen Ideen oft mit rabiaten antisemitischen Vorurteilen einhergingen und Wiens assimilierte Juden einen wesentlichen Teil der Wiener Kultur darstellten. Knapp 200'000 Juden lebten in Wien, die meisten von ihnen erst seit einer oder höchstens zwei Generationen. Sie stellten zehn Prozent der Stadtbevölkerung, aber die privilegierte Stellung, die Bildung schon immer für sie gespielt hatte, sowie die Entschlossenheit, eine Vergangenheit der Ghettos und Pogrome hinter sich zu lassen und die neue Kultur für sich zu erschliessen, führten dazu, dass sie in Gymnasien und an den Universitäten bald überproportional stark vertreten waren und fast die Hälfte der Wiener Journalisten, Anwälte und Ärzte stellten. Die christliche Umgebung hatte von ihnen verlangt, die jiddische Sprache, die Kaftane und die langen Bärte ihrer Vorfahren hinter sich zu lassen und treue Untertanen Habsburgs sowie patriotische Bürger zu werden, und sie hatten all diese an sie gerichteten Erwartungen oft noch weit übertroffen. Freuds Lederhosen waren ein Symbol für diesen langen Weg der Anpassung. Jetzt verbotenen vaterländische Trachtenvereine Juden die Mitgliedschaft.

Schon vor dem Krieg hatte die gelungene Assimilation der jüdischen Bevölkerung Wiens sich gegen sie gewendet, als die Verlierer der Moderne – der niedere Mittelstand, dessen kleine Geschäfte und Handwerksbetriebe besonders stark unter der industriellen Konkurrenz zu leiden hatten – nach einem Schuldigen für ihren wirtschaftlichen Niedergang suchten. Die Juden gehörten zu den Gewinnern der Moderne, ihnen ging es prächtig in der neuen Welt, in der Bildung und Ausbildung wichtiger waren als Herkunft und Konfession. Wie die falsche Maria, der dämonische Automat in Fritz Langs *Metropolis*, in dessen metallener Brust kein Herz schlägt, wurden die Juden als

Quintessenz der neuen urbanen, wurzel- und seelenlosen, kapitalistischen, sexualisierten, neurotischen und geldgeilen Welt dargestellt.

Dieses Stereotyp war keinesfalls auf Wien begrenzt. Auch in Deutschland und Frankreich, in Italien, Ungarn, den Balkanstaaten, Spanien, in Polen, Russland und sogar in Grossbritannien wurden Juden ausgegrenzt. In den ökonomisch eher rückständigen Ländern, besonders in Süd- und Osteuropa, basierten die antisemitischen Klischees noch immer auf der religiösen Verfolgung und dem kirchlichen Antijudaismus. In den industriellen Ländern hingegen bediente sich der Hass eines neuen Vokabulars und erklärte Juden aus «wissenschaftlichen» und «rassischen» Gründen für minderwertig, sie galten als parasitäre Organismen am Körper der Zivilisation. Die Dreyfus-Affäre in Frankreich und die Karriere des antisemitischen und populistischen Bürgermeister Karl Lueger in Wien, der den Juden Hass seiner Wähler politisch kühl ausnutzte, waren zwei Symptome dieses alten Hasses in neuem Gewand, der auch der Hass der Unterlegenen gegen die (als solche wahrgenommenen) Sieger war. Eine Gesellschaft ohne Orientierung und ohne klare Identität suchte nach Sündenböcken.

Stadt ohne Juden?

In der Hauptstadt erzeugte die Vorstellung von «Wien an den Alpen» Platzangst unter Künstlern und Intellektuellen, von denen einige, wie beispielsweise der Regisseur Max Reinhardt, vermehrt im stärker kosmopolitischen Berlin arbeiteten, um die vergiftete Atmosphäre der österreichischen Hauptstadt hinter sich zu lassen. Noch immer gab es hier eine starke und florierende jüdische Kultur – von den Orthodoxen im zweiten Wiener Bezirk, der «Matzesinsel», über die grosse, liberal eingestellte Synagoge im gutbürgerlichen ersten Bezirk bis hin zu den völlig assimilierten Familien, die nichts um sich duldeten, was sie in irgendeiner Weise an das Leben und die Demütigungen ihrer Vorfahren erinnerte. Viele von ihnen hatten mit ihrer Konfession auch ihre Namen geändert und gestatteten nicht, dass in ihrer Gegenwart jiddische Wörter verwendet wurden. Aber Assimilation und Antisemitismus weckten auch Widerstand. Zionistische Vereine und Parteien fanden reichlich neue Mitglieder – von Jugendverbänden, in denen Hebräisch gelernt und für die Auswanderung geübt wurde, bis zur zionistischen Wohltä-



Neue Menschen, neue Juden: Hakoah Wien, 1925

tigkeits-Loge Bnai Brith und der berühmten Wiener Fussballmannschaft des Sportvereins Hakoah, die 1923 nicht nur als erster kontinentaleuropäischer Klub auf englischem Boden das Team von West Ham United besiegte, sondern zwei Jahre später auch die österreichische Meisterschaft errang.

Wien war noch immer der Lebensmittelpunkt vieler jüdischer Intellektueller. Sigmund Freud, der Schriftsteller Arthur Schnitzler und andere Autoren wie Joseph Roth, Franz Werfel und Stefan Zweig, der hellsichtige und streitsüchtige Karl Kraus und eine Reihe anderer prominenter Journalisten, sozialdemokratische und sozialistische Politiker wie Otto Bauer und Julius Tandler, Schauspieler und Kabarettisten, Wissenschaftler und Privatgelehrte – sie alle waren Teil einer formlosen Gemeinschaft von Juden und Nichtjuden, die in den Cafés und auf den Zeitungsseiten, auf Theaterbühnen und in privaten Salons die unterschiedlichsten Gedanken über eine österreichische und eine europäische Zukunft debattierten. Der Druck aus dem katholischen und antisemitischen Lager, dem auch viele Regierungsmitglieder angehörten, warf einen tiefen Schatten auf diese Diskussionen. 1922 veröffentlichte der junge Schriftsteller Hugo Bettauer einen Roman mit dem Titel *Die Stadt ohne Juden*, in dem er ein Szenario entwarf, in dem die Österreicher alle

Juden ausweisen und das «bereinigte» Wien so katastrophal in einen dumpfen, katholischen Provinzialismus verfällt, dass man beschliesst, die Juden zu bitten, sie mögen doch wieder zurückkommen.

Für die beiden Schriftsteller, die den Brand des Justizpalastes am 15. Juli miterlebt hatten, wurde das Bild des lodernden Gebäudes zum Symbol des Niedergangs, obwohl die beiden in Anbetracht ihrer persönlichen Herkunft und ihrer politischen Ansichten unterschiedlicher nicht hätten sein können. So verkörperte Elias Canetti das assimilierte, kosmopolitische Wien. Er war Jude und 1905 in Ruse im heutigen Bulgarien geboren worden, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte. Seine Familie sprach untereinander Ladino sowie mehrere andere Sprachen, denn seine Vorfahren waren nach der Reconquista 1492 aus Spanien zunächst ins damals osmanische Edirne und später dann nach Ruse gekommen. Als Canetti sechs Jahre alt war, zog seine Familie nach Manchester, wo sein Vater eine Stellung gefunden hatte. Nach dessen Tod zog die Mutter mit ihren beiden Kindern erst nach Lausanne, dann nach Wien, nach Zürich und nach Frankfurt. Als Student kehrte Canetti nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1927 Chemie studierte und davon träumte, Schriftsteller zu werden.

Canetti war der Inbegriff des Habsburger Kosmopoliten, der in fünf Sprachen (Ladino, Rumänisch, Deutsch, Englisch und Französisch) und in unterschiedlichen Umgebungen scheinbar mit der gleichen Selbstverständlichkeit zu Hause war, leidenschaftlich für seine Literatur lebte und ewig verunsichert war. In *Masse und Macht* (1960) kam er Jahrzehnte später noch einmal auf die Ereignisse von 1927 zu sprechen, als er plötzlich Teil einer Masse geworden war, eines anschwellenden Stroms von Körpern, Stimmen und atavistischen Instinkten, Teil des ekstatischen, immer hungrigen Organismus, der aus dem Kollektiv entstand und in einer Zeit der fehlenden Sicherheiten eine so enorme Bedeutung gewann.

Der andere Zeitzeuge, der dem 15. Juli 1927 einen ganzen Roman widmete, war Heimito von Doderer, der zwar in derselben Stadt wohnte, sozial und intellektuell aber einem völlig anderen Universum angehörte. Seine Familie entstammte dem niederen Adel, und er verdankte seinen seltsamen Vornamen augenscheinlich der Schwärmerei seiner Mutter für einen Spanier namens Jaime. Das junge Heimito verbrachte seine gesamte Kindheit in Wien, wo er konservativ und standesbewusst erzogen wurde. Nach einem lustlosen Jurastudium meldete er sich 1915 zur Kavallerie und wurde an die Front geschickt, zuerst in Galizien, dann in der Bukowina, wo er in russische Kriegsgefangenschaft geriet.

Während der Monate in einem sibirischen Gefangenenlager beschloss Doderer, Schriftsteller zu werden, und nach seiner Rückkehr nach Wien 1918 arbeitete er hart, wenn auch ohne nennenswerten Erfolg daran, seinen Traum zu verwirklichen. Seine ersten Romane verkauften sich schleppend, und der junge Autor bemühte sich, seinen Lebensunterhalt durch Journalismus und verschiedene literarische Nebenjobs zu verdienen. Er war aus der Welt gefallen. Die Zeiten hatten sich rasch geändert, die Gesellschaft, für die er erzogen worden war, existierte nicht mehr. In vielen seiner erzählenden Werke reflektierte Doderer mit ironischem Bedauern über diese Veränderung und über das Gefühl, nicht in der eigenen Gegenwart zu leben. Während Canetti räumlich von Exilort zu Exilort wanderte, war Doderer zeitlich im Exil. Keiner von beiden gehörte irgendwo dazu.

Das Wien der Zwischenkriegszeit aber war eine Stadt für Menschen, die nicht oder nicht mehr dazugehörten. Niemand fühlte sich im posthabsburgischen Österreich zu Hause. Doderers seismographische Sensibilität zog die Wege nach, auf denen man sich in dieser neuen Welt verlieren konnte, und beschrieb die nostalgische Sehnsucht nach einer früheren Zeit, die in der Erinnerung zum Idyll verklärt wurde. In seinem Roman *Die Dämonen* (1956) wird der 15. Juli zum Sündenfall seiner Heimat, zu dem Moment, da die rohe Gewalt nach dem Herz des toleranten und wohlwollenden ehemaligen Reiches griff.

Tatsächlich war das gesamte Jahr 1927 für Doderer ereignisreich und traumatisch gewesen. Ohne wirklichen Enthusiasmus hatte er seine jüdische Geliebte geheiratet, mit der er schon seit Jahren ein Verhältnis gehabt hatte. Es war eine quälende und schwierige Beziehung zwischen einer jungen Frau, einer begabten Pianistin aus einem weltoffenen Elternhaus, und einem erfolglosen Schriftsteller, der seine antisemitischen Tiraden ihr gegenüber als Waffe gebrauchte. Die Ehe endete mit der endgültigen Trennung 1932 und Doderers Beitritt zur in Österreich noch illegalen NSDAP im Jahr darauf. Nach dem «Anschluss» Österreichs an das Dritte Reich leitete Doderer die Scheidung ein und nahm seiner Frau damit auch den letzten Schutz vor den rassistischen Gesetzen.

Die Gemeinheiten und die Niedertracht seiner eigenen Handlungen sowie seine Verstricktheit und Zerrissenheit zwischen Begehren und Moral, Herkunft und chaotischem Alltag fanden auch Eingang in seine Romane, deren idiosynkratische Sprache und virtuose Handlungsstränge sie zu sehr persönlichen Monumenten ihrer Zeit machen. Sein umfangreichster Roman, *Die Dämonen*, beschreibt die Ursünde von 1927 als den Moment, an dem die

Naht, mit der das jüdische und das nichtjüdische Wien miteinander verbunden waren, sich zu lösen beginnt. Doderers eigene Einstellung war charakteristisch und widersprüchlich, snobistisch und von narzisstischer Selbstverachtung geprägt. Er war ein Nazi, der den Nationalsozialismus und die Deutschen verabscheute, ein Antisemit, der die Juden bewunderte, ein Rassist, der das Konzept der Rasse für Unsinn hielt, und ein Mann, der sich zu sehr seiner unentrinnbaren Inkonsequenz bewusst war, als dass er die Dinge, an die er glaubte, als wahr betrachtet hätte. Wie viele seiner Bekannten und Bewunderer bemerkten, machte ihn all das zu einem typischen Wiener seiner Tage.

Widerstreitende Kräfte

Die Spannung zwischen den ideologischen Visionen und den politischen Bewegungen in Österreich wuchs von Jahr zu Jahr. 1920 hatten konservative Kräfte die Heimwehr gegründet, eine bewaffnete Miliz, die als militärischer Flügel der Christlichsozialen Partei (CS) agierte und von der Polizei toleriert und gelegentlich sogar aktiv unterstützt wurde. Die politische Führung der Heimwehr betrachtete den Marxismus ganz allgemein sowie alle linken Ideen und Vereinigungen als ihre Hauptfeinde. Ihre Machtdemonstrationen brachten sozialdemokratische Politiker dazu, den Republikanischen Schutzbund ins Leben zu rufen, der ebenfalls bewaffnet war und ebenfalls in Uniform durch die Strassen paradierte.

Sporadische Konfrontationen zwischen Mitgliedern der Heimwehr und des Schutzbundes gehörten zum Alltag der Ersten Republik und schufen nicht nur in der Hauptstadt eine bedrohliche Atmosphäre.

Als die beiden rivalisierenden Organisationen in gegenseitiger Provokation für den 30. Januar 1927 Kundgebungen im burgenländischen Schattendorf ansetzten und in zwei 500 Meter voneinander entfernten Gaststätten Position bezogen, lag Gewalt in der Luft. Die linksgerichteten Schutzbund-Anhänger waren in der Überzahl. Sie brüllten ihre Parolen: «Nieder mit den Veteranen! Nieder mit den christlichen Hunden! Nieder mit den monarchistischen Mördern?» Es kam zu einem Handgemenge, als sich einige Schutzbund-Mitglieder in die Gaststätte der Gegner wagten. Sie zogen sich zurück und marschierten triumphierend durch die Strasse.

Zwei Mitglieder der Heimwehr standen am eisenvergitterten Fenster ihres Gasthofs und beobachteten, wie die sozialistische Gruppe sich entfernte. Die



Aufmarsch: Der linksgerichtete Republikanische Schutzbund, 1930

beiden Männer waren mit Gewehren bewaffnet. Sie zielten auf den Rücken ihrer Feinde und eröffneten das Feuer. Sie schossen, bis ihre Magazine leer waren. Ein kroatischer Demonstrant namens Matthias Csmarits fiel tödlich verwundet zu Boden, neben ihm lag ein achtjähriger Junge, ebenfalls ermordet. Fünf weitere Menschen wurden verletzt.

Als der Fall der Mörder von Schattendorf im Juli 1927 endlich vor Gericht kam, erwartete die Arbeiterschaft Gerechtigkeit. Die Geschworenen aber – ein Schlachtergehilfe, ein Tischler und ein Tischlerlehrling, ein Beamter, ein Hausbesitzer, ein Sekretär, ein Druckerlehrling, ein Friseur, ein Rentner, ein Klempnerlehrling, ein Bauer und eine Hausfrau – konnten nach eigenen Angaben aufgrund widersprüchlicher Zeugenaussagen zu keinem Schuldspruch kommen. Das am 14. Juli verlesene Urteil sprach die Angeklagten in allen Punkten frei und rehabilitierte sie als «Ehrenmänner». Die Nachricht beherrschte am folgenden Morgen alle Zeitungen.

Elias Canetti beschrieb seine eigene Reaktion in dem Moment, als er von dem Freispruch der beiden Männer erfuhr, die unbewaffnete Arbeiter hinterücks erschossen hatten. Am Morgen des 15. Juli sass er in einem Café in einem komfortablen Vorstadtbezirk und las Zeitung. Entrüstet über das, was er da las, zahlte er, schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr ins Stadtzentrum,

wo Tausende sich bereits zum Protest versammelt hatten. Es war keine organisierte oder koordinierte Kundgebung. Die sozialistische Parteiführung hatte keine Demonstration angesetzt, um die ohnehin bereits angespannte Stimmung nicht noch weiter anzuheizen. Nun hatten die Arbeiter sich spontan versammelt, ohne Führung. Sie marschierten auf den Justizpalast zu, in dem das Urteil gesprochen worden war. Die kommenden Ereignisse sollten die Republik noch Jahre verfolgen, ein blutiges Vorspiel zu dem Bürgerkrieg, der sieben Jahre später ausbrach.

Auf der Suche nach der verlorenen Grösse

Wie Österreich litt auch Frankreich wirtschaftlich und ideell an den traumatischen Spätfolgen des Krieges, die ein knappes Jahrzehnt danach die Kultur des Landes noch immer beherrschten. Die Verluste des Landes waren fürchterlich gewesen. 1,7 Millionen Tote, fast 4,3 Prozent der Gesamtbevölkerung, dazu 4,2 Millionen, die schwer verwundet oder verstümmelt waren, *les geules cassés*, wie man sie nannte. Die seelischen Wunden und die traumatisierten Veteranen zählte niemand, aber die Zahl derer, die von der unbeschreiblichen Grausamkeit des Gemetzels bis in ihre ruhelosen Träume verfolgt wurden, ging in die Millionen. Neben dieser menschlichen Tragödie war auch die Zerstörung von Sachwerten enorm. Grabenkrieg und Bombardierung hatten tiefe Narben in der Landschaft Nordfrankreichs hinterlassen, einer Region, die wirtschaftlich und landwirtschaftlich eine der wichtigsten in Frankreich war.

Aus dem Garten Frankreichs war innerhalb von wenigen Jahren eine *région dévastée* geworden – ein etwa fünfundvierzig Kilometer langer Korridor, 10'000 Quadratkilometer fruchtbarer Landschaft, die nach 1918 buchstäblich nicht mehr wiederzuerkennen war. Wo früher Dörfer gestanden hatten, umgeben von Feldern und Waldstücken, war jetzt eine giftige Mondlandschaft aus Kratern, stinkendem Schlamm, Gräben, Baumstümpfen und Ruinen, und sogar Ortsansässige konnten sich nur mit Hilfe eines Kompass in ihren eigenen Dörfern orientieren. Tausend Dörfer waren verschwunden, mehr als 500'000 Häuser zerstört und die Städte Arras, Cambrai, Laon, Lille, Saint-Quentin, Soissons, Verdun und Reims schwer beschädigt. Sogar die berühmte Kathedrale von Reims, der Krönungsort der französischen Könige, war von Bomben zerstört worden und ausgebrannt.

Der Wiederaufbau dieser verwüsteten Region war nicht nur eine Frage des Nationalstolzes, sondern auch der wirtschaftlichen Notwendigkeit. Überall fehlte es an Arbeitern, Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Industriegütern, und die Anforderungen an die Wirtschaft, die auf Kriegsproduktion umgestellt worden war, waren gigantisch. Mit dem Nordosten des Landes und der Industrie musste aber auch das Land selbst auf Friedenskurs gebracht werden. Wie in Österreich war auch hier eine Schlacht um die nationale Identität entbrannt, ein Konflikt, der in Zeitungen, Bistros und im Parlament, immer öfter jedoch auch auf der Strasse ausgetragen wurde.

Im Zentrum des Konflikts um das französische Selbstbild standen die Revolution und ihr Erbe. In den industrialisierten Städten, besonders in Paris und im Norden, hatten Kommunisten und Sozialisten eine starke Basis, die nach dem Krieg erheblich anwuchs. Während der 1920er Jahre, als die Situation in Frankreich von sozialen Unruhen und wirtschaftlichem Mangel bestimmt war, wurden die Streiks in mehreren Industriebereichen und die Unruhe darüber so virulent, dass das Land am Rande einer neuen Revolution zu stehen schien. Radikale, nach Moskau orientierte Teile der sozialistischen Bewegung träumten davon, die Regierung zu stürzen, die sie als zu schwach und zu konservativ sahen, um die Probleme des Landes effektiv anzugehen.

Trotz mehrerer blutiger Streiks und anderer Konfrontationen zwischen Arbeitern und der Polizei war es zu keiner Revolution gekommen, auch wenn in Pariser Fabriken für kurze Zeit Arbeitersowjets gebildet worden waren, der Franc nur noch bei einem Fünftel seines Vorkriegswerts stand und die Spannungen zwischen Rechts und Links fast greifbar waren. Den Gewerkschaften, Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten stand ein anderer, ebenso diffuser Block gegenüber: eine stärker werdende monarchistische Bewegung, die eine Rückkehr der alten *gloire* Frankreichs erreichen und einen neuen Bourbonenkönig installieren wollte, flankiert von militanten Katholiken und faschistischen Bewunderern von Benito Mussolini – eine Konstellation, die sich personell und ideologisch vielfach überlappte. Wie so oft in Frankreich war es ein Kampf zwischen der republikanischen Marianne und ihrem Gegenbild, der katholisch, konservativ und monarchistisch vereinnahmten Johanna von Orleans.

Die bestimmende Persönlichkeit im ultrakonservativen Lager war ein Mann mit dem perfekten intellektuellen Hintergrund für diese Position. Der 1863 geborene Charles Maurras war Sohn eines Steuereintreibers und einer

zutiefst frommen katholischen Mutter, bei der er aufwuchs. Er selbst hatte seinen Glauben schon als junger Mann verloren, war aber der katholischen Kirche nahegeblieben, da er sie als wichtige Säule der moralischen Gesundheit der Nation sah. Frankreich, so glaubte er, habe seinen Höhepunkt unter dem Sonnenkönig erlebt, als seine reine, mediterrane Kultur zum Ausdruck gekommen sei. Danach sei es Opfer der deutschen Romantik geworden und habe die Orientierung verloren. Frankreichs Liebe zu Gleichheit, Demokratie und anderen «fremden» Ideen hatte nach Ansicht von Maurras zur Katastrophe der Revolution von 1789 geführt, die ihrerseits eine Verschwörung von Deutschen, Juden und Freimaurern gegen das Vaterland gewesen sei. Diese drei Gruppen sah Maurras auch weiterhin als Hauptfeinde Frankreichs.

In seiner Zeitung *L'Action Française* polemisierte Maurras gegen alles, was er verachtete. Sein Hass war allumfassend und leicht geweckt, und so gab es mehr als genügend Anlass für Artikel und Brandreden. Seine schärfsten verbalen Dolche waren gegen Léon Blum gerichtet, den jüdischen Anführer der Sozialistischen Partei, einen sanften Menschen, der Literaturkritiker gewesen und in die Politik gegangen war, um seinem Land während des Krieges zu helfen, da seine Kurzsichtigkeit den Dienst in Uniform unmöglich machte. Er versuchte die verschiedenen Flügel seiner Partei zu eintönen und eine gemeinsame Basis zwischen den radikalen Revolutionären, die eine Diktatur des Proletariats erreichen wollten, und den moderaten Kräften zu finden. Für Maurras war er das perfekte Ziel, und auf den Seiten der *L'Action Française* wurde er als «der beschnittene [Abgeordnete] aus Narbonne» und «der streitsüchtige Hebräer» verunglimpft.

Maurras schreckte vor Beleidigungen und sogar Drohungen nicht zurück. 1935 schrieb er über Blum: «Er ist ein Monster der demokratischen Republik. Das Gespenst der Dialektik des ‚heimatlos‘ [Deutsch im Original]. Er ist menschlicher Müll und sollte als solcher behandelt werden [...] Dieser Mann muss erschossen werden – aber in den Rücken.»¹ Im Jahr darauf attackierten fanatische Mitglieder der katholischen Jugendorganisation *Camelots du Roi*, die ursprünglich gegründet worden war, um *L'Action Française* auf den Strassen zu verkaufen und Propaganda zu machen, Léon Blum, als er aus einem Auto ausstieg, und prügeln ihn fast zu Tode. Maurras weigerte sich, sein Bedauern auszudrücken. Als Blum 1936 Premierminister wurde, liess Maurras seinem Hass erneut freien Lauf: «Wir müssen diesen Blum als Juden sehen, verstehen, begreifen, bekämpfen und töten.»² Maur-

ras wurde wegen Anstiftung zum Mord angeklagt und zu acht Monaten Gefängnis verurteilt.

Maurras war antidemokratisch, nationalistisch und antisemitisch, aber er war trotzdem kein Freund des Faschismus, weil er dessen totalitären Impulsen misstraute. Er wollte die Uhr auf die Zeit vor 1789 zurückstellen, eine Zeit, bevor Demokratie, Individualismus und Liberalismus den französischen Genius beschmutzt hatten. Dafür brauchte er die Kirche (an deren Dogmen er nicht glaubte): als Garanten der Stabilität, aber auch, um der Bevölkerung Aufopferungswillen beizubringen und eine Gesellschaft zu schaffen, die von der sozialen Ordnung des Mittelalters inspiriert war.

Diese verworrene und in vielerlei Hinsicht widersprüchliche Vision (obwohl er ein wütender Antisemit war, verachtete Maurras Rassismus als «zu Deutsch») besass eine erhebliche intellektuelle Anziehungskraft für sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, die sich eingehend damit beschäftigten und davon leiten liessen: Charles de Gaulle, General Francisco Franco, König Albert von Belgien, der portugiesische Diktator Antonio Salazar und sogar der angloamerikanische Dichter T. S. Eliot. Der Hass, den Maurras gegen die Moderne und alles, was mit ihr zu tun hatte, verspürte, war allerdings nicht nach dem Geschmack einer jüngeren Generation, die sich dem Faschismus direkt anschloss. Pierre Drieu la Rochelle flirtete zunächst mit dem Sozialismus (damals war er ein enger Freund von André Breton), wurde dann aber zum Propagandisten eines sozialistischen Faschismus, der ihn immer näher zu Hitler hinzuführte.

In Frankreich wie in Österreich, Deutschland, Irland, Belgien, Italien und Spanien schufen Bücher, Pamphlete und Zeitungsartikel auf beiden Seiten des ideologischen Spektrums eine Atmosphäre der Bedrohung und Gefahr und radikalisierten ihr Publikum. Die wahre Macht aber brauchte starke Fäuste, und so marschierten auch in Paris bewaffnete Milizen auf und wurden zu einem Faktor in der Tagespolitik. Maurras und seine Action Française mit tatkräftiger Unterstützung der Camelots du Roi gehörten bereits zu den etablierten Kräften des katholischen und monarchistischen Flügels. 1927 kam der Croix-de-feu (die Feuerkreuzler) dazu, der ursprünglich eine Veteranenorganisation gewesen war. Gleichzeitig traten auch die antisemitische und reaktionäre Ligue des Patriotes, die von dem Champagnerproduzenten Pierre Taittinger finanziert wurde, sowie die offen faschistische Ligue des Jeunes Patriotes und die Faisceau auf den Plan, deren Aufmärsche und Rituale offensichtlich Mussolinis Faschisten imitierten. Die Mitglieder dieser Orga-



Tugendwächter: Charles Maurras wollte ein ständisches, katholisches Frankreich

nisationen waren diszipliniert, paramilitärisch gedrillt und trugen Uniform. Einige von ihnen hatten Feuerwaffen und warteten nur darauf, sie gegen die sozialistischen Feinde einsetzen zu können.

Der schöne Sascha

Der Moment, auf den sie gewartet hatten, kam 1934, nach dem mysteriösen und gewaltsamen Tod von Serge Alexandre Stavisky, dem «schönen Sascha», einem französischen Trickbetrüger ukrainisch-jüdischer Herkunft, der seine ausgezeichneten Verbindungen zur Regierung genutzt hatte, um mit Hilfe der respektablen Credit Communal ein Schneeballsystem zu errichten, mit dem er kleine Investoren um insgesamt 200 Millionen Francs betrog. Von der Polizei gesucht, tauchte er unter und wurde schliesslich in einer Hütte in den französischen Alpen in der Nähe des schweizerischen Städtchens Chamonix entdeckt. Nach Aussage der Polizei wurden zwei Schüsse abgegeben, als die Polizisten das Haus betraten. Sie fanden den Gesuchten tot, von eigener Hand umgebracht. Bald aber wurden Zweifel an dieser Version laut. Kritiker bemerkten, in Anbetracht seiner Verwundungen würde es sogar den Leichtgläubigsten schwerfallen anzunehmen, Stavisky habe sich selbst zweimal in den Kopf geschossen.

Als die linksliberale Regierung sich weigerte, eine parlamentarische Kommission mit der Aufklärung der Affäre zu beauftragen und so auch die Verwicklung von hochrangigen Politikern in den Finanzskandal aufzudecken, riefen sowohl rechtsgerichtete als auch kommunistische Organisationen zum Protest gegen diesen politischen Schulterschluss auf. Nach einem chaotischen Januar, in dessen Verlauf mehr als zweitausend Demonstranten bei Zusammenstössen mit der Polizei verletzt wurden, sah die Regierung sich gezwungen zurückzutreten.

Die Probleme aber hatten gerade erst begonnen. Als das ganze Ausmass der Affäre Stavisky bekannt wurde, entliess Premierminister Édouard Daladier den als reaktionär geltenden Polizeipräfekten von Paris und ersetzte ihn durch einen eigenen Kandidaten. Die ausserparlamentarische Opposition verlor die Geduld und rief für den 6. Februar zu Grosskundgebungen auf, um notfalls die für diesen Tag angesetzte Vereidigung der Regierung zu verhindern. Die grösste Demonstration sollte auf der Place de la Concorde stattfinden, nur durch eine Brücke vom Parlament getrennt, das im Palais Bourbon tagte.

Am bitterkalten frühen Morgen des 6. Februar versammelten sich die Demonstranten wie Soldaten einer Armee. Die Action Française, der Croix-de-feu, die Jeunesses Patriotes, die Union Nationale des Combattants und die Union des Contribuables hatten ihre Mitglieder mobilisiert, auf der Gegenseite standen Vereinigungen wie die Association Républicaine des Anciens Combattants und kommunistische Organisationen. Allein auf der Place de la Concorde standen sich 30'000 entschlossene und erbitterte Männer in langen Reihen und mit dampfendem Atem gegenüber.

Während viele Demonstranten lediglich gekommen waren, um ihrer Empörung Luft zu machen, hatten radikale Elemente eine Erstürmung des Palais Bourbon geplant, auch wenn der Kommandant des Croix-de-feu noch davor zurückschreckte, das nur schwach verteidigte Herz der französischen Demokratie gewaltsam einzunehmen. Sein Zögern kostete seine Männer das Überraschungsmoment, und bald zerfiel der geordnete Marsch seiner Organisation in eine Reihe von Scharmützeln und Schlägereien aller gegen alle und von allen gegen die Polizei, die auf der Brücke zum Parlament Barrikaden errichtet hatte und jetzt die Demonstranten zurückdrängte, die sich mit Stöcken, Pflastersteinen und vereinzelt Handfeuerwaffen wehrten.

Die Schlacht um die Solférino-Brücke dauerte bis in die Nacht. Wieder und wieder griffen die Demonstranten an, die Polizisten erhielten den Be-



Strassenschlacht: 1934 brach in Paris offene Gewalt aus

fehl, in die Menge zu schiessen. Als das Morgengrauen über die rauchenden Barrikaden hereinbrach, bot sich ein verheerendes Bild mit ausgebrannten Bussen und Autos, zerstörten Schaufenstern und geplünderten Geschäften. Die Toten und Verwundeten waren bereits abtransportiert worden. Unter den Verteidigern des Palais – Feuerwehrleute, Gendarmen, Republikanische Garden – war ein Soldat tödlich verwundet, 1664 weitere waren verletzt. Die Angreifer hatten 16 Tote und 657 Verletzte zu beklagen.

In ganz Europa standen sich die verfeindeten ideologischen Lager gegenüber und wurden in oft blutige Konfrontationen verwickelt. Hinter den Gegensätzen zwischen rechts und links stand eine andere, grössere Frage: Welche Rolle sollte die Moderne in den verschiedenen Gesellschaften spielen? Jede Interessengruppe definierte diese Rolle anders und wollte jeweils bestimmte Aspekte für sich beanspruchen beziehungsweise bis aufs Messer bekämpfen. Die Faschisten wollten den technischen Fortschritt der Industrienationen für sich nutzen, die kulturellen Konsequenzen eines Lebens in einer urbanen, industriellen und international vernetzten Gesellschaft aber verhindern. Die

Kommunisten sahen ihre eigene Ideologie als strikt wissenschaftlich und fortschrittsorientiert, misstrauten aber der Industriegesellschaft und dem Markt als kapitalistischer Ausbeutungsmaschine. Monarchisten und verschiedene Reaktionäre wollten zurück in eine bessere, hierarchische Vergangenheit und lehnten die Moderne völlig ab, auch wenn sie auf den Komfort des modernen Lebens nicht verzichten wollten. Überall zeigte sich das Dilemma, dass die Moderne vehement in das Leben der Menschen eingriff und sie dabei veränderte, diese Veränderung aber mit Angst und Misstrauen beäugt wurde. In fast allen Ländern tobte dieser Kampf offen und im Verbund mit ideologisch ausgerichteten Organisationen – mit Ausnahme Grossbritanniens, wo Oswald Mosleys faschistische Blackshirts auf ihrem Höhepunkt nicht mehr als 50'000 Mitglieder hatten und nie zu einer wirklich populären Bewegung wurden.

In Österreich war der brennende Justizpalast ein Symbol für den immer brutaler geführten Kampf um eine nationale Identität geworden. Im Gegensatz zu Frankreich aber war das Gewaltpotential hier wesentlich grösser. 1934, nur zwei Wochen nach der Belagerung des Palais Bourbon, brach in Wien ein Bürgerkrieg aus.

Vielleicht war ein blutiger Showdown unvermeidlich geworden in diesem lange schwelenden Kampf. 1934 war Österreich keine Demokratie mehr. Nach seiner Wahl fünf Jahre zuvor hatte der katholische Bundeskanzler Engelbert Dollfuss einen vom parlamentarischen Protokoll nicht vorgesehenen Ausnahmefall genutzt, um das Parlament auszuhebeln. Als aus prozeduralen Gründen alle drei Präsidenten des Parlaments von ihrem Amt zurücktraten, so dass die Kammer rein technisch gesehen nicht mehr abstimmen konnte, erklärte Dollfuss, das Parlament habe sich selbst ausser Kraft gesetzt. Die Neuwahl der drei Parlamentspräsidenten wollte er nicht abwarten, sondern liess die nächsten Sitzungen durch Polizeieinsatz verhindern und regierte seitdem per Dekret. Die Front zwischen den beiden Visionen für eine österreichische Zukunft und Identität verlief zwischen Sozialisten und konservativen Katholiken, zwischen dem modernen Paradies der Bauern und Arbeiter und dem autokratischen Ständestaat. Dollfuss hatte Letzteren durch einen Staatsstreich verwirklicht.

Ein neues, diktatorisches Österreich nahm Gestalt an. Dollfuss führte die Pressezensur ein, verbat politische Versammlungen und den sozialistischen Republikanischen Schutzbund. Politische Gegner wurden verhaftet und in Gefängnislagern interniert, und die Todesstrafe wurde auch für «öffentliche

Gewalttätigkeit durch boshafte Beschädigung fremden Eigentums» wieder eingeführt.

Ein besonderes Anliegen war es Dollfuss, die säkularen Reformen der vorherigen Regierungen wieder rückgängig zu machen und seine Heimat wieder als gehorsame Tochter zur Kirche zurückzuführen. Qua Dekret wurden Stellen im Schulsystem mit «Männern mit christlichen Prinzipien» besetzt, und in einem besonders spektakulären Gesetz wurde verfügt, dass alle Menschen, die aus der Kirche austreten wollten, von einem Neurologen untersucht werden mussten. Die Bischöfe zeigten sich erkenntlich. In einem Brief an die Gläubigen schnurrten sie förmlich: «Das heilige Jahr 1933 hat der ganzen Christenheit reichen Gnadensegen, unserem Vaterlande Österreich überdies viele Freuden gebracht.»³

Nicht alle Österreicher waren für diese Segnungen dankbar. Anfang 1934 sassens Tausende von Sozialisten als politische Häftlinge in Lagern oder Gefängnissen, und Mitglieder des verbotenen Schutzbunds bunkerten Waffen. Als das Arsenal einer Gruppe in Linz bei einer Razzia der Polizei im Rahmen einer Kampagne zur Entwaffnung aller sozialistischen Verbände gestürmt wurde, weigerte sich der örtliche Schutzbund-Kommandant, die Waffen auszuhandigen, und gab den Befehl zu schiessen.

Dieses lokale Ereignis wurde zu dem Funken, der die ohnehin bereits gefährliche Situation entzündete. Polizei und Armee versuchten Tatsachen zu schaffen, Arbeiter im ganzen Land traten in den Streik, und bald begannen sporadische Kämpfe in mehreren Bundesländern, auch wenn es Ausnahmen gab: In einigen Fällen verzichteten sozialistische Politiker auf Widerstand, um Blutvergiessen zu vermeiden, und die ländlichen Gegenden wurden von der Gewalt kaum erfasst.

Wien stand im Zentrum der Kämpfe, die sich in Strassenschlachten zwischen Regierungseinheiten und dem Schutzbund entluden. Besonders stark war der Widerstand in dem utopischen Gemeindebauprojekt im Norden der Stadt, dem grossartigen Karl-Marx-Hof. Im Zentrum der Stadt sassens Menschen weiterhin in ihren Cafés und Büros und bemerkten nichts von den Ereignissen, die nur einige Kilometer weiter stattfanden, wie Stefan Zweig in seinen Erinnerungen schrieb. Während sie ihren Alltag lebten, brachte die Armee Artilleriegeschütze in Stellung und begann den Karl-Marx-Hof, der zu einer improvisierten Festung geworden war, zu beschliessen.

Nach drei Tagen, in denen klar geworden war, dass sich der Aufstand einiger Arbeiter nicht in eine nationale Revolution verwandeln würde, ergab

sich der Schutzbund am 15. Februar. Mehr als 200 seiner Mitglieder waren getötet worden, Hunderte mehr wurden verwundet, die Regierung hatte 128 Männer verloren. Für Dollfuss war dies ein Moment des Triumphs, aber auch eine Chance, die Infrastruktur der sozialistischen Führung zu zerstören. Neun Schutzbund-Kommandeure wurden zum Tode verurteilt und mit der Garrote hingerichtet, einer von ihnen war so schwer verletzt, dass er auf einer Bahre zum Galgen gebracht werden musste. Mitglieder der zivilen Führung der Sozialdemokratischen Partei warteten nicht ab, bis sie festgenommen wurden; sie flohen in die benachbarte Tschechoslowakei.

Das Menetekel von 1927 hatte bittere Konflikte auch für die Zukunft prophzeit. Innerhalb von nur sieben Jahren war die Schlacht zwischen der säkularen, sozialdemokratischen und progressiven Vision und dem katholischen, ständischen und ländlich orientierten Ideal ausgefochten und von Letzterem zu seinen Gunsten entschieden worden. Ein tiefer Konflikt um gesellschaftliche Visionen und kulturelle Identitäten zerriss Europa, und die kulturelle Landkarte veränderte sich dadurch zusehends.

Boop-boop-a-doop!

So geht die Frau der Zeit in die Welt, rastlos, verführerisch, gierig, unzufrieden, nach Gefühlen verlangend, hemmungslos, ein wenig morbide, mehr als ein wenig egoistisch, so faul im Geist wie schlank im Körper, neurotisch und energisch, eine Anbeterin von Flittergöttern an parfümierten Altären, ein geeigneter Partner für den eiligen, fahrlässigen und zynischen Mann der Zeit, dazu ausersehen, Mutter zu sein von – was für einer Art Wesen?

Walter Fabian (Samuel Hopkins Adams), «Flaming Youth» (1923)

Helen Kane war es beileibe nicht in die Wiege gelegt worden, ein Broadway-Star zu werden. Sie war klein und mollig, ein kurvenreiches, selbstsicheres Mädchen aus der Bronx, das so gar nicht zum Ideal der jungenhaften, dekadenten Flapper-Figur passte, die damals in Mode war. Ihr wildes und scheinbar kaum zu bändigendes braunes Haar verschaffte ihr ein paar kostbare Zentimeter Körpergrösse mehr. Aber dann war da diese Stimme: niedlich, sexy, entschlossen – die Karikatur eines Mädchens aus New York. Ihre schwarz umrandeten, riesigen Augen schienen jedem Mann im Publikum zuzuzwinkern. Ihre gespitzten, leuchtend roten Lippen waren ein Versprechen in Herzform.

Als Kane 1928 in Oscar Hammersteins Revue *Good Boy* auftrat, blinzelte sie ins Publikum und präsentierte ihre neueste Nummer «I wanna be loved by you», die einige Jahre später, von Marilyn Monroe übernommen, Berühmtheit erlangen sollte. Sie sang von leichter Liebe und sie schien aus Erfahrung zu singen. Ihre Fans warteten fast atemlos, während sie sich auf ihr Markenzeichen zuarbeitete, ein verführerisch improvisiertes und halb gesungenes, halb gehauchtes «Boop-boop-a-doop!».

Obwohl Helen Kane nie eine grosse Sängerin oder Schauspielerin wurde, bekam sie enorm viel Aufmerksamkeit und noch mehr Geld. Helen-Kane-Puppen wurden verkauft, es gab Ähnlichkeitswettbewerbe und schliesslich



Schneewittchen: Helen Kane beim Skifahren

auch einen Cartoon, der sie unsterblich machen sollte und der sich ihr Markenzeichen aneignete: Betty Boop. Für eine junge Generation von Amerikanern war die unschuldige Glamourpuss mit dem enormen Augenaufschlag ein Symbol der eigenen Entschlossenheit, den Ernst des Lebens und die Erwartungen der Eltern hinter sich zu lassen und das Leben in vollen Zügen zu genießen.

Den Schatten des Krieges spürten sie nicht. Sie waren zu jung gewesen und hatten kein Interesse an dem Ernst, der Erschütterung, dem Trauma und der Anspannung ihrer Eltern. Während die über die Krise der Gesellschaft debattierten und eine bessere Zukunft schaffen wollten, antwortete die Goldene Jugend nur mit einem kaum gehauchten «Boop-boop-a-doop!» und einem Seitenblick zur nächsten attraktiven Person im Raum. Für Politik interessierten sich die jungen Leute nicht. Ihre Ideologie war der Charleston.

Goldene Jugend

Flapper waren fabelhaft. Sie packten ihr Leben mit beiden Händen an und ließen sich von niemandem dreinreden, der älter war als sie. Die Mädchen trugen die Haare kurz und die Röcke noch kürzer, rauchten in der Öffentlichkeit und tranken gemeinsam mit Männern, sie kannten sich in Sachen Sex aus, waren von der Ehe und ähnlich altmodischen Ideen gelangweilt,



Einfach süß: Betty Boop wurde zum ironischen Idol der Weiblichkeit in der Wirtschaftskrise

gingen auf Partys und knutschten auf Autorücksitzen.

«Ich will nicht anständig sein, denn anständige Mädchen sind nicht attraktiv», flötete Zelda Fitzgerald, selbst eine Göttin der Flapper, und fasste damit die Haltung dieser gefährlich unabhängigen jungen Generation zusammen: «Unsere Jungen tanzen zumeist mit den Mädchen, die sie am meisten küssen [...] Als sie das merkten, erwachten die Flapper aus der

Lethargie des Debütantinnendaseins, schnitten ihr Haar, legten ihr ausgesetztestes Paar Ohrringe und eine gewaltige Portion Wagemut und Rouge an und gingen in die Schlacht. Sie flirteten, weil es Spass macht zu flirtet.»¹

Der fröhliche Nihilismus der Flapper war ein Kind des wirtschaftlichen Erfolgs und einer allgemeinen Realitätsflucht. Nach den ersten, unsicheren Nachkriegsjahren mit ihren gewalttätigen Streiks, den Rassenunruhen, dem Red Scare und anderen sozialen Wirren hatte die Friedenswirtschaft endlich zu greifen begonnen, und ein neuer Optimismus wurde spürbar. «Das Hauptgeschäft des amerikanischen Volkes ist das Geschäft», hatte Präsident Calvin Coolidge in einer Rede vor Zeitungsredakteuren 1925 gesagt, und seine pragmatische Herangehensweise stand für das, was viele Menschen auf beiden Seiten des Atlantiks allmählich glaubten – dass sie noch einmal davongekommen waren, dass die Gesellschaft schon wieder ins Lot kommen würde.

Wie Coolidge deutlich gemacht hatte, lag die Betonung in den Nachkriegsjahren auf wirtschaftlichem Erfolg, nicht auf sozialer Gerechtigkeit. Die wohlhabendsten 0,1 Prozent der Bevölkerung hatten so viel Besitz wie die 42 Prozent am unteren Ende der sozialen Leiter, und diejenigen, die auf der falschen Seite der Strasse aufgewachsen waren, waren praktisch auf sich



Zu schön, um wahr zu sein:
Flapper-Moden in Berlin, 1920er

selbst gestellt – aber es gab wieder Jobs, und die Industrie erlebte einen Boom.

Nirgendwo machte sich diese neue Freiheit so sehr bemerkbar wie bei der Produktion von Autos, dem ureigensten amerikanischen Produkt, das einigen Prestige, aber allen Mobilität versprach, eine Leitbran-

che, die andere mit sich zog, vom nationalen Strassenbau bis hin zur Förderung von Rohöl, den Tankstellen und Autowerkstätten, Touristenattraktionen und Motels. Amerika entdeckte die Strasse nicht nur für den langen Treck gen Westen, sondern zur eigenen Unterhaltung. Um 1920 stammten 23 von 24 Autos auf amerikanischen Strassen aus amerikanischer Produktion, insgesamt waren etwa 20 Millionen Fahrzeuge offiziell registriert. Gegen Ende des Jahrzehnts hatte sich diese Zahl verdreifacht, auf jede Familie kam fast genau ein Auto. Beinahe die Hälfte aller Wagen waren Fords vom Modell T, die 1924 nur noch 290 Dollar kosteten.

1929 häuften amerikanische Autofahrer binnen eines einzigen Jahres 200 Milliarden Meilen an. Autos verwandelten das Leben auf isolierten Farmen, von denen man früher nur schwer in die nächstgelegene Stadt gekommen war, und veränderten den Alltag von Büroangestellten, die in den Vorstädten lebten und zur Arbeit pendeln konnten, sowie von Teenagern, die mit dem Auto ihren Eltern entkommen, zu Partys fahren und, diskret an einer unbeleuchteten Strasse geparkt, in eine Art von nonverbaler Kommunikation treten konnten, die ihre Eltern unter ihrem Dach nie zugelassen hätten. Der Ausdruck «Petting» fand in etwa zur selben Zeit Eingang in den allgemeinen Wortschatz.

Die Industrieproduktion florierte und warf Dinge auf den Markt, von denen kurz zuvor niemand in diesem Land unabhängiger und nüchterner Bürger behauptet hätte, dass sie nötig waren: Haushaltsgeräte wie Toaster und Staubsauger, Autos und Radios, Kosmetik und gewagte Unterwäsche (dies

war auch die eigentliche Geburtsstunde des BH, ohne den die Flappermode nicht tragbar gewesen wäre), parfümierte Seifen, Mentholzigaretten und Schnappschuss-Kameras. Die wichtigste Waffe auf dieser Jagd nach Konsumentendollars waren die Verwandlung von Bürgern in Konsumenten und die Eroberung ihrer Aufmerksamkeit durch die verlockenden und vielfältigen Verführungen der Werbung.

Schon 1920 hatte der Verhaltenspsychologe John B. Watson seinen Posten als Ordinarius für Psychologie an der renommierten Johns Hopkins University in Baltimore aufgegeben und eine Stelle bei der Werbeagentur J. Walter Thompson übernommen. Watson war Spezialist für Tierverhalten und hatte über die Lernfähigkeit von Ratten promoviert. Er bewunderte den russischen Psychologen Iwan Pawlow und dessen Experimente mit Hunden und war überzeugt, dass Konditionierung auch der Schlüssel zur menschlichen Psyche sei: «Gebt mir ein Dutzend gesunder Kinder und meine eigene Umwelt, in der ich sie erziehe», schrieb er, wenig vertrauenerweckend, «und ich garantiere, dass ich jedes nach dem Zufall auswähle und es zu einem Spezialisten in irgendeinem Beruf erziehe, zum Arzt, Richter, Kaufmann oder zum Bettler und Dieb [...].»² Begabung und ethnische Herkunft hielt er im Vergleich zur Konditionierung für unbedeutend. Als Werbefachmann zog er praktische Konsequenzen aus seinen Ideen und behauptete, erfolgreiche Werbung müsse die Urinstinkte des Publikums wecken – Liebe, Angst, Wut, Scham – und diese durch endlose Wiederholung assoziativ mit bestimmten Produkten verknüpfen.

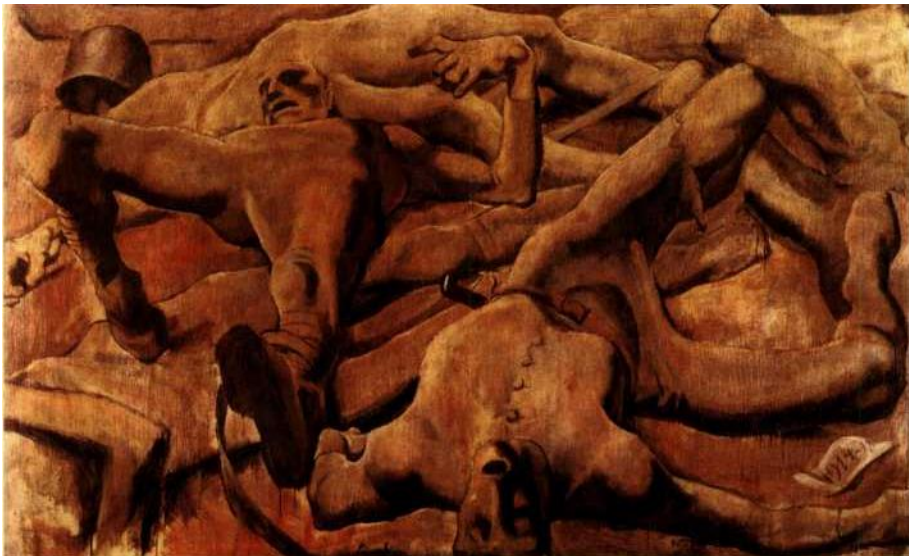
«Durch die Eingangsschranke in ein Land des ABENTEUERS!», tönte 1929 Piggly Wiggly, die erste Selbstbedienungs-Supermarktkette mit 2'000 Filialen in den Vereinigten Staaten. Shoppen wurde jetzt als Erlebnis vermarktet. J. C. Penney hatte 1928 bereits 1'000 Filialen, und Markenprodukte wurden zur Regel, denn sie boten nicht nur verlässliche Qualität und geringere Produktionskosten, sondern auch deutlich mehr Marketing-Möglichkeiten. Die Curtis Candy Company in Chicago charterte eine ganze Flugzeugflotte, die ihre Babe-Ruth-Schokoriegel über vierzig amerikanischen Städten abwarf. Als die Produkte der Firma 1926 wie himmlisches Manna an kleinen Fallschirmen in Amerika gelandet waren, verkaufte Curtis fünf Millionen Schokoladenriegel pro Tag.

Herr oder Sklave? Lewis Hines berühmter *Mechaniker* zeigt ein Zeitthema, das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine, und spielt mit Motiven von Leonardo da Vinci bis zu Science Fiction.

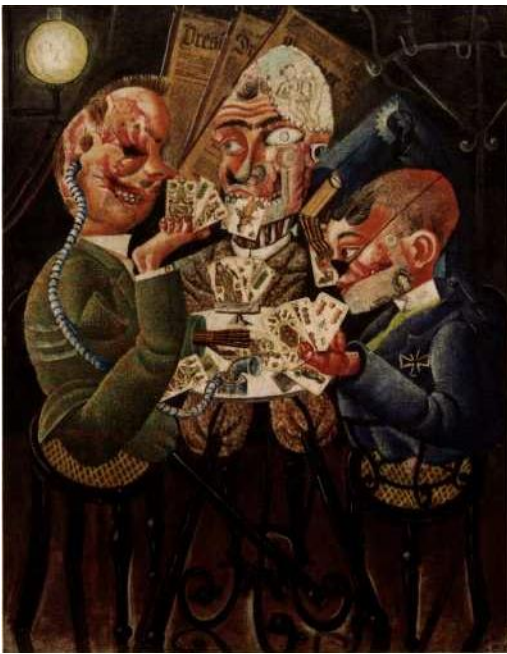
Lewis W. Hine: Mechaniker, 1925 (möglicherweise in Cicero, Illinois)



Die Erfahrung des technologisierten Krieges überwältigte und desillusionierte Millionen von Soldaten. Künstler rangen um eine Bildsprache, die dieser neuen Realität gerecht werden konnte. Der Amerikaner John Singer Sargent thematisierte die Opferung der jungen Männer und die Sinnlosigkeit des Krieges mit einer Anspielung an Bruegels *Blindensturz*, der Österreicher Albin Egger-Lienz liess die gefallen Soldaten wie schlammige, säkulare Christusfiguren erscheinen.



oben: John Singer Sargent: *Giftgasopfer*, 1919. Privatsammlung unten: Albin Egger-Lienz: *Finale*, 1918. Leopold Museum, Wien



Viele der Kriegsversehrten wurden zu medizinisch manipulierten Maschinenmenschen, grausige Frankensteinfiguren wie die *Kartenspielenden Krüppel* von Otto Dix. Heinrich Hoerles *Denkmal der unbekanntenen Prothesen* ging noch einen Schritt weiter und imaginierte die verstümmelten Automatenmenschen einer albraumartigen Zukunft.



oben: Otto Dix: *Die Skatspieler – Kartenspielende Krüppel*, 1920. Gemeinsames Eigentum des Vereins der Freunde der Nationalgalerie und der Staatlichen Museen zu Berlin
unten: Heinrich Hoerle: *Denkmal der unbekanntenen Prothesen*, 1930. Van der Heydt Museum Wuppertal



Auch die Sicht auf Frauenkörper veränderte sich in der Zwischenkriegszeit. *Die Schwimmerin von Köln* ist in Karl Hubbuchs Darstellung eine gedrungene Athletin, die von der stählernen Brückenkonstruktion brutal von ihrem Element, dem Wasser, getrennt wird. Der Rhein, der mythische Fluss Deutschlands, wird durch die Technologie unsichtbar gemacht, der winzige Kölner Dom im Hintergrund, der Mutter Gottes geweiht, läßt die Frauenfigur noch weiter auf.

Karl Hubbuch: Die Schwimmerin von Köln, 1926-28. Städtische Kunsthalle, Mannheim



Anita Berber war das grell geschminkte Gesicht der Berliner Dekadenz. Ihre verruchte Attraktivität ist rot wie die Sünde, reiner, verderbter und unerlösbarer Sex.

Otto Dix: Anita Berber, 1925. Vaduz, Dauerleihgabe der Otto Dix Stiftung



Pablo Picasso: Die Quelle, 1921

Die neue, technologisierte Wirklichkeit brachte viele Künstler dazu, sich wieder der Ästhetik der Antike zuzuwenden. Auch Picasso kehrte sich von den Experimenten des Kubismus ab und suchte nach schönen Formen.



Eine satirische Perspektive:
Wie eine heilige Familie sitzen die Archäologen da und blicken augenlos auf die Ruinen einer grossen Vergangenheit.

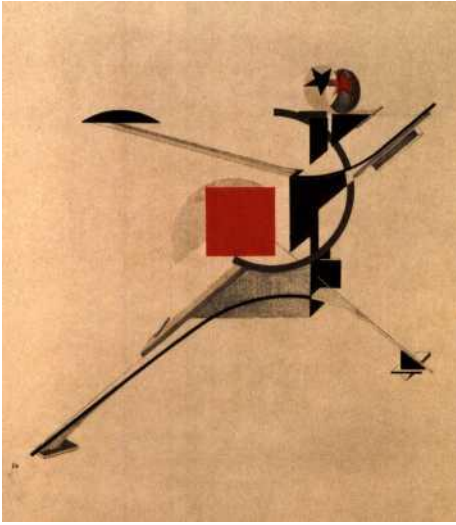
*Giorgio de Chirico:
Die beiden Archäologen, 1927*



Während viele europäische Künstler nach neuen Wegen suchten, um die Welt nach dem Krieg darzustellen, waren viele Maler in den USA vom Leben im Industriezeitalter fasziniert. Moderne Architektur und das Leben in den Städten zählten zu den wichtigsten Themen.



oben: Charles Demuth: Mein Ägypten, 1927. Whitney Museum Of American Art, New York/De Agostini Picture Library unten: Georgia O'Keeffe: Das Hotel Shelton mit Sonnenflecken, N.Y., 1926. Georgia O'Keeffe Museum, Schenkung Leigh B. Block



Der Neue Mensch war auch eine Antwort auf die vernichtende Macht der Maschinen. Für El Lissitzky war er, ganz im Sinne des Bolschewismus, selbst zur Maschine geworden. Alfredo Ambrosi *Mussolini* hingegen zeigt eine heroische Zukunft im Bilde der Vergangenheit.

links: El Lissitzky: Der neue Mensch, 1923. Aus der Figurinenmappe «Sieg über die Sonne».
unten: Alfredo Ambrosi: Portrait von Benito Mussolini vor einer Ansicht von Rom, 1938. Rom, Privatsammlung.



Sturzflug: Tullio Crali lässt einen Piloten auf eine urbane Landschaft zurasen, die ultimative Mensch-Maschine, die im Begriff ist, die Hochhausschluchten zu bombardieren – oder im letzten Moment den Steuerknüppel herumzureissen und zu den Sternen zu fliegen.

Tullio Crali: Sturzflug auf die Stadt, 1939





Neues Selbstbewusstsein mit
Zigarette: eine junge Frau, um 1920

Stars und Stripes

Wenn Süßigkeiten nach diesem Prinzip verkauft werden konnten, dann galt das erst recht für Kinofilme und für die Träume, die jeden Abend millionenfach auf die Leinwand projiziert wurden. Charlie Chaplin war als kleiner und überall erkennbarer Tramp zu seiner eigenen Marke geworden, und Hollywood erkannte bald, dass das Pu-

blikum seine Stars nicht nur in Filmen sehen, sondern mit ihnen leben wollte, oder zumindest mit dem öffentlichen Image dieser Stars, das schon bald zur sorgfältig entworfenen und hingebungsvoll gepflegten Fassade wurde. Die Movies waren zu einer Industrie geworden. Mitte der 1920er Jahre wurden allein in den Vereinigten Staaten 50 Millionen Kinokarten pro Woche verkauft, um 1929 waren es schon 80 Millionen.

Vor dem Krieg war Frankreich das globale Zentrum der Filmbranche gewesen, aber französische Produzenten hatten Schwierigkeiten, in der Nachkriegswirtschaft die erforderlichen Summen für die Produktion und den Vertrieb ihrer Filme aufzutreiben, und die Filmstudios in Deutschland und Italien hatten es aus ähnlichen Gründen nicht geschafft, eine globale Präsenz zu entwickeln. Im Falle Deutschlands scheiterte dieser Ehrgeiz spätestens mit *Metropolis*. Hollywood hingegen zog Talent und Geld magnetisch an und produzierte die grössten Filme mit Stars wie Buster Keaton, Greta Garbo, John Gilbert, Mary Pickford und Douglas Fairbanks, senior und junior.

Einer der grössten und am sorgfältigsten in der Öffentlichkeit präsentierten Stars – und einer der ersten, der vom System gebrochen wurde – war die strahlend schöne Clara Bow, das erste It-Girl. Bows Biographie liest sich wie ein Groschenroman. Sie war das einzig überlebende von drei Kindern (das erste, ein Mädchen, war zwei Tage nach seiner Geburt gestor-

ben, nachdem es von seiner völlig überforderten Mutter in eine Mülltonne geworfen worden war) und wurde 1905 oder 1906 in einer heruntergekommenen Mietskaserne in Brooklyn geboren. Ihr Vater war Alkoholiker, ihre Mutter litt an Psychosen und war immer wieder dazu gezwungen, sich zu prostituieren. Als Kind war Clara allein, oft hungrig, und sie schämte sich für ihre zerrissenen Kleider. Sie stotterte und hatte kaum Freunde. Wann immer sie einige Cents beisammen hatte, ging sie ins Kino, das die einzige Möglichkeit bot, der Armut und Trostlosigkeit ihrer Umgebung zumindest für kurze Zeit zu entkommen.

Als das Mädchen seiner Mutter erzählte, es wolle Schauspielerin werden, war diese entsetzt. Eines Nachts wachte Clara auf. Ihre Mutter kniete über ihr und hielt ihr ein Küchenmesser an den Hals. Es gelang ihr, sich zu befreien und die Mutter in ihrem Zimmer einzuschliessen. Anschliessend wagte sie sich drei Tage lang nicht mehr nach Hause. Bow schaffte es durch pure Willenskraft, zum Film zu kommen. Sie gewann einen Talentwettbewerb, klapperte sämtliche Agenten ab, bis sie ihre ersten kleinen Rollen bekam, und landete 1924 in Hollywood. Ihre Mutter war in der Zwischenzeit in eine psychiatrische Klinik eingewiesen worden.

Die Hollywood-Studios betrachteten Schauspieler, die sie unter Vertrag hatten, als glamouröse Arbeitssklaven, und Bow musste von früh bis spät vor der Kamera stehen. Allein 1925 wirkte sie in fünfzehn abendfüllenden Filmen mit. Die Kamera liebte sie. Sie hatte die ansteckende Lebhaftigkeit eines frechen Mädchens aus Brooklyn und war durch keine Schauspielschule gegangen. Ihre Kamerapräsenz und ihre tief dunklen Augen erlaubten ihr, sich jede Rolle zu eigen zu machen. 1926 schaffte sie mit dem Film *Mantrap* den Durchbruch: «Clara Bow! Und wie! Was für eine Männerfalle sie ist! Und wie berühmt dieser Film sie machen wird?», kreischte eine Rezension in *Variety*. Bow hatte ihre Rolle gefunden: ein flirtendes Mädchen von der Strasse, das seine eigenen Entscheidungen trifft. Die höfliche Zurückhaltung einer Dame, die wartet, bis sie angesprochen wird, war ihre Sache nicht. Wenn sie einen Mann sah, der sie interessierte, stellte sie ihm nach – nur um ihm eine Ohrfeige zu geben, wenn er selbst die Initiative ergriff, nicht, weil ihr das unangenehm gewesen wäre, sondern einfach, um es ihm nicht allzu leicht zu machen.

Trotz ihrer langen Haare und femininen Rundungen war Clara Bow die perfekte Inkarnation des Flappers, dieses mythischen Nachkriegs – geschöpfes, das zu gleichen Teilen aus Spass, Mode, Selbstbestimmung und geschmuggeltem Alkohol bestand. Ihr Publikum liebte sie dafür, und in einem einzigen Monat



Ein amerikanischer Traum:
Clara Bow war das erste It-Girl

bekam sie 45'000 Briefe von ihren Fans.

Die sorglosen Roaring Twenties, die Goldenen Zwanziger Jahre, wie sie in Deutschland genannt wurden, brauchten ihren eigenen Star, einen bestimmten Typ. 1927 erschien der Roman *It*, geschrieben von der englischen Schriftstellerin Elinor Glyn, die sich auf sentimentale Schnur-
ren für ein Massenpublikum spezia-

lisiert hatte. Das Wort passte perfekt auf den neuen, selbstbewussten Typ Frau, der in den Magazinen gefeiert wurde. Dass ausgerechnet Glyn zur Namensgeberin für ein Jugendphänomen wurde, überraschte allerdings ein wenig. Sie war 1864 geboren, pflegte ein bühnenreifes aristokratisches Gebaren und einen übertriebenen Upper-Class-Akzent, so dass sie eher wie die ungeliebte Gouvernante der jungen Generation aussah, deren Rocklängen darauf abzuzielen schienen, die ältere Generation in Rage zu versetzen.

Die Schnell- und Vielschreiberin Glyn aber, die dafür bekannt war, bis zu drei pikante Romane pro Jahr zu publizieren, war schlau genug, einen Begriff zu erfinden, der einerseits unwiderstehlich klang, andererseits aber kaum Inhalt hatte – das ideale Marketing-Instrument. In ihrem Roman definierte sie die mysteriöse Haupteigenschaft einer modernen jungen Frau wie folgt: «Um ‚Es‘ zu haben, muss der glückliche Besitzer einen seltsamen Magnetismus besitzen, der beide Geschlechter anzieht [...] In der Tierwelt zeigt ‚Es‘ sich bei Tigern und Katzen, beides faszinierende und rätselhafte Tiere, die sich nichts befehlen lassen.»³ Das It-Girl war geboren.

«Das Flappertum von heute, mit seinem Jazz und seinen Schmusetänzen, seinen Petting-Partys und seiner völligen Respektlosigkeit gegenüber allen Konventionen»,⁴ wie ein Kritiker es beschrieb, war ideal für Hollywood, und so wurde die faszinierende Clara Bow, die sich ebenfalls nichts sagen

liess, 1927 im gleichnamigen Film als It-Girl besetzt. Der Film basierte auf Glyns Roman und erfand mit Bow das ultimative It-Girl, den Flapper schlechthin.

Die Flapper wurden zu einer Mode, die sich in Filmen, Magazinen und auf Jazzplatten breitmachte. Der Charleston riss Berliner mit, war aber auch in London und Chicago eine Sensation. Flapper wurden zum Symbol der unwiderstehlich skandalösen sexuellen Befreiung dieser Zeit. Der Kosmopolit Harry Graf Kessler beschrieb eine Party in Berlin, wo die neue nihilistische Freiheit mit noch mehr Enthusiasmus gefeiert wurde als anderswo. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand ein amerikanischer Gast: «Nach Mitternacht zu Vollmoeller am Pariser Platz, um die Baker zu sehen. Er hatte wieder eine sonderbare Gesellschaft beisammen, wo niemand wusste, wer der andre war [...] Frauen in allen Stadien der Nacktheit, deren Namen man nicht versteht und von denen man nicht weiss, ob es ‚Freundinnen‘, Nutten oder Damen sind [...] Das Grammophon schnarrte ununterbrochen alle Schlager, die Baker sass auf dem Diwan und ass, statt zu tanzen, eine Bockwurst nach der andren (‚hot dogs‘), man erwartete die Fürstin Lichnowsky, Max Reinhardt, Harden, die aber nicht erschienen. So gings bis drei, als ich mich empfahl.»⁵

Während die Flapper-Kultur hauptsächlich in Bars und Tanzklubs stattfand, die von der wohlhabenden Jugend besucht wurden, erhielt das neue, schnelle Lebensgefühl aus Jazz und Überschwang seine eigene Hymne, als ein junger amerikanischer Komponist 1928 ein Schiff nach Europa bestieg, um in Paris Nadia Boulanger zu besuchen, die graue Eminenz der klassischen Komposition.

Boulanger, eine hervorragende Komponistin, Lehrerin und Dirigentin, wirkte wie ein Magnet auf die talentiertesten Kompositionsstudenten, denn man sagte ihr nicht nur eine brillante Technik nach, sondern auch die Fähigkeit, das je individuelle Talent ihrer Studenten zu erkennen und zu fördern, während sie mit ihnen an technischen Aspekten arbeitete. Der junge Mann aus New York setzte sich ans Klavier und begann eines seiner eigenen Stücke zu spielen, denn er hoffte, seinem melodischen Überschwang eine Politur aus europäischer Kultiviertheit geben zu können. Er war überzeugt, dass er weder mit grossen Strukturen richtig umgehen konnte noch ausreichend intellektuelle Tiefe besass, um als Komponist ernst genommen zu werden. Boulanger hörte zu und sagte dann einfach nur, dass sie ihm nichts mehr beizubringen habe. Sein Name war George Gershwin.



Eine ganz neue Musik: George Gershwin am Klavier

Nach New York zurückgekehrt, begann Gershwin mit der Arbeit an *An American in Paris* (1928), einem grossen Stück für Orchester. Das Idiom dieser Rhapsodie erinnert mit seinen Synkopen, seinen Autohupen und überraschenden Wendungen sicherlich mehr an Gershwins Heimatstadt als an Paris, aber möglicherweise war der Titel auch weniger als direkte Reminiszenz an Europa gedacht, sondern als verstohlener Hinweis auf eine Reise, bei der ein junger Amerikaner die Kultur der Alten Welt ergründen wollte und stattdessen der Neuen Welt eine Stimme gab. Schliesslich war Paris auch die Jazz-Hauptstadt Europas, und besonders afroamerikanische Musiker hatten hier eine zweite Heimat gefunden.

Die Flapper meinten, dass sie von Europa nichts zu lernen hatten. Europa hingegen nahm die neue Mode auf und machte sie zu einem Teil der eigenen, in dramatischer Veränderung begriffenen Hochkultur. Wie Clara Bow wurde auch Coco Chanel auf der Schattenseite der Gesellschaft geboren. 1883 brachte eine Wäscherin sie zur Welt, ihr Vater war ein gelegentlicher Liebhaber gewesen, ein Strassenverkäufer. Die Mutter starb, als das Mädchen zwölf Jahre alt war, und seine Kindheit in einem katholischen Waisenhaus war hart und freudlos. Nonnen unterrichteten die Mädchen im Nähen, damit sie später ein Einkommen hatten. Mit enormer Energie arbeitete sich das Mädchen von der Näherin bis zur Chefin eines internationalen Modekonzerns hinauf, ein Aufstieg, der von einer ganzen Prozession klug ausgewählter Liebhaber finanziert wurde. Der ökonomisch bedeutsamste von ihnen war der Duke of Westminster.

Chanel hatte erkannt, dass die Mode von den Flappern lernen musste, von der Jugendkultur und ihrer Ablehnung von Korsetts, langen Kleidern, hohen Krägen und einer generellen Steifheit. Sie fand ihre Inspiration nicht bei den grossartigen Roben der reichen Damen von Welt, sondern in den Kleidern von Sportlern, Reitern, Seeleuten und Fischern. Elegant und schlicht, gleichzeitig aber viel praktischer als die Mode, die bis zum Krieg geherrscht hatte, waren ihre Schöpfungen von einer gewagten Schlichtheit, die sie besonders unter der urbanen Elite populär machten. Ihr vielleicht langlebigster Beitrag zur Standardausstattung jeder eleganten Frau wurde 1926 vorgestellt, ein Kleidungsstück, das so emblematisch geworden ist, dass es einen eigenen Namen besitzt: das Kleine Schwarze.

Die Flapper waren ein eindeutig amerikanisches Phänomen, die vielleicht erste Welle der Jugendkultur, die sich aus Mode, Musik, Verhalten, Sprache und kulturellen Ikonen zusammensetzte und die sich von den USA aus in kürzester Zeit über die gesamte westlich beeinflusste Welt verbreitete. In totalitären Gesellschaften wie der Sowjetunion oder Italien oder in so konservativen wie Spanien etablierte sich die neue Jugendkultur nicht, aber ihr Einfluss reichte von Dublin bis Tokio und von Shanghai bis Berlin, auch wenn es grosse Unterschiede gab. In London zum Beispiel war die Flapper-Mode zwar in vornehmen Schaufenstern zu sehen (bei Selfridges wurden sie sogar von lebenden «Schaufensterpuppen» getragen), aber die örtliche Presse war eher von einer anderen Modeerscheinung fasziniert, den Bright Young Things.

Möglicherweise konnte sich diese Spielart von scheinbar leichtfertiger Luxusleben und kindischem Hedonismus tatsächlich nur in Grossbritannien entwickeln und nur als Reaktion auf die Kultur der Trauer und auf die graue Ernsthaftigkeit der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der eine neue Generation aufgewachsen war. Während die Nation sich noch von ihrem kollektiven Kriegstrauma erholte und mitten in einer sozialen und wirtschaftlichen Krise steckte, die Zeitungen voller Meldungen über Streiks und Strassenunruhen waren und sich das schreckliche Gefühl einschlich, dass Britannia längst nicht mehr über die Wogen herrschte, reagierten die privilegierten Jugendlichen, die gerade von ihren Internaten oder Elite-Universitäten kamen, auf diese Situation, indem sie in albernes Kichern ausbrachen, seltsame Kostüme anzogen und sich noch einen Cocktail einschenkten.

Die Jahre der Nachkriegsentbehungen waren endlich vorbei, die Zeiten hatten sich geändert, die Dinge schienen sich zum Guten zu wenden.

In den Augen vieler junger Menschen um 1928 war die moralische Welt ihrer Eltern vorsintflutlich. Virginia Woolf behauptete in einem Vortrag in Cambridge, das Wesen des Menschen habe sich 1910 geändert, und berichtete von ihrer Köchin: «Die viktorianische Köchin lebte wie ein Leviathan in den Tiefen, ehrfurchterregend, still, obskur, unergründlich; die [...] [gegenwärtige] Köchin ist ein Geschöpf der Sonne und der frischen Luft; sie geht im Wohnzimmer ein und aus, nicht um sich den *Daily Herald* zu leihen, sondern um einen Ratschlag wegen eines Hutes zu erfragen. Können Sie sich ein besseres Beispiel für die Fähigkeit der menschlichen Spezies, sich zu verändern, vorstellen?»⁶

Woolf war polemisch wie immer, aber ihre Beobachtung war brillant: In der Tatsache, dass eine Hausangestellte sich mit der Dame des Hauses von Frau zu Frau unterhalten konnte, dass die Köchin sich plötzlich als sexuell gleichberechtigt betrachtete, hatte sie eine Revolution erkannt. Jetzt, 20 Jahre und einen Krieg später, als sie den Vortrag hielt, hatte sich die Konstellation noch einmal verändert. Nietzsche hatte Gott begraben; die Dadaisten, Surrealisten, Faschisten und Kommunisten hatten dasselbe mit den bürgerlichen Werten getan, die Freudianer hatten die Wohlanständigkeit der Mittelschicht als gefährliche Krankheit beschrieben, und die Generation der Flapper schuf neue Tatsachen, weigerte sich, wie ihre Eltern in Büros zu sitzen oder auf den Strassen für eine gerechte Sache zu demonstrieren, und zog es vor, in Klubs und heruntergekommenen Cabarets die eigene Jugend zu feiern.

Das rebellische Verhalten der Jungen stiess erwartungsgemäss auf Kritik. Schon 1920 hatte Dr. R. Murray-Leslie sich beklagt, das Fehlen heiratsfähiger junger Männer nach dem Krieg habe dazu geführt, dass die Frauen ihre eigenen Wege gegangen seien und sich verändert hätten: «Der soziale Schmetterlingstyp; der frivole, spärlich angezogene, jazzende Flapper, unverantwortlich und undiszipliniert, für den ein Tanz, ein neuer Hut, ein Mann mit einem Auto wichtiger war als das Schicksal von Nationen.»⁷ Eine andere Kommentatorin schlug die Trommel der Vorkriegszeit, als Suffragetten und Feministinnen als männlich und hässlich beschrieben worden waren: «Viele unserer jungen Frauen sind entsexualisiert und maskulinisiert worden, mit kurzem Haar, die Röcke nicht länger als Schottenröcke, schmalen Hüften, unauffälligen Brüsten», beschwerte sich Arabella Kenealy 1920 in ihrem vielgelesenen Buch *Feminism and Sex-Extinction*⁸

Die jungen Frauen, die hier beleidigt wurden, scherten sich einfach nicht

darum. Ihre prall gefüllten Terminkalender liessen ihnen kaum Zeit zum Zeitunglesen, denn Londons *jeunesse dorée* war vollauf damit beschäftigt, sich zu vergnügen. Einige dieser beneidenswerten Geschöpfe waren perfekte Verkörperungen des Klassensystems und vereinten in ihrer Person Wohlstand, Privilegien und ein grenzenlos narzisstisches Selbstvertrauen. Zu ihnen gehörten Bryan Guinness, der Erbe des Bierimperiums, von dem gesagt wurde, dass er von jedem getrunkenen Glas Bier einen zwölftel Penny bekomme, der unerhört reiche und unfassbar exotische amerikanisch-italienisch-englische Ästhet Harold Acton, der als Student in Oxford aus Langeweile T. S. Eliots Avantgarde-Gedicht *The Waste Land* durch ein Megaphon rezitiert hatte, Elizabeth Ponsonby, die Tochter von Arthur Ponsonby, einem Minister und Kriegsgegner, Henry Yorke, der Sohn eines wohlhabenden Industriellen und bekannter unter seinem Schriftstellernamen Henry Green, die hoheitsvoll exzentrischen Geschwister Sitwell – Edith, Osbert und Sacheverell –, die adligen, aber stets in Geldnot befindlichen Mitford-Schwestern und natürlich Stephen Tennant, ein Paradiesvogel unter den Exoten, der sogar zu einer gewöhnlichen Cocktail-Party mit Goldstaub auf seinen blonden Locken erschien.

Einige dieser jungen Leute waren unendlich vermögend, während andere von der Hand in den Mund lebten; alle aber kamen sie aus der gesellschaftlichen Elite und waren entweder selbst Adlige oder entstammten zumindest dem Umfeld der Aristokratie. Ihre dekadenten Vergnügungen wären wohl nicht weiter bemerkenswert gewesen – Adlige haben sich schon immer so zu unterhalten gewusst –, hätte es nicht zwei wesentliche Unterschiede gegeben, die beide auf eine fortschreitende Demokratisierung der Gesellschaft schliessen liessen: Einerseits gab es bereits eine gigantische und ewig hungrige Pressemaschinerie, die mit Klatsch gefüttert werden wollte, andererseits hatten die blaublütigen Jugendlichen weniger vornehm geborene Freunde, deren literarisches oder künstlerisches Talent ihr Ticket in die Welt der Schönen und Reichen war.

Die amerikanische Schauspielerinnen Tallulah Bankhead etwa wurde während ihrer Jahre in London zum Liebling der Bright Young Things. Sie konnte Langeweile nicht ertragen und war dafür bekannt, dass sie Feste wesentlich interessanter, mitunter auch wesentlich komplizierter machte, weil sie ihrem enormen und wahllosen Appetit auf sexuelle Begegnungen normalerweise freien Lauf liess. Auch der ehrgeizige junge Photograph Cecil Beaton tat alles dafür, dass seine glamourösen Altersgenossen, die er um ihre Lebensart beneidete, ihm be-

merkten und mit Aufträgen versahen. Zu seinen Bekannten und Rivalen gehörte der brillante, boshafte und versoffene Schriftsteller Evelyn Waugh, der ständig damit beschäftigt war, seinen monumentalen Snobismus mit seinem Verlangen nach Zugehörigkeit in Einklang zu bringen. Die Welt aus Schaum und Traum, in der die Bright Young Things lebten, zog keine tiefschürfenden Literaten an, wohl aber komische Talente mit einem Auge für die Widersprüche hinter der Fassade aus Spass und Leichtigkeit. Der Bühnenschriftsteller und Schauspieler Noël Coward wurde zu einem Star mit Stücken, die die Lebenswelt der jungen Reichen beschrieben und in messerscharfen Dialogen sezierten und die im Londoner Westend enorme Erfolge feierten. Der junge Dichter John Betjeman ging zur BBC, nachdem er in Oxford zum zweiten Mal in Theologie durchgefallen war. Seine Gedichte spiessten das elegante Lotterleben seiner Altersgenossen auf.

Ein Bright Young Thing zu sein bedeutete, unerhörte Dinge zu tun, sich extravagant anzuziehen und vor allem immer amüsant zu sein. Das Leben war nichts weiter als eine endlose Folge von Pyjamapartys, Pool-Partys mit Tanzorchester, Wochenenden in den Landhäusern der reichen (und oft empörten) Eltern, legendären Kostümbällen, schelmischen Streichen und nächtlichen Autorennen durch die Strassen Londons.

Die Atmosphäre dieser Vergnügungen erinnerte an Peter Pan mit Cocktails (1926 wurde dem Kinderbuchhelden tatsächlich eine eigene Party gewidmet). Das alles war etwas bemüht in seiner Unschuld, in der kindlich besessenen Freude am Verkleiden. Nichts schien romantischer als die Erinnerungen an heimliche Feiern im Internat, ganz so, als ob die Suche nach ein bisschen Unterhaltung und die nächtlichen Expeditionen aus dem Fenster des Schlafsaals und im Schlafanzug über die Dächer nie geendet hätten.

Einer der Lieblingstreffpunkte der Bright Young Things war der Gargoyle Club in 69 Dean Street in Soho, der von David Tennant, dem Bruder des goldlockigen Stephen, gegründet worden war. Die Wände des Clubs waren mit Mosaiken aus Spiegelfragmenten geziert, und zwei Gemälde von Matisse sorgten für die gewisse Atmosphäre. Tennant selbst gab mit der damals typischen Coolness an, er habe den Club nur gegründet, um einen guten Ort zu haben, an dem er mit seiner Freundin tanzen gehen konnte.

1926 wurden die schicksten jungen Leute hier zu einer Edwardian Party eingeladen. Auf den gedruckten Einladungen stand zu lesen: «Kommt so, wie ihr

vor 20 Jahren wart». Einige der Gäste kamen als Wickelkinder. Im April 1930 versammelten sich sogar geschätzte fünftausend Nachtschwärmer in Kostümen aus dem 18. Jahrhundert, um Mozart zu feiern. Das Menü für das exklusive Dinner vor der grossen Tanzveranstaltung stammte aus einem historischen Kochbuch mit Gerichten, die am Hof Ludwigs XVI. serviert wurden, und ein Orchester in Kostümen und Perücken sowie eine Jazzband unterhielten die Gäste bis in die frühen Morgenstunden. Auf dem Heimweg trafen angeheiterte Partygäste auf einige Strassenarbeiter und posierten gemeinsam mit ihnen für Erinnerungsfotos, inklusive Presslufthammer und ratlosen Mienen auf den Gesichtern der Arbeiter.

Diese Vergnügungen einer Handvoll privilegierter Jugendlicher wären wohl wie der sie umgebende Alkoholdunst binnen Kurzem verfliegen, wäre da nicht die Faszination der Presse gewesen, die diese Ausschweifungen und die sorgsam kultivierte Exzentrizität mit wahren Heissstücken dokumentierte. Zeitungen wie der *Daily Express* und Magazine wie *Punch* oder *Tatler* folgten jedem Fest, jedem extravaganten Stunt und jedem Mini-Skandal, und die Bright Young Things ihrerseits fühlten sich vernachlässigt, wenn eine ihrer Expeditionen ins Land des Vergessens nicht von Fotografen und Reportern begleitet wurde. Die Aufmerksamkeit der Medien gab ihnen das Gefühl, etwas zu bedeuten, dem Plebs um Schritte voraus zu sein, so originell und unwiderstehlich, dass niemand es verpassen wollte. So wurde aus den überschwänglichen Gehversuchen in einer neuen Gegenwart, die mehr oder weniger aristokratische junge Leute und ihr Gefolge unternahmen, ein nationales Phänomen.

Der durchschnittliche bürgerliche Leser – ein Büroangestellter oder ein kleiner Beamter etwa – verdiente rund zweihundert Pfund, und die Geschichten über reiche junge Leute, die ein Leben voller Privilegien und Hedonismus führten, verschaffte ihm einen Blick in eine unerreichbare Welt und erlaubte ihm, den eigenen Neid und die sozialen Bestrebungen unter einer Maske aus moralischer Ablehnung zu kaschieren. In einem grösseren Kontext gesehen waren die Geschichten über Champagner, Charleston und die schönen, jungen Reichen auch Teil einer allgemeineren gesellschaftlichen Entwicklung, denn obwohl nicht alle Bright Young Things wirklich jung oder besonders hell im Kopf waren, standen sie in den Presseberichten doch beispielhaft für eine Kluft zwischen der Generation, die den Krieg durchlebt und durchlitten hatte, und einer neuen Generation, die damals noch zu jung gewesen war und andere Werte und Anschauungen ver-

trat. Nur wenige Jahre trennten sie voneinander, aber die Unterschiede zwischen ihnen waren umso grösser.

Doch auch Pyjamapartys haben auf Dauer nur einen begrenzten Reiz, der sich durch Wiederholung nicht verstärkt, und die Gäste begannen fallweise auszunüchtern und die Welt um sich herum und ihre eigene Zukunft mit einem mulmigen Gefühl im Magen wahrzunehmen. Der fröhliche Nihilismus schützte sie nicht vor solchen Momenten, und einige der jungen Leute sahen sich nach Antworten und Orientierung um. Im Falle der berühmten Mitford-Schwestern führte diese Suche innerhalb von kurzer Zeit in höchst unterschiedliche Richtungen. Die Schwestern waren auf dem Land unter einem autoritären und exzentrischen Vater aufgewachsen, der als Lord Redesdale im House of Lords sass und sich dort nach Leibeskräften bemühte, jede Veränderung zu verhindern. Mit dem Aufstieg Hitlers begann er immer mehr mit dem Faschismus zu sympathisieren, und politische Ideen spielten auch für seine ihm immer mehr entfremdeten Töchter eine immer stärkere Rolle. Diana Mitford liess sich von dem Millionenerben Bryan Guinness scheiden, um den Führer der britischen Faschistenbewegung Oswald Mosley zu heiraten; Unity ergab sich völlig ihrer blinden Verehrung für Hitler, die sie nicht nur dazu bringen sollte, ihr Idol zu besuchen, sondern auch einen Selbstmordversuch zu unternehmen, als Hitlers Krieg verloren schien; Jessica wurde Kommunistin und floh aus England, um gemeinsam mit ihrem Freund im Spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Republikaner zu kämpfen; Deborah heiratete den Aristokraten Andrew Cavendish und wurde Duchess of Devonshire; und Nancy flirtete kurz mit dem Faschismus, bevor sie sich energisch dagegen wandte und Romane zu schreiben begann, in denen ihre Freunde und Bekannten in ihrer oft komischen Orientierungslosigkeit und der inneren Leere, die sich durch lautes Feiern nicht übertönen lässt, dargestellt werden.

Die Suche nach einer ideologischen Heimat befiel auch andere Mitglieder des scheinbar magischen Kreises, dessen immer zwanghaftere Versuche, über die Stränge zu schlagen, weniger unbeschwert und sorglos wirkten, als sich die Stimmung im Land in den 1930er Jahren zusehends verdunkelte. Evelyn Waugh, einer der schärfsten Beobachter der sozialen Hierarchie und der jungen Leute, die er zugleich bewunderte und verachtete, konvertierte zum Katholizismus, Tom Driberg intensivierte sein Engagement für den Kommunismus, und Brian Howard bereiste Deutschland und Österreich, um den Aufstieg der Nazis aus der Nähe zu bewundern.

Unity Mitford verschaffte ihm Zugang zur oberen Ebene der NS-Hierarchie, und so wurde er für viele Briten zum vertrauenswürdigen Berichtersteller über die Bedrohung des Faschismus und später auch über den Spanischen Bürgerkrieg.

Andere hatten es schwerer, den Übergang vom sozialen Schmetterlingsdasein zum Erwachsenenleben zu schaffen, oder scheiterten völlig daran. Die charmante und mutige Elizabeth Ponsonby trank sich mit 39 Jahren zu Tode, und der goldgelockte Stephen Tennant zog sich, als sein jugendlicher Charme an Perfektion und Unangestrenztheit verlor, ganz einfach in sein Bett zurück, das er bis zu seinem Tod 1987 kaum noch verlies.

Eine einzige rosa Flamingofeder

Während die Flapper und die Bright Young Things die Klatschspalten dominierten und Eltern von Chicago bis London zur Verzweiflung trieben, wurden in Ländern, deren Kultur und soziale Strukturen durch den Krieg noch wesentlich stärker erschüttert worden waren, die Werte und Vergnügungen der jüngeren Generation selbst zum Ziel erbitterter Kontroversen, die auch immer häufiger mit Fäusten, Stöcken und Schlagringen ausgetragen wurden. Exemplarisch sichtbar wurde dieser Streit bei einem Engagement, das die Tänzerin Josephine Baker im Februar 1928 nach Wien führte.

Baker verkörperte eine neue Art von Entertainment, das Jazz-Kultur und Bühnenshow, orientalistische Phantasien und Sex zu einem Elixier vermischte, das besonders die Männer im Publikum atemlos ihre Sitzlehnen umklammern liess. Janet Flanner, Korrespondentin der Zeitschrift *New Yorker* (und selbst ein perfektes Produkt der raffinierten Urbanität, die gerade so modern war), beschrieb ihre Begegnung mit Bakers Charisma in Paris, der Stadt, die sie berühmt gemacht hatte, so: «Sie trat völlig nackt auf, mit Ausnahme einer einzigen rosa Flamingofeder zwischen ihren Gliedmassen; sie wurde kopfüber und im Spagat auf den Schultern eines schwarzen Riesen getragen. Auf der Mitte der Bühne blieb er stehen, und mit seinen langen Fingern hielt er sie wie einen Korb um die Hüfte und schwang sie in einem langsamen Radschlag auf den Boden, wo sie stehen blieb [...] Sie war eine unvergessliche weibliche Ebenholzstatue. Ein Begrüssungsschrei breitete sich im Theater aus. Was als Nächstes passierte, war

unwichtig. Die zwei besonderen Elemente waren etabliert und unvergesslich – ihr herrlicher, dunkler Körper, der den Franzosen zum ersten Mal zeigte, wie schön schwarz sein kann, und die unmittelbare Antwort des weissen, männlichen Publikums in der Hauptstadt des Hedonismus in Europa, Paris.»⁹

In Wien verursachte die Ankündigung, dass Baker bald in der Stadt sein werde, einen Sturm zwischen den verfeindeten politischen Fraktionen, die alle darum bemüht waren, moralisch die Oberhand zu behalten. Während die sozialistischen Stadtväter der Veranstaltung, die weithin als unmoralisch verdammt wurde, mit Unbehagen entgegensahen, stand Konservativen und Faschisten förmlich der Schaum vor dem Mund, wenn sie daran dachten, dass eine völlig nackte schwarze Frau, begleitet von einem schwarzen Jazzorchester, auf einer Wiener Bühne schon bald erotischsuggestive Tänze aufführen würde.

Die Stadt von Mozart und Schubert, so schien es, würde sich von einer solchen Beleidigung nie erholen. Schon im vorigen Jahr war die Aufführung von Ernst Kreneks Oper *Jonny spielt auf*, die einen schwarz geschminkten Jazzmusiker zum Helden hatte, zu einem politischen Skandal geworden und hatte zu Schlägereien vor der Staatsoper geführt, als Nazis versuchten, die Aufführung zu verhindern. Jetzt aber ging es um noch mehr. Das *Neue Wiener Tagblatt*, eine wichtige konservative Zeitung, prophezeite nichts weniger als eine kulturelle Apokalypse: «Literatur und Kunst, Tanz und Geselligkeit sind schwarze Künste geworden, die Vernegerung die letzte Tiefenentwicklung des Europäers. Die Kakophonien der Jazzband spielen zum Totentanz der europäischen Kultur auf, der in den unrhythmischen Gliederverrenkungen des Charleston und Black-Bottom mit Filmgeschwindigkeit vor sich geht.»¹⁰

Das Jüngste Gericht fand freilich nicht statt, und nach einigem Hin und Her trat Josephine Baker trotz allem in Wien auf, allerdings nur als Teil einer allgemeineren Show und unter Beteiligung von Darstellern mit schwarz geschminkten Gesichtern, was sogar das Wiener Publikum peinlich fand.

Die Reaktion auf Bakers angekündigten Auftritt versammelte viele Argumente, die besonders konservative Kritiker immer wieder gegen die junge und hedonistische Kultur der Goldenen Zwanziger Jahre formulierten und die als kulturelle Gegenhaltung immer mehr an Boden gewannen. In Berlin, wo Baker schon 1925 ihren berühmt-berüchtigten Bananentanz aufgeführt hatte, gab es allerdings einige Beobachter, die weniger daran interessiert waren, sie moralisch

zu verdammen, als das Phänomen Baker in der Kultur ihrer Gegenwart zu verorten. Harry Graf Kessler schrieb über ihre Tanzdarbietungen: «Abends wieder in der Negerrevue bei Nelson (Josephine Baker). Sie sind ein Mittelprodukt zwischen Urwald und Wolkenkratzer; ebenso ihre Musik, der Jazz, in Färbung und Rhythmus. Ultramodern und ultraprimitiv.»¹¹

Während Wien sich in einem politisch gefärbten Provinzialismus einzuigeln begann, hatte Berlin die Stellung als irisierende Hauptstadt einer kosmopolitischen, wenn auch nie unumstrittenen Kultur erobert. Für wenige, kostbare Jahre wurde es zum Ort für eine wagemutige und urbane Kultur und für diejenigen, die diese Kultur suchten und formen wollten, vom englischen Schriftsteller Stephen Spender bis zum Wiener Theaterregisseur Max Reinhardt. Zumindest in Bezug auf Kultur und kulturellen Aufbruch waren diese Jahre in Berlin wirklich die Goldenen Zwanziger, die auch mit einer zunehmenden politischen und wirtschaftlichen Stabilisierung und einem stärkeren allgemeinen Optimismus einhergingen. In Bars und Biergärten tanzten junge Leute Charleston, und auch wenn Jazzbands aus den Vereinigten Staaten in Berlin nicht annähernd so oft auftraten wie in Paris oder London, so hatten sich deutsche Musiker inzwischen doch die Riffs und die rhythmischen Kniffe von den Platten ihrer amerikanischen Kollegen abgehört.

Ein Geist von Frivolität und eine gewisse Feierstimmung verbreiteten sich auf den Flügeln des Gesangs, und ein ebenfalls 1928 gegründetes Ensemble trug entscheidend dazu bei. Die Comedian Harmonists – sechs Sänger im Frack, die grossstädtisches Flair ausstrahlten – hatten zunächst die US-amerikanische Gruppe The Revelers imitiert. Die Mitglieder der Comedian Harmonists waren begabt, jung und arbeitslos und probten zuerst ohne Bezahlung. Nach schwierigen Anfängen konnten sie sich mit ihren frechen Schlagern und Arrangements aber rasch etablieren. Fast all ihre Liedtexte waren anzüglich, auch wenn die erotischen Anspielungen sorgfältig in elegante Reime und Modulationen eingebettet waren. In ihrem Schlagerhit «Veronika der Lenz ist da» wird der Umschwärmt mitgeteilt: «Die ganze Welt ist wie verhext, / Veronika, der Spargel wächst». Die folgende Aufforderung «Ach du Veronika, die Welt ist grün, / drum lass uns in die Wälder ziehn» ist sowohl eine Einladung zur einsamen Zweisamkeit als auch ein Augenzwinkern in Richtung der Wandervogelbewegung und einer romantischen Tradition, die alles Tiefe, Gute und Wahre im



Veronika, der Lenz ist da: Die Comedian Harmonists standen für ein neues, entspannteres Deutschland

deutschen Wald vermutete. Der Lenz schien endlich gekommen zu sein, und die Weimarer Republik begann kollektiv und erleichtert aufzuseufzen.

Nicht alle aber waren der Zukunft gegenüber so positiv eingestellt. Die politischen Spannungen waren abgeflaut, aber nicht verschwunden, und die sozialen Probleme waren noch immer schmerzhaft spürbar. Für die wunderbar gefährliche Kultur der Berliner Halbwelt war die Mischung aus Friedensgewinnlern und Schnorrern, Prostituierten und Kleinkriminellen, Exhibitionisten und Arbeitslosen genau das, was das Leben in diesem trüben Teich so interessant machte. Gleichzeitig aber stellte sie ein politisches Gefahrenpotential dar, denn zu viele Menschen wurden wirtschaftlich an den Rand gedrängt, und im Abgrund der feuchten Mietskasernen, der Tagelöhner, Langzeitarbeitslosen und der Mütter, die ihre Kinder nicht ernähren konnten, herrschten Apathie und Verzweiflung, aber auch mörderische Wut.

Das offizielle Gesicht der wiederauferstandenen Hauptstadt verbarg dieses Elend – «die im Dunkeln sieht man nicht», wie Bertolt Brecht in seiner berühmten Ballade *Die Moritat von Mackie Messer* schrieb, die das Leben und die beißliche Grausamkeit eines Berufsverbrechers beschreibt. Es war die erste Nummer in Brechts *Dreigroschenoper*, die von Kurt Weill vertont und am 31. August 1928 im Berliner Theater am Schiffbauerdamm uraufgeführt wurde.

Die *Dreigroschenoper* erzählt die Geschichten von kleinen Leuten, deren Hoffnungen von einem banalen und erbarmungslosen Kapitalismus erdrückt



Die Schönen und Reichen: Modedruck von 1923

werden. Der Kapitalist des Stückes ist ausgerechnet Jonathan Jeremiah Peachum, der «König der Bettler», der sich als streng christlicher und mitleidvoller Helfer präsentiert, tatsächlich aber eine Art Zuhälter für Bettler ist. Gegen seine Heuchelei wirken Mackies Morde und Erpressungen moralisch zumindest ehrlich. Während die Liebesgeschichte zwischen Peachums Tochter Polly und Mackie Messer erzählt wird, beschreibt die Oper auch einen kapitalistischen Machtkampf, in dem Peachum versucht, sich eines Konkurrenten zu entledigen, indem er ihn an die Polizei verrät und so an den Galgen bringt. Sein Plan schlägt fehl, als die frischgekrönte Königin von England den Mörder Mackie nicht nur begnadigt, sondern ihn auch zum Ritter schlägt. Der skrupelloseste Gangster hat gewonnen.

Musikalisch innovativ und mit Elementen aus Schlagern, Jazz, Tango, Kirchenmusik und klassischen Formen durchsetzt, wurde die *Dreigroschenoper* zu einem gewaltigen Erfolg, der von seinem liberalen Publikum bejubelt und von den Nazis mit gleicher Intensität gehasst wurde. Es war die coolste und gewagteste Produktion auf einer Berliner Bühne, und während die Melodien auf den Strassen gepfiffen wurden, enthielten die scheinbar naiven und ungekünstelten Texte bereits Hinweise darauf, dass es mit dem grossen Aufatmen und Feiern bald vorbei sein könnte:

Ihr Herrn, die ihr uns lehrt, wie man brav leben
Und Sünd und Missetat vermeiden kann

Zuerst müsst ihr uns was zu fressen geben
Dann könnt ihr reden: damit fängt es an.
Ihr, die ihr euren Wanst und unsre Bravheit liebt
Das eine wisset ein für allemal:
Wie ihr es immer dreht und wie ihr's immer schiebt
Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.
Erst muss es möglich sein auch armen Leuten
Vom grossen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden.¹²

Die magnetische Stadt

Was ist Magnitostroi? Es ist eine grandiose Fabrik, um Menschen neu zu schaffen. Der Bauer von gestern [...] wird zu einem echten Proletarier [...] der für die schnellstmögliche Fertigstellung der Fundamente des Sozialismus arbeitet. Sie sind ein unglücklicher Mensch, lieber Leser, wenn Sie Magnitostroi nicht besucht haben. Ich bedauere Sie.

R. Roman, Korrespondent in Moskau

Ein wütender, eisiger Wind blies über die karge Landschaft und zerrte an den Kleidern einer Gruppe von Reitern, die entlang der letzten Ausläufer des östlichen Uralgebirges unterwegs waren, weit weg von aller Zivilisation. Es war März, und die Winter hier waren lang. Nur zu Fuss oder zu Pferde liess sich diese Einöde erreichen. Die Männer überblickten die karge Weite vor ihnen. Innerhalb weniger Jahre, Monate sogar, sollten sie hier eine Fabrik bauen – nicht irgendeine Fabrik, sondern den grössten Hochofen Europas und vielleicht der Welt.

Der Ort, an dem die Reiter angekommen waren, hiess Magnitskoi, der magnetische Berg. Schon vor Jahrhunderten hatten Siedler bemerkt, dass ihre Kompasser dort die Orientierung verloren. Die Hügel waren voller Eisenerz. Die Führung in Moskau hatte sich entschlossen, diesen Bodenschatz zu nutzen, und ein gigantisches Projekt auf den Weg gebracht, das dem Bau der Pyramiden in punkto Ehrgeiz um nichts nachstand. Wo vorher nichts gewesen war, würden sie eine riesige sozialistische Stadt errichten.

«Unser Land aus einem Agrarland in ein Industrieland zu verwandeln, das imstande ist, aus eigener Kraft die notwendige Produktionsausrüstung zu erzeugen, darin besteht das Wesen, die Grundlage unserer Generallinie»,¹ hatte Stalin schon 1925 verkündet, und aus einer Absichtserklärung war ein politischer Plan geworden. Nach dem blutigen Bürgerkrieg musste das giganti-

sche Sowjetimperium sich im Eilschritt wandeln, um aus einer Gesellschaft von Bauerndörfern, in denen sich seit Jahrhunderten nur wenig geändert hatte, eine moderne Industrienation zu machen, die nicht nur ihre Bevölkerung ernähren, sondern sich auch strategisch behaupten konnte. Der Krieg hatte einen Grossteil von Russlands ohnehin nur schmaler industrieller Basis schwer beschädigt – Fabriken waren zerstört oder verfallen, Arbeiter waren deportiert oder ermordet worden, viele Ingenieure, Verwalter und Fabrikbesitzer waren geflohen. Der Neuanfang würde eine gigantische Anstrengung erfordern.

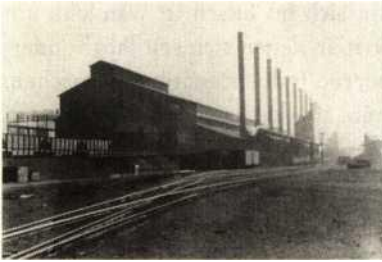
Aber es ging um mehr als nur wirtschaftliche Stabilität und militärische Kontrolle. Der Ehrgeiz der Partei, die Sowjetunion im Rekordtempo zu industrialisieren, gründete auch in der Entschlossenheit, der ganzen Welt die Überlegenheit des Kommunismus über den Kapitalismus zu beweisen. Nur wenn sie das Unmögliche schaffen konnten, konnten die Bolschewiken sicher sein, dass die Zukunft allein ihnen gehörte.

Um dieses Wunder zu vollbringen, hatte Stalin den ersten Fünfjahresplan ausgerufen, der Industrie und Produktion in einem Glaubensakt völlig umkrepeln und durch ein umfassendes Kollektivierungsprogramm eine wirklich sowjetische Gesellschaft schaffen sollte. «Wir gehen mit Volldampf den Weg der Industrialisierung zum Sozialismus, unsere uralte russische Rückständigkeit hinter uns lassend», schrieb der Erste Parteisekretär. «Wir werden zu einem Land des Metalls, einem Land der Automobilisierung, einem Land der Traktorisierung. Und wenn wir die UdSSR aufs Automobil, den Bauern auf den Traktor gesetzt haben – mögen dann die ehrenwerten Kapitalisten im Westen, die sich ihrer ‚Zivilisation‘ brüsten, uns einzuholen versuchen.»²

Die Stadt des Fünfjahresplans

Magnitogorsk, wörtlich übersetzt die magnetische Stadt, war ein Mikrokosmos dieser Ambitionen und der damit verbundenen Probleme. Die Entscheidung zum Bau war 1927 gefällt worden, aber sowjetische Ingenieure verfügten nicht über ausreichend Erfahrung, um das Vorhaben auch umzusetzen. So wandte sich die Parteiführung an die Firma Henry Freyn & Co. im in jeder Hinsicht fernen Chicago, die sich auf die Konstruktion grosser Industrieanlagen spezialisiert hatte.

Tatsächlich waren die «ehrenwerten Kapitalisten» massgeblich an Russ-



Aus dem Boden gestampft:
Die Hochofen-Stadt Gary, Indiana war
ein Vorbild für die Sowjetunion

lands Bemühung beteiligt, binnen eines halben Jahrzehnts mehrere Jahrhunderte zu überspringen. Der Ort, der die Träume von Magnitogorsk befeuert hatte, stand in den USA, am Ufer des Lake Michigan, etwa 35 Kilometer von Chicago entfernt: die Hochofen-Stadt Gary in Indiana. 1906 ebenfalls in einer fast unbewohnten Gegend aus dem Boden gestampft, war diese Stadt das perfekte Modell für die Sowjets, insbesondere weil auch Gary das Resultat eines enormen und zeitweise despotischen Willensakts gewesen war. Was die Geschichte aber zutiefst amerikanisch machte, war die Tatsache, dass der Gründer und Herr über diese für 100'000 Einwohner geplante Stadt nicht der Staat war, sondern ein privater, kapitalistischer Konzern: die United States Steel Corporation.

Gary war am Reissbrett entstanden. Es war eine strahlende Utopie, die nicht nur aus einer lebendigen Stadt bestand, sondern auch aus einem Stahlwerk, das 4'000 Tonnen Stahl am Tag produzierte. «Ein erstaunlicher

Aspekt von Gary, das tatsächlich auf Sand gebaut ist, ist der, dass es in Wirklichkeit so solide ist, so dauerhaft, so stark. Hier scheint nichts schäbig oder provisorisch zu sein», kommentierte ein Besucher 1920. «Schulen, Bibliotheken, Klubs, kommerzielle Gebäude, Wohnhäuser, Kirchen, Versammlungsorte, alle scheinen sie für die Ewigkeit gebaut zu sein. Diese Stadt ist so schnell und so solide errichtet worden, nur weil ein grosser Konzern es befahl! Es ist eine viel grössere Leistung, als wenn ein zufälliger Monarch mit absoluter Kontrolle über das Land und seine Ressourcen das getan hätte.»³

Die Stadt, die schachbrettartig ausgelegt war, war ein Produkt von Amerikas Geschäftsgeist und wirkte auf viele wie eine Inkarnation der USA als solcher, auch wenn nicht alle für ihren Bau gewesen waren. Präsident Woodrow Wilson hatte sich dagegen ausgesprochen und Gary sogar als unamerikanisch bezeichnet, weil es im Privatbesitz einer Firma sei und nicht die Frucht echter amerikanischer Demokratie. Aber die Kritiker waren in der Minderheit, wie ein Rabbiner, der in der Stadt arbeitete, deut-

lich machte: «Gary ist Amerika. Jede amerikanische Stadt ist Gary ob gross oder klein.»⁴

Die kommunistische Führung Russlands war beeindruckt von der Idee, dass eine Industriestadt einfach auf dem Reissbrett entstehen konnte. Sie wollte eine Stadt bauen, die grösser, effizienter und in jeder Hinsicht grossartiger war als ihre amerikanische Schwester. Magnitogorsk lag direkt neben dem grössten Eisenerzvorkommen in der Sowjetunion. Sein Stahl würde die Industrie versorgen und noch viel mehr tun, wie eine Werbebroschüre für die Besiedlung von Magnitogorsk es beschrieb: «Metall wird nicht nur produziert, um einfach verwendet zu werden [...] Metall zieht alle Industriezweige mit, alle Bereiche des menschlichen Lebens, angefangen von der Produktion von Turbinen, Traktoren, Mähreschern, Textilien, Nahrungsmitteln bis hin zu Büchern. Metall ist die Grundlage der modernen Zivilisation.»⁵

Es war nur eine Frage der Zeit, bis diese hochfliegenden Träume von einem neuen und stolzen Proletariat, das in einer idealen sowjetischen Stadt Stahl für die Zukunft der Menschheit produziert, mit den Realitäten der kommunistischen Bürokratie kollidierten. Die Ingenieure in Chicago zeichneten Pläne, die dann von Kommissaren und Komitees, die ihren patriotischen Eifer unter Beweis stellen wollten und den fremden Kapitalisten misstrauten, willkürlich geändert wurden. Produktionsziele und Kapazitäten wurden ohne Angabe von Gründen immer wieder angehoben, nicht weil die technologischen Möglichkeiten es erlaubten, sondern weil die Propaganda es befahl. Die ursprünglich geplante Jahreskapazität von 656'000 Tonnen Roheisen wurde allein 1929 mehrmals erhöht und erreichte 1,6 Millionen Tonnen, im Jahr darauf waren es bereits 2,5 Millionen Tonnen.

Die kleine Gruppe von Siedlern, die im März 1929 in der Einöde angekommen waren, sollte Baracken bauen und für die Infrastruktur sorgen. Eine Eisenbahnlinie war seit Jahren geplant, aber nur teilweise gebaut worden. Der gigantische Hochofen und die Stadt, in der die Arbeiter leben sollten, bestanden vorerst nur aus einem Gitter aus Seilen, die bei eisigem Wind über den langsam auftauenden Boden gespannt worden waren und anzeigten, wo die Gebäude eines Tages stehen sollten. Im Mai wurde die Arbeit an einer Ziegelfabrik begonnen, und die Rote Armee half dabei, die letzten hundert Kilometer Eisenbahnschienen zu verlegen. Die Arbeit am grössten sozialistischen Projekt der Gegenwart konnte endlich beginnen.



Offizielle Version: Junge Arbeiter in Magnitogorsk, 1931

Die Hoffnung, die diese ersten Schritte weckten, wurde freilich schon bald enttäuscht, denn die Planung in Moskau wurde durch Inkompetenz und Korruption immer wieder zurückgeworfen und fast unmöglich gemacht. Die Eisenbahnstrecke war so schäbig gebaut worden, dass die Züge nur zehn Stundenkilometer schnell fahren konnten und Passagiere auf der 870 Kilometer langen Reise zeitweise lieber zu Fuss neben den Waggons hergingen. Die russische Staatsfirma, die mit der Konstruktion und Überwachung des Riesenprojekts betraut war, hiess Stalstroj, ein vertrauenerweckender Name für einen Stahlproduzenten. Weniger vertrauenerweckend war die Tatsache, dass sie noch Wochen zuvor Tekstilstroj geheissen hatte und auf die Produktion von Stoffen spezialisiert gewesen war. Das Einzige, was sich geändert hatte, war der Name. Die amerikanischen Vertragspartner begriffen allmählich, dass ihre Aufgabe immens viel grösser sein würde, als einfach nur den grössten bis dahin bekannten Hochofen zu bauen. «Uns wurde schlagartig klar», notierte der Bauleiter, «dass diejenigen, die vor Ort arbeiteten, nicht die geringste Ahnung davon hatten, was ein Hochofen ist.»⁶

Als die amerikanischen Ingenieure im Sommer endlich auf der Baustelle eintrafen, trauten sie ihren Augen nicht. Die Stadt, von der sie gehört hatten, bestand aus Zelten, es gab keine Strassen, kaum Werkzeug und keine schwe-



Inoffizielle Version: Junger Arbeiter
in Magnitogorsk

ren Maschinen. Die «Arbeiter», die mit dem Zug hierher verfrachtet worden waren, hatten keinerlei Ausbildung und waren wütend über ihre erzwungene Umsiedlung, nur wenige von ihnen waren freiwillig gekommen. Viele der Neuankömmlinge waren Opfer von Kollektivierungsmassnahmen und von Stalins Verfolgung der «Kulaken», der «kapitalistischen Blutsauger» auf dem Land, die tatsächlich meist nur Bauern waren, die einen Knecht oder eine Magd beschäf-

tigt hatten und dafür mit Enteignung, Deportation und oft auch mit dem Tod bestraft wurden. Hunderttausende von ihnen waren gezwungen worden, im Rahmen der Kollektivierung ihr Vieh abzugeben und ihr Land von Kolchosen bewirtschaften zu lassen. Viele von ihnen hatten sich geweigert und ihr Vieh lieber geschlachtet, als es herzugeben. Allein 1929 und 1930 wurden Millionen von Rindern, Schweinen und anderen Tieren auf diese Weise geschlachtet und die Felder nur mit Widerwillen bestellt, mit verheerenden Folgen für Landwirtschaft und Nahrungsversorgung.

Enteignete Kulaken stellten einen Grossteil der neuen Bevölkerung von Magnitogorsk und kamen bald in grossen Sammeltransporten am Bahnhof an, der wenig mehr war als ein Stück ungepflasterter Strasse, wie ein kommunistischer Aktivist sich erinnerte: «Ein ausserordentlicher Bevollmächtigter kam an, und man brauchte mich. Ein Auto holte mich um ein Uhr nachts ab und ich fuhr hin. Genosse Gugel Jakow Semjonowitsch, der Bauleiter, war auch da. Der Bevollmächtigte wandte sich mir zu und fragte nach meinem Namen. Dann fragte er: Weisst du, mit wem du redest?’ Ich sagte: ‚Ich weiss es nicht.’ Er antwortete: ‚Du kannst mir helfen. In drei Tagen erwarten wir nicht weniger als 24’000 Menschen. Hast du in der Armee gedient? Wir brauchen bis dahin Baracken.’ [...] Nicht 24’000, sondern 40’000

waren in den Transport gepfercht worden. Es regnete, Kinder weinten, und wenn du an ihnen vorbeigst, wolltest du nicht hinsehen.»⁷

Die Symphonie der Sirenen

Der Bau der Stadt wurde unablässig vorangetrieben, obwohl es an so gut wie allem fehlte. Die Partei hatte das Datum bestimmt, an dem der Hochofen die Produktion aufnehmen sollte, und die Funktionäre wussten, dass ihr Leben davon abhing. Als der heisse Kontinentalsommer langsam zum bitteren Winter geworden war, wurden die Arbeiter auch bei Temperaturen von -40° C bis an ihre Grenzen gebracht. «Während dieser Zeit lautete die Parole ‚Hochofen fristgerecht!‘», erinnerte sich ein Arbeiter. «Man konnte die Parole wirklich überall sehen [...] Man ging zur Toilette, um seinen natürlichen Bedürfnissen nachzugehen, und sogar da sah man ‚Der Hochofen fristgerecht!‘ Nur in den Himmel haben sie es nicht geschrieben.»⁸

Unter ständigem Druck und mit primitiven Werkzeugen und Materialien produzierten die kaum ausgebildeten und schlecht ernährten Arbeiter oft unbrauchbare und gefährliche Ergebnisse, und fast täglich passierten Unfälle. Manchmal schien sich die gesamte gigantische Baustelle im Ausnahmezustand zu befinden: «Sobald das Telefon klingelte, wusste man, dass irgendwo etwas zusammengebrochen war», schrieb Jakow Schmidt, der für kurze Zeit Leiter des Projekts war. «Die Vermittlung informierte mich sofort über alle Notfälle. Gleichzeitig wurden auf der Baustelle im Brandfall Warnsignale von allen Lokomotiven ausgestossen, zusammen mit den Sirenen der Elektrostation. Diese seltsame Symphonie verstörte alle, die in Magnitka lebten.»⁹

Ein anderer Augenzeuge sah die Ereignisse in einem deutlich positiveren Licht. John Scott war 1912 im amerikanischen Philadelphia geboren und als Kommunist 1932 aus politischen und idealistischen Gründen in die Sowjetunion ausgewandert, um für eine bessere Zukunft zu arbeiten. Er war einer der wenigen, die sich freiwillig gemeldet hatten, um in Magnitogorsk zu arbeiten, und lebte dort mit denselben Mängeln wie die anderen Arbeiter. Er liebte es. «Ich war sehr glücklich», notierte er in seinen Memoiren *Jenseits des Ural*. «Die Bolschewiken hatten offenbar Ordnung im Haushalt und schufen Arbeitsmöglichkeiten für junge Frauen und Männer. Auch hatten sie



Hochöfen in der Steppe:
Magnitogorsk

sich von der Fetischverehrung des materiellen Besitzes befreit, die [...] eines der grundlegenden Übel der amerikanischen Zivilisation war. Allerdings entging es mir nicht, dass die meisten Russen nur schwarzes Brot assen, dass sie ihre Kleider bis zur vollständigen Abnutzung trugen, dass sie alte Zeitungen zu Brief- und Notizpapier, als Zigarettenpapier und Briefumschläge und für alles mögliche an-

dere verwandten.»¹⁰

Scotts Bericht über seine Erfahrungen in der Sowjetunion vermittelt einen Eindruck von der oft echten Begeisterung, die junge Aktivisten dazu veranlasste, die unerträglichsten Bedingungen auf sich zu nehmen, um den grössten Traum zu träumen, der jemals geträumt worden war. Genau wie die Parteifunktionäre sah auch Scott die Masse der ehemaligen Bauern, der Arbeiter aus anderen Fabriken und der Gefangenen aus dem Lager nahe der Stadt als Rohmaterial, das gereinigt, geläutert und zu neuen Sowjetmenschen geformt werden musste, genau wie in den Hochöfen, die sie bauen mussten. «Chaibulin, der Tartare, [hatte] niemals eine Treppe, eine Lokomotive oder eine elektrische Lampe gesehen, ehe er vor einem Jahr nach Magnitogorsk kam», berichtete Scott. «Jahrhunderte lang hatten seine Vorfahren Viehzucht auf den platten Steppen von Kasachstan betrieben. Sie hatten dort gewisse nebelhafte Vorstellungen von der Zarenherrschaft; sie mussten Steuern bezahlen. Im Jahre 1916 hörten sie vom Kirgisenaufstand, dann von der Oktoberrevolution. Sie sahen auch die Rote Armee kommen und einige reiche Gutsbesitzer vertreiben. Sie besuchten Sowjetversammlungen, ohne recht zu begreifen, um was es sich eigentlich handelte, aber all das hatte ihre Lebensweise keineswegs berührt. Und jetzt baute Schaimat Chaibulin einen Hochofen, grösser als jeder andere in Europa! Er hatte Lesen gelernt und besuchte eine Abendschule, um Elektriker zu werden. Er

hatte Russisch sprechen gelernt, er las Zeitungen. Während eines einzigen Jahres hatte sein Leben sich mehr verändert als das seiner Vorfahren seit Tamerlans Herrschaft.»¹¹

Scott gehörte zu den wenigen Westlern, die aus reinem Idealismus in der Sowjetunion lebten. Viele andere aber beobachteten die Entwicklung dort mit echter Faszination, und die russischen Machthaber versuchten, dieses Potential zu nutzen. «Intellektuelle, Sozialarbeiter, werktätige Männer und Frauen sind herzlich willkommen in Russland», verkündete eine Anzeige in der linken Zeitschrift *The Nation* im Januar 1929 und wies darauf hin, dass dort «das grösste soziale Experiment der Welt unternommen wird – inmitten einer Galaxie von pittoresken Nationalitäten, wunderbarer Landschaft, herrlicher Architektur und exotischen Zivilisationen».

Während die Goldenen Zwanziger Jahre auf die nächste Dekade zurasten, die mehr Stabilität, mehr Wachstum und mehr Wohlstand zu versprechen schien, glaubten immer mehr Beobachter, dass dieses grosse Fressen nicht immer so weitergehen könne. Dann, am Ende des Jahrzehnts, wurde die Begeisterung vieler überzeugter Kommunisten in Russland und anderswo durch ein Ereignis beflügelt, das sie, so meinten sie, schon längst prophezeit hatten.

Was genau am 29. Oktober 1929 passierte, ist ausgiebig erforscht, aber darüber, warum es passierte, wird immer noch debattiert. Nach einer unerhörten Wachstumsphase, während der sich der Wert des Dow Jones verzehnfachte, brach der Aktienmarkt innerhalb von fünf Tagen plötzlich völlig zusammen. Es gab keinen besonderen Grund für diese Katastrophe: Ein Betrugsfall um einen Londoner Investor hatte Anleger nervös gemacht, aber das hatte man zuvor schon des Öfteren erlebt; ein Überangebot an Weizen führte zu einem volatilen Markt für Getreide-Futures, aber auch das hätte für eine Finanzkatastrophe nicht gereicht. Der wirkliche Grund war wohl eher der heulende Motor der 1920er Jahre selbst: eine enorme Wirtschaftsentwicklung, die die Profite um dreissig Prozent in die Höhe getrieben und Investoren Zinsen von mehr als zwanzig Prozent gebracht hatte.

In ihrem finanziellen Fressanfall hatten viele Investoren alle Vorsicht in den Wind geschlagen, um die gute Konjunktur so rasch wie möglich in Gewinne zu verwandeln. Wie immer in solchen Momenten der Marktentwicklung stiegen auch Kleininvestoren ein. Sie wussten zwar, dass es nicht immer so weitergehen konnte, waren aber überzeugt, dass sie rechtzeitig abkassieren

konnten. In dieser Atmosphäre der schwindelnden Ungewissheit reichte ein kleiner, aber hartnäckiger Zweifel oder ein plausibles Gerücht, um das gesamte Luftschloss auf den Boden der Tatsachen fallen zu lassen, und am 29. Oktober verloren die Aktien der New York Stock Exchange während eines chaotischen Tages voller Panikverkäufe zwölf Prozent ihres Wertes. Die Versuche von Grossinvestoren wie Rockefeller, die Gemüter zu beruhigen, indem sie demonstrativ Aktien kauften, konnten andere nicht überzeugen, und die Märkte trudelten in den Abgrund.

Es war ein grausamer Absturz. In der bereits globalisierten Finanzwelt liessen sich die Folgen dieses plötzlich verschwundenen Vertrauens nicht eindämmen und trafen Märkte auf der ganzen Welt. Während der nächsten Tage und Monate setzte sich der Aktienverfall fort, und 1932 hatte der Dow Jones 89 Prozent seines Wertes verloren. Obwohl nur 16 Prozent der amerikanischen Haushalte ihr Geld in den Aktienmarkt investiert und so praktisch über Nacht ihre Ersparnisse verloren hatten, waren die Auswirkungen wesentlich breiter und zerstörerischer. Die Vernichtung gigantischer Vermögen auf dem Aktienmarkt untergrub den Optimismus, der das Wachstum der 1920er Jahre befeuert hatte. Arbeiter wurden entlassen, und auf dem Höhepunkt dessen, was schon bald die Great Depression genannt wurde, verloren jeden Tag 12'000 Männer und Frauen ihren Job, ein Viertel der arbeitsfähigen Bevölkerung stand auf der Strasse. Vor den Suppenküchen bildeten sich lange Schlangen hungriger Menschen.

Die Weltwirtschaftskrise war mehr als nur das Ende einer Ära des robusten, selbstbewussten Kapitalismus und eines starken Mittelstands, getragen von Einkommen aus Investitionen, die schon die Viktorianer und die Bürger der Gründerzeit getätigt hatten. Einer von ihnen allerdings hatte nicht nur die Möglichkeit, sondern die Zwangsläufigkeit eines solchen Zusammenbruchs vorausgesehen: Karl Marx hatte prophezeit, dass ein kapitalistisches System sich schliesslich selbst zerstören und dass aus dieser Katastrophe eine revolutionäre, aber letztendlich friedlichere Diktatur des Proletariats hervorgehen werde. 1929 schien seine Vorhersage Realität zu werden, und Sozialisten und Kommunisten auf der ganzen Welt sahen in der Wirtschaftskrise nichts weniger als den historischen Beweis für die Richtigkeit und den wissenschaftlichen Anspruch des Marxismus.

Der in Budapest geborene Autor und Journalist Arthur Koestler war einer von Millionen hoffnungsvollen Menschen im Westen, die als «Weggenossen» (*fellow travelers*) oder auch «Mitläufer» bekannt wurden und die das Sowjetreich als Modell für die gesamte Menschheit ansahen und manchmal



Plötzlich vor dem Nichts: Gutgekleidete Kunden in einer New Yorker Suppenküche

nicht nur ideologische Richtungsweisungen, sondern auch finanzielle Unterstützung aus Moskau bekamen. Lenin nannte sie wenig schmeichelhaft «nützliche Idioten im Westen». Koestlers Familie war jüdisch, wohlhabend und assimiliert, wurde durch den Ersten Weltkrieg aber ruiniert. Der junge Mann hatte die brutalen, frühen Tage des Horthy-Regimes in Ungarn durchlebt und sein Studium in Wien aufgeben müssen, weil er kein Geld hatte, um die Studiengebühren zu zahlen. All das hatte ihn dazu getrieben, nach Alternativen zu einer Gesellschaftsordnung zu suchen, die seinen Eltern so grausam mitgespielt hatte.

Als Teil der aufblühenden zionistischen Bewegung war Koestler nach Palästina gegangen, um dort eine neue Heimat für die Juden aufzubauen, in Kibbuzim gelebten Sozialismus zu praktizieren und eine intellektuelle Kultur zu schaffen, in der er sich heimisch fühlen konnte. Anfangs war er gezwungen, seinen Lebensunterhalt als Tagelöhner zu verdienen, doch schon bald veröffentlichte er die ersten Artikel und wurde schliesslich Nahost-Korrespondent einer renommierten deutschen Zeitung. Von Jerusalem zog er 1929 nach Paris, wo er die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise unmittel-

bar zu spüren bekam. Aus Koestlers Sicht schien es unausweichlich, dass Marx recht gehabt hatte, und so trat er 1931 in die Kommunistische Partei ein. «Wäre die Geschichte selbst ein Mitläufer», schrieb er später, «so hätte sie keine geschicktere Regie führen können als durch das Zusammentreffen der schwersten aller Wirtschaftskrisen im Westen mit der Einleitungsphase der industriellen Revolution in Russland. Der Kontrast [...] war derart offensichtlich und eindrucksvoll, dass er zu der nicht weniger naheliegenden Schlussfolgerung führte: Dort liegt die Zukunft – hier die Vergangenheit.»¹²

Die sowjetischen Behörden taten ihr Bestes, um diesen Eindruck zu bestärken, besonders unter Intellektuellen und Künstlern, die dank ihrer Öffentlichkeitswirksamkeit die frohe Botschaft verbreiten konnten. Das geschah zum einen über kulturelle Aktivitäten und zum anderen durch sorgfältig inszenierte Besuche.

Ballets Russes

Die sowjetische Kultur spielte eine Schlüsselrolle, wenn es darum ging, die Phantasie westlicher Sympathisanten zu beflügeln. Während der Zwischenkriegszeit, einer Periode, in der die Kunst im Westen sich ästhetisch eher auf dem Rückzug befand, kam ein wichtiger Teil der aufregendsten und innovativsten Kunst aus der Sowjetunion. Vor der Revolution hatten Strawinsky und Sergei Djagilews *Ballets Russes* in Europa für Furore gesorgt. Nun waren es Filme von Sergei Eisenstein und Dsiga Wertow, irritierende konstruktivistische Gemälde, Plakate und Collagen von Kasimir Malewitsch, El Lissitzky und Alexander Rodtschenko und andere experimentelle Kunstformen, die Betrachter wie den britischen Schriftsteller Stephen Spender, der damals in Berlin lebte, in Begeisterung versetzten: «Wo es einen russischen Film zu sehen gab, und es gab damals viele in Berlin zu sehen, gingen wir hin: *Erde*, *Die Mutter*, *Panzerkreuzer Potemkin*, *Zehn Tage, die die Welt erschütterten*, *Der Weg ins Leben* und andere mehr. Diese Filme [...] erregten uns, denn in ihnen fanden wir den modernen Standpunkt, die poetische Einfühlung, die Satire, die augenfällige Schönheit, kurz, alles wieder, was uns in anderen zeitgenössischen Werken so aufgewühlt hatte; zugleich aber brachten sie eine Hoffnungsbotschaft [...].»¹³

Noch mehr Propagandawert als die Werke sowjetischer Künstler hatten die Augenzeugenberichte westlicher Intellektuellen über ihre Reisen in die Ud-



Die neue Welt wagen: Alexander Rodtschenko und Warwara Stepanowa, 1920er

SSR. Diese Besuche von Westlern waren selbstverständlich keine unbeabsichtigten und spontanen Reisen durch das Riesenreich. Schriftsteller und Künstler, deren Ruhm gross genug war und von denen die sowjetische Führung glaubte, sie würden positiv berichten, wurden mit besonderer Herzlichkeit eingeladen. Je nachdem, wo sie in der literarischen Hackordnung standen, wurde ihnen die Reise sogar bezahlt. Während der 1920er und 1930er Jahre kamen so etwa 100'000 kulturelle Besucher auf Einladung der Partei ins Land, streng kontrolliert von Intourist-Führern, Übersetzern und Spionen und eingespannt in ein enges Korsett aus offiziellen Terminen und rigiden Zeitplänen. Nichts wurde dem Zufall überlassen.

Die Prozession von bekannten Schriftstellern und Intellektuellen aus unterschiedlichen westlichen Ländern umfasste so grosse Namen wie H.G. Wells, André Gide, Theodore Dreiser, Romain Rolland, George Bernard Shaw und Lion Feuchtwanger, die alle auf durch und durch inszenierten Reisen sahen, was ihre Gastgeber ihnen zeigen wollten. «Ich kehrte als ein Anderer aus der UdSSR zurück», gestand der tief bewegte Louis Aragon, der gemeinsam mit André Breton in Paris die frühe surrealistische Bewegung bestimmt hatte. Wie Breton hatte auch er sich dem Kommunismus zugewandt, und die beiden prominenten Surrealisten waren nicht allein mit dieser Entscheidung. Sogar Pierre Drieu la Rochelle, der sich schon auf seiner per-

sönlichen Reise in den Faschismus befand, war gleichzeitig tief fasziniert von der Sowjetunion und ihrer scheinbaren Fähigkeit, die Träume der Menschheit zu verwirklichen. Er schrieb: «Nun das Feuer aus Moskau. Von nun an gibt es in jedem Menschen einen inneren Dialog, an dem Moskau unvermeidlich teilnimmt.»¹⁴

Der Kulturtourismus westlicher Intellektueller wurde so wichtig für die Sowjetunion, dass sie eine Art Industrie ins Leben rief, die sich vielleicht am besten als Fabrik für Potemkin'sche Dörfer beschreiben lässt. Der Legende nach (und wohl nur das) hatte der Günstling der Zarin Katharina der Grossen versucht, seine Herrin über den Entwicklungsstand einer Provinz zu täuschen, indem er eine ganze Reihe von Phantomdörfern hatte bauen lassen, die nur aus Fassaden bestanden, um die vorbeifahrende Monarchin zu beeindrucken. Die Geschichte erwies sich als bemerkenswert langlebig, wohl auch weil sie eine bestimmte Facette der russischen Kultur erfasste: eine Kombination von Rang und Inkompetenz verbunden mit der Fähigkeit, den schönen Schein zu wahren. Als immer mehr einflussreiche Schriftsteller über die Grenze strömten, um nach ihrer Rückkehr von ihren Erfahrungen zu berichten, sorgte ein ganzer Stab von Funktionären und Hilfskräften unermüdlich dafür, dass sie nur das Beste zu berichten hatten, und legte dabei fallweise virtuose Fähigkeiten an den Tag.

Ab 1927 erhielten Reiseführer für ausländische Würdenträger eine besondere Ausbildung – nicht nur in Standardfächern wie politischer Ökonomie, Leninismus und Revolutionsgeschichte, sondern auch in Geschichte und Verfassungkunde der wichtigen Gastländer, globaler Geographie und Fremdsprachen. Überdies wurde ihnen beigebracht, akzeptable Standardantworten auf häufig gestellte unangenehme Fragen zu geben. Kinderarmut und Obdachlosigkeit seien in der Tat schockierend, aber sie seien eben eine Folgerscheinung des Zarenreichs. Und die Geschwindigkeit der Verbesserung sei nun wirklich erstaunlich. Um das zu beweisen, wurden die Besucher in Fabriken, Waisenhäuser, Universitäten, Kolchosen und andere Grossprojekte geführt, wo sie die Riesenschritte in Richtung einer glücklicheren, menschlicheren Zukunft sehen konnten, die innerhalb so weniger Jahre vollbracht worden waren. Funktionäre arbeiteten mit einem sich ständig ändernden Katalog von Tabuthemen, der bald unter dem Spitznamen «Talmud» bekannt war.

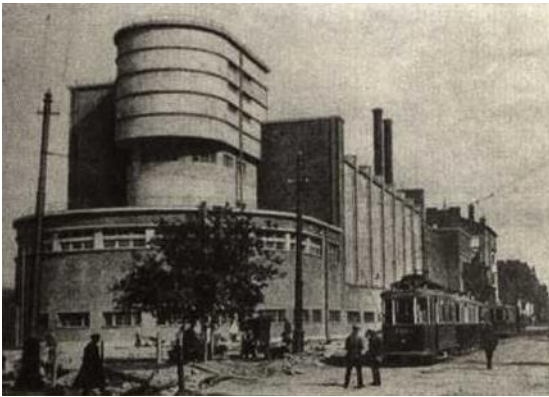
Solche Besuche konnten sich für den Eingeladenen sehr angenehm gestalten. Der umstrittene und streitlustige Starjournalist Theodore Dreiser, dessen

Bücher sich in russischer Übersetzung gut verkauften, weil er seine amerikanische Heimat oft sehr kritisch beschrieb, unternahm 1927 seine erste voll vom Staat bezahlte Reise in die UdSSR. Er betrachtete diese Erfahrung mit zwiespältigen Gefühlen, war aber trotzdem rasch überzeugt von vielem, was er dort sah. In Moskau residierte er im Grand Hotel und konnte von seinem Fenster aus eine Parade auf dem Roten Platz beobachten. Sein Tagebuch zeugt von seiner Überraschung und davon, wie beeindruckt er war: «Sie marschieren, um der Welt zu zeigen, wie gross ihr Glaube an das Rote Russland ist. Und hier, wo noch vor so kurzer Zeit nur Armut, Ignoranz und blinder Glaube herrschten, sind jetzt mehr oder weniger gebildete & ausgebildete Männer & Frauen, Jungen & Mädchen.»¹⁵

Am Leningrader Bahnhof erwartete den Gast ein überraschendes Willkommen. «Ein Auto brachte mich mit grossem Pomp zum Hotel Europa. Auf dem Weg dorthin beeindruckten mich die Schönheit der Stadt, die breiten Strassen und imposanten Gebäude, dieses Gefühl von Eleganz und Wachheit, das Moskau fehlt. Das Hotel war viel imposanter und komfortabler, als das berühmte Bolschaja Moskowskaja in Moskau. Lakaien öffneten die Autotüren [...] Hier herrschte eine Atmosphäre von Grösse und Dienstfertigkeit und Ordnung, die meiner Seele, die von schäbigen Foyers, fürchterlichem Service und tropfenden Leitungen sehr mitgenommen war, Linderung verschafften.»¹⁶

Den sowjetischen Funktionären war Dreisers Vorliebe für Luxus längst bekannt, denn über jeden Besucher hatten sie eine Akte angelegt. Dreiser selbst wurde als «typischer Bourgeois [...] mit einer besonders kleinbürgerlichen individualistischen Ideologie»¹⁷ beschrieben und entsprechend behandelt. Der Abschlussbericht von seiner Reise kam befriedigt zu dem Ergebnis: «Dreiser wird die Situation so darstellen, dass seine Leser verstehen werden, dass unter dem Sowjetregime die breiten Massen der Arbeiter und Bauern mehr Freiheiten bekommen haben und geniessen als jemals zuvor, ob unter dem Zaren oder anderswo.»¹⁸

Die ansteckende Begeisterung für die gute Sache des Bolschewismus machte gelegentlich auch aus Menschen, die nie zuvor eine Diktatur verteidigt hatten, unkritische Verehrer. Der französische Romancier Henri Barbusse, Verfasser des populären antimilitaristischen Romans *Das Feuer*, fand die autoritären Methoden der Regierung überraschend unproblematisch, wenn sie im Namen einer «Diktatur der Vernunft» angewendet wurden. Er behauptete sogar, dass die Bolschewisten gewaltsam vorgehen mussten: «Sie



Anker lichten zu neuen Ufern: Erich Mendelssohns
Rotes-Banner-Textilfabrik in Sankt Petersburg, 1926

haben nicht nur Recht mit ihrer Orthodoxie, sie haben auch recht, sie mit autoritären Mitteln zu erzwingen [...] Sie haben recht, wenn sie sagen, dass man, wenn man die Klassen abschaffen will, die Diktatur des Proletariats durchsetzen muss. Zu glauben, dass es einen anderen Weg gibt, um die soziale Gleichheit zu verwirklichen, ist nicht nur gemein, sondern verbrecherisch.»¹⁹

George Bernard Shaw wurde ebenfalls zum prominenten Apologeten der sowjetischen Diktatur. Shaw war seit jeher darauf erpicht, in seinen Theaterstücken soziale Missstände anzuprangern, und spielte auch eine wichtige Rolle im Fabian Movement, einem sozialistisch orientierten Kreis von Intellektuellen um Beatrice und Sidney Webb. Er sah überhaupt keinen Grund, sowjetische Verbrechen besonders zu rechtfertigen – er erklärte sie einfach für gerecht und notwendig. 1931 reiste er gemeinsam mit der konservativen Parlamentsabgeordneten Lady Nancy Astor durch die Sowjetunion. Bei ihrer Audienz bei Stalin fragte Astor den Parteisekretär, warum er weiter wie ein Zar regiere und sein Volk ermorde. «Ich finde sie alle fürchterlich!», rief sie einmal aus und ihr viktorianisches Äusseres hinderte sie nicht daran, die Situation besser zu verstehen als der zutiefst sozialistische Shaw, der die Reinheit und Tugend der russischen Revolution heftig und zeitweilig aggressiv verteidigte. Als man ihm glückliche Bauern und zufriedene, hochproduktive Arbeiter vorführte, nahm er all das für bare Münze und glaubte, hier werde der endgültige Sieg der Sozialismus vorbereitet. Auch in den folgenden Jahren verteidig-

te er Stalin öffentlich und leugnete, dass es in der Sowjetunion schreckliche Verbrechen gegeben habe.

Als Shaw wieder in Grossbritannien war, gelang es ihm, auch die Webbs zu Stalin zu bekehren. Auch sie liessen sich allzu schnell und allzu leicht überzeugen. Ihr politischer Gegner Winston Churchill hingegen hatte eine realistischere Einschätzung von der Reise des Schriftstellers ins Herz der Sowjetmacht: «Die Russen haben stets für Zirkus und wandernde Schaustellungen etwas übriggehabt. Da sie die Mehrzahl ihrer besten Komiker eingesperrt, erschossen oder dem Hungertod überliefert hatten, mochten ihre Besucher für eine Weile diese spürbar gewordene Lücke ausfüllen. Und hier kamen wahrhaftig der Welt berühmtester, intellektueller Clown und Pantalone und die bestrickendste Colombine der kapitalistischen Pantomime! [...] Erzkommissar Stalin, ‚der Mann aus Stahle, öffnete die streng bewachten, heiligen Gemächer des Kreml, schob sein morgendliches Pensum an Todesurteilen und Haftbefehlen beiseite und empfing seine Gäste mit dem Lächeln überströmender Kameradschaft.»²⁰

Allerdings liessen sich nicht alle Besucher so einfach täuschen, und in dem fast einstimmigen Chor des Lobs sorgten zumindest einige skeptische Stimmen für etwas Dissonanz. Schon 1920 hatte der britische Philosoph Bertrand Russell die Sowjetunion besucht. Er hatte noch nie Angst davor gehabt, unpopuläre Meinungen zu vertreten, und nach seiner Rückkehr beschrieb er Lenins Reich als «fortwährend wachsenden Albtraum».²¹ 1920 spielte André Gide eine ähnliche Rolle, als er nach seiner Russland-Reise die Gulags, die Schauprozesse und die allgemeine Unterdrückung öffentlich anprangerte. Nur wenige aber wollten diese Realität sehen.

Das Leben in Amerikanka

Doch trotz der kritischen Stimmen waren die Kontroversen über die stalinstische Unterdrückung oder gar gesichertes Wissen über ihr wahres Ausmass 1929 noch einigermassen fern. Nach dem Crash an der Wall Street hatte es tatsächlich den Anschein, als ob der Sozialismus den historischen Sieg davongetragen habe, der schon von Marx prophezeit worden war, und als ob die Zukunft den Arbeitern von Magnitogorsk gehören würde. Als der amerikanische Kommunist John Scott 1932 dort ankam, genoss er die Hoffnung und das Gefühl der Kameradschaft inmitten der Entbehrungen:

«In Magnitogorsk wurde ich mitten in die Schlacht gestürzt. Ich wurde an der Eisen- und Stahlfront eingesetzt. Zehntausende mussten die härtesten Leiden beim Bau der Hochöfen erdulden; viele trugen sie willig und mit grenzenloser Begeisterung, die auch mich vom ersten Tag an ergriff.»²²

Zum Zeitpunkt seiner Ankunft lief in der magnetischen Stadt tatsächlich ein gigantisches Stahlwerk, eines der grössten der Welt und der Stolz der sowjetischen Führung. Das hektische Konzert der Notrufe und Sirenen war durch das epische Lied des Hochofens aller Hochöfen verdrängt worden. Der Sozialismus hatte das versprochene Wunder vollbracht, und mit kollektiver Kraft und enormem Enthusiasmus war es tatsächlich gelungen, eine unfruchtbare Steppe in eine florierende sozialistische Stadt zu verwandeln, die von energischen Proletariern bewohnt wurde. Diese offizielle Geschichte war eine Hommage an den neuen Sowjetmenschen, an die grosse Maschine Magnitogorsk und an den Kommunismus: eine Maschine, in der Menschen nur dann wertvoll waren, wenn sie als Einzelteile korrekt funktionierten.

Die alltägliche Wirklichkeit allerdings sah anders aus. Von Anfang an hatte es grosse Probleme gegeben, und inzwischen war an die Stelle der Unfälle, Sabotageakte und zahlreichen Diebstähle der ersten Jahre auf der gigantischen Baustelle die endlose Routine kleinerer und grösserer Kalamitäten in Stadt und Fabrik getreten. Der Ort für die Stadt war gewählt worden, um direkten Zugang zum Eisenerz zu haben, aber Magnitogorsk war Hunderte von Kilometern vom nächsten Kohlebergwerk entfernt, und die Zugverbindung war nach wie vor unfallträchtig, so dass der Kohlenachschub oft fast ganz zusammenbrach und die Hochöfen erkalteten. Die Direktion schickte eine wahre Flut von Bettelbriefen und Telegrammen an die Zentralverwaltung in Moskau, doch die Antworten waren, wenn sie überhaupt ankamen, träge und oft ablehnend.

Während die schlechte Rohstoffversorgung und die schludrige Bauweise in der Fabrik ständig zu Problemen und häufig auch zu tödlichen Unfällen führten, war die Stadt trotz der bitter kalten Winter noch immer kaum mehr als eine Ansammlung von Zelten, Baracken und einigen Ziegelgebäuden. Unter diesen primitiven Bedingungen wurde Stalins Politik der Kollektivierung rascher Wirklichkeit, als es sich die Bürokraten in Moskau hatten träumen lassen. Die Einwohner lebten mit viermal so vielen Menschen pro Baracke wie ursprünglich vorgesehen, und jede Möglichkeit einer Privatsphäre war verwehrt. «In den Baracken Schlamm und ständiger Lärm», notierte ein Bewohner. «Nicht genug Licht zum Lesen, die Bibliothek ist schlecht, Zei-

tungen gibt es kaum. Sie werden gestohlen, um Zigaretten zu drehen [...] Klatsch, obszöne Anekdoten und Lieder kommen aus schlammigen Winkeln. Nachts kehren die Betrunkenen in die Baracken zurück, dumm vor Langeweile. Sie stören den Schlaf der anderen. Von Zeit zu Zeit kommen reisende Artisten nach Magnitogorsk: Schwertschlucker, Jongleure, Komödianten.»²³

Als besonders heikles Problem erwies sich die Lage der zukünftigen Stadt, denn der giftige Qualm aus der Stahlfabrik und der Rauch aus dem Hochofen wurden vom Wind direkt über die geplante Siedlung getrieben. Die einzige Alternative war, die Arbeiter drei Kilometer weiter auf der anderen Seite eines Flusses unterzubringen – ein langer Fussweg bei den im Winter eisigen Temperaturen in einer Stadt, die noch über keine öffentlichen Verkehrsmittel verfügte.

Die Errichtung der Gebäude zog sich endlos in die Länge und wurde durch Inkompetenz, Korruption und systematischen Diebstahl weiter erschwert, während sich gleichzeitig ein reger Schwarzmarkt bildete. Dass rund 30 Prozent aller gelieferten Materialien verschwanden, wurde als völlig normal angesehen, und sogar nach Jahren gab es nur wenige Verbesserungen. «1935 wurde mit dem Bau begonnen», berichtete ein Journalist vor Ort. «Im letzten Jahr wurden die Wände von vier Gebäuden errichtet. Jetzt bauen sie nur eine einzige Schule. In der Nacht wird die Baustelle bewacht, aber tagsüber werden Baumaterialien einfach von allen, die sich die Mühe machen wollen, fortgeschafft.»²⁴ Die Arbeiter, die noch immer keine soliden Unterkünfte hatten, hätten allerdings auch keine Möbel kaufen können. Die Tischlerwerkstatt der Fabrik, die auch für das Mobiliar der Stadt verantwortlich war, hatte meistens weder genügend Holz noch Nägel.

Eines der wenigen fertigen Gebäude war ein Zirkus, der auch als Verhandlungssaal für öffentliche Prozesse genutzt wurde, Prozesse, deren Ergebnis zumeist bereits feststand, bevor sie angingen, und in denen der Beschuldigte fast keine Chance hatte, sich zu verteidigen. Es war politisches Einschüchterungstheater, das hier gegeben wurde, und die drei Richter, die in dieser 100'000 Einwohner umfassenden Stadt arbeiteten, verfügten über kaum Erfahrung. Magnitogorsk war ein wahrer Mikrokosmos der Sowjetunion geworden und hatte sogar sein eigenes Gefangenenlager, in dem hauptsächlich politische Gefangene hinter Stacheldraht hausten, um tagsüber in der Fabrik zu arbeiten. Für 400 Insassen gebaut, beherbergte es bald auf engstem Raum 1'900 Menschen.

In seinem grossen Roman *Die Baugrube* beschreibt der sowjetische Schriftsteller Andrei Platonow die Aushebung einer gigantischen Grube, ein Unterfangen, das so gigantisch ist, dass die Arbeiter schliesslich ihr eigentliches Ziel vergessen. Platonow selbst war ein idealistischer junger Ingenieur gewesen, bereit, seine besten Jahre der Revolution zu opfern und so die sowjetische Zukunft mitzugestalten. Die Baugrube wurde für ihn zu einem Symbol für das Leben in der Sowjetunion.

Die wirkliche Baugrube der Sowjetunion und ihr Mikrokosmos begannen sich zunehmend gegen die Aussenwelt abzuschliessen. 1937 wurden alle Ausländer ausgewiesen. Vor diesem Exodus hatten die ausländischen Experten, ohne die der sozialistische Traum nicht verwirklicht werden konnte, ein erstaunlich angenehmes Leben in Magnitogorsk geführt. Die amerikanischen Architekten und Ingenieure, die geholt worden waren, um die Fabrik zu bauen, wohnten nicht zusammen mit den russischen Arbeitern, sondern in einer idyllischen Siedlung ausserhalb der Stadt, einer eleganten Vorstadt mit geräumigen und von grünen Gärten umgebenen Häusern, die nicht zufällig an das wohlhabende Neuengland erinnerten. «Amerikanka» war ein komfortabler Ort mit Luxusausstattung einschliesslich Toiletten im Haus, Holzöfen und fliessendem heissen Wasser. Die Siedlung verfügte zudem über einen Speisesaal mit Bedienung und Tennisplätze. Schon bald entdeckte die Spitze der sowjetischen Verwaltung die angenehmen Seiten des amerikanischen Lebens in den Vorstädten und wies ihren eigenen Angehörigen Häuser in Amerikanka zu. «Alle Tiere sind gleich, aber manche Tiere sind gleicher als andere», sollte George Orwell 1945 in seinem Roman *Animal Farm* schreiben. In der Sowjetunion war diese Fiktion bereits Wirklichkeit geworden.

Lili und der blaue Engel

Ich bin von Kopf bis Fuss auf Liebe eingestellt,
Denn das ist meine Welt.
Und sonst gar nichts.

Marlene Dietrich

Immanuel Raat (Immanuel wie Kant und Raat wie «guter Rat ist teuer») ist Gymnasiallehrer in der deutschen Provinz. Hinter seinem Rücken nennen ihn seine Schüler Professor Unrat. Natürlich würden sie ihm das nie ins Gesicht sagen, denn im Klassenzimmer ist er ein Tyrann, der seine halbwüchsigen Untertanen mit eiserner Faust regiert. Er befiehlt und demütigt, droht und bestraft willkürlich, und seine Klasse steht stramm, wenn er zur Tür herinkommt, wie damals üblich an deutschen Gymnasien. Auch seine pädagogischen Vorstellungen haben militärischen Charakter: Er betrachtet seine Schüler als Feinde, die es zu unterwerfen gilt.

Professor Raats Privatleben wird ebenfalls von Disziplin und Sublimation beherrscht. Von seinem mageren Lehrergehalt kann er sich nicht mehr leisten als zwei mit Büchern vollgestopfte Räume im Dachgeschoss, mit einem Schreibtisch, der unter lauter Notizen und Schularbeiten fast verschwindet, und einem Globus – ein Hinweis darauf, dass er in diesem begrenzten Universum der unbeschränkte Herrscher ist. Sein Gefühlsleben investiert er in die Helden und Heldinnen der Weltliteratur und in seine Liebe zu einem Vogel, den er im Käfig hält und jeden Morgen mit Zucker füttert. Borniert, pompös und pedantisch wie er ist, verkörpert Raat das alte Deutschland mit seiner Zucht und Ordnung und seiner Bildung, durch deren Magie der Professorentitel einen ärmlichen Schullehrer in einen Halbgott verwandelt, obwohl er noch nicht einmal genug verdient, um zu heiraten.



Marlene Dietrich und Emil Jannings in
Der blaue Engel, 1930

Die Figur des Professor Raat war die Erfindung von Heinrich Mann, dem Bruder des berühmteren Thomas Mann. Sein Roman *Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen* beschreibt den Niedergang eines ehrenwerten Mannes, der durch die Umstände zu Fall gebracht wird. 1930 benutzte Josef von Sternberg den Roman als Vorlage für eine Filmkomödie. Emil Jannings, einer der bekanntesten Schauspieler seiner Generation, spielte den autoritären Pädagogen, der eines Tages herausfindet, dass seine Schüler gemeinsam heimlich in ein Vorstadtkabarett gehen, wo die verführerische Sängerin Lola eindeutig zweideutige Lieder vorträgt, und er beschliesst, diesen schlechten Einfluss zu unterbinden. Doch schon als er die Bar betritt, wird deutlich, dass der in jeder Hinsicht beengte Professor von der unwiderstehlichen Macht des Neuen überwältigt wird, von einer Welt, von deren Existenz er nichts gewusst hatte.

Als er in die Garderobe der Skandal-Soubrette gestolpert kommt, deren gewagte Kostüme und langen Beine seine Schüler halb verrückt zu machen scheinen, muss der gesetzte Professor feststellen, dass weder sein Titel noch sein Status in dieser Demimonde mit ihren Clowns, Freaks, erotischen Provokationen und Alkohol irgendein Gewicht haben. Nur der Direktor der Truppe, ein Zauberer und wie er ein Tyrann, ist beeindruckt, dass einer der führenden Bürger der Stadt ihm einen Besuch abstattet.

Sternberg hatte die Rolle der Lola einer jungen Schauspielerin anvertraut, die selbst mit einer Variété-Truppe gereist war und sich ganz am An-

fang ihrer Karriere befand, einer gewissen Marlene Dietrich. Mit ihrem unerhörten Sex-Appeal und ihrer wunderbar gelassenen Art, sich beim Singen nicht um die richtigen Noten zu scheren, solange ihre Stimme dem Publikum den Kopf verdrehte, machte sie sich selbst und ihre Figur unsterblich. «Ich bin von Kopf bis Fuss auf Liebe eingestellt», ihre berühmteste Nummer im Film, wurde sofort zu einem Hit.

Als Professor Raat verkörpert Jannings virtuos einen Mann, dessen Leitprinzip die Unterdrückung ist und der plötzlich in den Bann der schamlos aufreizenden und schamlos ignoranten Lola gerät, einem typischen Geschöpf der Not der Zwischenkriegszeit, das für Titel und bürgerliche Rituale nichts übrighat und nur daran interessiert ist, irgendwo etwas Geld zu verdienen, ein bisschen Spass zu haben und sich bis zum nächsten Tag durchzuschlagen. Weil der allmächtige Schulmeister nicht in der Lage ist, der gefährlichen Lola und ihrem gefährlichen Leben zu widerstehen, verwandelt er sich schliesslich buchstäblich in einen gedemütigten Clown, der in Lolas Truppe in Bars und Nachtclubs auftritt.

Raats Verderben ist die schamlose Anziehungskraft einer Frau auf eine Persönlichkeit, die direkt aus dem 19. Jahrhundert stammt. Gleichzeitig hatte Mann seinen Figuren und seiner Geschichte eine enorme Aktualität verliehen. Der Fall des Professors schien die Weltwirtschaftskrise zu spiegeln. Seit Jahrzehnten, etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts, hatte es in Deutschland ein stilles Einvernehmen gegeben. Das kulturelle, das wirtschaftliche und in steigendem Masse auch das soziale Kapital des Landes lagen in den Händen der Mittelschicht, die sich durch Titel und Qualifikationen ihre eigene Hierarchie geschaffen hatte.

Waren unter dem Ancien Régime Adelstitel und Landbesitz die Hauptquelle von Status und Reichtum, so schuf das Bürgertum mit seinen Doktoren, Professoren, Bürgermeistern und Geheimräten neue Titel, die zumindest in der Theorie nicht auf Geld und Familie, sondern auf Bildung, Kompetenz und Achtbarkeit beruhten. Diese neue Mittelschicht hatte Deutschland zu einer grossen Nation gemacht, hatte die Städte entwickelt und die Wissenschaftler, Dichter und Denker hervorgebracht, auf die das Land so stolz war. Ihre Tugenden hatte Max Weber mit seiner protestantischen Arbeitsethik beschrieben: harte Arbeit und bescheidener Lebenswandel, ein dauernder Belohnungsaufschub, die Sublimierung des Begehrens und ein starkes Pflichtgefühl – ein Leben für die Zukunft, nicht für die Gegenwart.

Eine Inflation der Werte

Die echten Immanuel Raats hatten Generationen von Schülern unterrichtet, waren ihr moralischer Kompass und ihr tyrannisches Über-Ich. Sie waren gleichzeitig respektiert und gehasst, wie nicht nur Heinrich Mann, sondern eine ganze Flut von Romanen, Theaterstücken und anderen Werken bezeugten. Die Hyperinflation von 1923 hatte das radikal geändert.

Nach dem verlorenen Krieg hatte die deutsche Regierung ursprünglich versucht, die hohen Reparationszahlungen zu entwerten, indem sie eine höhere Inflation zugelassen hatte. Die Folgen dieser Politik waren bald ausser Kontrolle geraten. Vermögen waren über Nacht verschwunden, ehemals komfortable Existenzen vernichtet. Arbeiter brauchten Schubkarren, um ihren Lohn nach Hause zu schaffen, und mussten sich beeilen, damit ihr Geld auf dem Heimweg nicht noch mehr von seinem Wert verlor, Restaurantgäste assen schnell, damit sie nicht am Ende der Mahlzeit den doppelten Preis bezahlen mussten, und Kinder benutzten gebündelte, längst wertlose Banknoten als Bausteine für Spielhäuser.

Nicht nur die wirtschaftliche Struktur des Landes hatte unter diesem katastrophalen Zusammenbruch gelitten. Mit einem Schlag schienen auch die Prinzipien und Tugenden des Bildungsbürgertums entwertet zu sein. Menschen, die hart gearbeitet und bescheiden gelebt hatten, die immer etwas auf die hohe Kante gelegt hatten, nagten plötzlich am Hungertuch. Ihre Tugenden – Arbeit, Selbstaufgabe, Pflichterfüllung und Sparsamkeit –, die sie als Lehrer, Abgeordnete, Pfarrer, Richter und Journalisten unentwegt gepredigt hatten, waren mit einem Mal völlig nutzlos. Gerade in einem historischen Augenblick, in dem das Land nichts mehr brauchte als Stabilität und Wiederaufbau, war das moralische Herz des Bürgertums herausgerissen worden. Es ist durchaus möglich, dass Hitlers dramatischer Aufstieg einige Jahre später durch die verheerende Aushöhlung der bürgerlichen Werte und den Verlust ihrer Orientierungsfunktion wesentlich erleichtert worden ist.

Die moralische Katastrophe, die die junge Weimarer Republik befiel, war von entscheidender Bedeutung für die kulturelle und politische Entwicklung Deutschlands. In den Jahren seit der Hyperinflation hatte sich die Wirtschaft wieder erholt, und auch ein gewisses Selbstvertrauen war zurückgekehrt. Es sah so aus, als sei die ungeliebte deutsche Demokratie noch einmal davongekommen und könnte sich langsam wirklich etablieren. Dann aber erfolgten zwei schwere Rückschläge.



«Haus Vaterland», der grösste Entertainmentpalast Berlins, 1930er

Das erste dieser Ereignisse war der Tod von Aussenminister Gustav Stresemann am 3. Oktober 1929. Seine zukunftsorientierte Politik hatte Vertrauen geschaffen und Deutschland einer Neuverhandlung der Bedingungen des Versailler Vertrags wesentlich nähergebracht. Aussenpolitisch war sein Verlust nicht zu ersetzen. Stresemanns Vermächtnis war aber auch eine riskante Strategie zur Rückzahlung der Reparationen. Um der Wirtschaft die Möglichkeit zu geben, wieder in Schwung zu kommen, und so der noch sehr zerbrechlichen Demokratie eine Chance zu geben, hatte er auch Kredite aus dem Ausland ausgehandelt, mit denen die Reparationszahlungen geleistet wurden und innenpolitisch der soziale Frieden gesichert werden sollte. Nach dem Schwarzen Dienstag aber hätte auch seine Überzeugungskraft das Versiegen der amerikanischen Kredite nicht mehr zu verhindern vermocht oder einen Zahlungsaufschub gegenüber den anderen Schuldnern erwirken können. So waren die Konsequenzen der Weltwirtschaftskrise für Deutschland verheerend. Millionen verloren ihre Arbeit, die Errungenschaften der vergangenen Jahre waren wieder in Frage gestellt.

Zwei katastrophale Wirtschaftskrisen innerhalb von weniger als einem Jahrzehnt hatten die Weimarer Republik ihrer Hoffnungen und auch ihrer

Handlungsfreiheit beraubt. Die Gegenwart schien rettungslos chaotisch, die Vergangenheit bitter umkämpft, die Zukunft schon überschattet von rivalisierenden totalitären Visionen.

In diesem Klima der völligen Unsicherheit, ohne starke traditionelle Identitäten oder moralische Richtungsweiser, entstand eine neue Kultur. Mehr noch als die Reize einer jungen Frau war es diese Kultur, die einen deutschen Gymnasiallehrer in Heinrich Manns Roman und Sternbergs Film in den Untergang riss. Der Repräsentant der Tugenden des Kaiserreichs und des 19. Jahrhunderts wurde gleichzeitig überwältigt und unterminiert durch die gefährliche sexuelle Kultur der Weimarer Republik, eine Kultur, die keine Konventionen respektierte und vor nichts Halt machte.

Berlin-Babylon

Die Hauptstadt dieser neuen, anarchistischen Kultur der 1930er Jahre in Deutschland und weit darüber hinaus war Berlin, eine Stadt, deren Geschichte sich liest wie eine Allegorie auf das ganze Land.

Während andere Städte wie Köln, Hamburg, Nürnberg oder Leipzig auf eine stolze und lange Vergangenheit zurückblicken konnten, war Berlin eine verschlafene Provinzstadt gewesen, bevor es der rasche Aufstieg Preussens zur Kontinentalmacht in eine völlig andere Position katapultiert hatte. Als aus den preussischen Königen deutsche Kaiser wurden, wurde ihre Hauptstadt zu einem grossen und repräsentativen Sitz der Macht umgebaut – etwas zu gross vielleicht, etwas zu prunkvoll, nie seiner selbst ganz sicher und geprägt von sehr unterschiedlichen Gruppen von Einwohnern.

Jenseits der grossen Alleen, die für Militärparaden und Aufmärsche ausgelegt waren, befand sich das arme Berlin der Industriearbeiter und Einwanderer: Polen und Russen, Juden aus Galizien, Emigranten, Flüchtlinge und Flüchtende. Die meisten von ihnen lebten in dunklen und feuchten Mietskasernen, und zwischen den Hinterhöfen der Arbeiter und dem höfischen Leben in Potsdam wuchs eine immer grösser werdende, immer wohlhabendere und immer selbstbewusstere Mittelschicht heran.

Die wirtschaftliche und politische Unsicherheit hatte Berlin ganz besonders getroffen. Hier waren Strassenschlachten ausgetragen worden, noch immer lag Gewalt in der Luft, und mit ihren vier Millionen Einwohnern



Femme fatale: Anita Berber, 1922

war die Metropole zu komplex, zu fließend in ihrer Zusammensetzung und zu gierig nach Leben, um wirklich kontrollierbar zu sein.

Nun, da die harte Schale der öffentlichen Moral weit aufgebrochen war, zeigte sich dieses Leben ganz offen in den Strassen: freilich nicht auf den grossen Boulevards und Plätzen, auf den eleganten Einkaufsstrassen und vor den Regierungsgebäuden, sondern in Privatwohnungen und anonymen Hotelzimmern, in den Halbschatten von Strassen-

ecken und in den Cafés und Bars, wo Menschen einander treffen konnten, ohne zu viel Aufmerksamkeit zu erregen, in den entlegenen Winkeln öffentlicher Parks in der Dämmerung und an den Ufern der Seen ring um die Stadt. Dieses kraftvolle und wimmelnde Leben hatte tausend Gesichter und noch viel mehr Masken, und es reichte von den gewachsenen Wortspielen der Schlagertexte und der Hits der Comedian Harmonists, deren Platten sich zu Hunderttausenden verkauften, bis zur halboffiziellen und schliesslich auch heimlichen Unterwelt der Prostitution, die keine Vorliebe, keine Phantasie und keine Perversion unerfüllt liess.

Eines der berühmtesten und vielleicht auch beängstigendsten Porträts von Otto Dix zeigt eine junge Frau in einem roten Kleid, das Gesicht wenig mehr als eine kalkweisse Maske der zynischen Verachtung mit einem kleinen, kirschfarbenen Mund inmitten der Bleichheit, mit riesigen, grünen Augen, die mit kohlschwarzem Mascara umrandet sind, und Augenbrauen, die sich als zwei dünne, gezeichnete Bögen über den schwarzen Augenhöhlen erheben. Die Dargestellte ist die Tänzerin Anita Berber, und obwohl sie erst 26 Jahre alt war, als Dix sie porträtierte, sieht sie aus, als habe sie schnell gelebt und zu viel gesehen. Damals stand sie auf dem Höhepunkt ihres Ruhms. Sie war eine lebende Legende und die perfekte Verkörperung einer leichtsinnigen Ära. Wie Marlene Dietrich stammte sie aus einem bürgerlichen Elternhaus. Sie war eine begabte Tänzerin und begann schon früh mit einer Solo-

karriere. Der klassische Tanz allerdings interessierte sie nicht, und so spezialisierte sie sich auf expressionistische Choreographien und Aufführungen mit Titeln wie *Kokain*, *Morphium* und *Opiumrausch* – Substanzen, die sie aus eigener Erfahrung kannte und mit mindestens einer Flasche Cognac pro Tag hinunterspülte. Während ihrer Aufführungen trug sie sehr wenig, manchmal sogar gar nichts, und das Publikum war ausser sich vor Genuss und Entrüstung, wenn ihre lasziven Bewegungen unmissverständlich Tabus brachen.

Der 18-jährige Klaus Mann, Sohn des Schriftstellers Thomas Mann, traf die Tänzerin etwa zu der Zeit, als das Porträt von ihr angefertigt wurde: «Anita Berber war schon eine Legende [...] Nachkriegserotik, Kokain, Salome, letzte Perversität: solche Begriffe bildeten den Strahlenkranz ihrer Glorie», schrieb er. «Sie hatte einen Kavalier bei sich und es gab Sekt. Den Kavalier und mich nahm sie morgens um zwei in ihr Hotelzimmer mit. 18jährige erschüttert ein solches geschminktes Gesicht. Ihr Gesicht war eine düstere und böse Maske [...] Sie sprach ununterbrochen und sie log furchtbar. Es war klar, dass sie sehr viel Kokain genommen hatte; sie bot auch mir welches an [...] Sie erzählte mit ihrer heiseren Stimme die unglaublichsten Abenteuer; von Tieren, die sie hypnotisiert, von Mördern, denen sie geschickt ausgewichen.»¹

Berber war eine Pionierin eines neuen und selbstzerstörerischen Lebensstils jenseits der Konvention. Ihre Auftritte in halbseidenen Nachtclubs und auf grossen Bühnen lösten immer wieder Skandale aus, führten zu einer Flut von entrüsteten Briefen an die Polizei und zu immer weiter steigenden Kartenverkäufen. Nackt, knabenhaft, schön und schamlos exhibitionistisch kam, tanzte und siegte sie. Fotos von ihr erschienen in *Vanity Fair*, berühmte Künstler und hoffnungsvolle Kandidaten für wilde Affären standen vor ihrer Tür Schlange. Dann aber begann der Drogenkonsum überhandzunehmen. Ihre Persönlichkeit veränderte sich allmählich, sie wurde handgreiflich, schlug, kratzte und spuckte auf Menschen, die sie irritierten. Einmal, als eine Frau auf offener Strasse auf sie gezeigt hatte, biss die Tänzerin ihr fast den Finger ab. Als sie immer wieder Ärger mit der Polizei bekam, ging sie gemeinsam mit ihrem Mann, der aus Deutschland ausgewiesen worden war, auf Reisen.

In Wien trat Berber im berühmten Konzerthaus auf. Der Abend stand unter dem vielversprechenden Titel «Tänze des Lasters, des Grauens und der Ekstase» und enttäuschte die Erwartungen des Publikums nicht: Er verursachte einen veritablen Skandal. Die Tänzerin reiste weiter, immer einen Schritt vor

Justiz und Schuldern. In Damaskus brach sie auf der Bühne zusammen. Die Ärzte diagnostizierten eine sich rapide verschlechternde Tuberkuloseerkrankung, die durch ihren enormen Konsum an Kokain und Alkohol noch verschlimmert wurde, aber die eigentliche Diagnose war totaler Exzess. Sie starb am 10. November 1928 in Berlin, im Alter von gerade einmal 29 Jahren.

Berliner Jungs

In der Rolle der lasziven Lola in *Der blaue Engel* singt Marlene Dietrich von den Männern, die sie umflattern wie die Motten das Licht. In Berlin gab es verzehrende Flammen für Motten aller Art. Etwa 600 Nachtclubs in der Stadt boten sexuelle Dienstleistungen an, von erotischen Revues mit Tabledance bis zu Sado-Masochismus und einem extrem diskreten, spezialisierten Markt für Liebhaber, auf dem Menschenhändler Kinder als Sexsklaven feilboten.

85 dieser Nachtclubs waren mehr oder weniger offen Lesben vorbehalten, die wegen einer kuriosen Gesetzeslücke ohne Furcht vor Bestrafung zusammenleben und öffentlich auftreten konnten. Der berühmte Paragraph 175 des Strafgesetzbuchs stellte nur homosexuelle Beziehungen zwischen Männern unter Strafe, entweder weil den Gesetzgebern im 19. Jahrhundert nicht klar gewesen war, dass Homosexualität auch eine weibliche Variante haben konnte, oder aber weil das eigentliche Anathema an der Homosexualität für die wilhelminische Gesellschaft die Penetration eines Mannes durch einen Mann gewesen war und Frauen in dieser Hinsicht einfach nicht zählten.

Neben diesen offiziellen Etablissements gab es auch Hunderte von Schwulenkneipen, Saunas, Massagesalons und Clubs. 1928 war der englische Dichter Wystan Auden aus Paris in die deutsche Hauptstadt gekommen, nachdem die erste Station seiner Reise ihn zu langweilen begonnen hatte. Dort, so sagte er, habe er nichts gefunden als «Schlafzimmerspiegel und Bidets, Reizwäsche und Ehebruch, das Gekichere von Schuljungen und schmutzigen alten Männern». In der deutschen Hauptstadt hingegen entdeckte er sein Paradies: «Berlin ist der Tagtraum eines jeden Schwulen. Es gibt hier 170 von der Polizei überwachte Männerbordelle.»²

Wie andere homosexuelle Engländer auch, die ins Ausland reisten, um so leben zu können, wie sie in ihrem eigenen Land angesichts der Androhung



Ein offenes Leben – fast: Rudolf Schlichter, Tanzendes Paar, um 1926

hoher Strafen nicht leben durften, wurde auch Auden ein Stammgast des Cozy Corner im proletarischen Bezirk Hallesches Tor, das nach Angaben eines anderen englischen Gastes «von anziehenden Knaben zwischen 16 und 21 bevölkert» war, «alle mit extrem kurzen Lederhosen bekleidet, die ihre glatten und sonnengebräunten Schenkel vorteilhaft zur Geltung brachten».

Wenn er dort auf die Toilette ging,

folgten ihm «mehrere Knaben, die sich, wie zufällig, links und rechts von mir hinstellten und ihre Schwänze herauszogen, mehr um sie vorzuzeigen als um einem natürlichen Bedürfnis nachzugeben, wie ich es tat».³

Auden fand grosses Vergnügen in den Armen brutaler Liebhaber und eine Zeitlang lebte er mit einem jungen Mann zusammen, den er als «eine Kreuzung zwischen einem Rugbyspieler und Josephine Baker» bezeichnete und der ihn regelmässig mit heftigen Blutergüssen, aber glücklich zurückliess. Audens Schulfreund Christopher Isherwood, der ebenfalls gekommen war, um in der deutschen Hauptstadt zu lieben und zu schreiben, traf auf einen unerhört schönen jungen Mann mit dem Spitznamen Bubi: «In der Umarmung mit Bubi», schrieb der Dichter, «konnte Christopher die ganze Mystik und Magie der Fremdheit, der Deutschheit umschliessen. Dank Bubi konnte er sich in dieses ganze Volk verlieben und es besitzen.»⁴

Aber das ganze Volk liess sich nicht so einfach besitzen oder verstehen. Eine erotische Halbwelt mit 10'000 Frauen und 35'000 Männern, die sich regelmässig prostituierten, machte Berlin zu einem Hafen der Freizügigkeit für Menschen aller Klassen und zu einem Anziehungspunkt für verschwiegene Reisen von weither. 20 Jahre zuvor waren französische Männer wie André Gide nach Algerien gereist, um dort junge Männer zu finden, mit denen sie ihre Phantasien ausleben konnten. Wohlhabende deutsche Homosexuelle wie der Industrielle Friedrich Alfred Krupp oder der Fotograf Wil-



Berlin means boys: W.H. Auden und Christopher Isherwood auf dem Bahnsteig

helm von Gloeden zogen den armen Süden Italiens vor, um sich dort unbeobachtet ausleben zu können. Jetzt aber war Berlin zum Ort verbotener Träume geworden.

Spezielle Reiseführer informierten Touristen darüber, welche Etablissements sich auf welche Vorlieben spezialisierten, und an Strassenecken und in einschlägig bekannten Cafés konnten sich Besucher einen Mann oder eine Frau aussuchen. Der Strassenstrich in unterschiedlichen Stadtteilen war für unterschiedliche Dienste bekannt, von freiberuflichen Dominas bis hin zur Sekretärinnen und Verkäuferinnen auf der Suche nach ein bisschen extra Bargeld in harten Zeiten, von registrierten Profis mit offiziellen Gesundheitszertifikaten bis zu minderjährigen Mädchen und älteren Frauen, es gab eine ganze Strasse voller schwangerer Frauen und eine andere mit Frauen, die sich als Jungen angezogen hatten, es gab Transvestiten, Transsexuelle und Strichjungen, Spezialisten für Gewalt und kleine Kinder, die zu schwindelerregenden Preisen angeboten wurden, Sadisten und Masochisten, Flagellanten und Koprophile sowie Spezialisten für jede Art von exquisitem Schmerz.

Die hektische Unzucht des Berliner Nachtlebens hatte etwas Maschinenhaftes an sich, ein mechanischer Eskapismus, der auch von dem Verlangen motiviert schien, der angespannten Verstörtheit der Zeit einen Zerrspiegel vorzuhalten und mitten in all der schmutzigen Orientierungslosigkeit zumindest für einzelne Momente aus der Zeit herauszufallen. Gleichzeitig erregte diese Welt im Verborgenen auch das Interesse der Wissenschaft, und die un-



«Das dritte Geschlecht»: Magnus Hirschfeld schrieb und forschte über Homosexualität

endliche Vielfalt von Berlins Nachtleben wurde vom ersten erklärten Sexologen der Welt, Magnus Hirschfeld, erforscht, dessen Institut für Sexualwissenschaft nicht nur statistische und psychologische Untersuchungen vornahm, sondern auch ein Museum für erotische Kostüme, Spielzeug und erstaunliche Apparaturen betrieb, bei dessen Besuch sogar der hartgesottene Christopher Isherwood nervös kichern musste.

Magnus Hirschfeld war ein erstaunlicher Mensch. Er stammte aus einer assimilierten jüdischen Familie und hatte nach seinem Medizinstudium begonnen, seine eigene Homosexualität nicht nur als sozialen Fluch zu begreifen, sondern auch als Forschungsthema und politische Mission. Gemeinsam mit anderen Aktivisten setzte er sich für eine Entkriminalisierung der Homosexualität ein, forschte gleichzeitig ausgiebig über sexuelle Einstellungen und Orientierungen bei Universitätsstudenten – bis heute die dankbarste und am häufigsten genutzte Gruppe für solche Studien – und veröffentlichte die Ergebnisse in wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern.

Hirschfelds Forschungsergebnissen zufolge war ein konstanter Prozentsatz von Männern und Frauen in jeder Bevölkerung, nämlich etwa zwei Prozent, bisexuell, homosexuell oder transsexuell. Im Hinblick auf die letzten beiden Kategorien sprach er sogar von einem Dritten Geschlecht, einer bis dahin unbekanntem alternativen sexuellen Identität. Im November 1930 wurde er von einem dänischen Patienten konsultiert. Einar Wegener war Maler und lebte in Paris, wo er mit der Künstlerin Gerda Gottlieb verheiratet war, die mit ihren Porträts von eleganten, zarten Frauen grosse Erfolge feierte.

Als bekannt geworden war, dass Gottlieb als Modell für ihre Frauenporträts ihren eigenen Mann verwendete, der eine zweite, feminine Identität hatte und in Frauenkleidern als Lili Elbe auftrat, hatte es einen Skandal gegeben. Nun kam Lili/Einar mit einer gewagten Idee zu Hirschfeld. Er war entschlossen, sein Geschlecht operativ verändern zu lassen, als erster Patient weltweit. Hirschfeld willigte ein, diesen Vorgang zu begleiten. Über eine Zeit von zwei schmerzhaften Jahren und fünf Operationen entstand unter den Skalpellen deutscher Chirurgen die neue Lili Elbe. Anfänglich schien die Therapie erfolgreich zu sein, aber als die Ärzte die Verwandlung zu vervollständigen versuchten, indem sie ihrer Patientin einen Uterus einsetzten, starb Elbe aufgrund der Abwehrreaktionen ihres Körpers.

Mörder unter uns

Berlin war eine Stadt, in der die Gefahr plötzlicher Gewalt niemals wirklich gebannt schien. Während der sozialistischen Demonstrationen am 1. Mai 1929 waren bei Strassenschlachten mit faschistischen Gruppen 23 Menschen ums Leben gekommen, Hunderte wurden verletzt. Der junge Engländer Isherwood spürte die potentiellen Gefahren einer bewegten Zeit: «Hier war der brodelnde Sud sich anbahnender geschichtlicher Umwälzungen [...] Im Berliner Sud brodelten Arbeitslosigkeit, Unterernährung, Börsenpanik, Hass auf den Versailler Vertrag und andere hoch wirksame Zutaten.»⁵

Das Kino-Ehepaar Fritz Lang und Thea von Harbou, die schon mit *Metro-polis* bewiesen hatten, dass sie einen Finger am Puls der Zeit mitsamt ihren utopischen Träumen und Albträumen hatten, arbeiteten an einem psychologischen Porträt Berlins, das 1931 in die Kinos kam. Als Kriminalthriller konzipiert, war *M – eine Stadt sucht einen Mörder* inspiriert durch den sensationellen Fall des Serienmörders Peter Kürten, dessen Prozess und Hinrichtung von der Presse der gesamten Republik intensiv verfolgt worden waren. Der Film selbst spielt in einer namenlosen Stadt, wobei die Protagonisten allerdings mit einem deutlich erkennbaren Berliner Akzent sprechen. Er zeigt ein Land, in dem die Menschen jeden Glauben an den Staat und seine Gesetze verloren haben und die Kontrolle über die Strasse in der Hand von Kriminellen liegt.

Ein Sexualmörder geht um und terrorisiert die Stadt. Seine Opfer sind kleine Mädchen, und die Öffentlichkeit ist so verängstigt, dass zusätzliche

Polizisten auf die Strassen geschickt werden, was wiederum die Aktivitäten der kriminellen Unterwelt empfindlich einschränkt. Um wieder zum normalen, stillen Übereinkommen mit der Polizei zurückkehren zu können, entschliesst sich der Chef der grössten Verbrecherorganisation der Stadt, seine eigenen Männer zu mobilisieren, damit sie den Mörder jagen und eliminieren. Eine grossangelegte Menschenjagd beginnt, und schliesslich gelingt es, den Mörder, brillant und bewegend gespielt vom jungen Peter Lorre, zu finden und vor ein Unterwelt-Gericht zu stellen. Diesem Gericht sitzt der Unterweltboss persönlich vor, der dämonische Gustav Gründgens mit Melone und langem Ledermantel, Richter und Scharfrichter in einem.

Die «Gerichtsverhandlung» ist der psychologische Höhepunkt eines dichten dramatischen Tableaus aus Bedrohung und Angst, das nur durch gelegentliche komische Momente in Gestalt inkompetenter Polizisten und sympathischer Ganoven aufgehellt wird. Lorre verteidigt sich leidenschaftlich und beschreibt seinen geistigen Zustand und die inneren Stimmen, die ihn immer und immer wieder dazu zwingen, Morde zu begehen. Die versammelten Diebe, Einbrecher, Zuhälter und Schlägertypen wollen seinen Tod. In einer Szene, die im fertigen Film nicht enthalten ist, erklärt der Mörder seine Verderbtheit mit seiner traumatischen Erfahrung als Soldat an der Westfront – noch ein zerstörter Mann in der unendlichen Galerie zerbrochener Leben, die aus der Kriegserfahrung hervorging. In dieser Szene fallen die Gewalt und die nihilistische Sexualität einer orientierungslosen Gesellschaft ineinander, und die einzige Lösung scheint noch mehr Gewalt zu sein. Als die Polizei schliesslich die an Piranesi erinnernden Katakomben stürmt, in denen diese Travestie eines Prozesses abgehalten wird, und so den monströsen Wahnsinnigen vor dem sicheren Tod rettet, scheint ihr Eintreffen nichts als eine halbherzige Geste zu sein, eine Art Lippenbekenntnis zu einer Staatsmacht, an die niemand mehr glaubt.

Tatsächlich schien die Weltwirtschaftskrise die Wiederherstellung von staatlicher Ordnung und allgemeinem Wohlstand in unerreichbare Ferne gerückt zu haben. Während in dunklen Katakomben unaussprechliche und gewaltsame Leidenschaften befriedigt wurden, war das Leben auf den Strassen Berlins tagsüber oft bedrückend. «Aus meinem Fenster die tiefe, feierliche, solide Strasse», schrieb Christopher Isherwood in seinem autobiographischen Roman *Goodbye to Berlin*. «Souterrain-Läden, in denen die Lampen den ganzen Tag über brennen, überschattet von kopflastigen, balkonbestückten Fassaden, deren schmutzige Stuckverkleidung mit verschlungenen Orna-

menten und heraldischen Motiven verziert sind. Das ganze Viertel ist so: Strasse auf Strasse mit immer denselben Häuserblocks, die wie schäbige monumentale Tresore mit den schal gewordenen Wertsachen und Gebrauchtmöbeln einer bankrotten Mittelschicht ausgestattet sind.»⁶

Ungewissheit und Möglichkeit

Natürlich war Berlin während der Weimarer Republik weitaus mehr als die Hauptstadt der Dekadenz und ein Nährboden für politische Gewalt und Verbrechen aller Art. Abseits der Bedrohung und der nächtlichen Geographie des Begehrens war es eine moderne, produktive Stadt, die künstlerisch und intellektuell eine enorme Blüte erlebte und deren kulturelles Leben Talente aus aller Welt anzog. Otto Dix und George Grosz avancierten zu Hofmalern aller Huren, Krüppel, Spiesser und zwielichtigen Figuren, die sich in der Halbwelt finden liessen, während Künstlerinnen wie Käthe Kollwitz sich den sozialen Realitäten der Stadt zuwandten und Anklage erhoben. Daneben porträtierte eine jüngere Generation – John Heartfield, Raoul Hausmann, Hanna Höch – die sie umgebende politische und soziale Wirklichkeit auf ganz eigene, einschneidende und oft surrealistische Weise. Die harten Verhältnisse schienen harte Linien zu erfordern. Die Neue Sachlichkeit war die Kunstströmung des Tages und spiegelte die soziale Kernschmelze aus einer kühlen, an den Fakten interessierten Perspektive wider, die der Fotografie ebenso viel verdankte wie der Ästhetik des Bauhauses, dessen schmucklose Designs von Möbeln, Gebrauchsgegenständen und Architektur allmählich nicht nur die Wohnzimmer des gehobenen Bürgertums, sondern auch die Skylines der Städte eroberten.

Auch in anderen Kulturbereichen eröffnete der von Isherwood beobachtete «brodelnde Sud sich anbahnender geschichtlicher Umwälzungen» neue künstlerische Möglichkeiten. Im Theater am Schiffbauerdamm brachte der Wiener Theaterregisseur Max Reinhardt Inszenierungen auf die Bühne, deren innere Stringenz und scharfe Charakterzeichnung eine ganze Generation von Schauspielern und Regisseuren beeinflussen sollten; Bertolt Brecht schrieb Theaterstücke, die das Konzept des Theaters und seine politischen Möglichkeiten revolutionierten; Wilhelm Furtwängler realisierte legendäre Aufführungen und Aufnahmen mit den Berliner Philharmonikern, doch er



August Sander, Sekretärin beim Westdeutschen Rundfunk in Köln, 1931

war nur ein grosser Dirigent neben anderen wie Erich Kleiber, Otto Klemperer und dem jungen Bruno Walter; die Artikel, Gedichte und Prosatexte von Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky, von Erich Kästner und Alfred Döblin artikulierten das Lebensgefühl einer jungen, weltgewandten Generation, die den Krieg nur als Kinder miterlebt hatte.

Dieses Berlin schien voller Zukunft, voller unverwirklichter Möglichkeiten. In einer Stadt, die ihre eigene Identität nie wirklich gefunden hatte, war es einfach, für neue Identitäten offen zu sein. Mehr als jede andere Stadt in Europa öffnete sich Berlin auch für die Ästhetik der Moderne und die Versprechen der Zukunft. Die helle Neonbeleuchtung des Potsdamer Platzes machte dem legendären Leuchten des Times Square in New York Konkurrenz, mit 8'000 Plätzen in verschiedenen Restaurants und Tanz-Cafés unter einem Dach war das Haus Vaterland der grösste Vergnügungspalast der Welt und das Flaggschiff des wachsenden Kempinski-Imperiums; nach seiner Renovierung 1928 begrüßte es binnen eines Jahres seinen millionsten Besucher. Der Alexanderplatz war Tag und Nacht vom Verkehr belebt, und junge Architekten begannen der Stadt ein neues Gesicht zu geben, von der gewagten Konzeption des Karstadt-Gebäudes in Neukölln (1929) bis zu nicht realisierten Vorhaben wie dem erstaunlichen Wolkenkratzer aus Stahl und Glas, den Ludwig Mies van der Rohe für die Friedrichstrasse entworfen hatte.

Dieses Berlin war Lichtjahre entfernt von der kaiserlichen Hauptstadt mit ihren Uniformen, endlosen Paraden und Militärkapellen, oder genauer: Es bestand am gleichen Ort wie eine andere Stadt der Nostalgie, der Wut und der Demütigung, die den Verlust von Kaiserreich und Weltkrieg nie verwunden hatte und deren Galionsfigur das von einem grossen Schnurrbart geschmückte Gesicht von Feldmarschall Paul von Hindenburg war, des alternden Präsidenten einer jungen Republik.

Auch Berlin war eine junge Stadt. Ein Drittel seiner Bewohner war unter zwanzig. Während des Krieges waren sie kleine Kinder gewesen, und jetzt wollten sie eine eigene Zukunft schaffen. Das Kriegstrauma, das ihre Eltern und Grosseltern erfasst hatte, war nichts als eine Erinnerung aus zweiter Hand, wie die verkrüppelten Veteranen am Strassenrand, der Krieg, das waren geflüsterte, heimlich mitgehörte Gespräche, der wütende Redeschwall von Lehrern, Politikern und Betrunkenen, ein entfernter, schlechter Geruch, der sich nicht vertreiben liess.

Diese Erinnerungen aber spalteten die Öffentlichkeit noch immer und vielleicht mehr denn je. 1930 kam der Film *Im Westen nichts Neues* ins Kino, entstanden nach einem Roman von Erich Maria Remarque, der im Jahr zuvor bereits für einen Skandal gesorgt hatte. Die Geschichte einer Gruppe von Klassenkameraden, die sich 1914 voller Begeisterung freiwillig melden und kurze Zeit später im Albtraum des Grabenkriegs wiederfinden, war ein beeindruckendes Plädoyer dafür, dass die Werte, die von den Pulten der Schulmeister und den Kanzeln der Kirche verkündet worden waren, nichts als Lügen gewesen waren und dass Heldentum angesichts moderner Artillerie, die auf viele Kilometer Entfernung töten konnte, unmöglich geworden war. Am Ende des Romans überlebt nur einer der Protagonisten, abgestumpft durch seine ständige Angst und gleichgültig gegenüber den Lebenden und den Toten. Als auch er kurz vor Ende des Krieges an einem relativ ereignislosen Fronttag ums Leben kommt, vermeldet der offizielle Bericht schlicht: «Im Westen nichts Neues.»

Hollywood hatte schnell auf die öffentliche Kontroverse um das Buch reagiert und präsentierte schon ein Jahr danach den fertigen Film. Zwar war die in Deutschland gezeigte Version bereits vorzensiert und die Namen der jüdischen Schauspieler wurden aus der Besetzungsliste herausgenommen, um das augenscheinlich bereits als antisemitisch geltende Publikum nicht gegen den Film aufzubringen. Trotzdem unternahmen die Nationalsozialisten alles, um Filmvorstellungen zu sprengen, indem sie das Publikum vor den Kinos einschüchterten oder im Saal Stinkbomben warfen oder Mäuse und anderes Getier aussetzten. Joseph Goebbels, der junge Propagandachef der Partei, behauptete, dass der Film nicht nur Deutschlands Ehre in den Schmutz ziehe, sondern auch die öffentliche Ordnung störe, und die Zensurbehörde reagierte darauf, indem sie den Film verbot.

Remarques grosser Anti-Kriegsroman war eines von erstaunlich wenigen Werken, die den Schrecken des Krieges und die Erinnerung daran explizit

behandelten. Auf indirekte Weise aber reagierten viele Romane, Theaterstücke und Filme auf sein Erbe und fragten danach, was es bedeutete, in seinem Schatten zu leben. 1930, eine halbe Generation nachdem an der Front die letzten Schüsse abgefeuert worden waren, schien die Zeit endlich reif, sich dem Grauen zu nähern.

Im Westen nichts Neues griff die offizielle Erinnerungspolitik an, denn es zeigte den Krieg nicht nur als unmenschlich, sondern es war auch ein Buch ohne Helden. Seine Figuren waren ganz normale junge Männer mit durchschnittlichen Gedanken und Bedürfnissen. Sie waren Opfer in einem gigantischen Spiel, aber anstatt sie als Repräsentanten einer verlorenen Unschuld und eines nostalgischen Nationalgefühls darzustellen, präsentierte Remarque sie als zynisch, wütend und ängstlich. Sie waren das Gegenteil von allem, was die immer weiter anwachsende NSDAP propagierte, und sie standen für alles, was die Partei und ihre Mitglieder aus tiefstem Herzen hassten.

Auch *Professor Unrat* und *Der blaue Engel* wurden von Presse und Öffentlichkeit höchst unterschiedlich aufgenommen. Bürgerliche und rechte Zeitungen polemisierten erwartungsgemäss gegen den Verlust der Moral und die Unzucht auf der Leinwand, während linke Kritiker sich auf Sternbergs Entscheidung stürzten, die sozialkritische Dimension des Romans gegenüber der menschlichen Geschichte zurückzustellen. In seiner Wochenzeitschrift *Die Weltbühne* nannte der sozialistische Journalist Carl von Ossietzky die Kinoversion einen «Film gegen Heinrich Mann». ⁷ Nur in einem waren sich zumindest alle männlichen Zuschauer einig: Die Beine von Marlene Dietrich, dem neuen Star des deutschen Kinos, waren ganz wunderbar. Sogar diejenigen, die gegen so viel nackte Haut, gegen den öffentlichen Sittenverfall und die Sündhaftigkeit der verführerischen Bilder protestierten, trugen zu Marlene Dietrichs Berühmtheit bei, indem sie ihren schönen Beinen immer neue Zeitungskolumnen widmeten.

Reihen, fest geschlossen

In Berlin, der Stadt der Widersprüche und Unterwelten, der Gestaltwandler und Transvestiten, wurde die androgyne Diva Marlene Dietrich zum zeitgemässen Sexsymbol. Das zerrissene Selbstgefühl der Zeit hatte sich emanzipiert von einer Moral, die an der Front in Trümmer geschossen worden war, und glaubte an wenig mehr als an warme Körper und warmes Essen. Hoff-

nungen waren entweder ins Alltägliche hineingeschrumpft oder hatten sich zu Utopien aufgebläht, und das amorphe Selbstbild der Nachkriegsgesellschaft eröffnete fast unbegrenzte Möglichkeiten auf einem Experimentierfeld, auf dem viele seltsame Blüten blühten. Einige dieser Experimente gehörten zum Grössten, was die Kultur Deutschlands hervorgebracht hat. Die erotischen Revuen und flüchtigen Begegnungen auf öffentlichen Toiletten aber zeigten, dass die Weltwirtschaftskrise eine neue Art Inflation mit sich gebracht hatte, in der die Liebe an Wert verloren hatte und durch eine kleinere, härtere Währung verdrängt wurde.

Weder das künstlerische und intellektuelle Aufblühen der ehemaligen Kaiserstadt noch die Dekadenz des Nachtlebens konnten darüber hinwegtäuschen, dass die Atmosphäre bedrückender und Gewalt wieder zur täglichen Bedrohung wurde. Zusammenstösse zwischen Nazis und Kommunisten bei Demonstrationen, in Bars und auf den Strassen liessen fast täglich Blutlachen auf den Pflastersteinen zurück, manchmal auch Leichen. Als der Innenminister die Situation in den Griff zu bekommen versuchte, indem er das Tragen brauner Hemden als Teil einer Uniform untersagte, zogen die Nazis einfach weisse Hemden an und droschen weiter auf wirkliche und imaginäre Feinde ein. 1930 wurde die nationalsozialistische Bewegung in Berlin um einen wichtigen Märtyrer reicher, einen Helden, dessen Name schon bald unzertrennlich mit der inoffiziellen Hymne der Nazis verbunden war.

Horst Wessel war ein SA-Mann, der mit seiner Freundin, einer Prostituierten, in Berlin-Friedrichshain lebte. Als er sich eines Tages weigerte, seinen Anteil an der Miete zu zahlen, wandte sich seine Geliebte an einen Schläger von der kommunistischen Roten Front, damit der ihren Freund zur Not mit den Fäusten zur Besinnung brachte. Die Konfrontation endete für Wessel tödlich, und Joseph Goebbels nutzte die Gelegenheit, indem er einen brutalen Zuhälter in einen edlen Kämpfer für die gute Sache verwandelte, der getötet worden sei, weil er gegen die Kommunisten und für Deutschlands glorreiche Zukunft eingetreten sei. Ein Gedicht, das Wessel einmal geschrieben hatte, wurde zum Schlachtlied der SA: «Die Fahne hoch! / Die Reihen fest geschlossen! / SA marschiert /mit ruhig festem Schritt.» Die schwere, gewissermassen gestieflte Melodie des «Horst-Wessel-Lieds» eignete sich ideal zum Marschieren, und schon bald sangen Nazis es bei Fackelmärschen, Parteiversammlungen und Demonstrationen mit dumpfer Wut und tauber Tonlosigkeit.

Die sozialen Spannungen nahmen zu, die Strassenschlachten wurden häu-

figer, und aus einer Zeit der aufregenden Vergütungen wurde eine Zeit des Marschierens und der politischen Kundgebungen. Schliesslich waren die Strassen voller Arbeitsloser, die nichts Besseres zu tun hatten. Die wirtschaftliche Erholung des Landes, die Reparationszahlungen und das Sozialsystem waren von Krediten aus den LISA abhängig gewesen, die längst versiegt waren.

Als dieser Rettungsring verschwand, geriet das Land auf einen gefährlichen Schlingerkurs. Fabriken reduzierten ihre Produktionsquoten und entliessen Arbeiter, überall gingen Unternehmen bankrott. Waren 1928 noch 1,3 Millionen Deutsche arbeitslos gewesen, so waren es 1932 fast sechs Millionen, während Millionen anderer Arbeiter als Tagelöhner oder für weniger Geld in Teilzeit arbeiten mussten. Kinder in Berlin, Essen und Hamburg spielten Arbeitsamt, und die hungrigen und frustrierten Erwachsenen griffen nach den Versprechen der grossen politischen Parteien. Die Mitgliederzahl der Kommunistischen Partei stieg innerhalb von vier Jahren von 117'000 auf 360'000; rund 80 Prozent der neuen Genossen waren arbeitslos. Der Aufstieg von Hitlers NSDAP war noch spektakulärer: 1928 zählte sie 109'000 Mitglieder, 1932 schon mehr als eine Million.

Nicht nur in der grössten Volkswirtschaft Europas wurde das Klima härter und hoffnungsloser. Die Industrieproduktion in Deutschland sank um 42 Prozent, in Grossbritannien um elf Prozent, bei 3,5 Millionen Arbeitslosen. Ein Viertel der Bevölkerung lebte unter der Armutsgrenze. In Frankreich ging die Produktion um fast ein Viertel zurück, allerdings gab es weniger Arbeitslose – das Land hatte im Krieg mehr als eine Million Männer verloren, mehrere Hunderttausend waren Invaliden, so dass die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt schwächer war. Mit Hilfe der deutschen Reparationen hatte Frankreich sogar einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt, und die Weltwirtschaftskrise entfaltete ihre Wirkung langsamer als in anderen europäischen Ländern.

Die unglaublichen Energien, die ursprünglich aus Laboren und Fabriken kamen und die das Leben der Europäer und Amerikaner seit der Jahrhundertwende umpflügten, wirkten weiter. Der Weltkrieg hatte die Erfahrung der industrialisierten Moderne brutal beschleunigt, und die Kräfte der (keineswegs immer positiven) Erneuerung triumphierten in Gesellschaften, die bis ins Innerste erschüttert waren. Es war klar, dass es so nicht weitergehen konnte, aber wenn es um die Richtung ging, in der eine bessere Zukunft zu suchen war, waren die unterschiedlichen Lager verfeindet bis aufs Messer.

Während die industrielle Basis der allgemeinen Umwälzung schwächer wurde, machten sich die sozialen Auswirkungen weiterhin deutlich bemerkbar. Die Strömung der Veränderung und der Zorn des Krieges wandten sich nach innen, führten zu Konfrontationen zwischen Klassen, künstlich konstruierten oder tatsächlichen Volksgruppen und Interessen. Die Krise verschärfte diese Dynamik noch. Es gab kein Zurück, keine Alternative zum Leben in der Grossstadt für die Millionen, die ihre Verbindung zum Landleben gekappt hatten. Es gab keinen Rückzug aus der Moderne, aus ihrer Massenproduktion, ihrer Freiheit, ihren Kinos, ihren Möglichkeiten und ihrer Versklavung.

Während Untergangspropheten den mechanistischen und wurzellosen Charakter der Moderne für alle Übel der Welt verantwortlich machten, war kaum jemand wirklich bereit, ohne sie zu leben. Frauen nutzten die neuen Freiheiten, die ihnen Mode, soziale Normen, berufliche Möglichkeiten und Verhütungsmittel verschafften; wer noch eine Stelle hatte, lebte besser als zuvor, und die von Filmen und Werbung genährten Träume wurden Teil des Alltagslebens. Neue Bildungsmöglichkeiten eröffneten grössere Horizonte, und neue Begehrlichkeiten spiegelten sich in den Schaufenstern der eleganten Einkaufsstrassen. Innerhalb von nur einer Generation hatten sich Alltagsleben, Selbstbild und Erwartungen der Europäer und Amerikaner grundlegend verändert, und ein Ende dieser Entwicklung war nicht in Sicht.

Jetzt aber, gefangen in einer Krise, aus der es keinen Ausweg und keine Hoffnung auf Entkommen zu geben schien, wirkte dieses neue, moderne Leben kalt und bedrohlich. Millionen von Menschen zogen sich zurück auf ideologische Positionen und imaginäre Gemeinschaften, und die Nachkriegszeit sah langsam, aber sicher wie eine Vorkriegszeit aus. 1919, ein Jahrzehnt zuvor, hatten der britische Ökonom John Maynard Keynes und der französische Präsident Paul Deschanel prophezeit, dass es zu einem zweiten Weltkrieg kommen werde. Als die Stimmung jetzt umzuschlagen begann und die Energien der Moderne sich gegen diejenigen zu wenden schienen, die ganz unten in der Gesellschaft ums Überleben kämpfen mussten, wurden die grossen politischen Ideologien zu Refugien für verzweifelte Massen. Langsam setzte sich das Gefühl durch, dass ein neuer Krieg – oder vielleicht auch der alte in einer neuen Form – nur eine Frage der Zeit war.

Für die junge Marlene Dietrich jedenfalls war die Premiere von *Der blaue Engel* nur der Anfang einer enormen Karriere, die freilich ausserhalb

Deutschland stattfinden sollte. Die kulturelle Elite Berlins versammelte sich an diesem Abend, um den grossen Emil Jannings zu feiern, stellte aber während des Films zu ihrer grossen Überraschung fest, dass die junge Dietrich mit ihrer knabenhaften Figur und der stählernen Selbstsicherheit in ihrer Stimme ihm die Show gestohlen hatte. Doch während die Frau mit den plötzlich legendär gewordenen Beinen mit immer lauterem Trinksprüchen gefeiert wurde und man sich fragte, in welchem neuen Kinohit sie wohl bald zu sehen sein würde, hatte sie bereits einen Vertrag mit Paramount Pictures in Hollywood in der Tasche. Noch am Abend der Premiere bestieg sie einen Zug, um sich nach Amerika einzuschiffen.

Dietrich verliess eine Stadt, in der die Anspannung in Erwartung dessen, was kommen würde und kommen musste, immer grösser wurde, wie der britische Schriftsteller Stephen Spender beobachtete: «Berlin – das war die Wut, die Armut, der Groll, die Käuflichkeit, die Hoffnung und die Verzweiflung, die auf die Strassen gesetzt waren. Berlin – das waren die herausfordernden Protzen in den eleganten Lokalen, die Huren in Russenstiefeln an den Strassenecken, die verbissen blickenden, wie unter Wasser getaucht aussehenden Kommunisten mit ihren Kundgebungen und die verwegenen Burschen, die auf dem Wittenbergplatz aus dem Nichts hervorwuchsen und ‚Deutschland erwache!‘ brüllten.»⁸

Die Anatomie der Liebe in Italien

Nun ist das Morgen zum Heute geworden; Weltuntergangsstimmung hat sich in Aufbruch verwandelt; das Endziel tritt ins Blickfeld der Gegenwart, und aller Wunderglaube wird zur tatkräftigen Gestaltung der Wirklichkeit angesetzt.

Julius Petersen, «Die Sehnsucht nach dem Dritten Reich» (1934)

Der Staat ist wie die Religion;
er funktioniert nur,
wenn Menschen daran glauben.

Errico Malatesta

Wir wissen nur wenig über Michael (Michele) Schirru, den italienischen Anarchisten, der aus seiner neuen Heimat Amerika nach Italien zurückkehrte, um den Duce zu ermorden, aber die beiden einzigen Fotos, die es von ihm gibt, erzählen seine Geschichte mit bestürzender Unmittelbarkeit. Auf einem, seinem Passfoto, starrt ein Mann ernsthaft in die Kamera. Er trägt eine dunkle Jacke, ein weisses Hemd und eine Krawatte. Sein Haar ist an den Seiten kurz und türmt sich über seiner Stirn auf. Seine Augen blicken herausfordernd, kündigen von Zorn und vielleicht Angst: das Gesicht eines Menschen, der nicht viel über sich erzählen will.

Das zweite Bild ist ein Polizeifoto aus seiner Akte, von vorne und von der Seite. Es ist ein erbarmungsloses Porträt, das rechte Ohr scheint zu fehlen, die Haare rechts wurden geschoren oder ausgerissen, das rechte Auge ist tief mit Blut unterlaufen. Er ist unrasiert und trägt ein Unterhemd sowie eine Gefängnisjacke. Das Foto wurde am oder kurz nach dem 3. Februar 1931 aufgenommen, nachdem er zuerst auf zwei Polizisten geschossen und dann den Revolver gegen seine rechte Schläfe gehalten und abgedrückt hatte.

Nach eigener Aussage wurde Schirru 1899 in fürchterlicher Armut im ländlichen Sardinien geboren und war ein «zerzauster und wilder Jugendli-



Michele Schirru, der gescheiterte Attentäter

cher»¹. Seine Armut zwang ihn, die Schule schon mit zehn Jahren zu verlassen und bei einem Schmied in die Lehre zu gehen, und der Junge lernte die Mächtigen, die Menschen wie ihn zu Armen und unwissenden Arbeitssklaven machten, zu hassen. Mit 14 Jahren verliess er Sardinien, um im Hafen von La Spezia Arbeit und neue geistige Horizonte zu finden. 1917 meldete er sich freiwillig zur italienischen Armee und kämpfte in dem als besonders grausam geltenden Krieg in der Berglandschaft des Apennin. Nach seiner Rückkehr von der Front musste er wie Hunderttausende andere feststellen, dass sein patriotisches Opfer nichts wert gewesen war und dass seine Hoffnungen für sein Heimatland sich zerschlugen, als die Faschisten den Kampf auf den Strassen zu ihren Gunsten entschieden. Der junge Mann nahm an einigen dieser handfesten Auseinandersetzungen teil und wurde politischer Aktivist. Als «Störenfried» wurde ihm von der Polizei befohlen, nach Sardinien zurückzukehren.

1920 entschloss sich Schirru, in die Vereinigten Staaten auszuwandern, wie das vor ihm schon sein Vater getan hatte. Im November kam er in New York an, suchte sofort den Kontakt zu anderen italienischen Anarchisten und Sozialisten und begann für verschiedene Magazine und Zeitungen zu schreiben. 1926, während des Prozesses gegen die beiden italienischstämmigen Anarchisten Sacco und Vanzetti, die ohne stichhaltige Beweise wegen Mordes angeklagt waren, gehörte Schirru zu ihren Unterstützern, die vergeblich versuchten, sie vor dem elektrischen Stuhl zu retten. Aber über all dem hatte er seine italienische Heimat nicht vergessen, und der unaufhaltsame Aufstieg von Mussolini bestürzte ihn tiefst. 1930 fasste er deshalb den Entschluss, zurückzukehren und zu handeln. Er reiste durch Frankreich, Belgien und möglicherweise auch Grossbritannien und kam im

Januar 1931 in Mailand an, fuhr weiter nach Rom und nahm dort ein Zimmer im Hotel Royal, nicht weit von der Fontana di Trevi. In seinem Gepäck hatte er zwei Bomben und einen Revolver.

Schirru war der festen Überzeugung, dass die faschistische Diktatur in Italien nur gebrochen werden konnte, wenn man ihr den Kopf abschlug. Er war wild entschlossen, den Duce umzubringen, und wartete auf seine Chance. Doch sie kam nicht. Am 3. Februar wurde er in seinem Hotelzimmer festgenommen, wahrscheinlich hatte ein Informant ihn verraten. Er hatte ein politisches Testament bei sich, das er einen Monat zuvor verfasst hatte:

Für den Faschismus wie auch für alle Diktaturen und Tyrannen habe ich nie etwas anderes als tiefe Abscheu empfunden. Mussolini, der sich in zynischen Gewalttaten und fürchterlichen Verfolgungen gefällt, [...] habe ich immer als das für die Menschheit gefährlichste Reptil angesehen. Mit seinem an Nero erinnernden Gebaren, seiner Rolle als Henker des italienischen Volkes und dessen Freiheit, auf die er stolz ist, habe ich ihn immer gehasst – Hass und Abscheu nicht so sehr für den Mann, nichts weiter als 1,60 m schlaffes und degeneriertes Fleisch, sondern für den Despoten, den Mörder meiner Kameraden, den Verräter jener armen Arbeiter die ihn bis vor wenigen Jahren ernährt haben. Jahrelange Meditation hat diesen Hass in meinem Herzen nur gesteigert und verhärtet: der Tag muss kommen, an dem es explodiert.²

Bei seiner Festnahme war Schirru sich offensichtlich bewusst, welches Schicksal ihn erwartete, und fest entschlossen, sich ihm nicht zu unterwerfen. Auf der Trevi-Polizeiwache zog er plötzlich seinen Revolver und schoss auf die umstehenden Polizisten und dann auf sich selbst. Der Schuss riss ihm ein Ohr ab, tötete ihn aber nicht. Während der nächsten zwei Monate, in denen er auf seinen Prozess wartete, erholte er sich von seiner Verletzung und versuchte verzweifelt mit seiner Familie in Kontakt zu treten, doch seine Briefe wurden nie beantwortet und wahrscheinlich auch nie abgeschickt.

Michael Schirru wurde am 28. Mai von einem speziellen, durch ein neues Gesetz legitimierten faschistischen Tribunal zum Tode verurteilt. Es gab keine Geschworenen und keine wirkliche Verteidigung, und der Vorsitzende des Tribunals, ein junger faschistischer Aktivist, verkündete ohne grosse Umschweife das Urteil: Tod durch Erschiessen. Als besondere Geste fügte

er noch hinzu: Der Verurteilte sollte von hinten erschossen werden. Auf Mussolinis persönlichen Befehl bestand das Erschiessungskommando aus sardischen Freiwilligen. Um halb drei am nächsten Morgen wurde Schirru in seiner Zelle geweckt. Er weigerte sich, einen Priester zu sprechen, und wurde zum Hinrichtungsplatz geschleppt, wo das Urteil vollstreckt wurde. Er war 30 Jahre alt.

Enttäuschte Hoffnungen

Wie so viele andere Idealisten und arme Migranten hatte Schirru den Atlantik auf der Suche nach einem besseren Leben überquert, hatte aber auch in der Neuen Welt Armut und Unterdrückung erlebt. Während der Weltwirtschaftskrise war diese Erfahrung besonders bedrückend – und voller Ironie. Falls Schirru in seiner Zelle an Zeitungen herankam, konnte er von der Eröffnung des Empire State Building in New York lesen, dem sichtbaren Zeichen für die Erfolge des Investors John Jakob Raskob, der sein Vermögen bei General Motors gemacht hatte, ein Nutzniesser des Mobilitätsbooms in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts.

4'000 Arbeiter hatten an dem Koloss geschuftet, unter ihnen Dutzende von Mohawk-Indianern, die scheinbar völlig schwindelfrei und ohne Angst ohne jeden Schutz Hunderte von Metern über den Strassen von Manhattan über Gerüste und Eisenträger spazierten. Den offiziellen Statistiken zufolge stürzten fünf Männer in den Tod. Einer von ihnen sprang, als er hörte, dass er entlassen worden war.

Das Gebäude war von William F. Lamb entworfen worden. Es war das höchste Gebäude der Welt und übertraf das Chrysler Building, das diese Auszeichnung nur wenige Monate vorher bekommen hatte. Der neue Wolkenkratzer thronte über der Skyline von New York – ein steinernes Loblied auf Kapitalismus und Unternehmergeist: 443 Meter hoch und aus zehn Millionen Backsteinen gebaut. 6'000 Fenster auf 102 Stockwerken boten einen unvergleichlichen Blick über die Stadt. Als das Gebäude jedoch nur ein Jahr nach Baubeginn am 1. Mai 1931 feierlich eröffnet wurde, hatten der Wolkenkratzer und der Markt, den es feierte, viel von ihrem Glanz eingebüsst, Dutzende von Stockwerken standen leer.

Unten, auf den Strassen, fiel der mächtige Schatten des neuen Kolosses auf die neuen Embleme von Amerika: die langen Schlangen vor den Suppenküchen für Arbeitslose. Zwar war Präsident Hoover immer noch davon



Arbeit in schwindelnder Höhe, Arbeiter auf dem Empire State Building,
das Chrysler Building im Hintergrund

überzeugt, dass die Arbeitslosigkeit «fürchterlich übertrieben» sei und dass «viele Menschen ihren Job aufgegeben haben, weil es lukrativer ist, Äpfel zu verkaufen»³, doch in Wirklichkeit war die Situation so verzweifelt, dass sogar Al Capone in Chicago eine Suppenküche einrichtete. Von den zehn Millionen Arbeitslosen bekam nur ein Viertel irgendeine Form von Unterstützung durch den Staat, der Rest war einfach sich selbst überlassen. Wenn man die Familien mit einrechnete, waren 30 Millionen Menschen direkt betroffen, ein Viertel der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter führte Tag für Tag einen harten Kampf ums Überleben. Hunderttausende suchten Jobs weit entfernt von zu Hause. Sie fuhren als blinde Passagiere auf Frachtzügen in der Hoffnung, dass es in den ländlichen Gegenden mehr Arbeit gab. Banden von Kindern und Jugendlichen machten die Strassen unsicher, und eine halbe Million Menschen verliessen die Grossstädte auf der Suche nach Jobs oder zumindest etwas zu essen. Zum ersten Mal in der amerikanischen Geschichte überstieg die Zahl der Auswanderer die der Einwanderer. Michael Schirru war einer von ihnen.

Während Banken zusammenbrachen, Geschäfte in den Bankrott getrieben wurden und zahllose Menschen verzweifelt versuchten, irgendwo etwas Brot oder einige Kartoffeln zu ergattern, fielen die Preise für landwirtschaftliche Produkte rasant, weil der Weltmarkt nach mehreren hervorragenden Ernten förmlich mit Getreide überschwemmt wurde. Importiertes Getreide war so billig, dass es für viele amerikanische Farmer wirtschaftlich überhaupt keinen Sinn ergab, ihre Felder abzuernten, denn das kostete mehr, als sie für ihre Produkte bekommen konnten, und so rotteten riesige Felder einfach vor sich hin. Weizen, Baumwolle, Äpfel und Aprikosen waren weniger wert als der Hungerlohn, den die Landarbeiter bekamen, und die Menschenmenge auf dem Land führte nur zu noch mehr Elend. Farmer in Kansas begannen, Getreide und Mais zu verbrennen, weil sie sich keine Kohlen leisten konnten, so dass ganze Landstriche nach geröstetem Kaffee rochen. Rancher töteten Tausende von Kühen, weil sie kein Futter kaufen konnten. Die Selbstmordrate stieg, während die Geburtenrate sank. 100'000 Menschen bewarben sich für ein Leben in der Sowjetunion, und viele sprachen offen über eine Revolution.

Vor 1924 war Italien eines der Hauptherkunftsländer der Immigranten in die Vereinigten Staaten gewesen. Besonders der Süden des Landes war von tiefer Armut gezeichnet, Millionen von Italienern hatten fast täglich Hunger. Extreme Armut und viele Kinder führten zu Situationen, die in ihrer Grausamkeit an einen Dickens-Roman erinnerten: Die *carusi* in Sizilien zum Beispiel waren Kinder, die, weil sie klein genug waren, um in die engen Schächte zu klettern, in Schwefelminen arbeiteten. 1910 besuchte der afroamerikanische Bürgerrechtsaktivist Booker T. Washington diese Bergwerke, die er als «den höllischsten Ort auf Erden» bezeichnete. «Die Grausamkeiten, denen die Kindersklaven von Sizilien ausgesetzt werden, sind so schlimm wie alles, was wir von der Grausamkeit der Sklaverei der Schwarzen wissen.»⁴

Es war Sklaverei. Die Kinder wurden von ihren bettelarmen Eltern im Grunde an die Bergwerksbesitzer verkauft, wie Washington berichtete: «Der Vater, der sein Kind an einen Minenbesitzer übergibt, bekommt eine Geldsumme in Form eines Kredits. Die Summe beträgt normalerweise zwischen acht und dreissig Dollar, je nach Alter des Jungen, seiner Kraft und seiner allgemeinen Geschicklichkeit. Mit dieser Zahlung gehört das Kind seinem Meister [...] Weder die Eltern noch das Kind werden je ausreichend Geld haben, um den Kredit zurückzuzahlen.»⁵

Es gab keinerlei schweres Gerät in diesen Minen, in denen die Arbeit noch

wie vor 2'000 Jahren verrichtet wurde. Bis zu 1'000 Stufen führten in die Stollen, und die Schächte selbst waren von giftigem Schwefeldampf erfüllt, ohne jede Belüftung und so klein, dass ein Erwachsener nicht darinstehen konnte. Die Hitze im Bergwerk war so enorm, dass die Bergleute völlig nackt arbeiteten. «Kinder von sechs oder sieben Jahren mussten diese unerträgliche und schreckliche Arbeit tun», notierte Washington.

Der Krieg hatte an diesen Verhältnissen nichts geändert, Sizilien war und blieb die ärmste Region in einem armen Land. Vor der Weltwirtschaftskrise hatte die Arbeit, für die ein Arbeiter in Grossbritannien umgerechnet 100 Euro bekam, in den USA beachtliche 190 Euro eingebracht – in Italien aber nur 39 Euro und im italienischen Süden noch einmal fast die Hälfte davon. Angesichts dieser hoffnungslosen Situation waren zwischen 1880 und 1920 vier Millionen Italiener, hauptsächlich aus dem Süden, nach Amerika ausgewandert. Wie Michael Schirru waren die meisten von ihnen in die nördlichen, hochindustrialisierten Städte wie New York und Chicago gegangen. In ihrem Gepäck hatten sie nicht nur einige einfache Kleidungsstücke und ein paar Habseligkeiten und Erinnerungen, sondern auch ihre Gewohnheiten, ihre sozialen Strukturen und ihr Essen.

Viele im Land geborene Amerikaner, deren Vorfahren in früheren Migrationswellen gekommen waren und die hauptsächlich angelsächsischer, deutscher oder anderer nordeuropäischer Herkunft waren, bäugten die Ankunft von immer mehr Süd- und Osteuropäern – viele von ihnen Juden – mit grossem Argwohn. Schon der Kampf um die Prohibition war teilweise ein Kampf der weissen, angelsächsischen und protestantischen Bevölkerung in den ländlichen Staaten des Mittleren Westens gegen die wachsende und kulturell sehr heterogene Bevölkerung in den urbanen Zentren gewesen, deren Einstellung zum Alkohol eine andere war. Ihr Sieg gegen die deutsche Liebe zum Bier, die italienische Freude am Wein und die allgemeine Beliebtheit von Schnaps war Teil einer grösseren, von konservativen und evangelikalen Kreisen unterstützten Kampagne, die Amerika ethnisch und «eugenisch» rein, weiss und angelsächsisch halten sollte.

Der Erste Weltkrieg hatte den Immigrantstrom deutlich schwächer werden lassen. Viele junge Männer, die sonst ausgewandert wären, starben auf den Schlachtfeldern, was wiederum bedeutete, dass nach dem Krieg in Europa ein Mangel an jungen Männern herrschte. Diese temporäre Flaute aber reichte den amerikanischen Reinheitsaposteln nicht, sie suchten eine dauer-

hafte Lösung für das Problem. Die Frucht ihrer Bemühungen war der Immigration Act von 1924, der je nach Herkunftsland Quoten für Migranten festlegte – jeweils zwei Prozent des Bevölkerungsanteils, den diese nationale Gruppe vor 1890 in den Vereinigten Staaten gestellt hatte. Dass man ausgerechnet das Jahr 1890 wählte, hatte aus Sicht der Gesetzesväter den enormen Vorteil, dass es damals noch kaum Einwanderer aus Italien, Russland, Polen und anderen Gegenden im südlichen und östlichen Europa gegeben hatte. Die ethnische Zusammensetzung, die eine Generation zuvor geherrscht hatte, wurde zur Norm erklärt, und sie bestimmte die Einwandererquote, auch wenn sie für Auswanderer aus Nordeuropa viel zu hoch und für die anderen viel zu niedrig angesetzt war.

Die Massnahme jedenfalls erwies sich als erfolgreich, und die dahinter stehende Absicht war dezidiert rassistisch. 1924 verkündete der Senator Ellison DuRant Smith aus South Carolina: «Ich glaube, wir haben jetzt eine ausreichend grosse Bevölkerung in unserem Land, um die Tür zu schliessen und eine reine, unverfälschte, amerikanische Bürgerschaft heranzüchten.» Die amerikanische Idee sei gefährlich verwässert worden, behauptete der Senator:

Wenn Sie ins Ausland gehen und jemandem begegnen würden und der würde sagen ‚Ich habe einen typischen Amerikaner getroffen‘, was hätten Sie als einen typischen Amerikaner, einen typischen Repräsentanten der Nation vor ihrem geistigen Auge? Wäre es der Sohn eines italienischen Immigranten, der Sohn eines deutschen Einwanderers, der Sohn von irgendeiner Rasse des Orients, der Sohn der Bewohner von Afrika? Gott sei Dank haben wir in Amerika vielleicht den höchsten Prozentsatz [...] einer reinen, unverwässerten, angelsächsischen Linie.⁶

Die Weltwirtschaftskrise und das Einwanderungsgesetz hatten den Menschenstrom aus Italien abebben lassen – und ihn mitunter sogar umgekehrt. Michael Schirru war nur einer von Zehntausenden Neuankömmlingen, die ihre Situation als so hoffnungslos ansahen, dass sie es vorzogen, es zu Hause noch einmal zu versuchen. Doch war kein guter Zeitpunkt für eine Rückkehr. Nach 1929 war Italiens industrielle Produktion um ein Viertel eingebrochen. Die Löhne waren gesunken, und die Armee der Arbeitslosen hatte sich verdreifacht. Für die Schirrus dieser Welt gab es keine wirklich gute Alternative.

Die neue Grösse

Während oder gerade weil die wirtschaftliche Situation schrecklich war, begann eine grosse, messianische Geschichte von Hoffnung und nationaler Grösse die Massen zu bewegen. Mussolini und seine faschistische Partei sahen Italien als wenig mehr als den Lehm, aus dem die Nation der Zukunft geformt werden konnte. Ihr Modell war eindeutig. Sie wollten nichts Geringeres, als die Glorie des Römischen Reiches wiederherzustellen, ein stolzes, kriegerisches, mächtiges Land, das Männlichkeit und Gewalt zelebrierte, wie der futuristische Dichter Filippo Tommaso Marinetti gefordert hatte. Seine italienischen Zeitgenossen hielt der Duce für zu weich, zu unterwürfig und zu feige, als dass er mit ihnen seine Träume verwirklichen könnte.

Um ein grosses, neues Italien zu bauen, brauchte Mussolini deshalb erst einmal ein grosses, neues italienisches Volk. Nach seinem Aufstieg zur Macht 1922 war er sein gigantisches Projekt mit unermüdlicher Energie und gnadenloser Grossspurigkeit angegangen. Der konservative deutsche Historiker Oswald Spengler hatte einen Cäsaren gefordert, der die Gezeit der europäischen Dekadenz umkehren und den Westen wieder gross machen sollte. Während er Hitler verachtete, den er für einen proletarischen Emporkömmling hielt, glaubte er in Mussolini den Mann des Schicksals gefunden zu haben.

Spengler beschrieb das Bevölkerungswachstum als Italiens einzige Waffe im Wettbewerb mit anderen Mächten. Die Faschisten stimmten ihm von ganzem Herzen zu. Zukünftige Kriege verlangten nach zukünftigen Soldaten, und so verabschiedete die Regierung eine ganze Reihe von Gesetzen, um dieses Wachstum zu begünstigen, von Unterstützung für unverheiratete Mütter bis zu Steuern auf Junggesellentum, besonderen Prämien und Medaillen für kinderreiche Familien und strikten Kontrollen für den Verkauf von Verhütungsmitteln. 1931 definierte ein Gesetz jede Form von künstlicher Geburtenkontrolle als «Verbrechen gegen die Integrität und die Gesundheit der Rasse» und drohte für Abtreibung hohe Gefängnisstrafen, später sogar die Todesstrafe an.

Der Duce selbst tat augenscheinlich sein Möglichstes, um einen Beitrag zur positiven Bevölkerungsentwicklung zu leisten. Er war ein Frauenheld von geradezu epischer Ausdauer und verzichtete auch während der Arbeitsstunden nicht auf angenehme Ablenkung mit einer Sekretärin, einer Bittstellerin oder einer seiner regulären Mätressen. Er prahlte damit, bis zu vier Gespielin-

nen täglich mit ins Bett zu nehmen, und sah die Staatsgeschäfte offensichtlich als eine Art Erholung von anderen, anstrengenderen Verpflichtungen. Auch als Redner hatte er eine sinnliche Intuition für die Stimmung der Masse. In seinen Ansprachen war er gleichzeitig Staatsmann und Liebhaber, Duce und Don Juan, wie eine seiner Geliebten berichtete: «Das Geschrei wird frenetisch, das Brüllen wächst wie eine Explosion, steigt mit einem Krachen zur Besessenheit [...] Hüte in der Luft, Taschentücher, leuchtende, lachende Gesichter [...] Sie scheinen wahnsinnig. Es ist Delirium, etwas Unbeschreibliches, ein unerklärliches Gefühl der Freude, Seelenqual, die in einen Jubelschrei zusammenfließt.»⁷

Der Duce inspirierte seine Gefolgsleute zu grosser Hingebung, wie Hunderte von Briefen, die jeden Tag in seiner *segreteria* eintrafen, bezeugten. Einige dieser Briefe drückten einfach nur Bewunderung oder Gefolgstreue aus, aber viele von ihnen zeigten einen Grad von Ergebenheit, der deutlich religiöse und erotische Züge hatte, während andere alle Vorsicht in den Wind schlugen und den Duce mit expliziten sexuellen Fantasien bedachten. Eine Hausfrau aus Bologna schrieb zwischen 1937 und 1943 sage und schreibe 848 Briefe an ihren «grossen Herren und schönen Duce» und war wahrscheinlich eine von den vielen, die irgendwann eine heimliche Affäre mit ihm hatten.

Eine andere Frau vertraute ihrem Tagebuch an: «Der Duce lässt mich vor Erregung zittern, ich muss nur seine Worte hören, um in Herz und Seele in eine Welt der Freude und Schönheit entführt zu werden.» Ein verwundeter Veteran schrieb sich etwas von der Seele: «Über meinem Bett ist Dein Bildnis aus der Zeit, als Du verwundet warst und auf Krücken gehen musstest, wie ich es bald werde, und ich küsse Deine Krücken – ich küsse sie mit Leidenschaft, denn zumindest im körperlichem Leid werde ich Dir gleich, und so werde ich Dir auch im Ideal gleichen. Für das Blut, das in Deinem Namen dem Vaterland gegeben wurde, für die freiwillige Gabe meines Beins, Duce, danke ich Dir!»⁸

In der Hoffnung, Mussolini auf seiner historischen Mission zu beschützen, schickten Männer und Frauen ihm Amulette, Heiligenbilder und Reliquien, adressiert an den «Vater Italiens», den «Vater der Armen», den «Vater von uns allen», «ihn, der alles tut, was er kann, und der alles tun kann», «unseren Gott auf Erden», «den, der wie ein Vater geliebt wird», und den, «der verehrt wird, wie die Heiligen verehrt werden». Die eindeutig religiösen Konnotationen dieser Anredeformen waren im katholischen Italien nicht weiter überra-



Cäsarenräume: Benito Mussolini mit Likatoren

schend, und Mussolini bewies grosse Meisterschaft darin, die Register der Frömmigkeit und der Rituale seines Landes zu bedienen. Spontane, grosszügige Gesten liebte er besonders, und seine Interventionen wurden von der Presse wie Heiligengeschichten wiederholt und ausgeschmückt. «Se lo sapesse il Duce» (wenn das der Duce wüsste) war eine gängige Redensart im Italien dieser Tage.

Der angebetete Führer war ein wahres Genie, wenn es darum ging, ein Bild seiner heldenhaften und sogar heiligen Person zu schaffen. Mit nacktem Oberkörper drosch er Korn für die Kameras – «er sah aus wie Christus auf Erden», kommentierte ein überwältigter Bauer. Wo immer Mussolini auftauchte, hatte die örtliche Partei keinerlei Probleme, eine grosse Menge zusammenzutrommeln, die ihn jubelnd empfing. Die Nationale Vereinigung der Bäuerinnen organisierte sogar Pilgerreisen zu seinem Geburtsort. 1937 schrieb eine von ihnen: «Dann, mit religiösem Gefühl, besuchten sie das Haus des Duce, arm, rustikal wie ihre eigenen, wo die Mutter gearbeitet, geliebt, gelitten hatte, ein Leben wie ihres, einfach und liebevoll, ein Leben voller Opfer und Glück, ihren grossen Sohn Güte, Disziplin und Aufopferung lehrend.»⁹

Die messianischen, christlichen Elemente dieser Gefühle waren entschei-

dend für den Erfolg des faschistischen Regimes. Seitdem sich Mussolini durch Aufschneiderei, Einschüchterung und Mord an die Spitze des Staates gestellt hatte, hatte er die kollektive Psyche seines Landes meisterhaft gespielt. In seinem Kampf gegen den Sozialismus, der während der 1920er Jahre massive Unterstützung von Seiten der arbeitenden Armen und der Industriearbeiter im Norden des Landes genossen hatte, waren seine Alliierten und Geldgeber Landbesitzer, Fabrikbesitzer und wohlhabende Angehörige der Mittelschicht, vor allem in Mailand und anderen Industriestädten, wo eine sozialistische Revolution tatsächlich möglich schien. Um aber eine wirkliche Machtbasis zu haben, musste er sich in der Vorstellungswelt der kleinen Leute etablieren.

Er verliess sich dabei nicht nur auf christliche Inhalte. Seine zentralen Ziele waren die Auferstehung des Imperium Romanum sowie die Modernisierung und Industrialisierung eines Landes, das noch immer vor allem ländlich geprägt war und in dem viele Menschen mehr oder weniger so lebten, wie sie es seit Jahrhunderten getan hatten. Um aber ihre Herzen zu erobern, brauchte er mehr als nur rhetorisches Talent und Bilder, die auf die Futuristen und seinen ehemaligen Mentor Gabriele D'Annunzio zurückgingen. Deshalb knüpfte er an die allgegenwärtige Präsenz der Kirche und ihrer Symbole im öffentlichen und privaten Leben der Italiener an.

Das Verhältnis zwischen italienischen Nationalhelden wie Garibaldi und der katholischen Kirche war schon immer schwierig und oft geradezu feindselig gewesen, aber in allen Formen des Katholizismus auf der italienischen Halbinsel – von der instinktiven, animistischen und stark abergläubischen Religiosität der Bauern im Süden bis zu den bürgerlichen Ritualen in den nördlichen Industriezentren – war eine wichtige Konstante die zentrale Stellung, die die Kirche und ihre Symbole im Leben der Nation einnahmen. Als Politiker und ehemaliger Journalist stand Mussolini in Verbindung mit dem Versagen der liberalen Demokratie; als autoritärer und charismatischer Führer versprach er Erneuerung; als Mann des Schicksals, der vom Herrn gesegnet und beschützt wurde, stand er für die Ewigkeit.

Michael Schirru war nicht der Erste gewesen, der versucht hatte, den Duce zu ermorden. Eine ganze Reihe von fehlgeschlagenen Attentaten hatte Mussolinis Status als unverwundbarer Götterliebhaber nur noch verstärkt. Im November 1925 hatte ein ehemaliger sozialistischer Abgeordneter vorgehabt, ihn während einer Ansprache auf dem Balkon des Palazzo Chigi zu erschiessen,

aber der Plan war rechtzeitig aufgedeckt worden. Im April 1926 hatte eine geistig verwirrte Irin einen weiteren Versuch unternommen, aber der Schuss hatte lediglich seine Nase gestreift. Im Oktober desselben Jahres hatten zwei Anarchisten eine Bombe auf sein Auto geworfen, aber sie war abgeprallt und hatte acht Passanten verletzt.

Die Wirkung dieser Angriffe auf die öffentliche Meinung war nicht nur angenehm, sondern tiefgreifender als alles, was Mussolini durch Propaganda hätte erreichen können. Sogar der Papst hatte öffentlich verkündet, dass Gott selbst die Hand über den geliebten Duce halte, Kirchenglocken im ganzen Land läuteten aus Dankbarkeit, und Zeitungen druckten Geschichten über den grossen Führer, den Gott liebte. Nach dem Angriff vom Oktober 1926 hatte der Kardinal von Venedig angeordnet, dass die Glocken des Markusdoms geläutet wurden, und in Mailand gab es eine riesige Sympathiedemonstration auf der Piazza del Duomo. Die Kinos der Stadt schlossen für die Dauer der Veranstaltung, so dass alle teilnehmen konnten. Mussolinis Bruder schrieb: «Gott beschützt dich, die Italiener beten dich an: zwei Dinge, die das verbrecherische Tun der Mörder nutzlos machen.»¹⁰

In Mussolinis persönlichem Pantheon war Raum für die Verehrung der Vorsehung und seiner selbst – aber nicht für einen persönlichen Gott oder dessen Stellvertreter auf Erden, den Pontifex Maximus im Vatikan, der kaum einen Kilometer vom Schreibtisch des Duce entfernt residierte. Er hatte hartnäckig dafür gekämpft, den Einfluss katholischer Organisationen in ganz Italien einzudämmen, denn er traute den politischen Absichten des Papstes nicht und hatte privat nichts als Verachtung für dessen Glauben übrig, aber er brauchte nun einmal den Segen der Kirche, um sich wirklich zu etablieren und ein Teil des täglichen Lebens der Italiener zu werden.

Tatsächlich war es Mussolini, der die besseren Karten hatte. Seit der Ausrufung einer säkularen italienischen Republik 1861 hatten mehrere Päpste nacheinander sich geweigert, die Legitimität der Regierung und der Hauptstadt Rom anzuerkennen, in der die Kirche nach den Gesetzen der Republik keine weltliche Macht mehr ausübte. Fast verbarrikadiert im Vatikan, konnten die wütenden Kirchenfürsten nichts anderes tun als zuzusehen, wie ihre Macht immer mehr untergraben wurde. Unter den Faschisten hatte sich diese Situation weiter verschlechtert, denn die Arbeit katholischer Organisation

war erschwert oder sogar für illegal erklärt worden, weil sie als Konkurrenz für faschistische Körperschaften gesehen wurden.

Jetzt bot der Duce seiner Heiligkeit einen Ölzweig an: Wenn der Vatikan sich bereit erklärte, die Legitimität und Souveränität des italienischen Staates anzuerkennen und sicherzustellen, dass katholische Würdenträger sich aus der Politik heraushielten, würde Mussolinis Regierung den Vatikan seinerseits als souveränen Staat innerhalb der eigenen Grenzen anerkennen. Der 1929 abgeschlossene Lateranvertrag war für beide Seiten von Vorteil: Dem Heiligen Stuhl verlieh er endlich wieder einen normalen politischen Status, der es ihm erlaubte, mit anderen Regierungen zu verhandeln. Gleichzeitig bekam das faschistische Regime für einen letztendlich nur symbolischen Preis einen erheblichen moralischen Bonus und zusätzlich dazu die absolute innenpolitische Kontrolle.

Der Vertrag bewies auch, dass beide Seiten es geschafft hatten, einander nicht nur zu tolerieren, sondern auch zu benutzen. Oberflächlich betrachtet schien die faschistische Propaganda mit ihrer Betonung von Gewalt, Krieg und der Wiederbelebung von heidnischen Ritualen den Forderungen der Kirche und der christlichen Botschaft nach Nächstenliebe, Vergebung der Sünden und ausschliesslichem Glauben diametral entgegengesetzt zu sein, aber hinter den Kulissen waren die beiden einander so ähnlich wie eineiige Zwillinge. Sie kannten und misstrauten einander, aber ihre gemeinsamen Bedürfnisse und gemeinsamen Feinde waren wichtiger als alle Meinungsverschiedenheiten. Vereint in ihrem Hass auf den Kommunismus, waren beide autoritär und hierarchisch, beide verachteten die Demokratie und liberale Ideen, beide glaubten an das Martyrium im Dienste der Sache und an den Primat des Glaubens über die Vernunft, beide befanden, dass Männer mehr wert waren als Frauen und die eigenen Gläubigen mehr als Menschen anderer Religionen oder Abstammung.

Bei einer Ansprache in Rom hatte Mussolini 1927 seine Vision von der Welt und von Italiens Platz darin mit Worten beschrieben, die auch vom Papst hätten stammen können: «Die Situation ist jetzt die: In einem dekadenten Europa, durch Laster geschwächt, pervertiert durch exotische Gewohnheiten, in einem Delirium, das versucht, die Träume des sozialdemokratischen Humanitarismus zu verwirklichen, ist das einzig vitale Prinzip das faschistische Italien. Europa hat keinen Glauben mehr: Es gibt religiösen Werten keine wirkliche Bedeutung mehr und betet nur noch das Geld an, den individuellen und kollektiven Überlebensinstinkt, es jagt dem Vergnügen

nach und will ein friedliches Leben. Das faschistische Italien – katholisch, diszipliniert, kriegerisch – wird Europa dominieren können, wenn es seine körperliche und moralische Gesundheit verteidigen kann.»¹¹

Während die heilige Union zwischen Italien und der Kirche zumindest von Mussolinis Seite nichts als ein politisches Manöver war, hatte der Vatikan augenscheinlich keinerlei Probleme, wenn es darum ging, eine faschistische Diktatur moralisch aufzuwerten. Nach dem Lateranvertrag handelte der Papst in seiner neuen Eigenschaft als Staatsoberhaupt sogar noch weitere internationale Verträge aus, hauptsächlich um die politische Legitimität des neuen Zwergstaates und den gesellschaftlichen Einfluss katholischer Organisation zu stärken. 1933 feierte der neugewählte Papst Pius XII. zwei neue Konkordate: mit dem faschistischen Österreich und mit dem nationalsozialistischen Deutschland.

Falsche Messiase

Mit der katholischen Kirche als offiziellem Verbündeten konnte Mussolini die Kraft der katholischen Symbole und Rituale noch effizienter nutzen. In Padua besuchte ein 18 Jahre altes Mädchen eine Ausstellung über die faschistische Revolution. Das Gebäude, in dem die Ausstellung gezeigt wurde, war mit gigantischen, 15 Meter hohen Liktorenbündeln geschmückt worden, die die elegante, aus dem 18. Jahrhundert stammende Fassade völlig überschatteten. Besonders beeindruckt war die junge Besucherin vom Schrein der Märtyrer:

Es ist sehr bewegend und ergreifend [...] Es gibt enorm viele Reliquien von faschistischen Märtyrern, das Taschentuch des Duce, das vom Blut aus seiner Wunde getränkt ist. Nachdem die Seele so auf religiöse Gefühle vorbereitet wurde, betritt man den Schrein der Märtyrer: ein dunkler, runder Raum mit beleuchteten Rechtecken aus Glas, die das Wort «presente» (anwesend) auf die oberen drei Viertel der Wand buchstabieren. Darunter, in einem roten Halblicht, sind viele Fahnen. Man geht still über eine Plattform, aus der ein grosses Kreuz emporragt, während man wie von weit weg Chöre patriotische Lieder singen hört. Man kommt etwas benommen heraus, auch, weil es keine Fenster gibt und die Hitze einem zu Kopf steigt.¹²

Das Blut aus der heiligen Wunde des Erlösers, die Reliquien, die Beleuchtung, die Stille, die Chöre – die Planer der Ausstellung mussten sich nicht besonders anstrengen, um die Anfänge einer Bewegung religiös aufzuladen, die kaum älter war als ihre 18-jährige Bewunderin.

Mussolini war bei Weitem nicht der Einzige, der religiösen Symbolismus und fromme Gefühle für eigene Zwecke nutzte. Faschismus, Sozialismus und Kommunismus können nicht nur als politische Religionen beschrieben werden, sie erfüllten auch eine religiöse Sehnsucht nach Ordnung, Sinn und Ziel, die in der von Zerrissenheit und Nihilismus geprägten Atmosphäre der 1920er und 1930er Jahre besonders ausgeprägt war.

Aus durchaus verständlichen Gründen baute Mussolini sein Image nicht nur auf der Antike und dem Futurismus auf, sondern speiste es auch aus der katholischen Ikonographie, genau wie Stalin nicht nur die absolute Macht, sondern auch die kulturelle und spirituelle Stellung usurpierte, die zuvor den Zaren in der russischen Kultur vorbehalten gewesen war. Der Kult des «Kleinen Vaters Stalin» trat buchstäblich an die Stelle, die die orthodoxen Heiligen in den Häusern der Russen innegehabt hatten, er besetzte die Gebetsecke, den Winkel im Haus, in dem ursprünglich eine Ikone eines orthodoxen Heiligen, der heiligen Mutter Gottes oder des siegreichen Christus und eine ewige Kerze gestanden hatten. Jetzt prangte dort das bekannte, von einem grossen Schnurrbart und durchdringenden Augen bestimmte Gesicht Stalins und lächelte, alles sehend, auf die Bewohner herab.

In Deutschland hatte das propagandistische Genie von Joseph Goebbels bereits begonnen, Millionen von Gemütern zu bewegen. Wenn die Weimarer Republik daran scheiterte, dass sie von der Bevölkerung immer nur toleriert, aber nicht geliebt wurde, so lag das auch daran, dass sie den Krieg der Bilder verlor und sich letztlich an dem erkonservativen und direkt aus dem Kaiserreich kommenden Fürsten Hindenburg als Präsidenten festhielt – einerseits eine Garantie für eine Art Kontinuität, andererseits aber ein klares Signal, dass die Demokratie dem Feldmarschall und Weltkriegskommandeur nichts entgegenzusetzen hatte. Vielleicht fehlte es der Regierung einfach an charismatischen Persönlichkeiten und begabten Kommunikatoren, die den schwierigen Übergang von Niederlage, Demütigung und Armut in eine demokratische Zukunft auf eine für die Bevölkerung nicht nur verständliche, sondern auch ergreifende Weise hätte erzählen können. Den sozialdemokratischen «Novemberverschlechtern», die der Dolchstosslegende zufolge der unbesiegt

Armee im Felde durch die Kapitulation in den Rücken gefallen waren, gelang es jedenfalls nicht, dieser Propagandalüge Paroli zu bieten.

Berlin war ein faszinierender Ort, an dem künstlerische Experimente und alternative Identitäten florierten. Das lag auch daran, dass es als Stadt oder als Hauptstadt der Republik noch keine neue und klare Identität gefunden und formuliert hatte. Während das für Künstler und Nachtschwärmer Freiheit und Inspiration bedeutete, schuf es zugleich ein Vakuum, in das die totalitären politischen Religionen hineinstossen konnten, indem sie der Bevölkerung scheinbare Alternativen zum zukunftslosen Zynismus der Grossstadt anboten. Besonders Goebbels und Hitler stürzten sich auf diese historische Chance und nährten eine messianische Hoffnung, die auf Hitler als Retter und als Mann der Vorsehung fokussiert war.

Anders als Mussolini und Stalin – und das austrofaschistische Regime in Wien, das sich von vornherein als katholisch verstand und eng an die Kirche anlehnte – waren die Nationalsozialisten jedoch aus ideologischen Gründen nicht an einer stark christlich aufgeladenen Symbolik interessiert. Sie segelten im Fahrwasser eines vulgarisierten Nietzsche-Verständnisses, das ein modernes Heidentum der Herrenmenschen predigte und seinen Ariernmythos aus einem toxischen Gebräu selbsternannter rassistischer und mystischer Propheten des 19. Jahrhunderts bezog.

Stärker als andere totalitäre Bewegungen unternahmen die Nazis den ehrgeizigen Versuch, die Symbolwelt ihrer Gesellschaft durch eine neu konstruierte zu überlagern. Dabei schöpften natürlich auch sie aus alten Quellen, aber je älter diese Quellen wurden, desto trüber war das daraus gewonnene Wasser. Die Sicht der Romantiker auf die deutsche Geschichte mit ihren tiefen Wäldern und ihren edlen Bauern, die auf dampfender Scholle goldene Ähren säten, fand grosse Resonanz, gerade weil sie ein Gegenentwurf zum Leben in der Grossstadt war. Hinzu kamen der Nibelungenmythos und eine wiederbelebte «deutsche Kunst», deren bieder-erotische Muskelspiele Hitler entzückten. Christliche Symbolik fand sich in der eindrucksvoll durchkomponierten Propaganda kaum – Staatskünstler wie Leni Riefenstahl waren, wie auch Hitler selbst, ästhetisch eher an einer Anknüpfung an die Antike oder an germanische Heldensagen interessiert. Nur Hitler als Heilsfigur und die nationalsozialistische Neuinterpretation der traditionellen *rites de passage* wie Taufe und Hochzeit setzten auf bestehende christliche Ikonographie. Die gewagte Idee ging auf, und Hitlers messianisches Narrativ war erfolgreich, wo die zögerlichen Deutungen der Republik versagt hatten.



Künstler unter sich: Hitler und Mussolini besuchen gemeinsam eine Ausstellung, 1938

Die Erzählungen der totalitären Religionen eröffneten sowohl den kleinen Leuten als auch orientierungslosen Intellektuellen eine Möglichkeit, sich an einen transzendenten, übergeordneten Sinn zu klammern. Sie erlaubten ihnen, an etwas zu glauben, was grösser und erhabener war als sie, eine historische Gesetzmässigkeit, eine tiefe Wahrheit, eine Idee des Heiligen und der unveränderlichen Gesetze der Natur, der Vorsehung, mit denen das rassistische Vokabular des Faschismus stets die eigene Überlegenheit meinte, denn der Rassismus war schon immer darauf programmiert, dass die eigene Gruppe die edelste und wertvollste ist, während die anderen minderwertig oder degeneriert sind und unterdrückt werden müssen.

Aber die totalitären Religionen taten auch noch etwas anderes, wie vor allem in Mussolinis Fall deutlich wird: Sie schufen wieder Hoffnung, eine positive Zukunft. Diese Zukunft war durchgängig messianisch und von riesigen Erwartungen aufgebläht, aber in Zeiten der Krise, in denen so viele Menschen so wenig zu verlieren und so viel zu gewinnen hatten, bot sie einen Ort, wohin sich die Menschen flüchten konnten, während ihre Gegenwart schwierig und gefährlich war.

Der Duce wusste nur zu gut, dass er diese messianische Hoffnung wecken und nähren musste. Während die Sowjets Magnitogorsk gebaut hatten und

weitere gigantische Pläne hegten, wollte das faschistische Italien nicht dahinter zurückstehen. Mussolinis Antwort auf die russische Stahlstadt war Carbonia in Sardinien, eine Stadt, die um ein Kohlebergwerk herum geplant und 1937 eingeweiht wurde.

Carbonia war nicht die einzige Stadt die der Duce, der sich gerne als ein neuer Alexander der Grosse sah, gründete. Sein grösstes Projekt war die Trockenlegung der Sümpfe in der Pontinischen Ebene, einer etwa 800 Quadratkilometer umfassenden Gegend südöstlich von Rom, in der 1'600 Menschen ein armseliges Dasein fristeten. In die «Schlacht der Sümpfe» schickte die Regierung eine Heerschar von Arbeitern, die zuerst ein Kanalnetz anlegen und dann das Land für eine landwirtschaftliche Nutzung vorbereiten sollten. Mehr als 120'000 Männer arbeiteten an dem Projekt. Es ist nicht bekannt, wie viele von ihnen an Malaria starben. Das Resultat der Kampagne aber war ein grosser propagandistischer Erfolg. «Einst ein Fiebersumpf, jetzt eine wohlhabende Kolonie», schwärmte die Wochenschau von Pathé News 1934 aus Anlass des ersten Geburtstags der neuen Stadt Littoria, die im traditionellen Stil um einen zentralen Platz mit Glockenturm herum konzipiert war und deren ansehnliche Landhäuser mit loyalen faschistischen Familien aus dem Norden besiedelt wurden. In dem kurzen Filmbeitrag jubelt eine fast ausschliesslich männliche Menge dem Duce auf dem Balkon des Rathauses zu.

Nicht einmal die Römer hatten es geschafft, die Pontinischen Sümpfe trockenzulegen, was Mussolini erlaubte, sich nicht nur als legitimer Erbe, sondern auch als Vollender der Antike darzustellen. Er war besessen von der Idee, die Grösse und Erhabenheit des Römischen Reiches wiederherzustellen, und seine Pläne für die ewige Stadt waren erstaunlich. «In fünf Jahren muss Rom wieder von der ganzen Welt bewundert werden, riesig, geordnet und mächtig, wie es in den Tagen des Augustus war», donnerte er in einer seiner vielen Reden.

Nur wenige der gigantischen Bauvorhaben, die der Duce plante, wurden vollendet, aber unter diesen findet sich eine weitere Reverenz an das klassische Altertum, das Foro Mussolini (heute Foro Italico) mit seinem spektakulären Stadio dei Marmi, in dem 64 Marmorstatuen von Athleten die Anstrengungen ihrer fernen Nachfahren mit steinernen Augen überblicken. Der Antike seinen Respekt zu erweisen konnte freilich nur ein Teil eines Projekts sein, das Millionen begeistern sollte. Zusätzlich musste auch die Zukunft erobert und für die nationale Sache eingespannt werden.



Fliegerheld: Italo Balbo überflog mit einem Geschwader den Atlantik

Öffentliche Bauprogramme und neue Städte lieferten wirkungsvolle Bilder für die Presse. Um darüber hinaus auch die Ästhetik und Technologie der Moderne zu vereinnahmen, musste Mussolini sich nur an einen seiner begeisterten Unterstützer wenden, den Dichter Filippo Tommaso Marinetti, dessen futuristische Bewegung in einer Orgie aus röhrenden Motoren, qualmenden Fabriken, hohen Geschwindigkeiten und Männlichkeit schwelgte. Einer der grössten propagandistischen Triumphe des Regimes war die Eroberung des Himmels. Die Futuristen waren schon immer verliebt ins Fliegen gewesen, und sogar der kleingewachsene Proto-Faschist und Dichter Gabriele D'Annunzio hatte während des Ersten Weltkriegs seinen Mut als Fliegerass bewiesen. Jetzt verschaffte ein neuer italienischer Held der Lüfte dem Duce die internationale Anerkennung, die er suchte: Italo Balbo, der von 1929 bis 1933 Luftfahrtminister war.

1931 gelang es Balbo, ein Geschwader von neun Seeflugzeugen von Italien aus über den Atlantik zu fliegen und so nicht nur das Heldentum des Neuen Italien, sondern auch die Macht kollektiven Handelns zu demonstrieren. 1933 unternahm er eine noch spektakulärere Expedition, als er 24 Savoia-Marchetti-Flugzeuge über den Nordatlantik führte und vor einer gigantischen Menschenmenge und in Begleitung von 43 amerikanischen Jagdfliegern in Chicago landete, während die Maschinen des Gastgebers das Wort ITALIA in den Himmel schrieben. Unter den Dutzenden von Ehrungen, mit denen der italienische Pilot überhäuft wurde, war auch die Ehrenmitgliedschaft im Stamm der Sioux, und während der triumphalen Parade auf der Michigan Avenue wurden die Helden von einer Million Amerikaner begrüsst, von denen viele den Arm zum faschistischen Gruss hoben.

Filippo Tommaso Marinetti war vor Ort, um für den italienischen Rundfunk über das Ereignis zu berichten, und er zeigte sich überwältigt von dieser mystischen Vermählung von Technologie und faschistischer Männlichkeit:

Hört auf die Musik des Himmels, mit seinen stolzen Rohren, den ratternden Bohrern dieser Bergmänner der Wolken, dem enthusiastischen Röhren des Gases, dem Hämmern, das sich an Geschwindigkeit berauscht, und dem Applaus der gleissenden Propeller. Die wunderbare Musik von Balbo und seinen transatlantischen Fliegern summt, explodiert und lacht zwischen den blauen Blitzen des ganzen Horizonts. Der Kreuzer Diaz feuert Salven. Die Menge schreit vor Freude. Das Geräusch spiegelt Italiens kreatives Genie [...] Die Menge ruft im Delirium: «Da ist er, da ist er, da ist er! Duce! Duce! Duce! Italien! Italien!», das Brummen, Brummen, Brummen der Motoren, die nur wenige Meter von meinem Kopf entfernt vorbeiziehen.¹³

Holodomor

Wir werden die Kulaken als Klasse liquidieren. *Sowjetische Parole*

«Ich wuchs in einem typisch ukrainischen Dorf auf, in der Gegend von Tscherkassy, etwa 150 Kilometer südlich von Kiew», erinnerte sich Miron Dolot.¹ «Mein Dorf stand am Nordufer des Tjasmin, einem der vielen Nebenflüsse des Dnjepr, und es war schön, im Süden erhoben sich grüne Hügel hinter dem Fluss, und im Norden erstreckte sich die reiche, teerschwarte Erde der Ebene. Diese Ebene war in Streifen von Feldern eingeteilt. Jeden Frühling und jeden Sommer verschwanden diese Streifen kilometerweit unter Weizen. Wogendes, üppiges Korn, grün im Frühjahr und golden im Sommer, wiegte sich sanft in der Sommerbrise. Nach der Ernte entblössten die Felder wieder die Erde, als würden sie um ihre verlorene Schönheit trauern. Gegen Ende des Jahres liess der neue Kreislauf der Farbe – das Weiss des Winters – den Horizont der Ebene mit dem grauen, frostbleichen Himmel verschmelzen.»²

Ein Grossteil der Geschichte – und auch dieser Geschichte – handelt von den grossen Städten und ihren Bewohnern, pulsiert in den Zentren, wo die grossen Veränderungen stattfinden, an den Brennpunkten von Migration und Kultur und politischer Macht, schnelllebig und kosmopolitisch, in den Zentren der Geschäftswelt und der Mode, des Intellekts und der Revolution. Die Bewohner der ländlichen Regionen lebten oft abseits dieser grossen Entwicklungen. Ihre Sitten, ihre Denkgewohnheiten, ihre Armut, ihre Unterhaltung und ihre Arbeit folgten einem anderen, wesentlich langsameren Tempo.

Natürlich war ein enormer Strom von Landbewohnern in die Städte gezogen und lebte noch immer dort, um dem Hunger und den harten Lebensbedingungen auf dem Lande zu entkommen, immer in der Hoffnung auf eine besse-

re Zukunft für ihre Kinder. Diese Massenmigration, die Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen, synthetischen Düngern, Radiogeräten und Kommunismus, die Schulpflicht und die abnehmende Macht der Kirche hatten aber auch auf dem Lande das Leben der Menschen verändert, nicht nur in Westeuropa, sondern auch in der UdSSR. Trotzdem schien es in manchen Gegenden, als seien die Revolutionen und gewaltsamen Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit spurlos an ihnen vorübergegangen.

Mirons Dorf gehörte zu diesen Orten. 4'000 Menschen lebten dort in Holzhäusern, die sich um die Kirche, die Schule, das einzige Geschäft, das Regierungsgebäude, die Post und das Haus des Arztes drängten. Miron erinnerte sich deutlich daran, auch wenn er vielleicht im Rückblick ein wenig zur Idealisierung neigte: «Die meisten Häuser hatten nur ein Zimmer, das für alle Zwecke genutzt wurde, unter anderem zum Kochen und zum Schlafen. Hölzerne Fussböden waren eine Seltenheit, wie die Wände waren auch die Böden aus Lehm. Aber gleichgültig wie einfach sie gebaut waren und wie primitiv die Lebensbedingungen waren, die Häuser waren sauber und aufgeräumt. Jedes Heim hatte ein Blumenbeet und einige Obstbäume, dazu Hühner, Gänse und Enten, die auf dem Hinterhof gehalten wurden. In der Scheune standen ein Pferd, ein oder zwei Kühe, einige Schweine. Normalerweise lag ein Hund faul vor der Eingangstür oder am Tor.»³

Nach einem harten Tag auf den Feldern vergnügten sich die jungen Leute des Dorfes an den Abenden so, wie es auch ihre Vorfahren getan hatten. Sie versammelten sich «in der Nachbarschaft und an Kreuzungen und tanzten, sangen und spielten bis in die Nacht».

Die Kleinbauern der Ukraine hatten gute Gründe, optimistisch in die Zukunft zu blicken, auch wenn ihr Leben noch nie einfach gewesen war. Für einen Grossteil der Geschichte war ihr Land zwischen Polen, dem Osmanischen Reich und dem Russischen Reich eingekeilt gewesen, es war immer wieder erobert, aufgeteilt und von Fremden regiert worden. Jahrhunderte über kannte man es nur als das Kleine Russland, und seine Hauptstadt Kiew war ein wichtiges geistliches und historisches Zentrum der russischen Kultur. Wegen seiner reichen, fruchtbaren Erde galt das Land traditionell als der Brotkorb des Zarenreiches, an das es 1795 angeschlossen worden war.

Während des 19. Jahrhunderts war der Grossteil der Ukraine Teil des Russischen Reiches, während der Westen, Ruthenien, von den Habsburger Kaisern regiert wurde. Die harten zaristischen Massnahmen der Russifizierung

hatten es quasi verboten, die nationale Sprache zu sprechen, sie hatten alle Regungen einer eigenen Kultur unterdrückt und dazu geführt, dass viele nationalistische ukrainische Intellektuelle aus dem Land fliehen mussten. Mit einer eigenen Kirche, einer eigenen Sprache und Geschichte war die Ukraine den russischen Gebieten im Osten in vielem sehr ähnlich, bewahrte sich aber stets eine stolze und eigene Identität. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Russischen Revolution war das Land zwischen rivalisierenden kommunistischen, zarentreuen und ukrainisch-nationalistischen Armeen hart umkämpft gewesen, und zwischen Februar 1918 und Juni 1920 hatte Kiew nicht weniger als sieben Mal den Besitzer gewechselt. Schliesslich, im März 1921, wurde aus der Ukraine eine Sozialistische Sowjetrepublik.

Die neuen Herren in Moskau waren sich anfänglich nicht sicher, wie sie mit der als schwierig bekannten neuen Republik umgehen sollten. Die Ukrainer galten als stur, fest entschlossen, ihre eigene Kultur zu wahren, und unwillig, sich der sowjetischen Herrschaft unterzuordnen. Die bolschewistische Führung hatte deswegen zunächst sehr vorsichtig agiert, sie nahm die unpopuläre Politik der Russifizierung teilweise zurück und erlaubte sogar etwas wie eine nationale kulturelle Bewegung. Die ukrainisch-orthodoxe Kirche hatte sich 1923 vom Patriarchen in Moskau losgesagt, und sogar Stalin verteidigte in einer leidenschaftlichen Rede das Recht der Ukraine und anderer nichtrussischer Gebiete in der Föderation auf kulturelle Eigenständigkeit. Zum ersten Mal seit Jahrhunderten begann aus der Zerstörung von Krieg und Revolution so etwas wie eine ukrainische Nation zu erwachsen.

Die Landbevölkerung der Ukraine begrüßte diese Entwicklung, und obwohl die Politik aus Moskau ganz auf Industrialisierung angelegt war und Städte wie Charkow und Dnjepropetrowsk als Industriestandorte forcieren wollte, was zur Folge hatte, dass die Zahl der Dorfbewohner und der Bauern innerhalb eines Jahrzehnts von 81 Prozent auf 66 Prozent fiel, blickte man der Zukunft auf dem Land mit Zuversicht entgegen.

Das grosse Schlachten

Die Probleme begannen mit dem ersten Fünfjahresplan, den Stalin 1928 verkündete. Um die Industrialisierung voranzubringen, forderte der Plan eine umfassende Kollektivierung der Produktionsmittel, also auch der Äcker und

Felder, der Werkzeuge und Maschinen sowie der Nutztiere der ukrainischen Bauern. Theoretisch war der Plan so schön, wie er notwendig war. Den Muschiks, den rückständigen Bauern, die von alters her vom Landesherrn, der Kirche und den gierigen, ausbeuterischen Grossbauern, den Kulaken, unterdrückt worden waren, sollte auf diese Weise ebenfalls geholfen werden.

Die sowjetische Sicht der Muschiks war mehr als nur Propaganda, und Miron Dolots dörfliche Idylle bedarf einer historischen Revision. Zwar verfügte die Ukraine über die fruchtbarste Erde von aller Regionen des Sowjetimperiums, doch die dort gebräuchlichen landwirtschaftlichen Methoden waren seit Jahrzehnten überholt, die Ernten fielen kleiner aus als in den technisch weiter fortgeschrittenen westeuropäischen Ländern, die meisten Menschen waren arm, die Zahl der Analphabeten auf dem Lande war hoch, besonders unter Frauen. Die meisten Bauernfamilien lebten gemeinsam in einem einzigen dunklen und oft schmutzigen Raum, der nur von kleinen Fenstern und der ewigen Kerze in der Gebetsecke beleuchtet wurde. Alkoholismus war weit verbreitet, häusliche Gewalt und brutale Schlägereien auf dem Dorfplatz waren an der Tagesordnung, Frauen und Kinder waren dem Familienoberhaupt ausgeliefert.

Dieses primitive Leben, die Ineffizienz und die Ungerechtigkeiten dieser bäuerlichen Strukturen sollten jetzt durch eine wissenschaftliche, sozialistische Agrarproduktion beendet werden. Dazu sollten die einzelnen kleinen Gehöfte zu riesigen Kollektiven zusammengefasst werden, um so die unterwürfige, ignorante Landbevölkerung zu einem klassenbewussten bäuerlichen Proletariat umzuerziehen, das Getreide für die enorme Ausweitung der Industrie produzieren sollte, die von der sowjetischen Führung im Fünfjahresplan festgelegt worden war.

Die ersten Versuche, diese Politik umzusetzen, stiessen auf Widerstand, der in Moskau Verbitterung auslöste. Der Kommunismus konnte sich auf dem Land nicht etablieren, und Stalin und sein enger Vertrauter Lasar Kaganowitsch waren der Überzeugung, dass die einzig mögliche Antwort darauf war, die Kulaken als Klasse zu liquidieren.

Als die Kollektivierungsmassnahmen immer wieder umgangen und boykottiert wurden, schickte die Parteiführung Geheimpolizisten und Armeeeinheiten aus anderen Regionen der Sowjetunion, um den Plan mit Gewalt durchzusetzen. Miron Dolot erinnerte sich an eine Sitzung, die von der Partei anberaumt worden war, kurz nachdem eine Propagandaeinheit in das Dorf marschiert war und die Kirche zerstört hatte: «In der Mitte des Platzes stand



Sündenböcke: Russische «Kulaken» werden zur Umsiedlung gezwungen

eine hohe Plattform [...] Um die Plattform herum waren bewaffnete Wachen postiert. Von der Ruine der Kirche aus bedrohte uns ein Maschinengewehr. Schwer bewaffnete Soldaten gingen auf dem Platz herum. Und in der Mitte des Platzes standen die Bauern, zusammengedrängt, still, aber unruhig, denn es war sehr kalt.»⁴

Jeder Bauer, von dem man annahm, dass er ein Kulake war – ein nur vague definierter Begriff, der oft nichts weiter bedeutete, als dass jemand mehr als eine Kuh besass oder Knechte beschäftigte oder ein besser gedecktes Dach hatte als die anderen –, wurde sogleich festgenommen und später deportiert. Etwa 100'000 Familien wurden nach Sibirien und in andere entfernte Regionen gebracht, einige von ihnen gehörten zu den Elendszügen, die in Magnitogorsk ankamen. Viele weitere wurden festgenommen und einfach hingerichtet. Denunziationen von neidischen Nachbarn waren an der Tagesordnung. Die Kommission zur Getreidebeschaffung begann ihre gefürchteten Runden zu machen, setzte Bauern unter Druck, den Kollektiven beizutreten, und beschlagnahmte ihr Getreide.

Der Vorsitzende der Kommission in Mirons Dorf war ein ortsbekannter Saufbold und Störenfried, der 1919 der Partei beigetreten und nun plötz-

lich zum Herrn über Leben und Tod avanciert war. Eines Abends war er «in offizieller Mission» sturzbetrunken zum Haus von Miron's Familie gekommen. Er versuchte, sich an der Mutter des Jungen zu vergreifen, doch sie ohrfeigte ihn. Er schoss auf sie, traf aber nur die Haus-Ikone. Als er erneut zielte, versuchte einer der Brüder ihm die Waffe aus der Hand zu reißen. Der Junge wurde wegen «tätlichen Angriffs auf ein Parteiorgan» festgenommen und von einem Parteigericht zu jahrelanger Zwangsarbeit verurteilt. Zwei Jahre später erfuhr die Familie, dass er bei der Arbeit an einem Kanalprojekt vor Erschöpfung gestorben war.

Während des Winters nahmen die Zwangsmassnahmen gegen «Kulaken», «Konterrevolutionäre» und «Saboteure» stark zu. Mehrere von Miron's Onkeln wurden festgenommen. Einer starb an Tritten gegen seinen Kopf, ein anderer wurde aus seinem Haus geholt und nach Sibirien geschickt, ohne auch nur einen Mantel mitnehmen zu dürfen. Dorfälteste, wohlhabende Bauern und jeder, der sich irgendwann einmal mit dem Chef der Kommission angelegt hatte, wurden auf dem Dorfplatz zusammengetrieben, wo im Schnee ein Tisch mit einem feuerroten Tischtuch aufgestellt war. Auf dem Tisch stand ein Telefon, und hinter dem Tisch richtete der Parteikommissar. Als die Verwandten der Angeklagten versuchten, den Platz zu stürmen, feuerte ein Maschinengewehr in die Menge und tötete drei von ihnen. Dann wurden die Verurteilten – alle, die angeklagt worden waren – auf Schlitten verladen und zum Bahnhof gebracht.

«Als sich ein Schlitten den anderen anschliessen wollte, sprang ein junger Mann herunter und rannte zu einem anderen Schlitten, auf dem seine hilflose und weinende Frau und die Kinder sassen», erinnerte sich Miron Dolot. «Der Vater wollte offensichtlich bei seiner Familie sein, aber er erreichte sie nicht. Genosse Paschtschenko, der Vorsitzende des Dorfsowjets, der die ganze Angelegenheit überwachte, hob seinen Revolver und schoss ganz ruhig. Der junge Vater fiel tot in den Schnee, und der Schlitten mit seiner Witwe und seinen Waisen fuhr weiter.»⁵

Nach den Festnahmen, schrieb der junge Bauer, «wurde unser Leben hart und elend». Zwar besaßen nur wenige Bauern genug, um als Kulaken angesehen zu werden, doch mussten alle sich der Kollektivierung unterwerfen und auf Kolchosen arbeiten. Bauern, die ihren Hof nicht an die Kolchose abtreten wollten, wurden von der Kommission zunächst in einem Dorf vorgeladen, dann in einem anderen, jede Strecke ein Gewaltmarsch durch Eis und Schnee, um am Morgen rechtzeitig zum Verhör anzukommen. Die Vor-

ladungen gingen immer weiter, bis die erschöpften und gedemütigten Opfer sich endlich in ihr Schicksal fügten. Zu ihnen gehörte auch Miron's Mutter. Nachdem all ihr Getreide beschlagnahmt worden war, nach wochenlanger, systematischer Einschüchterung, gab sie schliesslich auf und unterschrieb den Antrag:

Weil der kollektive Bauernhof Vorteile gegenüber der individuellen Landwirtschaft hat und weil er als Einziger ein wohlhabendes und glückliches Leben garantiert, bitte ich aus freien Stücken die kollektive Verwaltung der Kolchose, mich als Mitglied aufzunehmen.

Aber nicht alle Bauern gaben dem Druck der Kommissare und der Armeesoldaten nach, die in ihren Häusern untergebracht wurden. Als ihnen befohlen wurde, ihr Werkzeug abzugeben und ihre Tiere der örtlichen Kolchose auszuhandigen, weigerten sie sich zuerst, dann versteckten oder zerstörten sie ihre Pflüge lieber, als sie sich wegnehmen zu lassen. Anschliessend schlachteten sie in einer wahren Epidemie des massenhaften Tötens mehrere Zehnmillionen Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, Hühner und Gänse. Die Höfe und Wiesen waren rot vor Blut. Den Tieren, die bei der Kolchose abgeliefert wurden, erging es freilich oft nicht besser. Die Arbeiter waren schlampig, vergassen, die Tiere zu füttern oder sie auszumisten, Futter war nicht immer vorhanden, und bald verbreiteten sich Hunger und Krankheiten. Viele Kolchosen liessen ihre Pferde einfach frei, weil die Führung sich sicher war, dass sehr bald Traktoren geliefert würden.

Die Arbeiter auf den Kolchosen lebten in einer Atmosphäre der Furcht und des Misstrauens: «Wir wurden immer verdächtigt, Verräter zu sein. Sogar Trauer und Glück waren Gründe für Misstrauen. Trauer wurde als ein Hinweis darauf gesehen, dass man mit dem Leben nicht zufrieden war, während Glück, gleichgültig wie sporadisch, spontan oder flüchtig es war, als ein gefährliches Phänomen galt, das unsere Hingabe an die kommunistische Sache zerstören konnte.⁶

Unterdessen hielt der Widerstand an. Nachts, im Schutze der Dunkelheit, wurden immer wieder Parteifunktionäre erschlagen. Ihre blutigen Leichen wurden in den Graben geworfen, manchmal hatte man ihnen Warnungen auf die Brust geheftet.

Als die Ukraine 1932 in Anarchie zu versinken drohte und der vielgepriesene Brotkorb der Nation weniger Getreide produzierte, war Stalins Reak-



Zärtlicher Diktator: Josef Stalin und seine Tochter Swetlana

ktion fürchterlich. Er erhöhte die Produktionsquoten für Getreide, obwohl gerade hier die Landwirtschaft durch die Deportation und Hinrichtung eines Teils der arbeitenden Bevölkerung, durch die Zerstörung von Maschinen und durch schlechte Organisation und Arbeitsmoral auf den Kolchosen schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war. Nicht 30, sondern 44 Prozent der Ernte mussten abgeliefert werden, eine Quote, die absichtlich weit höher als erreichbar angesetzt wurde. «Dies war das denkwürdige Frühjahr 1932, als die Hungersnot ausbrach und die ersten Sterbefälle durch Verhungern bekannt wurden», schreibt Miron. «Ich erinnere mich an die endlose Prozession der Bettler auf Strassen und Wegen, die von Haus zu Haus gingen. Sie waren in unterschiedlichen Stadien des Verhungerns, schmutzig und zerlumpt. Mit ausgestreckten Händen bettelten sie um Nahrung, jede Form von Nahrung: eine Kartoffel, eine rote Rübe oder wenigstens eine Ähre Korn.»⁷

Um die Quote zu erfüllen, wurden den Bauern immer grössere Opfer abgezwungen. Einer der Männer in Miron's Dorf erhielt den Befehl, 500 Kilo Weizen abzugeben, den er erfüllte. Sofort verlangte die Verwaltung weitere 1'000 Kilo von ihm, eine Forderung, die er nur erfüllen konnte, indem er einen Grossteil seiner Habe verkaufte. Die nächste Forderung belief sich auf 2'000 Kilo, und diesmal konnte er nichts mehr tun. Er wurde beschuldigt, ein Kulake und Verräter zu sein, festgenommen und mit seiner Familie depor-

tiert. Der Hof wurde beschlagnahmt und zum Büro des örtlichen Sowjets umfunktioniert. Von dem Bauern und seiner Familie hörte niemand mehr etwas.

Die örtlichen Parteifunktionäre waren erbarmungslos in ihrer Ausführung der Befehle aus Moskau. Mit langen Heugabeln bewaffnete Suchtrupps zogen von Bauernhof zu Bauernhof und durchkämmten alles nach verstecktem Getreide. Wenn sie mit der Speisekammer und den Lagerräumen fertig waren, nahmen sie sich Betten und Wiegen vor, zerrissen alle Matratzen, brachen alle Schränke auf und hackten mit Äxten in hölzerne Wände und Fußböden. Schon bald sahen sich die Bauern dazu gezwungen, auf den Feldern und in den Wäldern nach Nahrung zu suchen. «Horden von hungrigen Elendsgestalten waren über die Kartoffelfelder verstreut. Sie suchten nach Kartoffeln, die bei der letzten Ernte übriggeblieben waren.»⁸

Als nichts mehr übrig war, begannen diejenigen, die noch genug Kraft hatten, den langen Weg in die Stadt, um dort vielleicht Nahrung und Arbeit zu finden, fanden nach ihrer elenden Wanderung aber nichts als eine Armee von Hungernden. Anfänglich hatten sie noch etwas zu verkaufen: Kleider und Haushaltsartikel, Erbstücke und besticktes Leinen, aber bald waren ihre Habseligkeiten aufgebraucht. Es war gegen das Gesetz, jemandem vom Land Arbeit zu geben, und so geisterten die abgemagerten Gestalten der Verzweifelten durch die Strassen, durchwühlten den Müll und bettelten Menschen an, die selbst nichts hatten. Die Stadtbewohner gewöhnten sich an diese Gestalten und schenkten ihnen kaum noch Aufmerksamkeit.

Unterdessen glich die Situation auf den Dörfern einer Vision der Hölle, erinnert sich Miron: «Man konnte seltsame Begräbniszüge sehen: Kinder, die Handwagen zogen, auf denen die Leichen ihrer Eltern lagen, oder Eltern, die die Leichen ihrer Kinder zogen. Es gab keine Särge, keine Begräbniszereemonien mit Priestern.»⁹

Die offizielle Quote verlangte von den ukrainischen Bauern, 44 Prozent einer hypothetischen, «normalen» Ernte abzuliefern, aber neben all den anderen Problemen war das Wetter 1932 so schlecht, dass die tatsächliche Ernte katastrophal zu werden drohte. Um der Kampagne Nachdruck zu verleihen, schickte die Partei 100'000 junge Bolschewiken in die ländlichen Gebiete der Ukraine, um die Ernte zu überwachen, auch wenn die meisten von ihnen Studenten und Stadtbewohner waren, die noch nie in ihrem Leben einen Pflug gesehen hatten. Sie hatten keine Ahnung, wann sie mit der Ernte beginnen und wie sie die Arbeiter einteilen sollten, und ihre Unwissenheit wur-

de von den zwangsrekrutierten Bauern ausgenutzt. Ineffiziente Arbeit, Sabotage, Verdächtigungen und grausame Bestrafungen verschlimmerten die Situation. Das geerntete Getreide wurde in Depots aufbewahrt, die Tag und Nacht bewacht wurden. Jeder, der sich ihnen ohne Erlaubnis näherte, wurde erschossen.

Hinrichtung durch Hunger

Die Kampagne, mit der mittels Hunger der Wille der ukrainischen Landbevölkerung gebrochen werden sollte, war bis ins Detail geplant. Dorfbewohner mussten Pässe beantragen, um ihre Dörfer verlassen zu dürfen, Dokumente, die niemals ausgestellt wurden. Die Strassen der ländlichen Gebiete wurden durch Strassensperren der Armee abgeriegelt, die Grenzen waren praktisch geschlossen. Getreide verliess weiterhin die Republik auf Güterzügen, und die ländlichen Gebiete wurden – in den Worten von Robert Conquest – zu «einem gigantischen Belsen».

Im Angesicht des Hungertods taten die Dorfbewohner alles in ihrer Macht Stehende, um sich selbst und ihre Familien zu retten. «Einige von ihnen begannen damit, Hunde und Katzen zu essen. Andere machten Jagd auf Vögel: Krähen, Elstern, Schwalben, Spatzen, Störche und sogar Nachtigallen. Man konnte verhungerte Dörfler sehen, wie sie das Flussufer des nach Vogelnestern absuchten [...] Sie assen Unkraut, die Blätter und Rinde von Bäumen, Insekten, Frösche und Schnecken.»¹⁰

Als diese jämmerlichen Überlebensstrategien in Moskau bekannt wurden, folgte die Reaktion auf dem Fusse. Eine neue Verordnung verlangte die Ablieferung der Felle aller Katzen und Hunde. Weil die Jagdwaffen der Dorfbewohner längst beschlagnahmt waren, begannen die jungen kommunistischen Aktivisten damit, alle noch übrig gebliebenen Hunde und Katzen zu erschiessen, so dass die Dorfbewohner nur noch magere Ratten zu jagen hatten. Als die fanatischen Parteiaktivisten mit den Hunden und Katzen fertig waren, machten sie sich daran, Nachtigallen und andere Vögel zu töten.

Aus dem Herbst wurde allmählich ein kornloser Winter, und die verzweifelten Dorfbewohner begannen damit, auf der Suche nach Handelsware Menschen wegen ihrer Goldzähne zu überfallen und zu ermorden und auf der Suche nach Zahngold Gräber auszurauben, um in den Geschäften der Städte etwas kaufen zu können, denn dort fehlte es nicht an Nahrung, Fein-



Opfer der künstlichen Hungersnot

kostgeschäfte boten die verschiedensten Delikatessen an. Als die Landschaft unter einer dicken Schneedecke versank, bemerkte Miron, dass kaum Spuren im Schnee zu sehen waren, weil es kaum noch Tiere gab. Auf seiner Suche nach Nahrung kam er in ein benachbartes Dorf, in dem alle Herdfeuer erloschen waren und die Gliedmassen der Toten aus dem alles bedeckenden Weiss herausragten. Die meisten der steifgefrorenen

Körper lagen am Strassenrand, da, wo sie hingefallen waren, als ihre Kraft sie auf dem Weg in die Stadt verlassen hatte. Diejenigen, die es trotzdem zur nächsten Stadt schafften, wurden von der örtlichen Miliz aufgegriffen, aus der Stadt hinausgefahren und in der Kälte des Winters sich selbst überlassen.

Auch Miron machte sich auf den Weg in die Stadt, nach Torgsin, wo schon viele seiner Bekannten hingegangen waren, um ein goldenes Amulett zu verkaufen, das seine Mutter bis dahin versteckt gehalten hatte. «Abgemagert und wie Skelette, mit geschwollenen, aufgeblähten Körpern, standen menschliche Wesen in den Strassen herum, lehnten sich an Telefonmasten und Wände, lagen auf den Gehsteigen und in den Rinnsteinen. Sie warteten geduldig auf barmherzige Menschen, die einkaufen gegangen waren und die einen winzigen Teil ihrer Einkäufe mit ihnen teilten [...] Hier und da sah man inmitten der Menge die starren Körper der Toten, aber niemand störte sich an ihnen [...].»¹¹

Mit dem Erlös für das Amulett – 18 Rubel – stellten sich Miron und seine Mutter eine Stunde lang an, bis sie eines der Geschäfte betreten konnten: «Was für ein Anblick das war! Ich konnte meinen Augen nicht glauben; es war wie ein Traum. Hier war alles, was man brauchte, und mehr. Es gab Dinge, von denen wir noch nie gehört und die wir noch nie gesehen hatten. Es gab sogar Gemüse, das ich nur aus den Büchern kannte, die ich gelesen



Passanten gehen an Verhungerten vorbei, Ukraine, 1932

hatte. Alles war geschmackvoll angeordnet und in Vitrinen unter Glas ausgestellt. Als ich dieses wunderbare Sortiment an Lebensmitteln sah, wurde mir schwindlig.»¹²

Miron und seine Mutter schmuggelten das Essen, das sie gekauft hatten, mit sich zurück, ein kostbarer Aufschub des Verhungerns. Andere, die nichts mehr zu verkaufen hatten, wurden zu Kannibalen. Ein Mann tötete seine Frau mit einer Axt und kochte sich eine Suppe mit ihrem Fleisch, Kleinkinder wurden erstickt und gegessen, Körper der kürzlich Verstorbenen, die durch den Frost intakt geblieben waren, wurden mit Schlachtermessern zerstückelt. Die Fälle von Kannibalismus nahmen so stark zu, dass Moskau von den örtlichen Parteiorganisationen verlangte, Hunderte Plakate zu drucken und zu verteilen. Auf ihnen war zu lesen: TOTE KINDER ZU ESSEN IST BARBAREI. Während der Hungersnot wurden 2'500 ukrainische Bauern wegen Kannibalismus zu hohen Strafen verurteilt. Angesichts solcher Greuel wurden einige loyale Parteimitglieder, die anfänglich geholfen hatten, die Zwangsmassnahmen umzusetzen, in den Selbstmord getrieben.

Es gibt kein Brot

Holodomor ist ein ukrainisches Wort, das aus *holod* (Hunger) und *mor* (Tod, Plage) zusammengesetzt ist und das erfunden wurde, um die Hungersnot von 1932/33 zu beschreiben. Die wörtliche Übersetzung lautet etwa: «Massensterben durch Hunger». Stalins systematische Hungerkampagne gegen die Landbevölkerung der Ukraine erreichte ihren Höhepunkt 1933, als alle Nahrungsreserven, alle wilden Pflanzen und Tiere verschwunden und die Erntereife von Obst und Gemüse noch Monate entfernt war.

Der österreichisch-britische Schriftsteller Arthur Koestler verbrachte während dieser Zeit drei Monate in der Stadt Charkow und beschrieb diesen Aufenthalt in seinen 1949 publizierten Memoiren *Ein Gott, der keiner war* so: «Ich sah die Verheerungen, welche die Hungersnot von 1932/1933 in der Ukraine angerichtet hatte: Scharen von zerlumpten Familien bettelten auf den Bahnhöfen; Frauen hielten Kinder, die mit abgemagerten Gliedern, ihren riesigen Leichenschädeln und aufgedunsenen Bäuchen wie Schaupräparate von Embryos aussahen, zu den Fenstern der Abteile empor [...].»¹³ Für Koestler war diese Erfahrung der Anfang vom Ende seines Glaubens daran, dass die Sowjetunion jemals seine sozialistischen Träume verwirklichen würde – oder überhaupt verwirklichen wollte.

Der walisische Journalist Gareth Jones schaffte es als einer von ganz wenigen Ausländern sogar, in die ländlichen Gebiete der Hungerzone vorzudringen. Jones sympathisierte selbst mit linken Ideen. Er hatte am Trinity College in Cambridge studiert und war aussenpolitischer Berater von Premierminister David Lloyd George gewesen. Er sprach fließend Russisch und war ein hervorragender Beobachter. Über das, was er gesehen hatte, veröffentlichte er Artikel in mehreren internationalen Zeitungen. In einem Interview mit der *New York Evening Post* sagte er im April 1933:

Millionen verhungern [...] Überall ertönte der Ruf: «Es gibt kein Brot. Wir sterben.» Dieser Ruf kam aus allen Teilen Russlands, von der Wolga, aus Sibirien, Weissrussland, dem nördlichen Kaukasus, Zentralasien. Ich wanderte durch die Region der schwarzen Erde, weil es das fruchtbarste Erdreich in ganz Russland ist und weil es Korrespondenten verboten war, sich selbst ein Bild über das zu machen, was geschah. Im Zug leugnete ein Kommunist mir gegenüber, dass eine Hungersnot herrschte. Ich warf ein Stück Rinde von einem Brot, das ich gegessen

hatte, in einen Spucknapf. Ein Mitreisender fischte es sogleich heraus und ass es mit Heisshunger [...].

Jones fügte hinzu, der meistgehasste Mann in der Ukraine sei nicht Josef Stalin, sondern George Bernard Shaw, der kürzlich nach einer sorgfältig inszenierten Reise in die Region hatte verlauten lassen: «Es gibt keine Hungersnot in der Ukraine» und sich sogar beeilt hatte hinzuzufügen, er habe während der Reise eines der besten Abendessen seines Lebens genossen. Shaw war nicht der einzige westliche Intellektuelle, der in Abrede stellte, dass im Namen des Sozialismus gerade ein monumentales Verbrechen begangen wurde. Der französische Premierminister Édouard Herriot besuchte die Ukraine im August 1933. Nach seiner Rückkehr beschrieb er das Land als «einen Garten in voller Blüte».¹⁴

Die wichtigste Stimme der prosovjetschen Propaganda im Ausland aber gehörte Walter Duranty, dem Moskau-Korrespondenten der *New York Times*, der für seine Reportagen über die Situation in der Ukraine 1932 sogar mit dem Pulitzer Prize ausgezeichnet wurde. Nachdem er sich ein wenig kundig gemacht hatte, schrieb er voller Selbstvertrauen und mit dem Gewicht einer renommierten Zeitung hinter sich, dass die Berichte von Jones nichts weiter seien als ein «riesiges Ammenmärchen».¹⁵ Mit immenser Herablassung charakterisierte er seinen Kollegen als «einen Mann mit einem wachen und regen Geist, er hat sich sogar die Mühe gemacht, Russisch zu lernen, das er ziemlich fließend spricht, aber der Autor befand Mr. Jones' Urteil doch für etwas vorschnell».

Duranty gab zu, dass es Management-Fehler in den Kolchosen gegeben habe, aber er verwies auch auf eine «sehr effiziente Verschwörung» einiger sowjetischer Funktionäre, die «die sowjetische Nahrungsproduktion durcheinandergebracht» habe. Dann behauptete er: «Wo gehobelt wird, da fallen Späne, und die bolschewistische Führung steht den Opfern, die bei ihrer Kampagne der Sozialisierung entstehen, genauso gleichgültig gegenüber, wie jeder General während des Ersten Weltkriegs, der den Befehl zu einem mörderischen Angriff gibt, um seinen Vorgesetzten zu zeigen, dass er und seine Division den richtigen soldatischen Geist besitzen [...] Die Umstände sind schlecht, aber es gibt keine Hungersnot.» Seine Prophezeiung lautete: «Die gegenwärtigen Schwierigkeiten werden rasch vergessen sein.» Bedenkt man das historische Gedächtnis des 20. Jahrhunderts, so hat er damit weitgehend recht behalten.

Einigermassen exakte Schätzungen darüber, wie viele Opfer der Holodomor forderte, sind schwierig. Offizielle sowjetische Statistiken aus der Zeit sind meistens gefälscht oder wurden überhaupt erfunden, um ihre ideologische Rolle zu erfüllen, und Bevölkerungsschätzungen aus der Ukraine waren nur selten akkurat und zeitnah. Auch die Definition der Opfer bereitet Probleme. Wie schon von Gareth Jones beschrieben, gab es gleichzeitig zur Katastrophe in der Ukraine einen mehr oder weniger gravierenden Mangel an Lebensmitteln in Moldawien, der Wolga-Region, in Kasachstan, dem Ural, dem nördlichen Kaukasus und im westlichen Sibirien. Im Falle der Hungersnot in der Ukraine gab es diejenigen, die verhungerten, aber auch viele andere, die Opfer von Verbrechen oder von Hinrichtungen wurden, zusätzlich zu Hunderttausenden von Deportationen und einer Typhus-Epidemie, welche die geschwächten Opfer heimsuchte. Die erste seriöse und gleichzeitig die konservativste Schätzung stammt von dem ukrainischen Emigranten Wlodzimierz Kubijowicz, der die Zahl der Opfer mit etwa 2,5 Millionen veranschlagte. Jüngere Schätzungen wie beispielsweise die von Timothy Snyder gehen von etwa 3,5 Millionen aus, während Robert Conquest der Ansicht ist, etwa fünf Millionen Tote seien direkt auf Stalins Politik in der Ukraine zurückzuführen. In der gesamten Sowjetunion betrug die Zahl der Menschen, die 1932/33 Hungersnöten zum Opfer fielen, sieben bis acht Millionen.¹⁶

Das Ende des Sterbens

Die Länder Westeuropas und ihre staatlichen Vertreter hatten ihre eigenen Gründe, die Informationen, die sie über den Massenmord in der Ukraine bekamen, zu verschweigen. Einer der wenigen energischen Proteste im Namen der Menschlichkeit kam von dem österreichischen Kardinal Theodor Innitzer, der dazu aufrief, der Ukraine mit Nahrungsmittellieferungen zu helfen, und auf einzelne Fälle von Kannibalismus hinwies. Daraufhin wurde er von sowjetischen Funktionären mit Spott überzogen: «Bei uns gibt es weder Kannibalen noch Kardinäle», verkündeten sie. Viele linksgerichtete Intellektuelle wünschten sich den Triumph des sowjetischen Experiments und hielten alle Nachrichten, die auf die Errichtung einer grausamen Diktatur schliessen liessen, für kapitalistische Propaganda. Im rechten politischen Lager wiederum wurde Gewalt als politisches Mittel gegen streikende Arbeiter

in den eigenen Ländern und gegen rebellierende Kolonialvölker oft verteidigt, und so war man kaum in einer Position, die stalinistische Unterdrückungspolitik kritisieren zu können. So fiel jahrzehntelang ein Schleier des Schweigens über eines der grössten Verbrechen des 20. Jahrhunderts.

Anfang 1933 plagte Stalin die Befürchtung, ein Zusammenbrechen wichtiger Sowjetrepubliken könnte die gesamte UdSSR destabilisieren. Ländliche Gebiete wurden von Räuberbanden unsicher gemacht, Raubmorde, Plünderungen und Diebstähle waren an der Tagesordnung. Sogar Kinder, die beim Stehlen erwischt worden waren, wurden in den Dörfern häufig gelyncht, und Dorfgerichte sprachen grausame Strafen aus. Eine allgemeine Gesetzlosigkeit machte sich breit. Schliesslich schritt der Oberste Sowjet ein, um die Krise einzudämmen. Zwischen Januar und Juli 1933 wurden 320'000 Tonnen Getreide in die Ukraine geschickt, um die Hungersnot zu beenden. Die Verteilung wurde strikt nach «Klassenprinzipien» vorgenommen. Zuerst kamen Angehörige der Roten Armee, dann Arbeiter auf den Kolchosen, Industriearbeiter und die ärmsten der Bauern, ganz zum Schluss kamen «Kulaken, Konterrevolutionäre, Parasiten und Feinde aller Art, die versucht haben, die Nahrungsmittelprobleme für ihre eigenen, gegenrevolutionären Zwecke zu missbrauchen, indem sie Gerüchte über die Hungersnot und verschiedene ‚Greuel‘ verbreiteten und die Toten absichtlich unbegraben liessen».¹⁷

Um den Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften auszugleichen, zwangen die Behörden Menschen aus den Städten zur Arbeit auf dem Land, wie ein italienischer Diplomat berichtete: «Die Mobilisierung der Arbeitskräfte aus den Städten hat ungeheure Ausmasse angenommen [...] Allein diese Woche wurden mindestens 20'000 Menschen aufs Land geschickt [...] Vorgestern umstellten sie einen Markt, griffen sich alle arbeitsfähigen Personen, Männer, Frauen und Heranwachsende, transportierten sie mit bewaffneten Wachen zum Bahnhof und weiter zu den Feldern.»¹⁸

Miron Dolot, einer seiner Brüder und seine Mutter überlebten die grosse Hungersnot. «Anfang Mai war unser Dorf ein einsamer Ort geworden, und der Schrecken lauerte in jedem Haus und jedem Hinterhof. Wir fühlten uns von der ganzen Welt verlassen. Die Hauptstrasse, die einmal die Hauptschlagader des Verkehrs und das Zentrum des Lebens im Dorf gewesen war, war leer und von Unkraut überwachsen. Menschen und Tiere waren kaum jemals dort zu sehen. Viele Häuser waren verfallen und leer, die Fenster und

Türen standen offen. Ihre Besitzer waren tot, in den Norden deportiert oder hatten das Dorf auf der Suche nach Nahrung verlassen.»¹⁹ Eine harte Zukunft erwartete sie, aber sie lebten.

Pogrome des Intellekts

Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen. *Heinrich Heine, «Almansor»*

Da stand er, mitten in der Menschenmenge, und schaute zu. Er sah die Gesichter im Schein der Fackeln und des Scheiterhaufens. Die Szene an diesem 10. Mai war teils Autodafé, teils politisches Theater und teils Hexensabbat, als ein junger Mann nach dem anderen zu den brennenden Holzscheiten ging und dort voller Pathos deklamierte: «Gegen seelenzerfasernde Überschätzung des Trieblebens, für den Adel der menschlichen Seele! Ich übergebe der Flamme die Schriften des Sigmund Freud.» «Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges, für Erziehung des Volkes im Geist der Wahrhaftigkeit! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Erich Maria Remarque.» «Gegen Frechheit und Anmassung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist. Verschlinge, Flamme, auch die Schriften der Tucholsky und Ossietzky?»

Kurz zuvor hatte ein junger Mann in SA-Uniform, vielleicht ein Student, skandiert: «Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner.»

Eingezwängt zwischen den Schaulustigen stand genau dieser Erich Kästner, und er wusste, dass es gefährlich für ihn war, zu bleiben und die symbolische Vernichtung seines Lebenswerks mit anzusehen. Die Menge konnte sich von einem Moment zum nächsten in einen wütenden Mob verwandeln. Plötzlich rief eine Frau: «Dort steht ja Kästner!» Der Schriftsteller wusste, dass es an der Zeit war, sich davonzumachen. Er verschwand in der Dunkelheit und liess den Scheiterhaufen, auf dem die Nazis symbolisch alles in Flammen aufgehen liessen, was ihnen missfiel, hinter sich.



«Aktion wider den undeutschen Geist», 1933

«Ich [...] sah unsere Bücher in die zuckenden Flammen fliegen und hörte die schmalzigen Tiraden des kleinen abgefeimten Lügners», erinnerte er sich später. «Begräbniswetter hing über der Stadt. [...] Es war widerlich.»¹ Auch Joseph Goebbels war an diesem Abend anwesend. Der Reichspropagandaminister hielt eine flammende Rede gegen die jüdische Unkultur und für die Einheit des deutschen Schrifttums. Trotzdem war die Bücherverbrennung nicht seine Idee gewesen, und er hatte dem Vorhaben ursprünglich eher skeptisch gegenübergestanden. Erst als die Eigendynamik der Kampagne zur Verbrennung «undeutscher Bücher» sich nicht mehr aufhalten liess, hatte er die Führung übernommen. Er misstraute Initiativen, die nicht aus seinem Ministerium kamen und ihm das bedrohliche Gefühl gaben, die Kontrolle zu verlieren. Diese Initiative hatte ihn völlig überrascht, weil er nicht vermutet hatte, dass das deutsche Volk schon für solche Massnahmen bereit war. Was, wenn die Bürger im Land der Dichter und Denker mit ihrem Respekt vor Bildung und ihrer immer wieder beteuerten Liebe zur Literatur sich einfach weigern würden mitzumachen? Was, wenn niemand zu den Bücherverbrennungen kommen würde?

Seine Sorge war unbegründet. Die Initiatoren der «Aktion wider den undeutschen Geist» waren nationalsozialistische Studenten, die offensichtlich

nicht nur die Welt verändern, sondern auch ihre Vorgesetzten beeindrucken wollten. Unmittelbar nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 hatten sie deshalb alle Hebel in Bewegung gesetzt.

Angeführt von Hans Karl Leistritz, einem Jura-Studenten und Sohn eines Schuldirektors, plante die nationalsozialistische Studentenorganisation eine grosse Kampagne gegen die Werke der Schriftsteller, Wissenschaftler und Akademiker, die sie nicht für ausreichend deutsch hielt, um einen Beitrag zur glorreichen Zukunft des «Dritten Reiches» zu leisten. Leistritz selbst schrieb in einem Brief an die Organisatoren vor Ort: «Der jüdische Geist, wie er sich in der Welthetze in seiner ganzen Hemmungslosigkeit offenbart, [...] und wie er bereits im deutschen Schrifttum seinen Niederschlag gefunden hat, muss aus diesem ausgemerzt werden.»² Um noch mehr Aufmerksamkeit für ihre Aktion zu erregen, präsentierten sich die Studenten als die legitimen Erben Martin Luthers und erstellten eine Liste mit «Thesen wider den undeutschen Geist», die in blutroten gotischen Lettern gedruckt und am 12. April 1933 in Tausenden von Exemplaren in deutschen Städten und an den Universitäten ausgehängt wurde. In pseudophilosophischer Pose erklärten die jungen Autoren:

Das deutsche Volk trägt die Verantwortung dafür, dass seine Sprache und sein Schrifttum reiner und unverfälschter Ausdruck seines Volkstums sind. Der Jude, der nur jüdisch denken kann, der aber deutsch schreibt, lügt. Doch der, der Deutscher ist und deutsch schreibt, der aber undeutsch denkt, ist ein Verräter. [...] Undeutsches Gedankengut wird gekennzeichnet. Deutsche Schrift steht nur dem Deutschen zur Verfügung. Der undeutsche Geist wird aus den öffentlichen Büchereien ausgemerzt. [...] Wir fordern vom deutschen Studenten den Willen und die Fähigkeit zur Überwindung des jüdischen Intellektualismus und der damit verbundenen liberalen Verfallserscheinungen im deutschen Geistesleben.³

Jüdische Autoren, forderte das Thesenpapier, sollten nur noch auf Hebräisch schreiben dürfen.

Juden wie auch Nichtjuden reagierten mit erbitterten Protesten. Parodien der Erklärung wurden gedruckt, Widerlegungen publiziert. Der britische Abgeordnete und Arzt Dr. M.C. Well, der damals zufällig in Berlin war, schrieb einen bitter sarkastischen offenen Brief an die Deutsche Studentenschaft über dieses

Dokument, «bei dem die Druckerschwärze vor Scham rot wurde». Wells spekulierte über den Geisteszustand der Autoren: «Um nun feststellen zu können, ob Lues cerebrospinalis oder progressive Paralysis vorliegt, würde ich Ihnen empfehlen, die betreffenden Herren in einer Irrenanstalt mittels der von einem jüdischen Deutschen namens Wassermann, aber nicht in hebräischer Sprache angegebenen Blutuntersuchung untersuchen und eventuell mittels der von einem jüdischen Deutschen namens Paul Ehrlich, ebenfalls nicht in hebräischer Sprache angegebenen Salvarsans behandeln zu lassen. Oder liegt vielleicht ein Hirntumor vor? Dieser würde nun wieder in das Gebiet des deutsch-jüdischen Nobelpreisträgers Warburg fallen.»⁴

Die heftigen Reaktionen schienen die Entschlossenheit der Studenten nur noch zu verstärken. Mithilfe des Nationalsozialistischen Deutschen Studentebundes verbreiteten sie eine Liste von verbotenen Autoren, die von den Studenten selbst zusammengestellt worden war. Sie starteten zudem eine Medienkampagne mit Presseaussendungen, Zeitungsartikeln und Rundfunkbeiträgen. Die Reaktionen aus anderen Universitäten waren mehr als ermutigend.

Am 10. Mai wurden in 70 deutschen Städten auf öffentlichen Plätzen Scheiterhaufen vorbereitet, darunter in allen wichtigen Universitätsstädten. Zehntausende von Büchern waren aus Universitätsbibliotheken und aus Stadtbüchereien zusammengetragen worden, die Berliner Feuerwehr war so freundlich und aufmerksam, Benzin bereitzustellen, aber es gab auch so mehr als genug Brennmaterial. Allein der Scheiterhaufen auf Berlins Prachtallee Unter den Linden verschlang mehr als 20'000 Bände. Eine Zeitung in der Universitätsstadt Göttingen hatte ihre Leser aufgefordert, ihre eigenen Bibliotheken zu durchforsten und zu säubern und danach in den Wohnungen von Freunden und Bekannten weiterzumachen.

Als es dunkel wurde, marschierten lange Reihen von SA-Männern und Korps-Studenten in voller Montur und mit Fackeln singend zu den vorgesehenen Orten, um alles, was den nationalsozialistischen Dogmen nicht entsprach, zu Asche zu machen.

Tausende von Neugierigen gesellten sich den marschierenden Horden zu, und die grossen Radiosender schickten Reporter, um live zu berichten. Zeitungen begleiteten die Bücherverbrennung mit einer Flut von Artikeln, in denen sie den vaterländischen Geist der Studenten priesen, vor der doppelten Bedrohung durch Judentum und Kommunismus warnten und eine gesunde, authentische Volkskunst aus tiefster deutscher Seele forderten. Um 22:30 Uhr wurden

die Scheiterhaufen angezündet, und die ersten Flammen züngelten in den Nachthimmel, während uniformierte Studenten die Bücher in Wagenladungen heranschafften, um sie einzeln auf den Scheiterhaufen zu schleudern. In manchen Städten wurde aus der ideologischen Aktion ein Strassenfest mit Blasmusik und Bratwürsten. Nur in der alten Universitätsstadt Freiburg wurde die Bücherverbrennung wegen heftigen Regens abgesagt.

Unter denen, deren Werke verbrannt wurden, waren sieben der zehn meistverkauften Autoren Deutschlands: Thomas und Heinrich Mann, Sigmund Freud, der Historiker Emil Ludwig, der grosse Theaterkritiker Alfred Kerr, Kurt Tucholsky, dessen journalistische Texte eine Lebensader der Berliner Kultur waren und der bereits ins schwedische Exil geflüchtet war, sowie Carl von Ossietzky, der ehemalige Verleger der linksgerichteten Wochenzeitschrift *Die Weltbühne*, der in einem Konzentrationslager interniert war. Kaum ein Intellektueller oder Künstler von Rang entkam dieser perversen Auszeichnung: Bertolt Brecht, die mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnete Bertha von Suttner sowie wichtige jüdische Schriftsteller wie Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger, Egon Erwin Kisch, Arthur Schnitzler, Franz Werfel und Stefan Zweig.

Doch nicht nur deutschsprachige Autoren standen auf der Liste. Der amerikanische Schriftsteller Jack London fand sich dort ebenso wie Maxim Gorki und der französische Pazifist Romain Rolland. Winston Churchill stand neben John Dos Passos und Ernest Hemingway. Sogar die Toten waren vertreten. Karl Marx gehörte ebenso zu den verbotenen Autoren wie Heinrich Heine, der hundert Jahre zuvor geschrieben hatte: «Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.»

Die Aktion der Studenten hatte schwerwiegende Konsequenzen für die Autoren. Für viele von ihnen bedeutete es den beruflichen Ruin. Es war ihnen nicht mehr möglich, in Deutschland Bücher zu verlegen und so ein Einkommen zu haben, und die meisten von ihnen waren gezwungen, das Land zu verlassen, sofern sie es nicht bereits getan hatten. Noch im selben Jahr starb Kurt Tucholsky in seinem schwedischen Exil an einer Überdosis Schlaftabletten. Heinrich Mann schaffte es nicht, sich in Kalifornien einzuleben, und verfiel in eine tiefe Depression. Der österreichisch-jüdische Schriftsteller Stefan Zweig, einer der erfolgreichsten Autoren seiner Zeit, versuchte erst in Grossbritannien, dann in den USA und schliesslich in Brasilien Fuss zu fassen und wählte schliesslich gemeinsam mit seiner jungen Frau Lotte den Freitod.

Einige andere Exilanten hingegen erfreuten sich einer zweiten Karriere im Ausland, besonders die grossen Stars wie Thomas Mann, Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger und Franz Werfel. Diejenigen aber, die gerade am Anfang ihrer Laufbahn standen, fanden sich nicht nur in einem anderen Land, sondern auch in einer anderen Sprache wieder und waren in ihrer Existenz bedroht. Hans Keilson etwa war ein 26-jähriger Medizinstudent aus Norddeutschland, der sich neben seinem Studium Geld als Jazztrompeter dazuverdient hatte. Sein erster Roman, *Das Leben geht weiter*, war gerade vom renommierten S. Fischer-Verlag angenommen worden und sollte im Frühjahr 1933 veröffentlicht werden. Doch nun wurde Keilson als Jude, als subversiver Schriftsteller und als Jazzmusiker verfolgt, und sein Verleger riet ihm dringend: «Machen Sie, dass Sie rauskommen.» Keilson floh in die Niederlande, wo er mit falschen Papieren lebte und sich später in der Widerstandsbewegung engagierte. Im Laufe der Jahre baute er sich eine erfolgreiche Karriere als Kinderpsychiater auf und behandelte junge Patienten, die aus den Konzentrationslagern zurückgekehrt waren. Erst Jahrzehnte später wurde er auch als Schriftsteller wahrgenommen.

Gesellschaft im Stechschritt

Hunderte von Karrieren und Lebensentwürfen wurden so gebrochen, nicht nur die von Schriftstellern. Die kulturelle Kampagne der Nazis weitete sich immer mehr aus und nahm prominente Persönlichkeiten in Kunst und Wissenschaft ins Visier. Ihr Ziel war nichts weniger als die totale Gleichschaltung der deutschen Kultur und des täglichen Lebens.

Eine Berliner Institution hatte bereits vor dem 10. Mai die Auswirkungen des «gesunden Volksempfindens» zu spüren bekommen. Magnus Hirschfelds Institut für Sexualforschung war führend in der Soziologie und der Erforschung sexueller Identitäten und stand symbolisch für die Offenheit und Toleranz, die in der deutschen Hauptstadt während der Weimarer Republik immer auch geherrscht hatten. Hirschfeld selbst hatte das Risiko auf sich genommen, sich offen zu seiner Homosexualität zu bekennen. Er besass eine Bibliothek von etwa 20'000 Bänden über alle Aspekte der Sexualität, eine grosse Fotosammlung, 40'000 Interviews und Briefe sowie eine grosse Sammlung von Utensilien, Fetischen und Spielzeugen. Mit 40 fest angestellten Mitarbeitern trieb er seine Forschungen voran und bot Beratung an.

Am 6. Mai versammelten sich etwa 100 Studenten der Hochschule für Leibesübungen in militärischer Formation vor der Villa, in der das Institut untergebracht war. Begleitet von angemessener kriegerischer Musik aus einem Gramophon stürmten sie das Gebäude. Sie traten Türen ein und stiessen jeden beiseite, der sich ihnen in den Weg stellte. Möbel und andere Gegenstände gingen zu Bruch, und die Studenten nahmen alles mit, was ihnen moralisch verdächtig schien.

Als die Aktivisten Hirschfeld zu sehen verlangten, liess man sie wissen, er befinde sich auf einer Vortragsreise und leide an Malaria. Sie schienen sogar einigermaßen froh über diese Nachricht zu sein und rissen Witze darüber, dass ihnen die Krankheit die Arbeit, ihn zu hängen oder zu Tode zu prügeln, abnehmen würde. Da sie des Originals nicht habhaft werden konnten, nahmen sie eine bronzene Büste des Gründers mit, die sie später zur Verzierung des Scheiterhaufens vor dem Opernhaus benutzten. Hirschfeld war tatsächlich auf Reisen und erholte sich von seiner Krankheit, kehrte aber nie mehr nach Deutschland zurück. Er versuchte, sein Institut zuerst in Paris und dann in Nizza neu aufzubauen, starb aber 1935 an einem Herzinfarkt.

Existenzielle Entscheidungen

Ab April 1933 erleichterte das frisch verabschiedete Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums die Entfernung von jüdischen, linksgerichteten oder sonst verdächtig scheinenden Beamten aus Ministerien, Rathäusern, Gerichten und aus der akademischen Forschung und Lehre. An der berühmten Universität Göttingen, die eine der besten naturwissenschaftlichen Fakultäten des Landes unterhielt, wurden zwei Drittel der Physiker und Mathematiker entweder entlassen oder sie kündigten von sich aus, darunter die jüdischen Wissenschaftler Max Born und James Franck, der mit dem Nobelpreis für Physik geehrt worden war und den Grundstein für Göttingens internationale Reputation im Fach Physik gelegt hatte. Die beiden Männer gingen ins Ausland, Born nach Cambridge, sein Freund und Kollege Franck zuerst nach Baltimore und dann nach Chicago, wo er später auch am Manhattan Project mitarbeiten sollte.

Während es für namhafte Wissenschaftler relativ einfach war, Hilfe und neue Arbeitsmöglichkeiten im Ausland zu finden, gestaltete sich die Sache für

ihre jüngeren Kollegen wesentlich schwieriger. An der Universität Berlin arbeitete der Biologe Wilhelm Feldberg in seinem Labor am Institut für Physiologie, als er ins Büro des Direktors gerufen wurde. Der Direktor handigte ihm ein Exemplar des neuen Gesetzes aus und sagte schlicht: «Sie sind Jude. Bis mittags müssen Sie hier raus sein.» Feldberg, der an der Universität einen hervorragenden Ruf genoss, protestierte und wies darauf hin, dass er gerade eine neue Versuchsreihe begonnen habe. Sein Vorgesetzter erlaubte ihm grosszügig, seinen Versuch abzuschliessen und die Universität erst um Mitternacht zu verlassen.⁵

Feldberg war 32 Jahre alt und stand gerade am Anfang seiner Karriere. Nun begann die schwierige Suche nach einem Visum und einer neuen Stelle irgendwo auf der Welt. Ausländische Wissenschaftler wussten, wie schwer diese Situation sein konnte. Mithilfe seiner berühmten Kollegen Sir Ernest Rutherford und J. B. S. Haldane rief Sir William Beveridge als Reaktion auf Hitlers «Pogrom des Intellekts» das Academic Assistance Council ins Leben. Unter den Hunderten von Wissenschaftlern, denen die Organisation mit Geld, Hoffnung und Stellen half, waren die Kunsthistoriker Ernst Gombrich und Nikolaus Pevsner, der Chemiker Max Perutz und der Philosoph Karl Popper. Im Oktober 1933 organisierte Beveridge eine Benefizveranstaltung in der Royal Albert Hall in London – angesichts der Grösse der Halle ein nicht unerhebliches Risiko. Doch die Karten waren schnell verkauft. Mehr als 5'000 Menschen kamen, um Albert Einstein und anderen berühmten Exilanten zu lauschen und ein Zeichen für die akademische, intellektuelle und kulturelle Freiheit zu setzen.

Während die Gleichschaltung aller Bereiche des geistigen und kulturellen Lebens einige der talentiertesten Schriftsteller und Wissenschaftler zwang, sich ausserhalb Deutschlands ein neues Leben aufzubauen, bedeutete sie für andere eine günstige Gelegenheit. Die Studenten, die so enthusiastisch an der Vorbereitung der Bücherverbrennung gearbeitet hatten, hatten ausgezeichnete Voraussetzungen, um die gerade frei gewordenen Posten an den Universitäten zu besetzen und so Kunst und Wissenschaft zu rein deutschen Disziplinen zu machen. Es gab sogar ernsthafte Versuche, theoretische Grundlagen für eine rein deutsche Physik und eine deutsche Mathematik zu formulieren, die ohne die Beiträge jüdischer Wissenschaftler auskamen. Albert Einstein bemerkte in seinem britischen Exil, 100 deutsche Professoren hätten kürzlich seine Relativitätstheorie verdammt, und fügte dann hinzu: «Wenn ich unrecht hätte, würde ein Professor reichen».



Bessere Zeiten: Albert Einstein und Niels Bohr

Aber nicht alle, die bedroht waren und die Möglichkeit zur Emigration hatten, verliessen Deutschland auch. Max Planck etwa fühlte sich mit seinen 74 Jahren einfach zu alt, um anderswo noch einmal neu anzufangen. Er blieb in Berlin und ermutigte andere Wissenschaftler, Gleiches zu tun. Plancks Loyalität galt nicht den neuen Herren, sondern einem alten, preussischen Ideal, an dem er sich den Grossteil seiner Karriere über orientiert hatte. Werner Heisenberg, der brillianteste aus der jüngeren Generation der theoretischen Physiker, entschied sich ebenfalls, zu bleiben und seine Karriere unter den Nazis fortzusetzen. Bis heute wird darüber debattiert, ob er später Hitlers Regierung dabei half oder sie daran hinderte, eine eigene Atombombe zu entwickeln, aber sein Entschluss zu bleiben führte zu einem Bruch mit vielen Freunden und Kollegen, unter ihnen sein ehemaliger Mentor, der Däne Niels Bohr.

Intellektuelle und Wissenschaftler, die wie Heisenberg in Deutschland blieben, optierten oft für das, was Erich Kästner «inneres Exil» nannte, eine Art sibirische Verbannung der Seele. Auch Kästner durfte nicht mehr publizieren, aber der lebenslange Junggeselle wollte seiner Mutter nahe bleiben. Er schaffte es unter verschiedenen Pseudonymen, mehrere Drehbücher für Filme der NS-Propagandamaschine zu schreiben, und hatte es später schwer, seine Nähe zum Regime einzugestehen. Seine Reputation als Schriftsteller aber erholte sich nie wieder von dieser Phase der relativen Vergessenheit, und obwohl er sich vor allem mit Romanen für Erwachsene einen Namen gemacht hatte, war er später nur als Autor von Kinderbuch-Klassikern wie *Emil und die Detektive* bekannt,

die schon damals so populär waren, dass nicht einmal die Nazis sie auf die schwarze Liste setzten.

Ein besonders komplizierter und vielschichtiger Fall war der des grossen Komponisten und Dirigenten Richard Strauss. Bereits kurz nach Hitlers «Machtergreifung» erhielt der 69-Jährige das Angebot, Präsident der neu gegründeten Reichsmusikkammer zu werden, einer Körperschaft, der alle Musiker im Zuge der Gleichschaltung angehören mussten. Strauss akzeptierte sofort, auch wenn er persönlich alles andere als ein überzeugter Nazi war. Er verachtete die Braunhemden mit ihrem plebejischen Geschmack und war viel zu sehr ein Kosmopolit des *fin de siècle*, um der nationalsozialistischen Ideologie etwas abgewinnen zu können. Ganz auf seine Kompositionen konzentriert, hatte er kaum Interesse an Politik. Seine beiden Lieblings-Librettisten, Hugo von Hofmannsthal und Stefan Zweig, waren wie auch viele seiner Freunde und seine Schwiegertochter Juden oder jüdischer Abstammung (Hofmannsthal hatte einen jüdischen Grossvater).

Für die Nazis war die Ernennung von Deutschlands berühmtestem Komponisten ein propagandistischer Triumph. Seit der Zeit von Felix Mendelssohn-Bartholdy war die klassische Musik eines der effektivsten Vehikel für die Assimilierung der aufsteigenden jüdischen Bourgeoisie gewesen, und es gab auf diesem Feld noch immer eine starke jüdische Präsenz. Der Exodus von Orchestermusikern, Lehrern und Solisten, ganz zu schweigen von «entarteten» atonalen Komponisten und Jazzern, hatte klaffende Löcher in Deutschlands Musikleben hinterlassen. Gleichzeitig aber hatte er jungen «arischen» Musikern wie dem Dirigenten Herbert von Karajan Karrieremöglichkeiten eröffnet. Karajan war 1933 noch Dirigent in Ulm, doch nach seinem Parteieintritt im selben Jahr gelang ihm eine steile Karriere als jüngster Generalmusikdirektor Deutschlands.

Die nationalsozialistische Regierung brauchte Stars, um der Welt zu zeigen, dass die deutsche Musik und die deutsche Kultur ganz allgemein nach dem massiven Aderlass noch immer und vielleicht sogar mehr denn je florierten. Es galt zu beweisen, dass die deutsche Musik noch immer da war, wo Bach, Beethoven und Wagner sie angesiedelt hatten: auf dem Höhepunkt der Zivilisation. Die Stars aber wollten nicht so recht kommen. Einige waren Juden, andere waren politisch links gerichtet, und manche wie der Dirigent Fritz Busch waren vom NS-System schlicht angewidert und weigerten sich, in Hitlers Reich aufzutreten. Trotzdem verfügte die deutsche Musik noch immer über die Berliner Philharmoniker unter ihrem legendären (und politisch zu-

mindest naiven) Dirigenten Wilhelm Furtwängler und über die stillschweigende Unterstützung des Grossmeisters der Spätromantik, Richard Strauss.

Warum liess sich der alternde Komponist auf einen Pakt mit einer Macht ein, die er als diabolisch erkannte? Vielleicht spielt eine Rolle, dass er sich damit weiterhin wie gewohnt ein grosses Publikum und die Zusammenarbeit mit herausragenden Orchestern, Sängern und Dirigenten sichern konnte, dass seine Opern weiter häufig auf den Spielplänen der besten Bühnen standen. Er selbst nannte als Grund, warum er die Präsidentschaft der Reichsmusikkammer so rasch übernommen hatte, er habe die deutsche Musik und die Musiker, von denen viele Juden waren, vor der schlimmsten Barbarei bewahren müssen, er habe sie vor den Braunhemden retten wollen. Wahrscheinlich spielten diese Beweggründe tatsächlich eine Rolle. Allerdings war Strauss mit Sicherheit nicht unglücklich darüber, dass sein pflichtbewusster Dienst an der deutschen Kunst so angenehme Konsequenzen für seine eigenen Werke hatte.

Die politische Karriere von Richard Strauss im nationalsozialistischen Deutschland war kurz. Irritiert von den deutschen Librettisten, mit denen er zusammenarbeiten sollte, schrieb er 1935 einen Brief an Stefan Zweig, der bereits im Exil war. Voller Frustration liess er seinen Gefühlen freien Lauf, ohne jede politische oder ideologische Rücksichtnahme: «Glauben Sie, dass Mozart bewusst ‚arisch‘ komponiert hat? Für mich gibt es nur zwei Kategorien Menschen, solche die Talent haben und solche die keins haben, und für mich existiert das Volk erst in dem Moment, wo es Publikum wird, ob dasselbe aus Chinesen, Oberbayern, Neuseeländern oder Berlinern besteht, ist mir ganz gleichgültig, wenn die Leute nur ihren vollen Kassenpreis bezahlt haben.»⁶ Seinen Posten freilich wollte er behalten, «um Gutes zu tun und grösseres Unglück zu verhüten. Einfach aus künstlerischem Pflichtbewusstsein?»

Wie nicht anders zu erwarten, wurde der Brief von der Gestapo abgefangen. Goebbels zwang Strauss, mit sofortiger Wirkung «aus gesundheitlichen Gründen» von seinem Amt zurückzutreten, seine Familie, insbesondere seine jüdische Schwiegertochter, wurde bedroht und schikaniert. Strauss hielt es für das Beste, einen unterwürfigen Brief an Hitler persönlich zu schreiben: «Im Vertrauen auf Ihren hohen Gerechtigkeitssinn bitte ich Sie, mein Führer, ergebenst, mich zu einer persönlichen Aussprache empfangen zu wollen und mir dadurch die Gelegenheit zu geben, zum Abschied von meiner Tätigkeit in der

Reichsmusikkammer meine Rechtfertigung Ihnen persönlich vortragen zu dürfen.» Hitler befand es nicht einmal für nötig zu antworten.

Während der alte Komponist seine NS-Uniform, die er zu offiziellen Anlässen trug, aus einer im Grunde unpolitischen Haltung heraus überstreifte, war der 49-jährige Philosoph Martin Heidegger tatsächlich von der nationalsozialistischen Ideologie fasziniert und erhoffte sich von ihr eine Erneuerung der Zivilisation. Es ist unmöglich, sein komplexes und oft schwer verständliches Denken in wenigen Sätzen zu umreißen, aber ein wichtiger Aspekt von Heideggers Philosophie ist das Verlangen, die Uneigentlichkeit der modernen Welt abzuschütteln, in die wir geworfen sind, und zu einer Sphäre des authentischen Selbstseins vorzudringen.

Heideggers wichtigste philosophische Inspirationen waren, abgesehen von Nietzsche, die Vorsokratiker, die Kirchenväter und Friedrich Hölderlin – keine Denker, denen sich nationalsozialistische Ideologen nahe fühlen konnten. Gleichzeitig aber glaubte er, dass der Faschismus Elemente einer Antwort auf die dringlichsten Fragen der Zeit enthielt. Seine intellektuelle Suche nach Eigentlichkeit, die ihn oft dazu brachte, fern der Stadt in einer Hütte in den Bergen zu arbeiten, schien sich zu decken mit der nationalsozialistischen Forderung nach Deutschtum, nach Blut und Boden und Volksgemeinschaft und mit dem Hass der Nazis auf die seelenlosen Maschinen der Moderne. Verstärkt wurden seine Sympathien noch durch seinen lange geleugneten virulenten Antisemitismus.

Unzweifelhaft ist, dass die intellektuelle Affäre des Philosophen mit den uniformierten Männern der Tat Heideggers Karriere nicht schadete. 1933 war er der NSDAP beigetreten. Im selben Jahr wurde er Kanzler der Universität Freiburg, wo er bereits Professor gewesen war. In seiner Antrittsrede beschwor er «den Marsch, den unser Volk in seine künftige Geschichte angetreten hat [...] die Macht der tiefsten Bewahrung seiner erd- und bluthaften Kräfte».⁷

Einen Monat darauf hielt Heidegger eine Rede vor einer Studentenvereinigung, in der er erklärte, die deutsche Forschung dürfe nicht vor dem liberalen Weltbürgertum in die Knie gehen, im Gegenteil: «Dagegen ist ein scharfer Kampf zu führen im nationalsozialistischen Geist, der nicht ersticken darf durch humanisierende, christliche Vorstellungen, die seine Unbedingtheit niederhalten. [...] Studium muss wieder ein Wagnis werden, kein Schutz für die Feigen. Wer den Kampf nicht besteht, bleibt liegen [...] denn der Kampf [...] wird lange dauern. Er wird gekämpft aus den Kräften des neuen Reichs, das

der Volkskanzler Hitler zur Wirklichkeit bringen wird. Ein hartes Geschlecht ohne den Gedanken an Eigenes muss ihn bestreiten.»⁸

Heidegger hatte die Absicht, das gesamte deutsche Universitätssystem nach dem Führerprinzip zu organisieren und es so zu einer Ausbildungsstätte für zukünftige deutsche Eliten zu machen, die ein Herrenvolk mit starker Hand in striktem Gehorsam gegenüber dem Führer lenken konnten. Doch sein Verhältnis zur Parteihierarchie verschlechterte sich bald. Man hatte nach einer Gailionsfigur gesucht, nicht nach einem sich dauernd einmischenden Reformator mit zu vielen Ideen und der enervierenden Neigung, sich in obskuren Neologismen und endlos ineinander verschachtelten Nebensätzen auszudrücken. Heideggers Begeisterung war rein philosophisch, und er war kein Fanatiker. Nach seinem Amtsantritt nur zwei Tage vor der Bücherverbrennung verbot er eine solche Veranstaltung an seiner Universität, eine Entscheidung, die für ihn ohne Konsequenzen blieb, weil es am fraglichen Abend wie schon erwähnt heftig regnete. Gleichzeitig aber verhinderte er die Einstellung von Wissenschaftlern, die er für ideologisch unzuverlässig hielt.

Nach nur einem Jahr gab ein enttäuschter Heidegger seinen Posten wieder auf und kehrte in seine Hütte im Schwarzwald zurück. Später behauptete er, dass ihm die ganze Episode peinlich sei, und sah sich in einer Position des «intellektuellen Widerstands». Aber noch kurz vor Kriegsausbruch trug er bei einem Besuch in Italien das Parteiabzeichen am Revers und sprach im kleinen Kreis angeregt über die tiefen Wahrheiten des Nationalsozialismus. Sein schwer durchdringbarer Duktus erlaubte es ihm immer wieder, seine eigentliche Meinung so zu verschleiern, dass sie gleichzeitig als unterstützend und als kritisch gelesen werden konnte.

Eine besondere Enttäuschung war Heideggers moralische Feigheit gegenüber einer seiner begabtesten Studentinnen, seiner ehemaligen Geliebten Hannah Arendt. Sie hatte auch nach dem Ende ihrer Beziehung weiter mit ihrem alten Lehrer korrespondiert, brach jedoch 1933 den Kontakt zu ihm ab und arbeitete in einer Wohltätigkeitsorganisation, die jüdischen Flüchtlingen half. Sie wurde von der Gestapo verhaftet und mehrere Tage lang verhört. Es ist nicht bewiesen, dass Heidegger von ihrer Festnahme wusste. Sicher aber ist, dass er sich in keiner Weise für sie einsetzte, auch nicht, als sie zuerst nach Paris und dann nach Palästina emigrieren musste.

Dr. Croce kommt nach Hause

Martin Heidegger war nur einer von zahllosen Intellektuellen, die anfangs mit dem Faschismus sympathisierten, weil er in einer von Nihilismus und Unsicherheit geprägten Zeit eine starke politische und geistige Führung anbot und seinen Anhängern wirtschaftlich und ideologisch bessere Zeiten versprach. Viele Intellektuelle rangen mit der scheinbaren Erosion von Grundwerten und dem manichäischen Kampf zwischen Kommunismus und Faschismus. Ein anderer Philosoph in einem faschistischen Land hegte eine Zeitlang ebenfalls Hoffnungen, ein starker Führer könne die Dinge zum Besseren wenden, und auch er entschloss sich, selbst dann nicht auszuwandern, als seine Situation sich dramatisch verschlechterte. Dieser Denker allerdings, der Italiener Benedetto Croce, schlug einen völlig anderen intellektuellen und politischen Weg ein.

Croce, der gerade 67 Jahre alt geworden war, war aus verschiedenen Gründen eine singuläre Gestalt. Im Alter von 17 Jahren hatte er seine Eltern und seine einzige Schwester verloren, als ein Erdbeben das Haus der Familie zerstörte. Er selbst lag stundenlang unter dem Schutt. Vielleicht hatte dieses brutale Zerschneiden der Familienbande ihm ein starkes Gefühl persönlicher Autonomie gegeben, denn er setzte seine Absonderung fort und trat aus der katholischen Kirche aus. Da seine Familie wohlhabend war, versuchte er gar nicht erst, an einer Universität Karriere zu machen, sondern verfolgte seine philosophischen Projekte zu Hause in Neapel.

Als privilegierter Bürger seines Landes fühlte sich Croce verpflichtet, der Gesellschaft etwas zurückzugeben und in die Politik zu gehen. Als Senator in Rom machte er sich allerdings unbeliebt, weil er Italiens Beteiligung am Ersten Weltkrieg kritisierte, und 1920/21 versuchte er als Erziehungsminister, das Bildungssystem zu reformieren. Im Chaos der Zwischenkriegszeit sah er Mussolinis Faschisten zunehmend als die einzige Kraft, die wieder Ordnung schaffen konnte, auch wenn er von vornherein klar forderte, dass der Faschismus «nichts anderes sein darf als eine vorübergehende Phase im Wiederaufbau eines strikt liberalen Systems».⁹

Der Wendepunkt in Croces Verhältnis zum Faschismus kam 1924, als der sozialistische Abgeordnete Giacomo Matteotti von den Faschisten brutal ermordet wurde. Croce hielt im Parlament mehrere mutige Reden gegen die Bedrohung durch die faschistische Macht. Matteottis Mörder kamen mit geringen Strafen davon und wurden schon bald von König Vittorio Emanuele III.



Ein untypischer Held:
Benedetto Croce mit 70

begnadigt. Der Philosoph war angewidert und wandte sich von seinen ehemaligen Verbündeten ab. Zu diesen gehörte auch ein enger Freund, der Philosoph Giovanni Gentile, mit dem er intensiv zusammengearbeitet hatte und der zum Hofdenker der Faschisten avanciert war. Croce ging nach Neapel zurück und kehrte der Politik den Rücken.

Als Gentile im Jahr darauf das Manifest der faschistischen Intellektuellen publizierte, das unter anderen von Gabriele D'Annunzio, dem Schriftsteller und Diplomaten Curzio Malaparte, dem Gründer der futuristischen Bewegung Filippo Tommaso Marinetti und dem grossen sizilianischen Dramatiker Luigi Pirandello unterzeichnet war, antwortete Croce darauf mit einem Gegenmanifest, das den Faschismus im Namen der Menschheit ablehnte: «Wir können mit dieser chaotischen und niemals greifbaren ‚Religion‘ nicht sympathisieren und unseren alten Glauben nicht dafür aufgeben: den Glauben, der für zweieinhalb Jahrhunderte die Seele Italiens war und der im modernen Italien wieder auferstanden ist; den Glauben, der aus der Liebe zur Wahrheit besteht, der Sehnsucht nach Gerechtigkeit, aus Grosszügigkeit als Mensch und als Bürger, einem Eifer für geistige und moralische Erziehung und einer Hingabe an die Freiheit, die Kraft und den Ursprung allen Fortschritts.»¹⁰

Croce, der den Faschismus jetzt offen als moralische Krankheit verdammt, war zu bekannt, um ermordet zu werden, aber der Staat fand andere Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen. Während der mehr als 20 Jahre, in denen Mussolini an der Macht war, wurden die Bücher des Philosophen nicht verlegt und sein Name in akademischen oder allgemeinen Veröffentlichungen nicht erwähnt. Sein Haus in Neapel entwickelte sich zu einem Treffpunkt für Dissidenten aus dem ganzen Land und wurde immer wieder von uniformierten

Faschisten «durchsucht», wobei der Zweck offensichtlich darin bestand, in Haus und Bibliothek die grösstmögliche Zerstörung anzurichten. Croce aber liess sich nicht einschüchtern. Als der Duce seine blutige Invasion in Abessinien begann, schickte der Senator auf Lebenszeit seine Amtsinsignien nach Rom zurück.

Natürlich war die Diktatur in Italien nicht dieselbe wie in Deutschland, wo das Regime von Anfang an brutaler vorging und besser organisiert war. Die Opposition gegen den Nationalsozialismus wurde gnadenlos und effektiv unterdrückt, und keine öffentliche Person hätte unbeschadet ein Manifest gegen den NS-Staat unterschreiben können. Für diejenigen, die nicht auswandern wollten, war die Verweigerung der Teilnahme die einzig mögliche und moralisch vertretbare Alternative. Trotzdem zeigt Croces Haltung, dass es auch in einer Diktatur möglich war, seine persönliche und moralische Integrität zu wahren.

Hitler und Hollywood

Der Einfluss der Nazis auf die Kultur reichte weit über die Landesgrenzen hinaus, wie der Historiker Ben Urwand in seinem Buch *The Collaboration: Hollywood's Pact with Hitler* (2013) gezeigt hat. Die nationalsozialistische Propagandamaschine schaffte es sogar, die Themenwahl und die Drehbücher grosser Hollywood-Produktionen zu beeinflussen und teilweise zu kontrollieren.

Die Exilgeschichte grosser deutschsprachiger Regisseure und Schauspieler wie Billy Wilder, Erich von Stroheim, Marlene Dietrich, Hedy Lamarr, Paul Henreid und Ernst Lubitsch ist ebenso bekannt wie die grosse Vorliebe des Führers für leichte Unterhaltung von der anderen Seite des Atlantiks. Anscheinend liebte er nichts mehr, als sich abends von seinen übermenschlichen Aufgaben im Dienste der Vorsehung zu erholen, indem er sich Filme mit Laurel und Hardy, Mickymaus oder Greta Garbo ansah. Tarzan allerdings, der primitive Übermensch aus dem Studio-Urwald, fand keine Gnade vor seinen Augen.

Das Ausmass der Zusammenarbeit zwischen den grossen Hollywood-Studios und der Regierung in Berlin vor dem Krieg wurde lange unterschätzt. Der deutsche Markt war für die grossen Studios wichtig und hatte sich nach der finanziellen Katastrophe von Fritz Langs *Metropolis* für amerikanische Filme noch weiter geöffnet. Um kommerzielle Erfolge zu garantieren, wähl-

ten die Mächtigen der Studios eine informelle Lösung. Sie luden den deutschen Vizekonsul in Los Angeles ein, wichtige Filme schon vor der Veröffentlichung anzusehen und Änderungen und Schnitte vorzuschlagen, und räumten damit der Regierung in Berlin ein direktes Mitspracherecht bei den Hollywood-Produktionen ein.

Es überrascht nicht, dass die Propagandisten in Berlin hochofrend waren über Filme wie *Gabriel Over the White House* (1933), *Die Meuterei auf der Bounty* oder *Bengali* (beide 1935), die allesamt die Idee eines starken Führers thematisierten und sie mit spektakulären Kampfszenen und Humor unter die Leute brachten. Filme, die den Nazis kritisch gegenüberstanden, wie *The Mad Dog of Europe*, ein 1933 begonnenes Projekt von Herman Mankiewicz, und *It Can't Happen Here*, nach einem Roman von Sinclair Lewis, wurden stillschweigend fallen gelassen, nachdem Vizekonsul Georg Gyssling seine Kritik deutlich gemacht hatte. Manchmal aber wurde die Entscheidung gegen einen Film auch in vorauseilemdem Gehorsam getroffen, wie im Falle von *It Can't Happen Here*. Will H. Hays, der mit seinem Hays Office in Hollywood die Rolle des Wächters über Anstand und guten Geschmack ausfüllte, warnte Louis B. Mayer, den Chef der MGM Studios und selber Jude, dass der Film «gewissen ausländischen Regierungen» wohl nicht gefallen würde. Mayer verstand und stellte die Arbeit an dem Filmprojekt ein.

Besonders zwei Filme schufen die Rahmenbedingungen für die transatlantische Zusammenarbeit, einer von ihnen sogar noch vor der «Machtergreifung». *All Quiet on the Western Front*, die Hollywood-Version von Erich Maria Remarques Roman *Im Westen nichts Neues*, war nach ihrer Premiere in Deutschland in rechten Kreisen stark kritisiert worden. Carl Laemmle senior, ein deutscher Emigrant, stimmte zu, den Film durch Kürzungen radikal zu entschärfen, damit er auch in seiner alten Heimat zu einem Kassenerfolg werden konnte.

Noch eklatanter war die Unterwürfigkeit der grossen Studios im Falle des 1934 von 20th Century Fox in die Kinos gebrachten *The House of Rothschild*, das die berühmte jüdische Bankiersfamilie als geldgierige, machthungrige Karikatur darstellte, die direkt aus den *Protokollen der Weisen von Zion* (einer antisemitischen Fälschung des zaristischen Geheimdiensts) zu stammen schien. Der Film war so wirkungsvoll, dass die Nationalsozialisten ihn als direkte Inspiration für ihren berüchtigten Propagandafilm *Der ewige Jude* (1940) nutzten. Vertreter der American Jewish Anti-Defamation League aber waren bestürzt über den Film und überredeten die Bosse der Studios schliesslich, in



Studioboss Louis B. Mayer gab Hitler Mitspracherecht in Hollywood

ihren Produktionen keine offensichtlich jüdischen Filmfiguren mehr vorkommen zu lassen. Eine unbeabsichtigte Folge dieser Übereinkunft war, dass die Judenverfolgung und die verzweifelte Situation der Verfolgten, der in Konzentrationslagern Internierten und der Flüchtlinge in den Hollywood-Produktionen der 1930er Jahre überhaupt nicht vorkamen – und das gilt

nicht nur für Filme, die in Deutschland gezeigt wurden.

Tödliche Poesie

Kulturelle Propaganda und kulturelle Unterdrückung waren auch in der anderen großen totalitären Diktatur jener Zeit von zentraler Bedeutung für den Machterhalt. Nach dem grossangelegten künstlerischen und intellektuellen Neubeginn in der UdSSR während der 1920er Jahre, als Anatoli Lunatscharski die mit wunderbarer Ironie benannte Position des sowjetischen Volkskommissars für Aufklärung innehatte, hatte Stalin diesen Experimenten rasch ein Ende gemacht und die sowjetische Kultur ähnlich wie die Nazis weitgehend gleichgeschaltet. «Das sozialistische Proletariat muss das Prinzip der Partei-Literatur fördern», hatte Lenin schon 1905 verlangt. Die kreativen Energien des Konstruktivismus, Suprematismus und anderer künstlerischer Bewegungen waren kaum zu kontrollieren, und so wurde das Experiment mit der künstlerischen Freiheit 1929 beendet. Von nun an sollte die Inspiration eines proletarischen Schriftstellers der Definition des Autors Michail Scholochow folgen, der erst den Stalin-Preis und dann den Nobelpreis für Literatur erhielt und von dem die Worte stam-

men: «Ich schreibe, was mein Herz mir befiehlt, und mein Herz gehört der Partei.»¹¹

Schriftsteller, die sich weigerten, sich dem von der Partei verordneten sozialen Realismus zu verschreiben und endlose Lobeshymnen auf das Heldentum des Proletariats und den Genossen Stalin, den Fahrer der grossen Lokomotive namens Geschichte, zu produzieren, wurden bald zum Verstummen gebracht. Der futuristische Dichter Wladimir Majakowski, einst das Aushängeschild der revolutionären Kunst, verzweifelte so sehr an der Zensur und an der Richtung, die sein Land und die sozialistische Bewegung genommen hatten, dass er 1930 Selbstmord beging. Andere Dichter wie beispielsweise Isaak Babel und Anna Achmatowa konnten ihre Werke nicht veröffentlichen, Babel wurde später als Spion hingerichtet.

Wer in diesem Klima überleben wollte, musste zu altbekannten Strategien greifen. Michail Bulgakow schrieb heimlich an seinem grossen, politisch völlig inakzeptablen Roman *Der Meister und Margarita*, während er gleichzeitig und ganz auf der Parteilinie Theaterstücke produzierte. Boris Pasternak sah sich gezwungen, seinen Stil in Dichtung und Prosa radikal zu verändern, um nicht als reaktionärer Bourgeois zu gelten. Verhaftungen, Verhöre und willkürliche Verurteilungen konnten jederzeit jeden treffen. Nur Maxim Gorki besass als Volksdichter eine so grosse Reputation, dass Stalin ihn nie anrührte und zu Vereinnahmungen suchte. Auch das allerdings ist nicht sicher. Als Gorki 1936 unter ungeklärten Umständen plötzlich starb, vermuteten nicht wenige, der politisch unzuverlässige Grossautor, der sich bei Stalin immer wieder für bedrängte Kollegen eingesetzt hatte, sei auf Befehl des Parteisekretärs aus dem Weg geräumt worden.

Ein Dichter, der mutig genug war, seine Wut und seine Verachtung zu artikulieren, bezahlte dafür mit seinem Leben. Ende 1933 schrieb der 42-jährige Ossip Mandelstam ein Gedicht, das ein Porträt von Stalin enthielt:

Wir Lebenden spüren den Boden nicht mehr,
Wir reden, dass uns auf zehn Schritt keiner hört,
Doch wo wir noch Sprechen vernehmen, –
Betrifft's den Gebirgler im Kreml.
Seine Finger sind dick und, wie Würmer, so fett,
Und Zentnergewichte wiegt's Wort, das er fällt,
Sein Schnauzbart lacht Fühler von Schaben,



Der Dichter Ossip Mandelstam,
fotografiert vom NKWD

Der Stiefelschaft glänzt so erhaben.
Schmalnackige Führerbrut geht bei ihm um,
Mit dienstbaren Halbmenschen spielt er herum,
Die pfeifen, miaun oder jammern.
Er allein schlägt den Takt mit dem Hammer.
Befehle zertrampeln mit Hufeisenschlag:
In den Leib, in die Stirn, in die Augen, – ins Grab.
Wie Himbeeren schmeckt ihm das Töten –
Und breit schwillt die Brust des Osseten.¹²

Mandelstam las das Gedicht nur engen Freunden wie Boris Pasternak vor, der sofort nach der Lesung erklärte, er habe nichts gehört und Mandelstam habe auch nichts vorgelesen, und ihn warnte, dass in Stalins Russland sogar die Bäume Ohren hätten. Er behielt recht. Mandelstam wurde festgenommen, der Haftbefehl war unterzeichnet von Genrich Grigorjewitsch Jagoda persönlich, dem allmächtigen Chef der Geheimpolizei NKWD. Pasternak versuchte, sich für seinen Freund einzusetzen, und wandte sich an Nikolai Bucharin, den einflussreichen Herausgeber der Zeitung *Iswestija*, und einige Parteifunktionäre, von denen er sich Unterstützung erhoffte.

Wenn Pasternak gehofft hatte, dass sein Besuch bei Bucharin auf der höchsten Ebene der Parteihierarchie Aufmerksamkeit für die Sache Mandelstam erregen würde, war sein Plan ein voller Erfolg. Einige Tage später klin-

gelte das Telefon in seiner Wohnung, und eine Stimme liess ihn wissen: «Genosse Stalin möchte Sie sprechen.» Nach einer kurzen Pause kam eine andere Stimme in die Leitung, und der Dichter merkte, dass es tatsächlich Stalin war, der ihn fragte, was man über ihn und Mandelstam in Literaturkreisen so sage. Pasternak war ausser sich vor Angst und versuchte, sich von seinem Freund und Kollegen zu distanzieren. Er sagte, er glaube nicht, dass es in Russland noch Literatenkreise gebe, ausserdem seien Mandelstams Ansichten über Dichtung völlig andere als seine eigenen und niemand spreche über das Gedicht. Stalin hörte schweigend zu. Als Pasternak zitternd und zögernd zum Ende gekommen war, sagte er nur: «Ich verstehe. Du kannst Dich nicht für einen Genossen einsetzen.» Der Diktator legte auf.¹³

Trotz Pasternaks Behauptung, dass es in Moskau keine Literatenkreise mehr gebe, folgte auf Mandelstams Festnahme eine Welle von Repressionen gegen Schriftsteller. Mandelstam selbst wurde gemeinsam mit seiner Frau in die Stadt Tscherdyn im nördlichen Ural verbannt – ein Schicksal, das allgemein als Beweis dafür angesehen wurde, dass auch Stalin gnädig sein konnte. Anderen erging es schlechter. Mandelstams Freundin Anna Achmatowa war ebenfalls bei einer Lesung des Gedichts anwesend gewesen. Ihr erster Mann war schon 1921 von den Bolschewiken hingerichtet worden. Jetzt wurden ihr Partner, der Kunsthistoriker Nikolai Punin, und ihr 21 Jahre alter Sohn Lew festgenommen und beschuldigt, konterrevolutionäre Umtriebe unterstützt zu haben. Beide wurden freigelassen und bald darauf wieder festgenommen. Lew überlebte, Punin aber starb im Gulag.

Unter Gorkis Vorsitz wurde die sowjetische Literatur vom Sojus pissewri (SSSR), dem sowjetischen Schriftstellerverband, gelenkt. Im August 1934, bei aussergewöhnlich heissen Temperaturen, hielt die Union einen internationalen Schriftstellerkongress ab, zu dem auch ausländische, für ihre linken Sympathien bekannte Autoren eingeladen wurden: der deutsche Expressionist Johannes R. Becher sowie André Malraux, Paul Nizan und Louis Aragon aus Frankreich. Ein weiterer Gast, Klaus Mann, schrieb begeistert: «Der Schriftsteller-Kongress demonstriert vor allem Eines: den vitalen Zusammenhang, der hier besteht zwischen dem literarischen Produzenten und seinen Abnehmern, den Lesern; zwischen Schriftsteller und Publikum; zwischen Literatur und Volk [...] Die grosse Tat der sozialen Neuordnung [...] erzeugt bei den russischen Schriftstellern eine Stimmung von eclatantem Optimismus.»¹⁴

Manns Naivität erscheint verstörend, aber andere Schriftsteller waren ähnlich enthusiastisch, und ihre Haltung war vielleicht auch eine Reaktion auf das deutsche «Pogrom des Intellekts» im Jahr zuvor. Die sowjetischen Behörden waren jedenfalls sehr darauf bedacht, die freie Meinungsäußerung ihrer ausländischen Gäste in keiner Weise zu behindern, und einige Autoren, die gezwungen gewesen waren, ihre Heimat zu verlassen, und die ihren Lebensunterhalt verloren hatten, glaubten hier ein literarisches Paradies gefunden zu haben. Willi Bredel, der ehemalige Präsident der Akademie der Künste in Berlin, der nur wenige Monate zuvor aus einem deutschen Konzentrationslager entkommen und nach Moskau geflohen war, verlieh dieser illusorischen Verbrüderung in seiner Rede vor dem Kongress Ausdruck: «Ich bringe euch heisse, brüderliche Grüße der Antifaschisten in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern Deutschlands [...] wir werden nicht ruhen, bevor nicht der Faschismus selbst zerschmettert am Boden liegt, und Deutschland dem werktätigen Menschen gehört, der deutsche Arbeiter, der Erbe der klassischen Philosophie und Literatur, Deutschland wieder zu einem Kulturland der Wissenschaft und Künste, zu einem Volk der Dichter und Denker macht.»¹⁵

1934

Danke, Jeeves

Ich war ein bisschen beunruhigt. Nichts von Bedeutung, aber immerhin ein klein wenig besorgt. Wie ich so in meiner geliebten Wohnung sass und nachdenklich das Saxophon blies – ich widmete mich seit einiger Zeit dem Spiel dieses Instrumentes mit voller Hingabe –, hätte man nicht gerade sagen können, dass meine Stirn gefurcht war, aber man hätte auch nicht unbedingt das Gegenteil behaupten können. Es schien mir, dass sich eine Situation ergeben hatte, die einigermaßen unheilschwanger war.

«Jeeves», fragte ich, «wissen Sie was?»

«Nein, Sir.»¹

P.G. Wodehouse, «Thank you Jeeves»

Bertie Wooster sass wieder einmal in der Klemme. Das war nichts Besonderes für den freundlichen Trottel aus der Oberschicht, der die Angewohnheit hatte, zu viel zu trinken und zu wenig zu denken. Zum Glück für ihn und für den Rest der lesenden Menschheit gab es aber Jeeves, seinen übermenschlich intelligenten Butler, der immer einen diskreten Ratschlag, eine entscheidende Information und ein Gebräu, das garantiert mit jedem Kater fertig wurde, zur Hand hatte.

Thank you, Jeeves, der erste Bertie-Wooster-Roman, wurde von P.G. Wodehouse im März 1934 veröffentlicht. Der Autor selbst nannte seine Romane «musikalische Komödien ohne Musik». Seine Figuren machten ihn zu einem wohlhabenden Mann – so wohlhabend, dass der Schöpfer von zutiefst britischen Figuren wie Bertie, seinen fürchterlichen Tanten, seinem vertrottelten Onkel Lord Elmsworth und seinem Kumpel Gussie Fink-Nottle inzwischen in Frankreich und den Vereinigten Staaten lebte, um den hohen Steuern in seinem Heimatland zu entgehen.

Vielleicht trug seine lange Abwesenheit aus Grossbritannien dazu bei, aus seinen Büchern perfekte Zeitkapseln zu machen, denn obwohl Wodehouse bis in die 1970er Jahre hinein schrieb, war die soziale und emotionale Welt

seiner Romanfiguren fest in den 1920ern verankert. Wodehouse hatte seine Kindheit in verschiedenen englischen Internaten verbracht, in denen sein Vater, ein Richter im Kolonialdienst, ihn geparkt hatte.

Die Leichtigkeit des Universums von Bertie Wooster war das Geheimnis der Popularität von Wodehouses Geschichten und Romanen, die mit erstaunlicher Geschwindigkeit förmlich aus seiner Schreibmaschine flogen. Die Zeit verspürte grossen Hunger nach musikalischen Komödien, mit oder ohne Musik. Im Grossbritannien der 1930er Jahre gab es sonst wenig zu lachen. Es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise, und für viele Briten war das Leben nur in der Zeit von Queen Victoria ähnlich hart gewesen.

Eine andere Wirklichkeit

Grossbritannien hatte den Krieg finanziert, indem es Investitionen im Ausland liquidierte, Steuern erhöhte und sich zusätzlich von den Vereinigten Staaten Geld lieh, was die Schulden des Landes auf das Zwölfwache des Vorkriegsniveaus explodieren liess. Die Regierung stand mit acht Milliarden Pfund in der Kreide, nach heutigem Wert etwa 500 Milliarden Euro. Die Schuldenlast hatte die konservative Regierung unter Premierminister Stanley Baldwin gezwungen, die Steuern noch einmal anzuheben. 1929 hatten die Wähler auf diese zusätzliche Belastung reagiert, indem sie eine Labour-Regierung unter Ramsay MacDonald in die Downing Street brachten.

Ein Grossteil des britischen Wohlstands basierte auf Exporten, die durch den Krieg ebenfalls Schaden genommen hatten. 40 Prozent der Handelsflotte waren durch deutsche U-Boote versenkt worden, und der Weltmarkt blieb nach dem Krieg schwach. Damit aber noch nicht genug der wirtschaftlichen Probleme für das Land: Die Schwerindustrie wie Kohle und Stahl, aber auch andere Industriezweige wie die Baumwollverarbeitung operierten mit veralteten Maschinen und Methoden und hatten so im internationalen Wettbewerb mit immer grösseren Nachteilen zu kämpfen. In den Bereichen Chemie, Elektromaschinen und Präzisionsinstrumente waren die Briten schon vor dem Krieg von Deutschland und den Vereinigten Staaten überholt worden.

In vielerlei Hinsicht hatte der Krieg nur eine Krise beschleunigt, die bereits vor 1914 am Horizont sichtbar war, denn Grossbritannien hatte einen



Streikbrecher in Rhondda

Grossteil seines Absatzes in den eigenen Kolonien gemacht und war dadurch immer weniger in der Lage, mit der europäischen Konkurrenz mitzuhalten. Trotzdem war das britische Kolonialreich immer noch gigantisch, doch die geringe Nachfrage in den Nachkriegsjahren und die Weltwirtschaftskrise stürzten das Land in immer tiefere Probleme.

1930 war die Textilproduktion, die die Hälfte des Exportvolumens ausmachte, um zwei Drittel gesunken; der Schiffsbau, seit vielen Jahrzehnten der wirtschaftliche Motor der Tyne- und Clyde-Region im Norden des Landes, war auf nur sieben Prozent des Vorkriegsniveaus gefallen; die Kohleförderung war um 20 Prozent zurückgegangen. Nicht einmal die berühmte Cunard Line schaffte es, kostendeckend zu arbeiten, und am 10. September 1931 mussten die Arbeiter von John Brown's Shipyard, wo gerade ein neues Passagierschiff gebaut wurde, am Fabrikator folgende Mitteilung lesen: «Die Arbeit aller Angestellten [...] wird heute Mittag eingestellt.» 3'000 Männer verloren auf einen Schlag ihre Arbeit, bei den Zulieferern war der Lebensunterhalt von weiteren 10'000 Menschen gefährdet. Für viele Arbeiter sah die ehemalige Fabrikhalle der westlichen Welt immer mehr wie ein Armenhaus aus.

Besonders schwer betroffen waren die Kohlebergwerke. In Wales und im Norden Englands waren die Zechen und ihre Zulieferer praktisch die einzigen Arbeitgeber, und um die Bergwerke herum hatte sich eine starke und stolze Arbeiterkultur entwickelt. Jetzt aber waren die Kohleexporte von 287

Millionen Tonnen 1913 auf nur noch 40 Millionen Tonnen geschrumpft, ein Rückgang von 86 Prozent.

In vielen Städten wurde es plötzlich fürchterlich still, der Himmel war nicht mehr von schwarzem Rauch erfüllt, Häuser und Gesichter waren nicht mehr von schwarzem Kohlenstaub bedeckt. Die Strassen waren ungewöhnlich sauber, aber ihre Bewohner hatten weder Ersparnisse noch irgendwelche Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Hunderttausende von Bergleuten waren gezwungen, nur noch drei oder vier Tage pro Woche zu arbeiten, und ihr Lohn, der bis jetzt gerade so ausgereicht hatte, um Leib und Seele beisammenzuhalten, sank unter die Armutsgrenze. Werften, Bergwerke und Fabriken standen still und leer, Fördertürme, Kräne und Gleise rosteten in der Grabesstille der Rezession vor sich hin.

Eine Reise durch den Verfall

Für die von Wodehouse so liebevoll karikierten Privilegierten, deren Familien durch die wirtschaftliche Expansion des 19. Jahrhunderts reich geworden waren, war all dies kein Problem. Der Grossteil der Briten aber begann eine neue Hoffnungslosigkeit zu spüren. Ein anderes, ebenfalls 1934 veröffentlichtes Buch zeigte ein Land, das mit der Heimat von Bertie Wooster scheinbar nichts gemein hatte. Der Journalist und Schriftsteller J.B. Priestley war ein Jahr lang mit dem Bus durchs Land gereist und hatte seine Eindrücke in seinem Buch *English Journey* festgehalten. Seine Erkundungen begannen im noch immer wohlhabenden Süden des Landes und führten ihn bis in den von der Rezession schwer getroffenen industriellen Norden. Sein Reisebericht bot ein anschauliches Bild mit enormen Gegensätzen, und manchmal schien es, als könnten seine Schilderungen nicht aus ein und demselben Land stammen.

Schon Priestleys erste Begegnung im Bus aus London hinaus beschrieb den Kern des Problems, das ihn während der ganzen Reise begleiten sollte: die Folgen des Börsenkrachs von 1929. Einer seiner Mitreisenden war «ein dünner Mensch, etwa Mitte vierzig, er hatte eine scharf geschnittene Nase, einen getrimmten Schnurrbart, eine randlose Brille und eine riesige Stirn, geräumig genug für Einstein, die meistens nichts zu sagen hat.»² Der Mann erzählte, dass er erst kürzlich ein Geschäft eröffnet habe und damit bankrottgegangen sei:

«Tea Rooms». Er zeigte auf ein Teehaus, an dem wir vorbeifuhren. «Ich habe es mal versucht. Die Gattin wollte das. In Kent. Sogar eine gute Lage, an der Hauptstrasse. Alles war sehr schön, wirklich sehr schön. Wir nannten es The Chaucer Pilgrims – wissen Sie, Chaucer. Im alten Stil – Tudor, wissen Sie – schwarze Balken und all das. Es rentierte sich nicht. Ich hätte gar nicht erst damit angefangen, aber die Gattin wollte es. Wenn Sie mich fragen, was uns den Rest gegeben hat, würde ich sagen, es war das Problem in Amerika. Das Teehaus lag an der Strasse nach Canterbury, sehen Sie – Chaucer Pilgrims –, aber die amerikanischen Touristen kamen nicht. Ich würde ein Teehaus nie wieder anrühren, selbst wenn man es mir schenken würde.»

Doch trotz dieses unerfreulichen Einzelfalls sei der Süden Englands noch immer grün und angenehm, notierte Priestley. In Southampton fand er die Gehsteige «voller sauberer und lächelnder Menschen, meistens Frauen, und die Geschäfte in der Hauptstrasse schienen einen guten Umsatz zu machen [...] Anfangs fühlte ich mich wie ein Mann, der in ein kommerzielles Märchen hineingeraten ist. Die Menschen, die sich um mich drängten [...] schienen alle wohlgenährt, gut angezogen, fröhlich, fast überschwänglich. Die Sonne lächelte auf sie herab, und ich tat es auch.»³ Seine nächsten Stationen waren Bath – «wie eine schöne Kaiserwitwe, die einen Empfang gibt» – und Bristol – «eine noble Stadt. Die Menschen sind zu Recht stolz auf sie.»

Auf seinem Weg nach Norden fuhr der Autor durch die Cotswolds mit ihren malerischen Dörfern und Landhäusern und ihrem historischen Reichtum, und es schien ihm, als wäre England ein wohlhabendes Land, sogar für die auf den unteren Sprossen der sozialen Leiter. «Die Männer auf dem Land werden nicht gut bezahlt, können von ihrem Lohn aber leben. Die Menschen sahen zufrieden aus. Besonders den Kindern schien es gut zu gehen.»⁴ Er besuchte unterwegs Fabriken, notierte sich Eindrücke und Unterhaltungen. Er sah zu, wie Autos, Busse und Schreibmaschinen gebaut und Schokolade hergestellt wurde, in einem Land, das stolz war auf seine Produkte und seinen Handel.

Von Birmingham aus fuhr Priestley ins Black Country und in die «metallic Midlands», und hier begannen sich die Dinge zu ändern. «Ich fuhr hinab in die gigantische, rauchige Senke und sah, wie sie sich in unzählige Werkstätten, schmutzige Häuserreihen, Kneipen und Kinos, Lager voller verrostetem Metall und grosse ungenutzte Flächen verwandelte [...]

Die Orte, die ich sah, hatten Namen, aber diese Namen waren nichts als Alliteration: Wolverhampton, Wednesbury, Wednesfield, Willenhall und Walsall.»⁵

In den Industriestädten der Midlands fiel Priestley zum ersten Mal die Armut auf, die ihn an die Romane von Charles Dickens erinnerte. Er besuchte einen jämmerlichen Jahrmarkt, um dort die als solche angepriesene «hässlichste Frau der Welt» zu bewundern («ich frage mich immer noch, was wohl in ihrem fürchterlich geformten Kopf vor sich ging, was sie von ihren Reisen dachte [...], von ihrem Platz in der Gesellschaftsordnung, vom gaffenden Publikum»), und in Liverpool besuchte er «die seltsamste Kirchengemeinde in England», die von einem Pfarrer geleitet wurde, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, sich um die Kinder der Prostituierten zu kümmern, die im Hafen arbeiteten und von denen viele aus den britischen Kolonien gekommen waren oder dort gearbeitet hatten. Diese Kinder waren meistens von ihren Müttern ausgesetzt worden: «Gesichter, die während einer Saison in den Tagen von Queen Victoria in den Bordellen gegläntzt hatten, starrten uns jetzt an und murmelten uns etwas zu. Port Said und Bombay, Sansibar und Hong Kong waren hier. Die Babys erzählten die Geschichte in aller Deutlichkeit. Sie hatten alle Farbtöne, und Asien und Afrika sahen ihnen aus den Augen.»⁶

Als er ausserhalb der Touristensaison in Blackpool ankam, fand er eine Geisterstadt vor. «Ihr Anblick war sehr heruntergekommen, nachdem sie nur ein oder zwei Wochen in diesem atlantischen Wetter vernachlässigt worden war. Alle waren weg: die Fiedler und die Wahrsager, die Clowns, die billigen Händler, Kellner und Verkäufer von Pfefferminz- und Ananas-Bonbons. Irgendjemand präsentierte mit Stimme, Klavier und Saxophon die ‚Hits der Saison‘.»⁷ In Blackburn zeigte sich eine noch dunklere Wirklichkeit. Der ehemals florierende Baumwollhandel war zum Stillstand gekommen. «Man kann dort oben mietfrei eine Baumwollmühle haben, wenn man bereit ist, sie zu betreiben», bemerkte Priestley. «Niemand hat Geld, um Mühlen zu kaufen, zu mieten oder zu unterhalten. Der ganze Distrikt ist über die Jahre in den totalen Bankrott gerutscht.»

«Überall erzählte man Geschichten von ruinierten Geschäftsleuten. Ich hörte von einem ehemaligen Baumwollkönig, den man jetzt sehen konnte, wie er auf der Strasse Zigarettenkippen aufsammelte. Ein anderer war Busfahrer, noch einer hatte einen Stand auf dem Markt, ein weiterer ist Barman.» Eine Frau beschwerte sich über die Veränderung der Landschaft. «Es ist schrecklich», sagte sie, niemand hat Arbeit. Ich kann den Ort kaum

noch wiedererkennen. Alles wird sauber. Der Schmutz verschwindet, weil die Mühlen nicht mehr in Betrieb sind. Backstein und Stein werden sichtbare»⁸

Es war ein brutales Grossbritannien, das aus Industrieruinen, Slums, verlassenen Fabriken und hungrigen Kindern bestand. Ein Boxkampf in Newcastle war die einzige Unterhaltung für Arbeitslose und gleichzeitig eine letzte Möglichkeit, einige Shillings zu verdienen, wenn man mutig genug war, in den Ring zu steigen: «Es gab eine Menge Blut, auch, weil die meisten Boxer Novizen waren, die wild drauflosschlugen und leicht bluteten [...] Die Menge störte sich nicht daran. Es war eine blutrünstige Meute [...] ‚Oh, du Bastard!‘, riefen sie voller Erregung, wenn einer der fleckigen Handschuhe mit einem bösen, dumpfen Aufprall ins Ziel traf [...] Es war unerbittlich hässlich.»⁹

Als Priestley in Jarrow in der Grafschaft Durham ankam, wo 80 Prozent der arbeitenden Bevölkerung keinen Job hatten, blickte er endgültig in den sozialen Abgrund: «Es gibt in Jarrow kein Entkommen aus dem allgegenwärtigen Elend, denn es ist zur Gänze eine Arbeiterstadt. Manch kleine Strasse ist vielleicht noch heruntergekommen als die anderen, aber für den Aussenstehenden sehen alle gleich aus. Jedes zweite Geschäft ist geschlossen. Wo immer ich hinging, hingen Männer herum, nicht Dutzende, sondern Hunderte und Tausende. Die ganze Stadt sah aus, als ob es ein ewiger, elender, öder Sabbat wäre. Die Männer hatten die niedergeschlagenen Mienen von Kriegsgefangenen.»¹⁰

Die Rümpfe von halbfertigen Schiffen rosteten in langen Reihen vor sich hin, nachdem die Investoren sich aus den Werften zurückgezogen hatten und sie bankrottgehen liessen, und die Bergwerke in den umliegenden Dörfern hatten kaum Arbeit und zahlten weniger, als zum Leben nötig war. Die Arbeitslosen waren so verzweifelt, dass die elementarsten Sicherheitsregeln missachtet wurden: «Während der fünf Jahre vor 1931 wurden mehr als 5'000 Männer in den Kohleminen getötet und mehr als 80'000 verletzt. Schätzungen zufolge wurde 1932 fast jeder Fünfte, der unter Tage arbeitet, verletzt. Die Frauen in den Bergwerksdörfern leben ständig in der angstvollen Atmosphäre der Kriegsjahre.»¹¹

Das Leben war hart für die Arbeitslosen, und das galt nicht nur für die Arbeiter im Norden. Max Cohen, ein arbeitsloser Tischler, kannte «die taube Endlichkeit, die herrscht, wenn man überhaupt kein Geld mehr hat». Er hatte seine Stelle verloren, und bald darauf drehten sich seine Tage nur noch darum, wo er die nächste Mahlzeit herbekam:

Das Leben [...] war aufgeteilt in mehr oder weniger feste Abschnitte [...] Da war der Freitag [...] der Tag, an dem ich nach fieberhaftem Warten auf dem Arbeitsamt die lebensrettenden vierzehn Shillings bekam. Nachdem ich sechs Shillings und sechs Pence Miete bezahlt hatte, konnte ich, mit viel Sorgfalt und Selbstbeherrschung, mehr oder weniger normal die erste Wochenhälfte verbringen. Natürlich hatte ich nichts, um meine Kleidung zu ersetzen oder mir kleine Luxusgüter zu leisten, gleichgültig wie unerheblich. Ab Dienstag kam der Ruin [...] Ich hatte kein Geld mehr und so auf eine gewisse Weise auch nichts, was mir Sorgen bereitete [...] Ich lebte von dem, was übriggeblieben war von dem, was ich am Anfang der Woche gekauft hatte – trockenes Brot und einige Stücke Käse ohne Geschmack. Ich musste nur meinen Gürtel enger schnallen, den leeren Schmerz in meinem Bauch ignorieren und es bis zum Freitag schaffen, wenn die Rettung wieder kam.¹²

Mit etwas Glück konnte ein junger Mann mit einer Ausbildung irgendwann wieder eine Anstellung finden. Aber für diejenigen, die wirklich arm waren, gab es scheinbar keinen Ausweg. Noch immer gab es Slums in Londons East End, die direkt aus einem Dickens-Roman zu stammen schienen. Ein Beamter beschrieb diesen Teil der Stadt als «für uns so unbekannt wie die Trobriand-Inseln».¹³ Der Mangel an Wohnraum war so eklatant, dass 1931 ein Drittel der Londoner Bevölkerung ein Zimmer mit mehr als zwei anderen Menschen teilte. Nur 37 Prozent der Familien konnten sich den Luxus leisten, ein Haus oder eine Wohnung für sich zu haben.

Ein Dandy träumt von der Diktatur

Für die britische Regierung waren die 1930er Jahre eine Zeit der Dauerkrise. Bei 2,5 Millionen Arbeitslosen und weit verbreiteter Armut schien auch eine Revolution nicht ausgeschlossen, und die Entbehrungen der Krise reichten bis in die Regierung. Ramsay MacDonald, der Labour-Premier der Koalitionsregierung, der als unehelicher Sohn einer schottischen Magd geboren worden war, ass im Winter jeden Abend im offiziellen Speisezimmer seines Amtssitzes in Downing Street Nummer 10, weil er es sich nicht leisten konnte, seine Wohnung zu heizen.

MacDonald versuchte die wirtschaftlichen Probleme einzudämmen und zumindest denen zu helfen, deren Situation wirklich verzweifelt war.

Als Finanziers in der City of London ihn zwangen, die Arbeitslosenhilfe drastisch zu senken – was letztlich Millionen von Menschen dazu verdammt, Hunger zu leiden –, weigerte sich die Hälfte seines Kabinetts, für diese Massnahme zu stimmen, und der Premierminister bot seinen Rücktritt an. König George V. aber wies ihn an, auf seinem Posten zu bleiben und «das Land durchzubringen».

MacDonalds Schatzkanzler Philip Snowden sah sich selbst als Sozialisten, glaubte aber gleichzeitig fest an die Selbstregulierung des freien Marktes. Deswegen bestand er auf einer Politik der Härte. Als das Jahr 1931 zu Ende ging, mussten freilich beide Männer eingestehen, dass ihre Politik gescheitert war. Auch mit Unterstützung der Liberalen konnten sie die doppelte Bürde der Schuldenrückzahlung und der enormen Sozialausgaben im eigenen Land bei ständig sinkendem Steueraufkommen nicht mehr schultern.

Der Premierminister wählte das, was er als das geringere Übel sah: Er lud die konservative Partei ein, mit ihm eine Regierung der nationalen Einheit zu bilden. Zwar führte diese Initiative dazu, dass sowohl er als auch Snowden aus der Labour Party ausgeschlossen wurden, doch bei den Wählern war sie beliebt. Bei den Parlamentswahlen im November stürzte Labour von 287 Sitzen auf nur noch 54 ab, während MacDonald und seine Koalition mit einer komfortablen Mehrheit in die Downing Street zurückkehrten. Sein neuer Finanzminister war der Konservative Neville Chamberlain, der es schaffte, das Budget 1934 auszugleichen – überwiegend auf dem Rücken der ärmsten Briten. MacDonald war gegen diese Politik, konnte aber ohne die Unterstützung der Tories nicht regieren.

Politisch schwach und bei schlechter Gesundheit, war MacDonald nicht imstande, sich gegen seinen Finanzminister durchzusetzen. Chamberlain hatte die Arbeitslosenunterstützung um 20 Prozent gekürzt (was für Max Cohen hiess, dass sein Geld schon am Montag aufgebraucht war) und der Bevölkerung weitere schmerzhaft Opfer abverlangt. Ernsthafte Unruhen waren die Folge. 1932 und 1933 marschierten Zehntausende Arbeitsloser in Hungermärschen aus Schottland und Nordengland nach London, und auch das Militär spürte allmählich die sozialen Spannungen. Als die Besatzung des Kriegsschiffs HMS Valiant darüber informiert wurde, dass ihr Sold um 25 Prozent, der der Offiziere aber nur um vier Prozent gekürzt werden sollte, kam es zur Meuterei.

Die Krise hatte auch noch andere Konsequenzen. Sir Oswald Mosley, ein als brillant geltender junger Baron, der zuerst als Konservativer ins Parla-

ment eingezogen war, dann unabhängig wurde und schliesslich zur Independent Labour Party wechselte, war Mitglied in MacDonalds erstem Kabinett gewesen. 1930 hatte er vorgeschlagen, die schwächelnde Wirtschaft mit der von dem Ökonomen John Maynard Keynes vorgeschlagenen Therapie durch grosse, schuldenfinanzierte Investitionen der öffentlichen Hand zu stabilisieren und gleichzeitig die heimische Industrie durch Schutzzölle und Verstaatlichungen zu stärken. Der Vorschlag wurde abgelehnt, woraufhin Mosley unter Protest von seinem Kabinettsposten zurücktrat und seine eigene Partei gründete, die New Party. Als die bei den Wahlen im November 1931 nicht einen einzigen Parlamentssitz ergattern konnte, wandte Mosley sich dem Ausland zu, um dort nach Inspiration für seine politische Karriere zu suchen. Bei einem Besuch in Rom wurde er zu einem grossen Bewunderer von Mussolinis faschistischer Regierung und kehrte mit dem festen Vorsatz zurück, in England eine ähnliche Bewegung ins Leben zu rufen.

Die British Union of Fascists (BUF) wurde 1932 gegründet und brüstete sich schon bald mit 50'000 Mitgliedern. Obwohl diese Zahl mit ziemlicher Sicherheit übertrieben ist, wurde die BUF eine Zeit lang von der einflussreichen Zeitung *Daily Mirror* unterstützt, die drei Millionen Exemplare täglich verkaufte und deren Eigentümer Lord Rothermere ein Bewunderer und persönlicher Bekannter von Adolf Hitler war. Im Januar 1934 druckte die Zeitung ein später berühmtes Editorial mit dem Titel «Hurrah for the Blackshirts», das Mosleys «solide, auf gesundem Menschenverstand beruhende, konservative Doktrin» pries.

1938 wurden die Blackshirts zur Zielscheibe von P.G. Wodehouses Spott. In einem neuen Abenteuer von Bertie Wooster und seinem grossartigen Butler Jeeves wurde aus Oswald Mosley Roderick Spode, der einer Bewegung namens «Black Shorts» vorstand. Die ungewöhnliche Kleiderordnung verdankte ihre Existenz der Tatsache, dass es «keine Hemden mehr gab», als Spode seine Partei gründete. Aber auch in der realen Welt schaffte Mosley es nicht, zum politischen Schwergewicht aufzusteigen. Er galt als zu narzisstisch und zu selbstgefällig, um als politischer Führer ernst genommen zu werden. Er liebte die guten Dinge im Leben, war auf allen Partys zu finden, Stammgast in verschiedenen Nachtclubs und kleidete sich entweder mit der auffälligen Eleganz eines wohlhabenden jungen Mannes aus der Oberschicht oder in der einfachen schwarzen Tunika seiner Partei.

Der Schatzkanzler Lord Birkenhead, der engste Freund von Winston



Der Dandy als Diktator: Oswald Mosley mit seinen Schwarzhemden, 1936

Churchill, nannte Mosley einen «parfümierten Gecken der duftenden Boudoirs».¹⁴ (Der aristokratische Politiker war berühmt für seine geistreichen Aperçus. Als ein Richter ihn fragte, was er einem Mann geben solle, der sich der Sodomie schuldig gemacht hatte, antwortete Birkenhead: «Dreissig Shillings, zwei Pfund, was immer Sie gerade bei sich haben.»¹⁵)

Mosleys Ansichten fanden einige Sympathie bei Angehörigen der britischen Oberschicht, von denen viele besorgt waren, dass eine bolschewistische Revolution ausbrechen könne. Auch König George V. sah in einer autoritären Regierung deutliche Vorteile. Sein ältester Sohn Edward, der von seinen Freunden Bertie genannt wurde und später als Edward VIII. den Thron bestieg, flirtete heftig nicht nur mit dem Faschismus, sondern auch mit Hitler und dem Nationalsozialismus, und diese «Affäre» zog sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wie eine offene Wunde durch die britische Politik, als der junge König und Faschisten-Bewunderer wegen seiner Mätresse Wallace Simpson längst abgedankt hatte.

Aber es gab auch warnende Stimmen. 1932 veröffentlichte John Strachey, Mosleys ehemaliger Privatsekretär, ein Buch mit dem Titel *The Coming Struggle for Power*. Strachey hatte sich von seinem ehemaligen Brötchen-

geber abgewandt und war Sozialist geworden. Nun warnte er die Briten davor, den Weg des Faschismus einzuschlagen: «Direkter, offener Terror gegen die Arbeiter und brutale Aggression gegen seine Rivalen sind die Mittel eines modernen Imperiums, um sich an der Macht zu halten. Die Bezeichnung für eine solche Politik lautet: Das ist Faschismus.»¹⁶ Doch trotz aller Sympathien von verschiedenen Seiten schaffte es der Faschismus nicht, in Grossbritannien zu einer Massenbewegung zu werden. Nachdem es 1934 bei einer Demonstration zu Gewalt zwischen den Schwarzhemden und ihren Gegnern gekommen war, war die Partei völlig isoliert. Zwei Jahre später verbot der Public Order Act paramilitärische Organisationen und das öffentliche Tragen politischer Uniformen. Inzwischen war die allgemeine Besorgnis über die wirtschaftliche und soziale Situation einer weit verbreiteten Hilflosigkeit gewichen. Der konservative, katholische Schriftsteller Evelyn Waugh klagte später, dass das «scheinbar solide, mit viel Geduld erbaute und wunderbar verzierte Gebäude des westlichen Lebens wie ein Schloss aus Eis über Nacht geschmolzen ist und nichts als eine Schlammputze hinterlassen hat».¹⁷ Für linke Intellektuelle sah die Situation noch bedrohlicher aus. Beatrice Webb, die in der sozialistisch orientierten Fabian Society eine führende Rolle spielte, war wie viele ihrer Gesinnungsgenossen blind gegenüber den Verbrechen der Sowjetunion. Kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung zeichnete sie ein düsteres Bild der Welt:

Die USA, in denen die Kriminalität sich wie ein Krebsgeschwür ausbreitet und unzählige Arbeitslose am Hungertuch nagen; Deutschland, das am Abgrund einer nationalistischen Diktatur steht; Italien, das sich mit seiner militärischen Schlagkraft brüstet; Frankreich, das Angst davor hat, einer Allianz von Italien, Deutschland und Österreich gegenüberzustehen; Spanien an der Schwelle zur Revolution; die Balkanstaaten, die einander bedrohen; der Ferne Osten in einem Zustand des anarchistischen Aufruhrs; der afrikanische Kontinent, der sich unsicher ist, ob seine Interessen und kulturelle Macht schwarz oder weiss sein werden; südamerikanische Staaten, die gewaltsam ihre Pseudodemokratien durch Militärdiktaturen ersetzen; und schliesslich – dem Rest der Welt feindselig gegenüberstehend und mitten in einer grossartigen Anstrengung, deren erfolgreicher Ausgang die kapitalistische Zivilisation bis in die Grundfesten erschüttern würde – Sowjetrussland.¹⁸

Das Klima der allgemeinen Verunsicherung wurde in den frühen 1930er Jahren von zahlreichen Veröffentlichungen aufgegriffen. Wie Stracheys *The Coming Struggle for Power* verkaufte sich auch George Douglas Coles *An Intelligent Man's Guide through World Chaos* sehr gut (50'000 verkaufte Exemplare) und stand in den Auslagen der Buchhandlungen neben *Hungry England* von Fenner Brockway. Einer der literarischen Erfolge des Jahres 1933 war der Roman *Love on the Dole* von Walter Greenwood (46'000 Exemplare), der in einem Armutsviertel in Greenwoods Heimatstadt Salford spielt. Im Jahr darauf kam das Magazin *Plan* an die Kioske. In der ersten Ausgabe wurde darüber spekuliert, dass «ein wirtschaftlicher Zusammenbruch und internationale Anarchie die Zivilisation zu zerstören drohen».

Herausgeber des Magazins war die Federation of Progressive Societies and Individuals, der einige von Grossbritanniens einflussreichsten Intellektuellen angehörten, unter ihnen die Feministin und Pazifistin Vera Brittain, der Labour-Aktivist und Verleger Leonard Woolf, Ehemann von Virginia Woolf, Aldous Huxley, der Autor des Romans *Brave New World* (1932), der Philosoph, Mathematiker und Gesellschaftskritiker Bertrand Russell und der Science-Fiction-Autor H.G. Wells. Von dem von einem anonymen Autor verfassten und im linken Verlag Victor Gollancz erschienenen *Handbook of Marxism* verkauften sich allein im Jahr 1935 rund 33'000 Exemplare. Zu den weiteren populären Büchern der Zeit gehörten Walter Brierleys Roman *Means-Test Man*, der eine Woche im Leben eines arbeitslosen Bergarbeiters in Derbyshire schildert, und George Dangerfields *The Strange Death of Liberal England*, eine kritische Analyse des englischen Liberalismus, der nach Ansicht des Autors versagt und keine Antworten auf die sozialen und wirtschaftlichen Herausforderungen des 20. Jahrhunderts zu bieten hatte.

In seinem bequemen französischen Steuerexil sann auch P.G. Wodehouse über die revolutionären Umtriebe in seinem Land nach. In *Thank You, Jeeves* gerät Bertie Wooster in eine unmögliche Situation nach der anderen, bis sein unersetzlicher Butler schliesslich kündigt, weil er das dissonante Gezupfe seines Arbeitgebers auf dessen neuestem Spielzeug, einer Banjolele (einem Zwischending zwischen Banjo und Ukulele), nicht mehr erträgt. Ohne die praktische Intelligenz von Jeeves aber wird Wooster endgültig zum Spielball jeder dummen Idee, die ihm durch den Kopf geht. Überdies fühlt er sich bedroht, denn er hat das Gefühl, seinem neuen Butler nicht trauen zu können: «Ein melancholischer Geselle mit einem länglichen, hageren Gesicht und

tiefliegenden, stechenden Augen [...] Äusserlich war er ganz Respekt und Unterwürfigkeit, aber innerlich – das konnte man sehen – betrachtete er Bertram als Tyrannen und Ausbeuter [...] Er sagte nichts, sondern blickte mich nur an, als suche er in Gedanken schon einen passenden Laternenpfahl für mich aus.»¹⁹

Die Blackpoolisierung der Welt

Wie der reisende Essayist J.B. Priestley festgestellt hatte, hatten nicht alle Briten gleichermassen unter den Auswirkungen der Wirtschaftskrise zu leiden. Für die Mittelschicht in Südengland verbesserte sich die Situation sogar, denn im Dienstleistungssektor und im Einzelhandel legte die Wirtschaft wieder zu. Während der 1930er Jahre wurden in den Londoner Vorstädten und in den sogenannten Home Counties um London herum drei Millionen neue Häuser gebaut und verkauft, die Zahl der privaten Autos verdoppelte sich, Telefone, Rundfunkgeräte, Staubsauger und andere Haushaltsartikel wurden zu alltäglichen Gebrauchsgegenständen. Grosse Kaufhäuser und Supermärkte wie Woolworths und Marks & Spencer eröffneten neue Niederlassungen.

Trotz dieses regionalen Wohlstands aber war das Universum, das Wodehouse in seinen Romanen mit virtuoser Komik beschrieb, im Verschwinden begriffen. Denn trotz Arbeitslosigkeit und trotz der Entbehrungen im täglichen Leben entschieden sich immer weniger Menschen dafür, eine Stellung als Diensthilfe anzunehmen. Die potentiellen Jeeves' dieser Zeit assen lieber geräucherte Makrelen und Brot, das sie mit dünnem Tee hinunterspülten, als 24 Stunden am Tag die persönlichen Vorlieben derer zu befriedigen, von denen die Generation ihrer Eltern noch als «bessere Leute» gesprochen hatte. In der Vergangenheit hatten Stellungen wie Butler, Kammerdiener, Hausmädchen oder Köchin Millionen Menschen ein bescheidenes Einkommen verschafft, allerdings um den Preis des Verzichts auf ein Privatleben, denn den Diensthilfen war es häufig nicht erlaubt zu heiraten und sie nannten meist nur ein kleines Zimmer ihr Eigen. Eine Gesellschaft ohne Diensthilfen schien damals undenkbar.

Natürlich gab es auch in den 1930er Jahren noch Diensthilfen, aber ihre Zahl nahm immer weiter ab. Eine 1931 in London durchgeführte Studie zeigte, dass zwar mehr Frauen in häuslichen Berufen arbeiteten als in jedem anderen Wirtschaftssektor, dass es aber insgesamt etwa ein Drittel weniger

waren und die meisten Frauen sich nun Jobs suchten, die ihnen mehr persönliche Freiheit erlaubten. Auf die Frage, ob sie eine Stellung als Dienstmädchen annehmen würden, antworteten viele von ihnen, dass ihnen praktisch jede andere Stelle lieber wäre. Das galt auch für andere, ärmere Gegenden. Eine Studie des Arbeitsministeriums in Nordwestengland kam zu dem Ergebnis, dass von 380 arbeitslosen und alleinlebenden Frauen – traditionell ideale Kandidatinnen für ein Leben in der Dienstmädchenkammer eines wohlhabenden Haushalts – gerade einmal vier bereit waren, eine solche Stellung anzunehmen. In Preston in Lancashire waren es gar nur elf von 1'248 Frauen.

In der britischen Gesellschaft war eine grundlegende Veränderung eingetreten – kaum sichtbar, aber auch nicht umkehrbar. In den wohlhabenderen Gegenden des Landes bot eine modernere, stärker auf Dienstleistungen ausgerichtete Wirtschaft andere und bessere Möglichkeiten für Menschen aus der Arbeiterklasse. Das Leben eines Dienstmädchens versprach wenig Geld, kaum Freizeit, keinerlei Chance auf Karriere oder eine Familie, und meistens galt die eiserne Regel: «No gentlemen callers» – kein Männerbesuch. Ein Job in einer Fabrik, als Verkäuferin oder als Sekretärin war nicht viel besser bezahlt, aber die Arbeitszeiten waren geregelt, und in ihrer Freizeit konnten die Menschen leben, wie sie wollten. Überdies bekamen immer mehr Angestellte zumindest eine Woche unbezahlten Urlaub pro Jahr.

Die genauen Gründe für diese Veränderung lassen sich nur schwer benennen, aber die Erfahrung des Weltkriegs spielte sicher eine Rolle. In einer so stark nach Klassen aufgeteilten Gesellschaft wie der britischen waren viele Dienstmädchen enorm stolz darauf gewesen, einer bedeutenden Familie oder einem prominenten Gentleman zu dienen. Diese Haltung hatte sich durch den Krieg entscheidend geändert. Während die Idee der verlorenen Generation sich in den Köpfen der Privilegierten festgesetzt hatte, hatte sich das Bewusstsein der Arbeiterklasse durch die als inkompetent und zynisch geltende militärische Führung während des Krieges verändert und verhärtet. Ob diese Einschätzung gerechtfertigt war, ist unerheblich, aber der Gedanke, dass mutige «Löwen» aus der Arbeiterklasse von arroganten und verständnislosen «Eseln» der Oberschicht in den Tod geschickt worden waren, hatte sich in der breiten Bevölkerung festgesetzt. Die aus der modernen Massenproduktion resultierende Demokratisierung ging einher mit nachlassendem Respekt gegenüber denjenigen, die in der Gesellschaft obenauf waren.

Es war, als sei millionenfach Jeeves der Soldat und Bertie Wooster der Offizier gewesen. Natürlich ist der Butler viel zu professionell, um seinem Arbeitgeber gegenüber auch nur eine Andeutung dahingehend zu machen, trotzdem weiss er, dass der andere zwar über Geld und soziale Beziehungen verfügt, es aber keine Frage ist, wer in dieser Zweierbeziehung der Überlegene und Bessere ist und wer ohne den anderen verloren wäre. Der clevere Diener und sein dümmlicher Meister – die Konvention ist so alt wie die Komödie selbst, und von Aristophanes bis zu Molière und Mozart hatte sich das Publikum seit Jahrhunderten darüber amüsiert. Diesmal allerdings schien das Spiel in der wirklichen Welt vorbei zu sein. Jeeves blieb zwar auf seinem Posten (natürlich kehrt er im Roman zu seinem Arbeitgeber zurück, auch wenn dieser erhebliche Zugeständnisse machen muss), aber sein Schicksal liegt in seiner eigenen Hand, und es ist klar, dass ein Mann mit seinen Fähigkeiten von nun an ganz andere Möglichkeiten haben wird.

Auf seiner Reise durch England beschrieb J. B. Priestley diese Veränderung, indem er von drei verschiedenen Ländern sprach, denen er begegnet war: «Zuerst war da Old England, das Land der Kathedralen, der Münster und der Landhäuser, der Gasthäuser, der Pfarrer und der Landadligen [...] Es hat längst aufgehört, seinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen [...] Dann, so beschloss ich, gab es das England des 19. Jahrhunderts, das England von Kohle, Eisen, Stahl, Baumwolle, Wolle, Eisenbahnen; von Tausenden von Reihen identischer Häuser [...] Für diejenigen, die Glück hatten, war das kein schlechtes England, sehr solide und bequem [...].»²⁰

Über oder neben diesen beiden gab es noch ein Land, das völlig anders war: «Das dritte England gehörte eher seiner Zeit als dieser Insel an. Ich nehme an, dass Amerika sein eigentlicher Geburtsort ist. Dies ist das England der Durchgangs- und Umgehungsstrassen, der Tankstellen und Fabriken, die aussehen wie Ausstellungsgebäude, der riesigen Kinos, Tanzhallen und Cafés, der Bungalows mit winzigen Garagen und der Cocktailbars [...] Es besteht im grossen Stil und ist massenhaft produziert. Man könnte im Grunde Woolworths als sein Symbol sehen. Seine Billigkeit ist sowohl seine Stärke als auch seine Schwäche. Es ist seine Stärke, weil es durch die Billigkeit erschwinglich ist [...] In diesem England leben, zum ersten Mal in der Geschichte, Jack und Jill fast so gut wie ihre Herren und Herrinnen [...] Wie sein Meister wird auch Jack schnell zu irgendeinem Ort einer eher mechanischen Unterhaltung transportiert. Jill macht sich schön, genau wie ihre Herrin. Es ist ein England, endlich, ohne Privilegien. Vor vielen Jahren begann

das demokratische und unternehmerische Blackpool mit alledem, indem es erklärte, dass du so gut bist wie jeder andere, solange du den nötigen Sixpence hast. Das moderne England blackpoolisiert sich rasant.»

Die Küstenstadt Blackpool war ein populäres Reiseziel für die Angehörigen der Arbeiterklasse aus Nordengland und Schottland. Mit ihrem Geld kauften sie sich Unterhaltung, billige Waren und eine neue Identität ohne Unterwürfigkeit gegenüber den «besseren Leuten». Obwohl diese Fabrikarbeiter und Verkäuferinnen kaum eine neue Elite bildeten, schufen sie doch neue Freiräume, in denen die soziale Hierarchie durch die Sixpences in ihrer Tasche bestimmt wurde, also dadurch, über wie viel Geld man verfügte. Der familiäre Hintergrund und die Erziehung, die grossen Schutzpatrone und Förderer von unterbelichteten, aber als «solide Kerle» angesehenen Existenzen wie Bertie Wooster, verschwanden ganz allmählich in der Versenkung. Wie Priestley festgestellt hatte, war die Amerikanisierung der uralten englischen Hierarchie bereits Realität.

Auch in anderen Ländern verdrängten neue Eliten die alten, oft schneller und in manchen Fällen brutaler als in Grossbritannien. In der Sowjetunion und in Italien und in einem geringeren Ausmass auch in Diktaturen wie Ungarn wurden Gesellschaften gewaltsam neu geordnet. Die Ergebnisse waren nicht notwendigerweise gerecht, aber sie basierten nicht mehr auf dem richtigen Stammbaum oder dem Besuch der richtigen Schule. Die russische Aristokratie hatte grossteils das Land verlassen, und mancher ehemalige Graf verdiente jetzt sein Brot im Schweisse seines Angesichts als Journalist oder Taxifahrer in Paris oder New York. Das Bürgertum, das in Russland immer schon klein gewesen war, hatte sich zurückgezogen, die besten Posten waren für Kandidaten mit einwandfrei proletarischem Lebenslauf reserviert. In Deutschland stellten die Nationalsozialisten die neue Autorität in sozialen Fragen. Das alte Bildungsbürgertum, das den Aufstieg des Landes während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts möglich gemacht hatte, wurde auf die Seite gedrängt. An Universitäten, im Geschäftsleben, in der Kunst und auf anderen herausgehobenen Positionen zählten ein «arischer» Stammbaum und unbedingte Treue zur Partei.

Diese neue Situation schuf Gelegenheiten für viele, die vorher praktisch von allen Aufstiegsmöglichkeiten ausgeschlossen gewesen waren. Diejenigen, die jetzt Karriere machen konnten, ignorierten oft, dass andere, politisch weniger zuverlässige oder durch ihre Herkunft stigmatisierte Menschen von

dieser schönen neuen Welt ausgeschlossen waren, oder sahen diese Umkehrung der Verhältnisse mit unverhohlener Genugtuung.

Nur in den Vereinigten Staaten machte die «Amerikanisierung» ironischerweise kaum Fortschritte. Die Wirtschaftskrise war so überwältigend, dass die alten Eliten, sofern sie ihr Geld nicht verloren hatten, ihre Position wahrten oder sogar ausbauten. Es handelte sich um eine weiße Elite, eine Tatsache, die nur selten hinterfragt wurde. Amerikaner dunkler Hautfarbe wurden durch die Krise auf der sozialen und wirtschaftlichen Leiter immer weiter nach unten gedrückt. Die meisten von ihnen hatten weniger Chancen als vorher, jemals die notwendigen Sixpences zusammenzukratzen, um an der neuen, demokratisierten Gesellschaft teilhaben zu können.

1935

Route 66

It fell across our city like a curtain of black rolled down,
We thought it was our judgement, we thought it was our doom.

Woody Guthrie, «The Great Dust Storm»

Am Sonntag, den 14. April, konnten die Bewohner des Corn Belt, der grössten Getreide produzierenden Region in den Vereinigten Staaten, endlich aufatmen. In den vorangegangenen Monaten waren sie immer wieder von Staubstürmen heimgesucht worden, fürchterlichen, böswilligen und alles Leben erstickenden Winden, aber dieser Morgen war hell und klar, und es bedeutete eine grosse Erleichterung, endlich wieder die Sonne zu sehen. Dann, als es fast Mittag war, erstarb die letzte Brise in der Luft, das Licht wurde zu einem bedrohlichen Leuchten. Die Vögel begannen nervös zu zwitschern und verstummten schliesslich.

Am Horizont tauchte eine Wolke auf, ein schwarzes Band, so weit das Auge reichte. Sie wuchs schnell an, kam näher und trieb Tausende von schreienden Vögeln vor sich her. Der Sturm überfiel die Dörfer und Städte, schlimmer als alles, was die Menschen bisher erlebt hatten. Als er schliesslich die Häuser und ihre Bewohner erreichte, war es ein rabenschwarzer Wall, der dreissig Meter in die Höhe ragte, wütende, alles umfassende, brüllende Schwärze, Sodom und Gomorrha mitten in den Kornfeldern. Der schwarze Sonntag, wie dieser katastrophale Sturm genannt wurde, liess an einem einzigen Nachmittag 300'000 Tonnen Staub auf Menschen und Tiere herabregnen und verwandelte die ehemals fruchtbare Ebene in eine Wüste aus Sand, Dünen und tödlicher Dürre.

Es war der schlimmste Tag in einer schrecklichen Zeit, der letzte Schlag für die Hoffnungen von Hunderttausenden von Farmern, die hier seit Jahrzehnten das Land bestellt hatten, in einer Gegend, die einmal als das Paradies der Vereinigten Staaten beschrieben worden war, mit einem Erdreich wie

aus Schokolade, das in dicken Schollen von der Pflugschar fiel. Die Farmer waren ermutigt worden, sich hier anzusiedeln und das Land urbar zu machen, und viele waren dem Ruf gefolgt und hatten sich mit ihren eigenen Händen ein Leben in dieser weiten Ebene aufgebaut. Die Zeiten waren gut gewesen. Als die Vereinigten Staaten 1917 in den europäischen Krieg eingriffen, musste eine ganze Armee ernährt werden, und die Preise für Getreide kletterten an der Börse immer weiter in die Höhe.

Die Farmer in den fruchtbaren Gegenden von Minnesota, Iowa, Oklahoma, Kansas, Texas, Colorado und New Mexico reagierten auf diese Nachfrage, indem sie noch härter arbeiteten als zuvor, um den hungrigen Markt zu versorgen. Mit der einsetzenden Mechanisierung der Landwirtschaft kauften die meisten von ihnen auf Kredit Traktoren und Mährescher, um so die Produktivität zu steigern. Die Banken liehen ihnen Geld für die Maschinen, die wesentlich teurer waren als der jährliche Gewinn. Die Resultate aber sprachen für sich. Mit einem Pferdegespann konnte ein Farmer etwa drei Morgen pro Tag, also etwas 12'000 mehr als einen Hektar, bearbeiten. Mit einem Traktor konnte er eine Ebene beackern, die zwölfmal so gross war. Ein Mährescher konnte innerhalb von 14 Tagen das Getreide von 200 Hektar einbringen, sauber abgepackt in einer langen Reihe von Säcken. Aber die Farmer mussten auch feststellen, dass plötzlich ganz neue Kosten entstanden. Früher waren die eigene Arbeit, das Futter für die Pferde und einige Reparaturen die einzigen Kostenfaktoren bei der Feldarbeit gewesen. Jetzt kostete ein Hektar jeden Farmer vier Dollar für Treibstoff und Material, hinzu kam noch die Abzahlung des Kredits.

Solange der Krieg andauerte, lohnte sich die harte Arbeit, denn die Getreidepreise blieben hoch. Nach 1918 aber hatten mehrere gute Ernten volle Silos hinterlassen, und die Wirtschaft war dabei, sich auf die Friedenszeit umzustellen. Die Preise begannen zu sinken. Um weiterhin überleben zu können, erschlossen die Farmer neue Felder, um mehr Getreide zu produzieren. In Teilen von Kansas wuchsen die landwirtschaftlichen Flächen von 500'000 Hektar 1925 auf 800'000 Hektar fünf Jahre später, in anderen Regionen verdoppelte sich die Fläche sogar. Die jungfräuliche Erde war fruchtbar. Es folgten mehrere gute Ernten, was die Preise weiter drückte.

Die meisten Farmer arbeiteten in Schichten rund um die Uhr. Tagsüber glitzerten die Maschinen wie riesige Insekten auf den endlosen Feldern in

der Sonne, in der Nacht krochen sie mit ihren Scheinwerfern wie träge Glühwürmchen über die Fläche. Der Preisverfall verlangte eine immer höhere Produktivität. Das Wetter war gut. Ergiebige Regenfälle und sonnige Perioden erlaubten es immer wieder, grosse Ernten einzufahren, und jeden Tag wurden Tausende Hektar neu umgepflügt.

Dann, 1931, blieb der Regen aus. Zuerst war das nichts Besonderes, doch allmählich begannen die Menschen sich Sorgen zu machen. Auf eine schlechte Ernte folgte eine weitere, noch schlechtere. Die jungen Pflanzen auf den Feldern verdorrten unter der erbarmungslosen Sonne und wurden weisslich grau. Sie raschelten trocken im Wind, lange bevor sie reif waren. Die Hitze trocknete den Boden aus und liess ihn auf brechen, so dass sich ein Feld nach dem anderen in eine dürre Prärie verwandelte. Die fruchtbare Erde zerbröckelte und tanzte in Staubsäulen in der Luft.

Die Ebenen waren schon immer windig gewesen, doch die ungewöhnliche Hitze brachte starke Böen mit sich und wirbelte immer mehr Staub in die Luft. Einige Farmer erkannten, dass ihre Anbaumethoden diese staubigen Winde begünstigten. Millionen von Hektar waren jetzt kultiviert, und die neuen Maschinen bearbeiteten sie anders, als die alten Pflüge es getan hatten. Eine Pflugschar mit einem Pferdegespann drang tief in das Erdreich ein und produzierte grosse, schwere Schollen, die wie eine Bettdecke gewendet wurden. Die neuen Scheibenpflüge hingegen waren schneller und effizienter. Ein einziger Traktor konnte mehrere Reihen von Scheiben ziehen, die nur oberflächlich in die Erde eindringen und das Erdreich in kleineren Klumpen zurückliessen. Diese Methode erhöhte die Geschwindigkeit, und die Tiefe reichte immer noch für die Aussaat aus. Jetzt aber, ohne Regen, hatte das fragmentierte Erdreich dem Wind wenig entgegenzusetzen.

Als die Temperaturen von Jahr zu Jahr weiter anstiegen, wurden auch die Stürme stärker. Schwarze, trockene Unwetter trugen riesige Staubwolken über Hunderte von Kilometern. 1933 wurden 38 Staubstürme verzeichnet, im Jahr darauf waren es ein paar weniger. Dann aber kehrten sie zurück. 1936 gab es im Durchschnitt fünf Stürme pro Monat, und jeder von ihnen trug tonnenweise Staub mit sich, der einmal fruchtbare Erde gewesen war. Ein Sturm im Mai 1934 hatte 350 Millionen Tonnen Staub von den Feldern von Montana und Wyoming aufgewirbelt und die Dakotas überquert. Gegen Abend regnete ein Sturm mit 180 Stundenkilometern 6'000 Tonnen Staub auf Chicago herab, zog dann weiter nach Boston, New York, Washington

und Atlanta und erreichte schliesslich sogar Schiffe, die 500 Kilometer vor der Ostküste auf See waren.

Die Stürme frassen alles, was auf ihrem Weg lag, mit ungeheurer Gewalt. Kinder, die sich in der schwarzen Wolke verloren, und Autofahrer, die im dichten Staub, in dem sie die Hand nicht vor Augen sehen konnten, vom Weg abkamen, wurden Tage später erstickt aufgefunden. Vieh, das nicht im Stall war, ereilte dasselbe Schicksal. Kühe mahlten knirschend ihre Zähne bis aufs Fleisch, um noch einige Grashalme in der Wüste zu finden, und fielen tot um. «In einem aufkommenden Sandsturm wird das Vieh schnell geblendet», schrieb die Fotografin Margaret Bourke-White, die sich in der Gegend aufhielt, um Aufnahmen von der Katastrophe zu machen. «Die Tiere rennen im Kreis herum, bis sie Umfallen, und atmen so viel Staub ein, dass sie sterben. Autopsien zeigen ihre Lungen voller Staub und Schlamm.»¹

Auch wilde Tiere hatten zu leiden. Fische erstickten in den verbliebenen Pfützen unter einer Schicht von beissendem Staub, tote Vögel, Feldmäuse und Hasen lagen über die Ebene verstreut, und die überlebenden Tiere waren so desorientiert, dass sie sich einfach mit der Hand aufheben liessen. 1934 begann die Regierung damit, Tausende von Nutztieren erschiessen zu lassen – eine traurige Arbeit, aber zumindest einige Dollars für die Farmer, die ihre Zukunftsinvestitionen schlachteten, weil sie sie nicht tränken konnten.

Prediger und selbsternannte Propheten in den meist tief religiösen ländlichen Gemeinden riefen das Ende der Welt und die Wiederkunft Christi aus. Zu Hause und in der Kirche diskutierten die Menschen darüber, ob diese Katastrophe in der Bibel vorhergesagt wurde. Mit traurigen Gesichtern zitierten sie *Deuteronomium* 28:24: «Der Herr verwandelt den Regen, den dein Land erhält, in Staub. Asche fällt vom Himmel auf dich herab, bis du vernichtet bist.» Ada Watkins, eine Farmerin in Kansas, fand eine letzte Hoffnung: «Wahrscheinlich wird der gute Herr uns wieder ins gelobte Land führen», meinte sie.²

1935 waren nur noch wenige Farmer so hoffnungsfroh. Die Stürme diktierten inzwischen jeden Aspekt ihres Lebens. Sie isolierten ihre Häuser, so gut sie konnten, gegen den Wind, aber nach jedem neuen Sturm mussten sie den Staub im Inneren eimerweise zusammenkehren. Ihre Nahrung war voller Staub, das Wasser hinterliess knirschenden Sand zwischen den Zähnen. Die meisten von ihnen hatten nichts anderes mehr als Bohnen und Maisbrot – zum Mittagessen, zum Abendessen und zum nächsten Frühstück. Der Bauer



Der Sturm kam wie eine schwarze Wand

Avis Carlson schilderte seine nächtliche Routine: «Erst Wasser holen, um den Sand von den Lippen zu waschen. Dann zurück ins Bett, mit Waschlappen über der Nase. Wir versuchen still zu liegen, denn jede Bewegung wirbelt den Staub im Bettzeug auf. Nach einiger Zeit, wenn wir gute Schläfer sind, vergessen wir.»³

Doch die Natur gestattete ihnen nicht, ihre Situation lange zu vergessen. Es wurde fast unmöglich, irgendetwas anzupflanzen. Auf den Feldern, auf denen der Weizen einmal schulterhoch gestanden hatte, waren nur noch verdorrte Halme zu finden, selbst bewässertes Gemüse entkam der lebensfeindlichen Witterung nicht. Nach den Stürmen entlud sich die in der Luft aufgestaute statische Elektrizität und liess innerhalb von Stunden Wassermelonen schwarz und Weizen braun werden.

Die Landschaft verwandelte sich in ein heisses Inferno. Hunderttausende Kaninchen rannten auf die Felder und frassen den Rest der verkrüppelten Ernte. An Sonntagen, nach der Kirche, kamen die Farmer zu *rabbit drives* zusammen und töteten so viele Kaninchen wie möglich, zuerst mit Schrotgewehren und dann, als die Munition zu teuer wurde, mit Stöcken.

Nach den Kaninchen kamen Wolken von Heuschrecken, winzige Fressmaschinen, die sich nicht so einfach totschiessen liessen. Und nach den Heuschrecken kam die Hoffnungslosigkeit. Die Felder hatten bereits rund zehn



Versunkene Hoffnungen: Nach einem Staubsturm in South Dakota, 1936

Zentimeter kostbare, fruchtbare Erde verloren, und Staubbüden verwandelten die Ebene in eine unbelebte Wüste. In Texas fanden Menschen ein Krähennest aus rostigem Stacheldraht, dem einzigen Baumaterial, das die Vögel in der ausgetrockneten Landschaft gefunden hatten. Zwanzig Millionen Hektar waren verödet.

Manchmal war der Himmel so dunkel, dass es für 24 Stunden schien, als ob es Nacht sei, und der Wind wehte tagelang. Die Menschen lebten mit Atemmasken vor dem Gesicht, und eine neue Art von Lungenentzündung breitete sich aus. Besonders die unterernährten und geschwächten Kinder waren davon bedroht, die ersten von ihnen starben bereits. In einem Artikel in der *New York Times* berichtete George Greenfield aus Kansas: «Heute habe ich die kalte Hand des Todes auf dem grossen Brotkorb der Nation liegen sehen [...] Verlorene Menschen in einem verlorenen Land.»⁴

Der Dichter Archibald MacLeish war erschüttert von dem, was er sah. Er begriff, dass diese Katastrophe nicht nur durch eine Dürreperiode verursacht worden war, sondern durch eine zerstörerische Interpretation des amerikanischen Traums, eine ausbeuterische, aggressive Jagd nach Profit, die die Erde den Elementen und die Farmer dem Elend ausgesetzt hatte. Die grossen Ideen der Gründerväter, so schrieb er, seien pervertiert worden:

Wir fragen uns, ob der Traum der amerikanischen Freiheit Hundert Jahre
 Nadelholz und Hartholz war
 Und drei Generationen Gras
 Und die Generationen sind weg: die Jahre vorbei ...
 Wir fragen uns, ob der grosse amerikanische Traum
 Der Gesang der Heuschrecken im Gras war
 Im Westen und der
 Westen liegt jetzt hinter uns ...
 Wir fragen uns, ob die Freiheit vorbei ist
 Das Träumen ist beendet.⁵

Der Exodus

Nach vier Jahren ohne Regen und ohne Hoffnung auf Besserung gaben viele Familien auf. Sie packten das, was ihnen blieb, und gingen. In der zweiten Hälfte der 1930er Jahre war der Flüchtlingszug auf 50'000 Menschen pro Monat angeschwollen, die westwärts zogen. Sie schlossen nicht einmal die Türen hinter sich. Ihr wenig Hab und Gut war auf Pritschenwagen gestapelt: ein paar Möbel, Töpfe und Pfannen, Bohnen und Maismehl, Bündel mit schäbigen Kleidern, Benzin, Reifen. In einer zeitgenössischen Dokumentation sieht man zwei Kinder auf der Pritsche eines Lastwagens sitzen. Sie blicken zurück, ihre nackten Füsse baumeln über der staubigen Strasse. Wer keinen Lastwagen hatte, versuchte es auf dem tausend Kilometer langen Weg durch die sengende Hitze per Fahrrad.

Fast eine halbe Million Männer, Frauen und Kinder machten sich auf den Weg gen Westen und hofften auf einen Neubeginn. Die grosse Arterie für diesen Exodus war die gerade fertiggestellte Route 66, die von Chicago bis zum Santa Monica Pier in Kalifornien führte. Eine zerlumpfte Karawane von «Okies» (ursprünglich ein Spitzname für die Einwohner von Oklahoma) zog über pfeilgerade Strassen in den grossen Ebenen und wand sich über kurvige Bergpässe. Nach 200 Kilometern sahen die erschöpften Reisenden zum ersten Mal seit Jahren wieder etwas Grün. Sie fuhren durch Landschaften mit Gärten, angenehmem Wetter und zwei Ernten pro Jahr. Wenn sie nur Arbeit finden könnten, zum Beispiel bei der Obsternte in Kalifornien, würden sie wieder von neuem beginnen können.



Okies auf der Wanderung
mit ihren Habseligkeiten

Doch sie waren nicht willkommen. Die Vereinigten Staaten befanden sich mitten in der Weltwirtschaftskrise, und die Schlangen vor den Suppenküchen in den grossen Städten waren immer noch lang. Männer, die früher ihren eigenen Betrieb gehabt hatten, bettelten jetzt

auf der Strasse und schliefen unter freiem Himmel. Andrew Mellon, der steinreiche Finanzminister, hatte sein eigenes Rezept gegen die Krise und sorgte dafür, dass es auch umgesetzt wurde: «Liquidiert Arbeit, liquidiert Aktien, liquidiert die Bauern, liquidiert Grundbesitz. Ich werde das System von seiner Fäulnis reinigen [...] Die Menschen werden härter arbeiten, ein moralischeres Leben führen. Werte werden neu bestimmt, und unternehmerische Menschen werden die Wracks von weniger kompetenten übernehmen.»⁶ Aber die Schlangen wurden immer länger. Sie verschwanden erst, als Roosevelt Mitte der 1930er Jahre seinen New Deal einführte. Doch selbst dann war das Klima noch rauh für diejenigen, die ihre Häuser verloren hatten und auf der Suche nach Arbeit waren.

Noch vor einer Generation waren die Okies auf Werbeplakaten und in politischen Reden als Pioniere gefeiert worden. Jetzt wurden sie auf der Strasse beschimpft, weggejagt, wenn sie versuchten, irgendwo ihre Zelte aufzuschlagen oder Hütten zu bauen, und schlechter bezahlt als die anderen, wenn sie überhaupt Arbeit fanden. Auf den riesigen Obstplantagen Kaliforniens gab es vier Anwärter für jeden Job, und selbst diejenigen, die Glück hatten, konnten nicht mehr als 350 oder 450 Dollar pro Monat verdienen, die Hälfte von dem, was als Armutsgrenze galt. Wenn sie sich dagegen auflehnten, wurden sie oft grausam bestraft. Gewerkschafter und andere «Störenfriede» wurden von einem Tag auf den nächsten hinausgeworfen, Streiks wurden brutal beendet, ihre Anführer ins Gefängnis geworfen oder sogar erschossen.

Im besten Fall betrachtete man die Okies als primitive, bibelfeste Hillbillies. Vizepräsident Henry Wallace witzelte vor Reportern über eine Begeg-



Zeltlager von Wanderarbeitern, USA 1936

nung mit einem Migranten in Kalifornien, dessen Akzent er genussvoll imitierte: «Naja, Mister, ich hab in Oklyhomy ne Farm gehabt, und es würd' imme' dürrer und dürrer und dürrer, also [...] Da wär' ich.» Die Journalisten lachten, herzlich.

In vielen Fällen aber waren die Beleidigungen schlimmer. Ein Geschäftsmann in San Joaquin Valley nannte die Neuankömmlinge «ignorante und dreckige Leute», sie sollten niemals «glauben, dass sie so gut sind wie jeder andere» – eine Meinung, die von anderen Kaliforniern geteilt wurde, die Okies als «wandernden Müll» bezeichneten, die «wie Schweine» lebten. Ein Arzt in Kern County meinte, er könne sie nicht verstehen, und nannte sie «ein seltsames Volk – sie scheinen überhaupt nichts zu wissen. Sie können nicht lesen [...] Es gibt so etwas wie Rassen. Diese Menschen haben so lange in Abgeschiedenheit gelebt, dass sie zu einer anderen Rasse gehören.» Der Journalist H.L. Mencken, der berüchtigt dafür war, dass er fast niemandem jemals zustimmte, war diesmal derselben Meinung und empfahl, alle Okies sterilisieren zu lassen.

Die Vorurteile über die angeblich geistig minderbemittelten und faulen Okies, die weniger wert seien als andere Menschen, war eine Neuauflage der bereits etablierten Haltung gegenüber Afroamerikanern, und sogar wohlmeinende Bürger und Bürgerinnen trugen zu ihrer Verbreitung bei. Eine Lehrerin hielt sich für eine gute Menschenkennerin, als sie bemerkte: «Ich kann

einen Migranten auf der Strasse daran erkennen, wie er geht. Er hebt die Füsse nicht. Er hält seine Schultern nicht gerade, um der Welt ins Gesicht zu sehen. Sein Blick ist furchtsam und wandert. Ich sage das nicht aus Abneigung, sondern aus Sorge. Generationenlanges Leben in Unterdrückung hat ihn ängstlich gemacht wie einen Hasen.»

Edward Everett Davis, Professor für Landwirtschaftslehre in Texas, bereicherte dieser Vorstellung um eine noch stärker rassistische Note, als er das folgende apokalyptische Bild des ländlichen Südens zeichnete: «Vor uns liegt ein Baumwollfeld, der grosse Freiluft-Slum des Südens, ein ewiger Hades der Armut, des Unwissens und der sozialen Verderbtheit [...] Zu viel von Amerikas wertlosem menschlichen Bodensatz hat sich im Baumwollgürtel abgelagert. Das ernsteste Problem im ländlichen Süden sind [...] die biologisch verarmten Stämme am Rande der Menschheit – schwarz, weiss, mexikanisch –, die von der Baumwolle leben. Die körperlich schwache und geistig idiotische menschliche Kreatur, die in den Weizenfeldern der Dakotas verenden würde, ohne ihre fürchterlichen Nachfahren zu produzieren, kann in den milden Baumwollregionen von Texas überleben und sogar eine halbe Schulklasse füllen.»⁷ Die Bewohner des Weizengürtels schienen nur wenig über denen von Texas zu stehen.

Die Migranten in Kalifornien waren überrascht ob dieser Demütigungen. Schliesslich waren sie weiss, angelsächsischer Herkunft und fromme Protestanten. Sie hatten damit gerechnet, dass ihnen schwere Zeiten bevorstanden, als sie ihre Heimatorte verliessen, aber sie hatten niemals erwartet, als Menschen zweiter Klasse behandelt zu werden. «Nun ja», sagte einer von ihnen mit Bedauern, «Okie hiess einmal, dass du aus Oklahoma kommst. Jetzt bedeutet es, dass du ein schmutziger Bastard bist. Okie heisst, du bist Abschaum. Das bedeutet es eigentlich nicht, aber so verwenden sie das Wort.»⁸

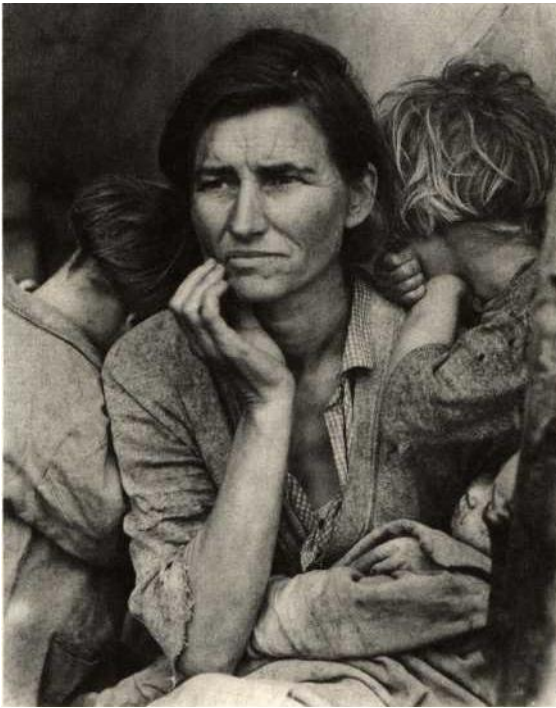
Vielleicht wurden die Okies auch noch aus einem anderen Grund verachtet. Sie waren der zerlumpte, lebende Beweis dafür, dass der amerikanische Traum an kurzsichtiger Gier, rücksichtsloser Ausbeutung natürlicher Ressourcen und Prioritäten, die vom Profit diktiert wurden, gescheitert war. Sie waren der Beleg dafür, dass dieser Traum nicht nur in sich zusammenfallen konnte, wenn man Pech hatte oder wenn es an Talent und Durchsetzungsvermögen fehlte, sondern auch durch einen Fehler in der Vision selbst, durch die Verführung des schnellen Geldes und die Sirenengesänge von grossen Vermögen, die auf der Strasse oder auf den Feldern lagen.

Empathie schaffen

Es gab Hilfe von der Regierung, aber viel zu wenig. Die vorherrschende Tendenz in der öffentlichen Meinung änderte sich erst, als Künstler die Krise aufgriffen und thematisierten. Das sympathische Porträt der Landarbeiter in Erskine Caldwells 1932 veröffentlichtem Roman *Tobacco Road* machte Werk und Autor populär, lenkte den Blick des Publikums aber auch auf die ländliche Armut. Im Jahr darauf startete am Broadway ein Theaterstück, das auf dem Buch basierte. Es wurde acht Jahre lang vor vollen Häusern gespielt. Aber selbst dieser enorme Erfolg wurde durch John Steinbecks Roman *Früchte des Zorns* in den Schatten gestellt, der 1938 erschien, eine flammende Anklageschrift gegen die Hoffnungslosigkeit und die Demütigungen der ländlichen Migranten, die alles verloren hatten, nur um von einer gierigen Gesellschaft fallengelassen zu werden.

Steinbeck sah die Schuld für die Dust-Bowl-Katastrophe in einem System der blinden Profitgier, die sich von der Natur entfremdet hatte. «Der Mensch, der mehr ist als seine Chemikalien, der über die Erde geht, der wegen eines Steines seiner Pflugschar eine Drehung gibt, der die Handgriffe niederdrückt, um die Schollen umzuwerfen, der sich auf die Erde kniet, um sein Vesperbrot zu essen – dieser Mensch, der mehr ist als seine Elemente, weiss, dass auch das Land mehr ist als seine Analyse. Aber der Maschinenmensch, der einen toten Traktor fährt über Land, das er nicht kennt und nicht liebt, versteht nur Chemie, und er ist verächtlich gegen das Land und gegen sich selbst. Wenn die Wellblechtüren geschlossen sind, geht er nach Hause, und sein Zuhause ist nicht das Land.»⁹

Bis 1940, also innerhalb von zwei Jahren, verkauften sich von Steinbecks Migranten-Epos 430'000 Exemplare. Ein Grund für die enorme Popularität dieses Buches war auch sein politisch engagierter Ton. Während viele Leser mit den Figuren und ihrem Schicksal mitfühlten, waren andere überzeugt, dass der Autor sein Mitleid auf den «Bodensatz der Menschheit» verschwendete und sein Roman sozialistische Agitation war, die zur Revolution aufrief. Die Associated Farmers of California waren besonders erbittert darüber, wie ihre Mitglieder dargestellt wurden, und betrachteten den Roman als kommunistische Propaganda. Exemplare des Buches wurden öffentlich verbrannt. Andere Einschätzungen waren wesentlich ausgewogener. Der Kritiker der *New York Times* schrieb über die Zustände, die Steinbeck beschrieben hatte: «All das ist wahr, aber die eigentliche Wahrheit ist, dass Steinbeck einen Roman aus der Tiefe seines Herzens geschrieben hat, mit einer Wahr-



Dorothea Lange:
Mutter mit ihren zwei Kindern, 1936

haftigkeit, die selten erreicht wurde. Vielleicht ist es eine Übertreibung, aber es ist die Übertreibung eines ehrlichen und grossartigen Schriftstellers.»¹⁰

Die umfassendste und prägendste Rolle bei der Beschreibung des Elends, in dem die Okies lebten, fiel den Fotografen zu. 1935 wurde im Rahmen des New Deal die Farm Security Administration gegründet, die die Armut in ländlichen Gegenden lindern sollte. Roy Striker, einer der leitenden Beamten, beauftragte eine Gruppe junger Pressefotografen damit, die Zerstörung des landwirtschaftlichen Reichtums und der Menschenleben zu dokumentieren. Unter ihnen waren Walker Evans, Dorothea Lange, Marion Post Wolcott und Arthur Rothstein. Striker wollte die Mitbürger aufrütteln und auch die Veränderung der ländlichen Gebiete dokumentieren. Die kulturelle Wirkung seiner Initiative ging aber weit über seine ursprünglichen Absichten hinaus.

In der Film-Dokumentation *The Plow That Broke the Plains* erklärte Striker dem amerikanischen Publikum, intensive Anbaumethoden seien für die sich ausweitende ökologische Katastrophe mitverantwortlich. Mithilfe von atemberaubenden Fotos von Beobachtern wie Rothstein und Lange schaffte er es überdies, die menschliche Seite der Zerstörung deutlich werden zu lassen. Von Dorothea Lange stammt das berühmteste Bild der Dust-Bowl-Flüchtlinge, das Porträt einer Mutter und ihrer zwei Kinder in einem ärmlichen Zeltlager in Kalifornien. Diese moderne Madonna trug vielleicht stärker als jede andere Initiative, Rede oder Darstellung dazu bei, einen breiten Konsens zu schaffen, dass mehr öffentliche Hilfgelder für die zerstörte Region mobilisiert werden mussten. Erst 1939 kehrte dann auch der Regen zurück.

Sichere Häfen

Die Okies waren nicht die einzigen Migranten im Amerika der Wirtschaftskrise, doch bei allem Spott und aller Verachtung hatten sie zumindest einen amerikanischen Pass. Für diejenigen, die aus dem Ausland kamen oder kommen mussten, war die Situation wesentlich schwieriger. Waren die USA einst das grösste Migrantenziel der Welt gewesen, so hatten sie sich im Laufe der Zeit immer stärker gegen unkontrollierte Zuwanderung abgeschottet. Nach dem Börsenkrach wurde das Leben härter für diejenigen, die in Ellis Island ankamen und nun nach Arbeit suchten. Zum ersten Mal in der Geschichte wurden die Vereinigten Staaten zu einem Auswandererland. Hatte die Netto-Migration (Einwanderer minus Auswanderer) 1921 noch ein Plus von 577'000 Menschen betragen, so verloren die Vereinigten Staaten zehn Jahre später netto 68'000 Menschen, die sich geschlagen gegeben hatten und in ihre Heimat zurückkehrten, wenn sie es nicht in Südamerika oder Australien versuchten. Einer von ihnen war der Italiener Michael Schirru, der gescheiterte Mörder Mussolinis.

In Europa aber wuchs eine andere gigantische, erstickende Wolke aus einem Boden, der einmal fruchtbar gewesen war, und verdunkelte den Himmel mit der Drohung, alles, was in seinem Schatten war, zu begraben: Hitlers Nazi-Deutschland. Auch diese Katastrophe trat eine Emigrationswelle los. Juden und andere liberal- oder linksgesinnte Deutsche und Österreicher begannen, an der Situation zu verzweifeln und um ihr Leben zu fürchten, und

verliessen zu Tausenden ihre Heimat. Die Visa-Beschränkungen der meisten Länder waren allerdings so hart, dass vielen Verfolgungsopfern nichts anderes übrigblieb, als das erstbeste Land zu wählen, das sie hereinliess. Nach den 1935 erlassenen «Rassengesetzen», die Juden den Kinobesuch ebenso verboten wie Ehen mit Nichtjuden und Immobilienbesitz, war die Situation in Deutschland so bedrohlich geworden, dass sich viele schweren Herzens entschlossen, ihr Land, ihre Erinnerungen und ihren Besitz hinter sich zu lassen und ins Ungewisse zu reisen. Mehr als je zuvor belagerten potentielle Emigranten Botschaften und Konsulate und versuchten alles, um an eines der kostbaren Visa zu kommen.

Im Jahrzehnt zuvor waren fast überall die Visa-Bestimmungen verschärft worden, teilweise auch als Reaktion auf das Chaos der unmittelbaren Nachkriegsjahre, in denen Europa Schauplatz enormer Wanderungsbewegungen gewesen war. Die vier untergegangenen Reiche – das deutsche Kaiserreich, Österreich-Ungarn, Russland und das Osmanische Reich – hatten ein bitteres Erbe hinterlassen. Nationalistische Bewegungen, Mobs und gezielte Kampagnen der ethnischen «Säuberung» liessen uralte Feindschaften aufflackern und endeten oft in Massakern. In der Osttürkei wurden mehr als eine Million Armenier in einer gigantischen, von jahrhundertlangem Hass angefachten Kampagne ermordet, unter anderem durch kurdische Milizen wie die berühmte Hamidiye-Brigade, die bei den oft mit besonderer Grausamkeit verübten Massenmorden eine zentrale Rolle spielte.

Auch türkische und griechische Bevölkerungsgruppen, die über Jahrhunderte in friedlicher und fruchtbarer Nachbarschaft miteinander gelebt hatten, wurden radikalisiert. Die zuerst latente, wechselseitige Drangsalierung und die sporadischen Gewaltausbrüche kulminierten in einem Massaker an der griechischen und armenischen Bevölkerung der Küstenstadt Smyrna (heute Izmir), bei dem unterschiedlichen Schätzung zufolge zwischen 10'000 und 100'000 Menschen brutal ermordet wurden und die gesamte Innenstadt niederbrannte. Auch der Rest Europas war in Bewegung: «Weisse» Russen flohen vor der Revolution in ihrem Land, und Minderheiten von Deutschen, Ungarn, Bosniern, Tirolern, Slowenen, Iren, Finnen, Juden, Muslimen, orthodoxen Christen und Katholiken flüchteten vor nationalistischen Mehrheiten. Gleichzeitig suchten Millionen von Wirtschaftsmigranten ein besseres Leben in der Grossstadt oder in den Industriegebieten anderer Länder. Ganze Bevölkerungen wurden verdrängt und verjagt oder wanderten aus.

Nur die letzten Ausläufer dieser Flüchtlingsflut erreichten Westeuropa, wo das Leben zwar prekär war, aber weniger entwurzelt. Für jüdische Deutsche (und bald danach auch jüdische Österreicher), wurde diese relative Sicherheit mit Hitlers Machtantritt zerstört. Anfangs glaubten viele, der Wahnsinn in ihrem Heimatland könne nicht von Dauer sein, und Juden wie auch nichtjüdische Gegner der Nationalsozialisten flohen nach Paris, London oder Amsterdam, Prag, Budapest oder Moskau, um der Verfolgung zu entgehen.

In Paris wurde die elegante, glamouröse «Lost Generation» von amerikanischen Schriftstellern und Künstlern durch eine andere, weniger moderne, dafür nervösere Gruppe ersetzt. Es entstand ein «Klein Deutschland» mit eigenen Buchhandlungen, Zeitungen und Feinkostläden. In den ersten Monaten nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler verliessen etwa 26'000 Deutsche, die meisten von ihnen Juden, das Land und flohen nach Paris. Bis 1940 kamen 150'000 Juden, Kommunisten, Sozialisten, Maler und Dichter, Journalisten, Musiker und Geschäftsleute nach Frankreich. Die meisten von ihnen warteten auf ein Visum für ihr endgültiges Ziel – andere warteten einfach ab, bis der Sturm vorbei sein würde. Viele verliessen Europa, so schnell sie konnten, andere blieben.

Mitten in der Wirtschaftskrise, die inzwischen auch Frankreich mit voller Wucht erreicht hatte, war das Land, das zwischen den Kräften der Rechten und der Linken zerrissen war, kein besonders gastfreundlicher Ort für Immigranten. Jüdische Neuankömmlinge wurden oft mit besonderem Misstrauen betrachtet, denn die Erinnerung an die Dreyfus-Affäre zu Beginn des Jahrhunderts war in der Bevölkerung noch höchst lebendig. Auch der Skandal um den polnischstämmigen jüdischen Betrüger Alexandre Stavisky, der Millionen Francs veruntreut hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach von der Polizei umgebracht worden war, hatte den verbreiteten Antisemitismus weiter angestachelt, und ultrarechte Organisationen wie der Croix-de-feu verlangten ganz offen, Frankreich solle linke Unruhestifter und Juden auf dieselbe Weise behandeln wie Hitler – eine seltsame Art der Annäherung an den früheren Feind.

Für Flüchtlinge, die kaum etwas von ihrem Besitz hatten retten können, war es besonders schwer, an legale Papiere zu kommen. Diejenigen, die ohne Dokumente ins Land gekommen waren, gerieten oft in eine kafkaeske Situation, wenn sie gefasst und ausgewiesen wurden. Ohne Pässe konnten sie nicht über die Grenze, und ihr Verbleib in Frankreich wurde von manchen Behörden als flagranter Gesetzesbruch angesehen. So wurden die

Flüchtlinge beschuldigt, einer rechtlichen Anweisung nicht Folge geleistet zu haben, und zu Gefängnisstrafen verurteilt – nur um dann ausgewiesen zu werden, wenn sie ihre Strafe verbüsst hatten. Der Kreislauf begann von neuem, und nur die Hilfe einflussreicher Freunde oder der Beistand einer Flüchtlingsorganisation konnten die Opfer aus dieser legalen Vorhölle befreien. Jeder Flüchtling war abhängig vom guten Willen der Préfecture de police und ihrer Beamten, die überredet werden konnten, ein Auge zuzudrücken, wenn ihr Gewissen oder ein diskret plaziertes Kuvert mit einigen Scheinen sie dazu trieb. 1936 entspannte sich die Situation vorübergehend unter der neuen, linksgerichteten Volksfront-Regierung unter Premierminister Léon Blum, die der Verzweiflung der heimatlosen Flüchtlinge empathisch gegenüberstand.

Die Emigration machte Menschen verwundbar. Viele derjenigen, die nach Paris gekommen waren, waren Intellektuelle, die durch den Verlust ihrer Sprache ihres wichtigsten beruflichen Kapitals und ihres gesamten Lebenszusammenhangs beraubt und oft gezwungen waren, von Almosen zu leben. 1941 sollten Organisationen wie das Comité d'assistance aux réfugiés 2,5 Millionen Francs (etwa 24 Millionen Euro) pro Monat an die immer verzweifelteren Flüchtlinge geben, um zumindest das Nötigste zu gewährleisten. Jüdische Wohltätigkeitsorganisationen unterschiedlicher ideologischer Ausrichtung, von Zionisten bis hin zu Orthodoxen, leisteten ebenfalls substantielle private Hilfe.

Akademiker wie Ärzte, Ingenieure und Rechtsanwälte konnten ihren Beruf nicht im Ausland ausüben, ohne die entsprechenden Fachabschlüsse noch einmal zu machen, andere qualifizierte und unqualifizierte Arbeiter waren gezwungen, jeden Job unter der Hand anzunehmen, oder sie fanden überhaupt keine Arbeit. Die nostalgischen Bilder von Emigrantencafés voller kultivierter Männer und Frauen, die den ganzen Tag nichts anderes taten, als Zeitung zu lesen, sich Notizen zu machen und über Politik zu debattieren, mögen einen wahren Kern haben, aber viele von denen, die da lasen und diskutierten, taten das nur, um ihre erzwungene Untätigkeit gemeinsam zu ertragen.

Viele Emigranten waren entschlossen, mit dem Lebensunterhalt nicht auch die eigene Kultur zu verlieren, und so entstanden in der deutschen Diaspora Klubs, Kulturzentren und andere Aktivitäten, die inmitten des oft bitteren Alltagslebens so etwas wie Normalität schufen. 1933 gab es nicht nur vier deutschsprachige Theater und Cabarets in Paris, sondern auch ein Emigranten-Symphonieorchester und eine Chorgesellschaft. Die Freie deutsche

Universität bot Kurse an, die von herausragenden Experten kostenlos geleitet werden. Öffentliche Vorträge wurden organisiert, und 1934 gründete das International Anti-Fascist Archive eine Bibliothek, die alle Bücher enthalten sollte, die im Jahr zuvor von den Nazis verbrannt worden waren. Innerhalb weniger Wochen bekam die Bibliothek 20'000 Bände geschenkt.

Professionelle Autoren hatten oft mit ihren deutschen Verlagen auch ihr Einkommen verloren, und besonders für Schriftsteller, Dichter und Journalisten, die nicht oder noch nicht berühmt und relativ wohlhabend waren, war die Situation kritisch. Exilverlage versuchten, in die Bresche zu springen, und publizierten wichtige Werke, während Emigrantenzeitungen ihre jämmerlichen Honorare oft an die ausweglose Situation der Autoren anpassten. Etwa 400 verschiedene deutsche Zeitungen und Magazine wurden allein während der 1930er Jahre regelmässig (wenn auch in vielen Fällen nicht lange) in Paris veröffentlicht, das *Pariser Tageblatt* hatte eine Auflage von 14'000 Exemplaren. Sein Chefredakteur, Georg Bernhard, war ein sozialdemokratischer Sozialist und Politiker, der einen Sitz im Reichstag gehabt hatte und davor Chef der berühmten *Vossischen Zeitung* gewesen war. 1933 floh er, nachdem er Hitler im Parlament die Stirn geboten hatte und wusste, dass seine Festnahme nur noch eine Frage der Zeit war. Er hatte sein gesamtes Leben lang für die Demokratie in Deutschland gearbeitet und sass jetzt verbittert im Exil. Als Harry Graf Kessler ihn traf, notierte er, Bernhard habe ausdrücklich gesagt, dass er «dieses Land» nie wieder betreten werde und sich nicht mehr als Deutschen betrachte. Er hielt Wort: Zehn Jahre später starb er in New York.

Ein weiteres wichtiges Ziel für Migranten war Amsterdam. Etwa 10'000 deutsche Juden kamen nach 1933 hierher in der Hoffnung, in einer sicheren und toleranteren Kultur, die ihrer eigenen zumindest verwandt war, ein neues Leben aufbauen zu können. Unter ihnen war die Familie Frank aus Frankfurt, deren kleine Tochter Anne später durch ihre Tagebücher traurigen, posthumen Ruhm erlangen sollte. Nach und nach erreichten 35'000 Flüchtlinge die Niederlande, von denen sich die meisten in Amsterdam niederliessen. Der Buchhändler und Verleger Emanuel Querido widmete einen Teil seines Verlags den Publikationen von Exilschriftstellern in Originalsprache. Auch *Die Sammlung* gründete er, eine Zeitschrift, zu der eine grosse Gruppe von literarischen Exilanten beitrug. Sowohl aus humanitärer wie auch aus finanzieller Perspektive war seine Idee ein enormer Erfolg.

Zu Queridos Autoren gehörten Albert Einstein, Ernest Hemingway, André Gide, Lion Feuchtwanger, Aldous Huxley und Jean Cocteau ebenso wie Autoren, die davor hauptsächlich in der deutschsprachigen Welt bekannt gewesen waren: Stefan Heym, Jakob Wassermann, Max Brod und Joseph Roth, der in einem Brief an den ebenfalls im Exil lebenden Stefan Zweig bewies, dass er die Situation mit verzweifelter Klarheit sah: «Inzwischen wird es Ihnen klar geworden sein, dass wir grossen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet – führt das Ganze zu neuem Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.»¹¹ Querido, der selbst Jude war, half Schriftstellern im Exil, so lange es ihm möglich war. 1943 wurde er im Konzentrationslager Sobibor ermordet.

Überlebensquoten

Die meisten der Flüchtlinge, die in Paris, Amsterdam, Kopenhagen, Prag und anderen europäischen Zielen ankamen, wussten, dass ihre Reise noch nicht zu Ende war, viele von ihnen wollten in die Vereinigten Staaten. Die amerikanischen Einwanderungsbehörden aber reagierten eher auf das innenpolitische Klima als auf die internationale Krise und hatten Anweisung, allen Migranten ohne die notwendigen wirtschaftlichen Mittel den Zutritt zu den USA zu verwehren oder sie notfalls auch zu deportieren. Ein zusätzliches Problem für viele Flüchtlinge waren die deutlich antisemitischen Tendenzen im Einbürgerungsprozess.

Der Immigration Act von 1924 hatte der jüdischen Immigration bereits zahlreiche Hürden in den Weg gestellt, indem er besonders niedrige Quoten für die Einwanderung aus Mittel- und Osteuropa festlegte, Regionen also, in denen eine Vielzahl von Juden lebten. Nach 1933, als die meisten jüdischen Einwanderungswilligen aus Deutschland und später auch Österreich kamen, waren die Immigrationsbehörden wesentlich zurückhaltender mit der Ausstellung von Visa für Antragsteller aus diesen beiden Staaten.

In der Zeit von 1933 bis 1940, in der nach den gesetzlich festgelegten Quoten 211'000 Juden aus Deutschland ein Visum hätten bekommen können, wurden tatsächlich nur 100'987 dieser Dokumente ausgestellt. Als zwei mitfühlende Politiker, der demokratische Senator Robert F. Wagner und die

Republikanerin Edith Rodgers, einen gemeinsamen Gesetzentwurf einbrachten, der es 15'000 jüdischen Kindern ermöglichen sollte, ohne Visum in die Vereinigten Staaten zu kommen, wurde ihre Initiative von Kollegen blockiert. Einer von ihnen meinte, die «niedlichen jüdischen Kinder» würden irgendwann «hässliche jüdische Erwachsene» sein. Der Gesetzentwurf schaffte es nicht durch die Ausschüsse.¹² Für viele der jüdischen Kinder bedeutete das den sicheren Tod.

Unter denen, die das Glück hatten, kostbare Visa zu ergattern, war auch die Familie Freudenheim aus Berlin, eine durch und durch deutsche Familie, die in der besten Tradition jüdischer Assimilation ein preussischjüdisches Ethos von harter Arbeit und Bildung lebte und deren jüdische Identität aus wenig mehr als den Familienbanden zu orthodoxen Verwandten in Böhmen bestand, die sie jeden Sommer besuchten. 1937, nach zwei Jahren vergeblicher Versuche, bekam die Familie dank der persönlichen Intervention von Admiral Claude Bloch, einem entfernten Cousin, endlich Visa für die USA.

Blochs Karriere war eine ungewöhnliche jüdische Erfolgsgeschichte. Seine Eltern waren Immigranten und hatten sich in Kentucky angesiedelt, er selbst hatte sich für eine militärische Laufbahn entschieden und war bis zum Vier-Sterne-Admiral aufgestiegen, der dienstälteste jüdische Offizier im amerikanischen Militär. Nach 1938 wurde er Flottenkommandant. Seine im Jahr zuvor geleistete Bürgerschaft, dass seine Verwandten, die er nie getroffen hatte, dem Staat finanziell nicht zur Last fallen würden, hatte es möglich gemacht, die notwendigen Papiere zu bekommen. Die Freudenheims packten ihre Koffer und verliessen Berlin noch am selben Abend in Richtung Paris, von wo aus sie weiter in die USA reisen wollten. Als sie jedoch in der französischen Hauptstadt angekommen waren, wurden sie rasch Teil der dortigen Exilgesellschaft, eines kleinen Berlins, das sie schon jetzt vermissten. Für einige Zeit dachten sie daran, in Paris zu bleiben.

Freudenheim senior war ein kultivierter und wohlhabender Mann, Inhaber einer Firma für exotische Furniere, die für hochwertige Möbel und Tasteninstrumente gebraucht wurden. Die berühmte Klavierfirma Bechstein gehörte zu seinen besten Kunden. Unter seinen Verwandten in Berlin war auch der Schriftsteller Alfred Döblin, der seine wohlhabende Familie immer wieder um finanzielle Unterstützung anging, was seinen preussisch-fleißigen Cousin dazu veranlasste, ihn als «Lausbuben» zu bezeichnen. Freudenheim war stolz auf sein preussisches Erbe. Im Ersten Weltkrieg hatte er an der



Georges Brassai:
Paar in einem Pariser Café, 1932

Westfront gedient und das Eisenerne Kreuz verliehen bekommen, eine Auszeichnung, die ihn wie auch andere zu dem Irrglauben verleitete, er sei vor der Verfolgung durch die Nazis sicher. Er war ein Musterbeispiel der unternehmerischen deutschen Mittelschicht: ein erfolgreicher Geschäftsmann, ein gewissenhafter Bürger, ein entschiedener Demokrat und ein gebildeter Mensch,

der eine kleine, aber gut sortierte Bibliothek sein Eigen nannte und ein Abonnement für die Berliner Philharmoniker hatte.

Nach den «Rassengesetzen» von 1935 begriff er sogleich den Ernst der Lage und entschloss sich, gemeinsam mit seiner Familie aus Deutschland zu fliehen, sobald sie Visa für die USA hätten. Da er schon seit Langem Geschäfte mit Frankreich gemacht hatte, verfügte er dort über gute Kontakte, und nach der ersten Etappe der Flucht 1937 schien es für einige Monate, als ob die Familie in Paris bleiben würde. Sein damals 17-jähriger Sohn Herbert erinnerte sich später daran, wie er die Champs-Élysées entlangschlenderte, die Eleganz der Mädchen und der Schaufenster bewunderte und davon träumte, ein echter Franzose zu werden.

Diese hoffnungsvolle Situation änderte sich schlagartig, als Herberts Vater bewusst wurde, dass die Juden in Frankreich schon bald nicht besser geschützt sein würden, als sie es in Deutschland waren. Er hatte geglaubt, hinter der Maginot-Linie, dem Bollwerk aus Festungen und unterirdischen Garnisonen, das nach dem Ersten Weltkrieg entlang der deutschfranzösischen Grenze gegen einen erneuten deutschen Angriff gebaut worden war, sicher zu sein. Als er aber erfuhr, dass dieser Schutzwall an der belgischen Grenze aufhörte und damit exakt denselben Einfallsweg freiliess, den die deutsche Armee 1914 genommen hatte, wusste er, dass nur das Meer zwischen seiner Familie und Deutschland ihre Sicherheit garantieren konnte. Und so zog die

Familie nach London, alles, was sie besaßen, trugen sie bei sich. Als sie in der britischen Hauptstadt ankamen, betrug das gesamte Kapital der Familie gerade einmal sechs Pfund.

Die Freudenheims zogen nach Nordwest-London, wo viele deutsche Flüchtlinge lebten. Wie in Paris gab es auch hier deutsche Cafés, Restaurants, Buchläden, Gemüsehändler, Klubs und Zeitungen. Wirtschaftlich mit dem Rücken zur Wand, aber noch immer von einer ungebrochenen Arbeitsmoral erfüllt, machte sich der Geschäftsmann daran, die Existenz seiner Familie zu sichern. Anfänglich kaufte er Weisskohl und machte daraus Sauerkraut, eine deutsche Delikatesse, die in London nicht zu bekommen war. Das Sauerkraut wurde in alten Weinfässern vergoren, und schon bald erstand Freudenheim überzählige Weine aus den Kellern grosser Landhäuser, die er in London verkaufte – ein Geschäft, bei dem ihm sein früheres Leben als wohlhabender Gast in guten Restaurants sehr zustatten kam und das ihn erneut erfolgreich machte.

Für seinen Sohn Herbert war es zunächst deutlich schwerer, sich an noch eine grosse und unbekanntere Stadt zu gewöhnen. Er sprach Französisch, hatte aber kein Englisch gelernt. London wirkte im Gegensatz zu Paris grau und deprimierend, und er lehnte sich gegen den ungebrochenen Patriotismus seines Vaters und dessen starre preussische Manieren auf. Als er eines Tages das Eiserne Kreuz seines Vaters fand, war er so wütend, dass er es in der Toilette hinunterspülte. Als sein Vater ihn dabei ertappte, fischte er den Orden aus dem Wasser und gab seinem Sohn die einzige Ohrfeige seines Lebens. «Der Kaiser war ein Offizier und ein Gentleman?», rief er.¹³

Spiel's nochmal, Sam

Für viele Flüchtlinge bedeuteten, wie auch im Fall der Freudenheims, persönliche Kontakte oder die Familie die einzige Hilfe. Anderen kam zugute, dass sie bereits berühmt waren. Albert Einstein, Thomas Mann und der heute fast vergessene, damals aber enorm populäre Lion Feuchtwanger hatten relativ wenig Probleme, sich in den Vereinigten Staaten zu etablieren und dort ihr Leben weiterzuführen. Viele von ihnen bekamen entweder gute Stellen angeboten oder waren nicht darauf angewiesen zu arbeiten.

Für Schauspieler, Komponisten, Regisseure und andere aus der Film-

branche war der einzige Weg zu einem Visum eine Einladung aus Hollywood, ein Dokument, das die Einwanderungsbehörden fast immer überzeugte. Es war nicht leicht, an eine solche Einladung zu kommen, aber es war ein Ausweg für viele Künstler. Ihre Karrieren allerdings erlebten in vielen Fällen einen Bruch und erholten sich nie wirklich davon. Gerade für Schauspieler war die neue Sprache oft eine unüberwindbare Hürde, und manche von ihnen, die in ihrem Heimatland Stars gewesen waren, mussten sich jetzt mit Neben- oder kleinen Charakterrollen wie dem komischen Ausländer begnügen.

Ein österreichischer Schauspieler, der sich aus freien Stücken dazu entschloss zu emigrieren, war Paul Georg Julius Freiherr von Hernried Ritter von Wasel-Waldingau. Ein langer, aristokratischer Name war beim Theater freilich keine grosse Hilfe, und so nannte er sich aus beruflichen Gründen schlicht Paul von Hernried. Unter der Regie von Max Reinhardt hatte er grosse Erfolge gefeiert und war auch in verschiedenen Filmen aufgetreten. Als die Austrofaschisten nach dem Bürgerkrieg in Wien 1934 an die Macht kamen, zog er es vor, nach England zu gehen.

In einer fremden Sprache aufzutreten war freilich schwierig, und so sah sich auch Hernried dazu gezwungen, kleine Rollen zu übernehmen – ironischerweise spielte er meistens Nazi-Offiziere. Seine grosse Chance kam nach seiner Übersiedlung nach Hollywood in den frühen 1940er Jahren. Er bekam die Rolle des Widerstandskämpfers Victor László in einem Film angeboten, der in Nordafrika unter verzweifelten Flüchtlingen, skrupellosen Kriminellen und korrupten Beamten spielte. Um seinen Namen für englischsprachige Ohren eingängiger zu machen, nannte sich der Schauspieler fortan Paul Henreid. Der Film, der 1942 in die Kinos kam, hiess *Casablanca*.

Die Besetzung dieser legendären Beschwörung von grossen Leidenschaften zwischen sehr unterschiedlichen Menschen, die durch ihre Flucht alle in derselben Situation sind, und ihrer verzweifelten Suche nach Visa illustriert auch die Wirkung der künstlerischen Emigrationswelle der 1930er Jahre auf Hollywood. Humphrey Bogart, der amerikanische Hauptdarsteller, und die Frau, die er in edler Manier ziehen lässt, die Schwedin Ingrid Bergman, waren die Ausnahmen in der Besetzungsliste, gemeinsam mit dem Regisseur Michael Curtiz, der als Mano Kertész Karniner in Budapest geboren worden war und bereits im Jahrzehnt zuvor in die USA gekommen war. Auch der Wiener Max Steiner war schon früher nach Hollywood gegangen.



Paul Henreid, Ingrid Bergman und Humphrey Bogart in *Casablanca*

Abgesehen von diesen freiwilligen Exilanten war die Emigrantengemeinschaft in Rick's Café aber nicht nur realistisch, sondern auch real. Die Rollen wurden mit besonderer Rücksicht auf eine authentische Atmosphäre besetzt, was die Erscheinung und die Akzente der Schauspieler betraf. Die Verantwortlichen hatten die Qual der Wahl, was Herkunft und Schicksale anging.

Paul Henreid war ein perfekter Lászlo, Bogarts Rivale um die Liebe von Ingrid Bergman. Der gütige, beliebte Oberkellner war S.Z. Sakall, der als Gero Jenö in einer jüdischen Familie in Ungarn geboren wurde und 1940 geflohen war; der Erzbösewicht Major Strasser wurde von Conrad Veidt gespielt, einem leidenschaftlichen Nazigegner, der bereits 1933 seine Heimat verlassen hatte. Curt Bois, der Taschendieb, war im Jahr darauf aus Berlin ausgewandert, und den Croupier gab Marcel Dalio, der in Paris als Israel Moshe Blauschild zur Welt gekommen war. Ein weiterer Österreicher, der für kurze Zeit in einem Konzentrationslager interniert gewesen war, bevor er in die USA fliehen konnte, war Helmut Dantine, der seine Rolle als verzweifelter junger Liebhaber, den Bogart am Spieltisch gewinnen lässt, mit absoluter Glaubwürdigkeit spielt. Auf der Besetzungsliste standen überdies

Louis V. Arco (Wien), Trude Berliner (Berlin), Ilka Grüning (Wien), Richard Ryen (Richard Révy, Ungarn), Ludwig Stössel (Österreich) – und der sinistre und leidende Signor Ugate wurde gespielt von Fritz Langs Star Peter Lorre, der ursprünglich Laszlo Löwenstein geheissen hatte. Lorre war während der 1920er Jahre an die Spitze seiner Zunft aufgestiegen, besonders nachdem er mit ergreifender Exaltiertheit die Rolle des Kindermörders in *M* verkörpert hatte. Nach seiner Flucht blieb ihm nichts anderes übrig, als eine Reihe von halb bedrohlichen, halb lächerlichen glubschäugigen Schurken zu spielen.

Als die Situation in Europa immer gefährlicher wurde und viele derjenigen, die zur Flucht gezwungen waren, keine Visa für die USA oder andere beliebte Zielländer bekommen konnten, waren sie bald willens, überall hinzugehen, wo sie in Sicherheit waren. Ein anderer Zweig der Familie Freudenheim machte sich beispielsweise aus Deutschland auf den Weg nach Montevideo, in die Hauptstadt Uruguays. Der elfjährige Fritz Freudenheim betrachtete diese Reise mit den Augen eines Kindes als ein riesiges Abenteuer und malte eine Landkarte seiner Wege über den Ozean: von der alten Heimat in die neue Heimat.

Südamerika war ein wichtiges Ziel für Emigranten. Menschen, deren Leben und Arbeit in Berlin, München, Hamburg oder Graz sie in keiner Weise darauf vorbereitet hatten, in einer «neuen Heimat» von vorne zu beginnen, mussten sich den Gegebenheiten anpassen. Andere wichen auf weniger bevorzugte oder schwerer erreichbare Ziele aus. So emigrierte der Marburger Philologe Erich Auerbach 1935 nach Istanbul, wo er seine Zeit in den Bibliotheken der kosmopolitischen Stadt verbrachte und *Mimesis* schrieb, seine analytische Hommage an den literarischen Humanismus. Der Wiener Philosoph Karl Popper floh so weit, wie er nur konnte, und unterrichtete an der Canterbury University in Christchurch, Neuseeland, wo er sein einflussreichstes Werk verfasste: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*.

Der aussergewöhnlichste und für Europäer kulturell vielleicht «fremdeste» Emigrationsort, der Tausende von zumeist jüdischen Migranten aufnahm, war Shanghai, die legendäre Handelsstadt, die ihrem Ruf nach ein Ort der Laster und der urbanen Vergnügungen war und eines der wenigen Territorien, die keinerlei Visabeschränkungen hatten. «Der letzte Ort, an den man gehen würde, war Shanghai», erinnerte sich ein Emigrant.

Bis zur Reichspogromnacht am 9. November 1938 hatten nur 1'500 Juden die beschwerliche Reise nach Shanghai unternommen, danach veruehnfachte

sich diese Zahl. Die Neuankömmlinge wurden hier besser aufgenommen als an vielen anderen Orten, und einige Mitglieder der in Shanghai ansässigen jüdisch-sephardischen Gemeinde, deren Vorfahren mit den russischen Händlern im 19. Jahrhundert hierhergekommen waren, waren nicht nur wohlhabend, sondern halfen auch. Trotzdem blieb das Leben unsicher, und für Tausende von Menschen in den Flüchtlingsunterkünften bedeutete das Leben im Exil auch, dass Shanghais «Klein-Wien» mit seinen Kaffeehäusern und Lebensmittelläden unerschwinglich blieb.

Berlin in der Levante

Nur ein Auswanderungsort auf der Welt war fast ausschliesslich für Juden zugänglich. Seit der Balfour-Deklaration 1917, als der britische Aussenminister erklärt hatte: «Die Errichtung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk wird von der Regierung Seiner Majestät mit Wohlwollen betrachtet», hatten zionistische Aktivisten die Schutzmacht im Nahen Osten beim Wort genommen. Nach 1918, in einer Zeit des wachsenden Antisemitismus und der zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, war Palästina insbesondere für viele jüngere Juden als Ziel immer attraktiver geworden, auch wenn die Motive hinter ihrer Auswanderung oft sehr unterschiedlich waren. Zionisten sahen ein Leben in Palästina als historische Notwendigkeit, andere lediglich als temporären Unterschlupf.

Zionistische Jugendorganisationen und Sportvereine hatten vielen Juden die Möglichkeit geboten, der fortschreitenden Ausgrenzung in ihren Gesellschaften etwas entgegenzusetzen, wenngleich sie Kritikern zufolge damit derselben nationalistischen Logik folgten, die in Europa herrschte. Im Zionismus gab es viele unterschiedliche und oft widersprüchliche Strömungen, von einem dezidiert säkularen und oft auch sozialistischen Flügel, der die Errichtung eines Staates lediglich als Reaktion auf den Antisemitismus betrachtete und die Juden zu einem normalen Volk unter anderen Völkern machen wollte, bis hin zu orthodoxen Gemeinden, deren tiefste Sehnsucht es war, ins gelobte Land zurückzukehren und sich auf die Wiederkunft des Messias vorzubereiten. Pragmatische Sozialisten versuchten den Traum der idealen Gemeinschaft oft in Zusammenarbeit mit der arabischen Bevölkerung zu realisieren, während rechtsgerichtete Nationalisten, deren Gedan-



Deutsche Emigranten bei der Ankunft in Tel Aviv, 1936

kengut mitunter Ähnlichkeiten mit dem Faschismus aufwies, jedes Hindernis, das sich ihnen bei der Verwirklichung ihres Traums in den Weg stellte, schlicht eliminieren wollten. Letztere waren eine kleine Minderheit. Die überwältigende Mehrzahl der Auswanderer kam mit friedlichen Absichten.

Ziel des Zionismus war es nicht nur, einen jüdischen Staat in Palästina zu errichten (tatsächlich gab es innerhalb der zionistischen Bewegung heisse Diskussionen darüber, ob solch ein Staat nötig war und wo er gegründet werden sollte), sondern auch die Erschaffung eines neuen Juden. Der blasse, unmännliche und ausgehungerte *Jeschiwe Bocher* (Student an einer Talmudschule) wurde von Aktivisten als Archetyp des Opfers und als Symbol der jahrhundertelangen Unterdrückung abgelehnt. Viele Zionisten betonten deshalb körperliche Ertüchtigung und militärische Stärke – in vielerlei Hinsicht eine weitere Karikatur von Nietzsches Übermensch. Ein neuer, muskulöser, sonnengebräunter, stolzer und auf eigenen Füßen stehender Jude sollte fähig sein, die eigene Erde zu bearbeiten und zu verteidigen, ein Pionier und Held, der jeder Herausforderung gewachsen war.

In der Praxis war das Leben im Palästina der 1930er Jahre weniger episch als in diesen Visionen, auch wenn es mehr als genug Herausforderungen gab. Es war nicht leicht, ein Visum für das unter britischem Mandat stehende Palästina zu bekommen, und für diejenigen, die oft ohne jede ideologische Überzeugung im Hafen von Haifa oder Jaffa ankamen, bedeutete das Leben in einem arabischen Land eine enorme Umstellung, denn viele von ihnen kannten die Cafés von Lemberg, Wien, London, Berlin und Paris, hatten aber keinerlei Ahnung von einem Pionierleben im Nahen Osten. Die wirklichen Pioniere waren die Landarbeiter in den Kibbuzim im ganzen Land, Menschen, von denen die arabischen Nachbarn oft kopfschüttelnd meinten, sie seien verrückt, sich unter der sengenden Sonne auf dem kargen Boden abzumühen, um ihn zum Blühen zu bringen, anstatt in Europa zu bleiben. Die meisten Araber standen diesen Bemühungen friedlich gegenüber, eine Minderheit reagierte auf die Eindringlinge mit Aggression und sogar Gewalt.

In den Städten war das Leben weniger konfliktgeladen, auch wenn es vielen Immigranten nicht weniger seltsam erschien. Jerusalem war noch immer der legendäre uralte Ort, dessen Leben durch die wechselseitig unvereinbaren Prophezeiungen und Versprechungen der grossen Religionen gekennzeichnet war. Mit so viel historischem Gepäck und so wenig moderner Infrastruktur war es ein besonders schwieriger Ort für Neuankömmlinge. Neben der Heiligen Stadt und der Hafenstadt Haifa bevorzugten viele deutsche Emigranten einen neu gegründeten Ort in der Nähe des alten arabischen Hafens von Jaffa, eine Stadt, die ganz im Sinne der Auswanderer teilweise im Bauhaus-Stil errichtet wurde und die den poetischen Namen «Frühlingshügel» trug: Tel Aviv.

Unter denen, die nach Palästina gekommen waren, um eine neue Zukunft für sich selbst und ihr Volk aufzubauen, waren viele Juden aus dem ehemaligen Österreich-Ungarn und dem untergegangenen russischen Zarenreich. Nach jahrhundertelanger Unterdrückung waren sie fest entschlossen, einen Neubeginn zu wagen und die Schrecken der Vergangenheit endgültig hinter sich zu lassen. Symbol dieser Entschlossenheit war die Renaissance des Hebräischen als Umgangssprache und die Weigerung, weiterhin Russisch, Deutsch oder Jiddisch zu sprechen, die Sprache der Demütigung und des Ghettos. Um aber die Sprache der Propheten einer modernen Realität anzupassen, von der die Autoren der Bibel noch keine Ahnung gehabt hatten, bedurfte es eines erheblichen Erfindungsreichtums, um neue Wörter für eine neue Wirklichkeit zu schaffen. Der Philosoph Martin Buber versuchte ge-

meinsam mit jüngeren Intellektuellen wie dem Berliner Mystikexperten Gershom Scholem und dem Historiker Hugo Bergmann aus Prag, die Hülle der alten Sprache und Kultur in einem weitgehend säkularen Kontext mit neuem kulturellen und spirituellen Leben zu erfüllen.

Andere Flüchtlinge, die aus schierer Notwendigkeit nach Palästina gekommen waren und keinerlei zionistische Überzeugungen hegten, versuchten die Tatsache geflissentlich zu ignorieren, dass sie jetzt die King David Street oder die Sheinkin Street in Tel Aviv hinunterliefen und nicht mehr die Ringstrasse oder Unter den Linden. Die Männer trugen weiterhin selbst in der schlimmsten Sommerhitze ihre dreiteiligen Anzüge, redeten ihre Bekannten mit «Herr Doktor» an, lasen ihre deutschen Zeitungen in Cafés, die ihr Bestes taten, ihre Kunden vergessen zu lassen, dass auf den Strassen unweit des kleinen Stadtzentrums noch immer Kamele das bevorzugte Verkehrsmittel waren. Die Buchhandlungen und auch private Bibliotheken waren bestens bestückt mit den Werken von Goethe und Schiller, Heinrich Heine und Thomas Mann. Sie teilten den Traum vom neuen Juden nicht, sondern trauerten um ihr ehemaliges Leben und versuchten sich in der heißen und provinziellen Gegenwart so gut wie möglich zurechtzufinden.

Einer alten Emigrantenlegende zufolge hatte ein deutsch-jüdischer Akademiker in seinem Arbeitszimmer in Tel Aviv ein Hitler-Porträt auf dem Schreibtisch stehen. Als ein anderer Auswanderer ihn besuchte und das Bild sah, machte er seinem Freund bittere Vorwürfe und fragte ihn, warum er das Porträt dieses Ungeheuers überhaupt mitgenommen habe und jetzt auch noch zu zeigen wage. «Ich brauche es», antwortete der Mann, «gegen mein Heimweh.»

Schöne Körper

Der langsame Pfeil der Schönheit. – Die edelste Art der Schönheit ist die, welche nicht auf einmal hinreißt, welche nicht stürmische und berauschte Angriffe macht (eine solche erweckt leicht Ekel), sondern jene langsam einsickernde, welche man fast unbemerkt mit sich fortträgt und die Einem im Traum einmal wiederbegegnet... – Wonach sehnen wir uns beim Anblick der Schönheit? Darnach, schön zu sein: wir wähnen, es müsse viel Glück damit verbunden sein. – Aber das ist ein Irrtum.¹

Friedrich Nietzsche, «Menschliches, Allzumenschliches»

Es war eine plötzliche Wendung des Schicksals, die Wolfgang Fürstner dazu brachte, sich das Leben zu nehmen. Er war Hauptmann in der deutschen Armee, und seine Karriere stand beispielhaft für das neu erstarkte Vaterland, auf das er so stolz war. Sein Vater war Kapitän eines Schlachtschiffs gewesen, seine Mutter gehörte der Adelsfamilie von Reventlow an, und seine Familie brachte ihn in Kontakt mit einigen der einflussreichsten Menschen Deutschlands und auch mit einem der abenteuerlichsten: Fanny von Reventlow, einer entfernten Verwandte, die in München ein Bohème-Leben führte. Als Offizier und glühender Patriot blickte Fürstner mit Verachtung auf ihre Lebensweise herab.

Nachdem er im Weltkrieg gedient hatte, widmete sich Fürstner in der unruhigen Friedenszeit ganz der Politik am rechten Rand des Spektrums. Ein Porträt-Foto zeigt ihn direkt in die Kamera blickend, aufrecht und stolz, die Haare über den Ohren fast gänzlich abrasiert, das Eiserne Kreuz erster Klasse, das ihm im Weltkrieg verliehen worden war, auf der linken Brusttasche, den Adler und das Hakenkreuz von Hitlers Armee auf der rechten Brust. In den chaotischen Jahren vor 1921 befehligte er eine Freikorps Einheit, einen faschistischen, paramilitärischen Kampfverband, der sich in Berlin erbitterte Strassenschlachten mit kommunistischen Kräften lieferte.

Fürstner war ein ausgezeichnete Organisator und verstand es, mit Menschen umzugehen. So hatte er während seiner aktiven Dienstzeit das Sportprogramm des Deutschen Offiziersbundes geleitet. Schon früh war er der NSDAP beigetreten, hatte es in der deutschen Sportwelt zu einer wichtigen Position gebracht und wurde auch ins Organisationskomitee der für 1936 geplanten Olympischen Spiele in Berlin gewählt.

Schon 1931 waren die Spiele Deutschland zugesprochen worden, eine Versöhnungsgeste, die das Land wieder in die Familie der Nationen aufnahm. Hitlers Regierung erbt das Projekt und nahm es als besondere Herausforderung an. Endlich konnte Deutschland der Welt zeigen, dass es unter seinem neuen Führer wieder zu sich gefunden hatte und nicht nur friedlich, sondern auch von neuem mächtig war. Gigantische Vorbereitungen wurden unternommen – kein Plan war zu gross, und kein Detail zu klein, um berücksichtigt zu werden. Joseph Goebbels, Hitlers Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, betrachtete die Olympischen Spiele als grosse Chance, das Reich und seine herrschende Ideologie der Weltöffentlichkeit zu präsentieren. Anfang 1934 ernannte er Hauptmann Fürstner, den dekorierten Kriegshelden und politischen Weggefährten, zum Kommandanten des Olympischen Dorfes. Das Wohlbefinden aller Athleten und die Eindrücke, die sie mit nach Hause nehmen würden, lagen von nun an in seiner Verantwortung.

Fürstner hatte sich mit Begeisterung auf das Projekt gestürzt, eine ehemalige Kaserne in ein Olympisches Dorf zu verwandeln, in dem 160 individuelle Häuser, Hallen, Gemeinschaftsräume, Verpflegung und Waschgelegenheiten für Athleten aus der ganzen Welt bereitstehen sollten. Der neue Kommandant war fest entschlossen, nichts dem Zufall zu überlassen, und informierte sich eingehend über die Bedürfnisse und Gewohnheiten der Sportler aus unterschiedlichen Kontinenten. Für Gewichtheber standen Rindertatar und gehackte, rohe Leber auf dem Speiseplan; indische Athleten bekamen vegetarische Kost; die britische Delegation fand bei ihrem Eintreffen Horlick's Malzmilch und gekochtes Gemüse vor; und die Vorschriften besagten auch, dass Gäste aus den USA zum Mittagessen Steak, aber keinesfalls Rollmops bekommen sollten, während die Delegation aus Chile besonders viel Marmelade erhielt und die Finnen sich über Extrarationen Blaubeeren freuen konnten. Auch um das Olympische Dorf herum wurde die Stadt sorgfältig auf die Ankunft der Athleten vorbereitet. Die Berliner Polizei «säuberte» die Strassen, indem sie Hunderte von Landstreichern und «Zigeunern» festnahm



Haltung bewahren: Wolfgang Fürstner erschoss sich erst nach einem offiziellen Essen

und in ein Internierungslager außerhalb der Stadt brachte, weit weg von den neugierigen Blicken der Touristen.

Als sich die Vorbereitungen für die Olympischen Spiele in der Endphase befanden, wurde Fürstner für seine gute Arbeit besonders belobigt. Sein Olympisches Dorf sah aus wie eine Postkartenidylle und

funktionierte wie ein Uhrwerk, zu dem auch die Dienste von Zahnärzten und Friseuren sowie die regelmässige Belieferung mit Zeitungen aus aller Welt gehörten. Die Zufriedenheit der Athleten lag auf seinen Schultern, was umso wichtiger war, als ein Streit die Vorbereitungen überschattet hatte. Das Internationale Olympische Komitee hatte darauf bestanden, dass jegliche Diskriminierung jüdischer Athleten während der Spiele inakzeptabel sei und dass auch im deutschen Team Juden vertreten sein müssten.

Eine Zeit lang drohte die Kontroverse zu einem Desaster zu werden, als verschiedene jüdische Organisationen dazu aufriefen, die Spiele zu boykottieren, und linksgerichtete Sportverbände damit begannen, eine konkurrierende Arbeiter-Olympiade in Barcelona zu organisieren. Mehrere Monate lang war unklar, ob die Olympischen Spiele überhaupt stattfinden würden. Aus seinem Pariser Exil hatte der Schriftsteller Heinrich Mann geschrieben: «Ein Regime, das sich stützt auf Zwangsarbeit und Massenverklavung; ein Regime, das den Krieg vorbereitet und nur durch verlogene Propaganda existiert, wie soll ein solches Regime den friedlichen Sport und freiheitlichen Sportler respektieren? Glauben Sie mir, diejenigen der internationalen Sportler, die nach Berlin gehen, werden dort nichts anderes sein als Gladiatoren, Gefangene und Spassmacher eines Diktators, der sich bereits als Herr dieser Welt fühlt.»²

Nur durch einen Kompromiss konnten die Spiele gerettet werden. Die deutsche Regierung versicherte dem IOC, dass es keinerlei Diskriminierung gegenüber Juden geben werde. Die Parteiführung gab sogar stillschweigend den Befehl, alle anti-jüdischen Schilder und Spruchbänder für die Dauer der Spiele zu entfernen.

Um der Vereinbarung zu genügen, musste Deutschland zudem zumindest einen jüdischen Athleten in seine Delegation aufnehmen. Die Wahl fiel auf die nach den nationalsozialistischen Gesetzen als «Halbjüdin» klassifizierte Helene Mayer, eine blonde, blauäugige Florettfechterin, die allerdings vor den «Rassengesetzen» bereits geflohen war und inzwischen in Los Angeles lebte. Mayer war eine herausragende Athletin und eine der aussichtsreichsten Anwärterinnen auf olympisches Gold. 1924, im Alter von nur 13 Jahren, hatte sie die deutschen Meisterschaften für sich entschieden und vier Jahre später bei den Olympischen Spielen in Amsterdam Gold gewonnen. All das aber hatte sie nicht davor bewahrt, 1933 aus ihrem Fechtclub ausgeschlossen zu werden, woraufhin sie in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. Nun wurde sie von den deutschen Behörden eingeladen zurückzukehren, eine Einladung, die allerdings mit der deutlichen Warnung verbunden war, dass eine Weigerung ihrerseits das Leben für ihre in Deutschland verbliebene Familie nicht einfacher machen würde. Deutsche Zeitungen wurden angewiesen, nicht über ihre Ankunft zu berichten und keinesfalls ihre jüdische Herkunft zu erwähnen. Während der Spiele selbst gewann Mayer anders als erwartet nur eine Silbermedaille. Während der Siegerehrung hob sie ihren Arm auf dem Podium zum deutschen Gruss – nicht aus verfehltem Stolz auf das neue Vaterland, sondern um ihre Familie zu schützen.

Öffentliche Gesten wurden während der Olympischen Spiele häufig eingesetzt, um private Ängste zu verbergen, besonders von Juden, die während dieser Zeit, in der Deutschland im Zentrum der internationalen Aufmerksamkeit war, makabre «Ferien» von den sonst alltäglichen Demütigungen erlebten.

Der Romanistik-Professor Victor Klemperer, der seinen Posten an der Universität verloren hatte, schrieb trauernd Tagebuch über die Entwicklungen in seinem Land. Er war ein zutiefst humanistisch gebildeter Mensch und betrachtete die Olympischen Spiele generell als ein Jubelfest des hysterischen Nationalismus, bei dem Kultur und Wert einer Nation sich nicht an ihren intellektuellen oder künstlerischen Leistungen bemessen oder daran, wie human sie als Gesellschaft war, sondern ausschliesslich daran, wie



Adolf Hitler trifft zur Eröffnung der Olympischen Spiele ein

schnell ein Individuum rennen konnte. Besonders diese Spiele aber waren in seinen Augen «ganz und gar ein politisches Unternehmen», wie er schrieb. «Immerfort wird dem Volk und den Fremden eingetrichtert, dass man hier den Aufschwung, die Blüte, den neuen Geist, die Einigkeit, Festigkeit und Herrlichkeit, natürlich auch den friedlichen, die ganze Welt liebevoll umfassenden Geist des Dritten Reiches sehe.»³

Für Wolfgang Fürstner sollten die Olympischen Spiele, denen er zwei Jahre seines Lebens gewidmet hatte, kein Anlass zum Jubel sein. Kurz vor der feierlichen Eröffnung im Mai wurde er plötzlich seines Postens als Kommandant des Olympischen Dorfes enthoben. Der offizielle Grund lautete, dass während eines Tags der offenen Tür einige neugierige Besucher Schäden angerichtet hätten, aber das tatsächliche Motiv wurde bald bekannt. Acht Monate zuvor, auf dem Parteitag in Nürnberg, hatten die Nazis die Einführung der neuen «Rassengesetze» verkündet, nach denen Juden unter anderem die deutsche Staatsangehörigkeit verloren. Gründlich wie immer, hatten die Genealogen des Reiches herausgefunden, dass der Kriegsheld und Kommandant Hauptmann Fürstner einen jüdischen Grossvater hatte und deshalb als «Vierteljude» einzustufen war. Der Offizier, der von diesem Aspekt sei-

ner Familiengeschichte wahrscheinlich nicht einmal wusste, war erschüttert. Er wurde zum Vizekommandanten degradiert. Sein neuer Vorgesetzter war ein jüngerer, «arischer» Offizier, dem es jetzt zufiel, die Belohnung für zwei Jahre harter Arbeit einzuheimen.

Fürstner, der mit gerade einmal 40 Jahren vor den Trümmern seines Lebens stand, schien das Ganze mit stoischer Ruhe zu ertragen. Er brachte die Spiele zu Ende und war am 19. August sogar bei einem Abendessen zugegen, das zu Ehren seines Nachfolgers gegeben wurde. Nach dem Hauptgang entschuldigte er sich. Er kehrte in die Kaserne zurück, in der er wohnte, ging in sein Zimmer, nahm seine Pistole aus dem ledernen Holster, setzte sie an die Stirn und drückte ab.

Die deutsche Presse war angewiesen, seinen Tod als einen tragischen Autounfall darzustellen. Fürstner wurde mit militärischen Ehren auf dem Berliner Invalidenfriedhof beigesetzt, nicht weit entfernt von Manfred von Richthofen, dem Fliegerass und «roten Baron». Die Reputation des Reiches blieb gewahrt – und Fürstner nahm sein Geheimnis und seine Verzweigung mit ins Grab.

Die Farbe des Goldes

Nur wenige Menschen in der Kaserne hatten den Schuss gehört, den Hauptmann Fürstner abgefeuert hatte, aber zwei Wochen zuvor, am 3. August, war das Echo eines Schusses auf der ganzen Welt zu hören gewesen. Es war der kurze, trockene Knall einer Startpistole, die das Signal zum Hundertmeterlauf der Männer gab, der Königsdisziplin der Spiele. Hitler persönlich war anwesend, als die Sprinter auf ihre Positionen gingen, ein letztes Mal die Muskeln lockerten und sich auf den Start vorbereiteten. Deutschlands grosse Hoffnung war Erich Borchmeyer, der mit seinen 31 Jahren schon beinahe ein Veteran war. Nicht weit von ihm stand ein Student aus den Vereinigten Staaten, der zehn Jahre jünger war. «Ich sah hinunter zur Ziellinie, die 109 Yards und zwei Fuss weit entfernt war, und ich dachte an all das, was nötig gewesen war, um mich hierher zu bringen», erinnerte sich der junge Mann Jahre später. «Und als ich an mir selbst hinunterblickte, auf das Trikot des Landes, das ich repräsentierte, und mir gewahr wurde, dass ich trotz alledem nur ein Mensch wie jeder andere war, fühlte ich mich plötzlich, als ob meine Beine nicht einmal das Gewicht meines eigenen Körpers tragen könnten.»⁴ Sie trugen ihn nicht nur, sie flogen. Jesse Owens sprang aus den Startblö-



Jesse Owens beim Start seines siegreichen Zweihundert-Meter-Laufs in Berlin, 1936

cken direkt in die Sportgeschichte und erreichte sein Ziel nach exakt 10,3 Sekunden. Eine Filmaufnahme des Rennens zeigt Hitler mit versteinertem Gesicht, obwohl er die anderen Ereignisse mit grosser Begeisterung verfolgte. Bei Owens' Sieg drehte sich der Führer angewidert um. Denn der Sieger war Afroamerikaner, wie auch der Gewinner der Silbermedaille, Ralph Metcalfe. Obwohl vorgesehen war, dass Hitler die Siegerehrung persönlich vornehmen sollte, verliess er das Stadion vor der Zeremonie.

e

Die Kleinlichkeit des grössten Führers aller Zeiten bedeutete Owens nur wenig, auch wenn die Zeitungen in den USA vor wütenden Protesten kaum zu halten waren. Dies allerdings machte Owens wütend. Dieselben Menschen, die jetzt die faire Behandlung eines amerikanischen Athleten forderten, hatten ihn stets als Bürger zweiter Klasse behandelt. Er war das jüngste von neun Kindern eines armen Landarbeiters in Alabama. Als Kind hatte Jesse sich oft vor den Mädchen versteckt, weil er sich wegen seiner zerrissenen Kleider schämte. Während des Ersten Weltkriegs war Owens' Familie mit vielen anderen schwarzen Migranten aus dem ländlichen Süden in den Norden, nach Cleveland, Ohio, gezogen, um dort ein besseres Leben zu finden.

Schon in der Schule war aufgefallen, dass der Junge ein ausgezeichneter Kurzstreckenläufer war, und die Wettbewerbe, an denen er teilnahm, gewann er fast ausnahmslos. 1932, im Alter von 16 Jahren, wurde er für die Olympiamannschaft nominiert. Im Jahr darauf egalisierte er den bestehenden Weltrekord von 9,4 Sekunden über 100 Yards. Obwohl er nie fliessend lesen gelernt hatte, wurde ihm ein Studienplatz an der hauptsächlich von Weissen besuchten Ohio State University angeboten, wo er sich als Stipendiat ganz auf seinen Sport konzentrieren sollte.

Auch der so ausgezeichnete Student Owens durfte allerdings nicht in derselben Unterkunft wohnen wie weisse Studenten. In vielen Restaurants weigerte sich das Personal, ihn zu bedienen, und bei offiziellen Wettkämpfen musste er das Stadion oft durch den Hintereingang betreten, auch wenn er dann auf dem Podium stand. Seine finanzielle Situation war schwierig: Während er trainierte, verdiente er sich sein Geld als Liftboy und als Hausmeister in der Cafeteria der Universität. Wenn er in einer anderen Stadt an einem Wettkampf teilnahm, mussten er und die anderen schwarzen Athleten oft im Auto essen und in einer Obdachlosenunterkunft schlafen, denn kein Hotel nahm sie als Gäste auf. Einmal, in Kokomo, Indiana, wären sie sogar beinahe gelyncht worden.

Owens gewann bei den Olympischen Spielen 1936 drei weitere Goldmedaillen, eine historische Leistung. Als er in die USA zurückkehrte, bekam er nicht einmal ein Glückwunschtelegramm von Präsident Roosevelt, der es sich sonst nicht nehmen liess, siegreiche Athleten persönlich zu empfangen. Es standen Wahlen bevor, und der Präsident konnte es sich nicht leisten, als zu schwarzenfreundlich dazustehen. Owens sagte später, diese Zurückweisung habe ihn wesentlich tiefer verletzt als Hitlers Unwillen über seinen Sieg in Berlin.

Die Erschaffung des Neuen Menschen

Obwohl das Deutsche Reich die grösste Olympiamannschaft stellte und auch die meisten Medaillen gewann (89 von insgesamt 388), war die NS-Führung bestürzt über das starke Abschneiden von Schwarzen, Asiaten und Juden. Das Regime hatte sich zum Ziel gesetzt, vor der ganzen Welt zu demonstrieren, dass die Deutschen und ihre neue Regierung nicht nur friedlich und offen waren, sondern auch als «Arier» all jenen, die als «rassisch minderwertig» galten, in jeder Hinsicht überlegen. Jesse Owens hatte diesen Plan schnellen Fusses durchkreuzt, und obwohl Hitler nach Angaben von Albert Speer etwas darüber murmelte, dass Schwarze «näher an den Tieren» seien als Weisse und deswegen augenscheinlich auch schneller rennen könnten, war die Propaganda für die «Herrenrasse» gründlich gescheitert.

Für die Ideologen des Nationalsozialismus war das alles andere als trivial. Körperliche Tüchtigkeit war nicht nur ein Mittel, um rassische Überlegenheit zu demonstrieren: Sie stand im Zentrum des Nationalsozialismus wie auch



Statuen von Athleten am Eingang
des Sportgeländes in Dresden, 1936

anderer politischer Ideologien der Zeit, darunter der Sowjetkommunismus und der Zionismus. Ziel war es nicht nur, stärkere und fittere Menschen zu produzieren, sondern das menschliche Wesen körperlich wie geistig von Grund auf zu transformieren – einen Neuen Menschen zu schaffen.

Wie jedes wichtige Element einer Ideologie hatte auch diese Hoffnung auf die Schaffung eines Neuen

Menschen bedeutsame Vorläufer in der Mythologie. Der Neue Mensch als ein zentrales Motiv in der apokalyptischen Theologie des Christentums war in einem säkularen Kontext von den Gelehrten der Renaissance aufgegriffen worden, die hofften, auf diese Weise im Bild der klassischen Antike wiederzuerstehen. Im 18. Jahrhundert hatte die Hoffnung auf persönliche Transformation neue Nahrung erhalten. Jean-Jacques Rousseau schrieb dazu 1762: «Wer den Mut besitzt, einem Volke Einrichtungen zu geben, muss sich imstande fühlen, gleichsam die menschliche Natur umzuwandeln, jedes Individuum [...] zu einem Teile eines grösseren Ganzen umzuschaffen, aus dem dieses Individuum gewissermassen erst Leben und Wesen erhält; die Beschaffenheit des Menschen zu seiner eigenen Kräftigung zu verändern und an die Stelle des leiblichen und unabhängigen Daseins, das wir alle von der Natur empfangen haben, ein nur teilweises und geistiges Dasein zu setzen [...] Das heisst, wenn jeder Bürger nur durch alle anderen etwas ist [...].»⁵ Seine Worte sollten das totalitäre Denken des 20. Jahrhunderts entscheidend mitprägen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts formulierte Georg Wilhelm Friedrich Hegel seine eigene Vision von Deutschlands Apotheose durch den unabänderlichen Marsch der Geschichte zu ihrer eigenen Überwindung, eine quasimessianische Phantasie, die den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte mit dem norddeutschen Protestantismus und besonders mit Preussen gleichsetz-

te. Obwohl heute schwer nachvollziehbar, hatten diese Ideen damals eine enorme Wirkung weit über Deutschland hinaus. 100 Jahre später spuckte Friedrich Nietzsche voller Verachtung Hegel seine Antwort ins Gesicht und analysierte nicht nur die Versklavung des Individuums in der modernen Welt, sondern setzte ihr eine andere Vision entgegen: die Transzendenz nicht ganzer Völker, sondern einzelner, freier Individuen.

Nietzsches Idee vom Übermenschen, die er in *Also sprach Zarathustra* präsentierte, war poetischer, komplexer und subtiler, als die meisten seiner Leser es verstanden. Ganz im Banne seiner metaphorischen und exaltierten Prosa konstruierte die Leserschaft eine vulgarisierte Version dieses Übermenschen und konzentrierte sich nicht auf Nietzsches überraschend buddhistische oder epikureische Idee der Selbstüberwindung, sondern auf Phantasien von halbnackten Helden, die furchtlos eine imaginäre Landschaft durchschreiten.

Auch eine andere grosse Weitsicht, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte, rückte die Idee der Überwindung der Gegenwart und eines teleologischen Geschichtsverlaufs in den Mittelpunkt ihres Denkens. Individuen könnten sich nur dann wirklich entfalten, schrieb Karl Marx, wenn eine politische Revolution das Ende der sozialen Unterdrückung und gerechte Bedingungen gebracht habe. Das Ende des Kapitalismus und der Versklavung der Arbeiter würde endlich die physische und spirituelle Neugeburt der Menschen möglich machen.

Marx und Nietzsche waren zwei Propheten eines neuen Zeitalters, das unterschiedliche Wege einschlug, von denen einer zum «wissenschaftlichen Rassismus» und von dort zum Nationalsozialismus führte. Zwei weitere wissenschaftliche Theorien, die an sich nichts mit Rassismus zu tun hatten, wurden dennoch Teil dieser Ideologie. Charles Darwins Analyse evolutionärer Prozesse wurde rasch in eine konservative Teleologie eingegliedert, in der unterschiedliche, nicht nur nach ethnischen, sondern auch nach sozialen Kriterien unterschiedene Gruppen in einem evolutionären Wettbewerb standen, um mit dem höchsten Ausdruck ihres Potentials auch die politische Macht zu erben. Der Ausdruck «survival of the fittest», der eigentlich von Darwins Unterstützer Thomas Huxley stammte, wurde auf eine Weise interpretiert, die nicht nur die perfekte Anpassung an die eigene Umwelt beinhaltete, sondern auch die Dominanz des Stärksten in der Natur – und damit auch der mächtigsten Zivilisationen und Gruppen.

Die pseudowissenschaftliche, teleologische Vision eines evolutionären Paradieses voller perfekter Menschen in irgendeiner fernen Zukunft war nichts anderes als ein zerfranster Laborkittel, der über eine uralte religiöse Idee gestreift worden war: die Idee der Selbstüberwindung des Menschen und des kommenden Neuen Menschen, wie schon die Propheten ihn sich vorgestellt hatten. Trotzdem wurde das Überleben der Tüchtigsten bald sowohl Apologie als auch Schlachtruf des *laissez-faire-Kapitalismus* und der eugenischen Forderungen, der Evolution unter die Arme zu greifen und zu verhindern, dass «minderwertige» Menschen sich fortpflanzten.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als ein Chor von sonor brummenden Übermenschen in einträchtiger Harmonie die glorreiche Zukunft der Menschheit besang, erhob sich eine dissonante und skeptische Stimme. Der Psychoanalytiker Sigmund Freud sah den Traum von der Überwindung der Geschichte und der menschlichen Begrenzungen als eine soziale Fiktion, die dazu diente, die natürlichen Impulse des Menschen durch eine normative Instanz in Schach zu halten. Visionen der Verwandlung in eine Rasse von Übermenschen, die im immerwährenden Glück lebten, waren für ihn und die wenigen, die dachten wie er, nichts als Fata Morganas in der emotionalen Wüste des bürgerlichen Lebens – und des Menschseins selbst. Vielleicht waren sie notwendig, damit die Hoffnung überleben konnte, aber sie waren und blieben Illusionen.

Träume werden Albträume

In seinem 1921 veröffentlichten dystopischen Roman *Wir*, der später Aldous Huxley zu seiner *Schönen neuen Welt* inspirierte, hatte Jewgeni Samjatin die bolschewistische Vision der Gesellschaft als gigantischer Maschine und die Idee der Mechanisierung des Menschen, der absoluten Effizienz und des wissenschaftlichen Managements aller menschlichen Regungen satirisch aufs Korn genommen. Individuelle Lebensäußerungen sind in dieser Welt vollkommen eliminiert worden:

Ich blickte hinunter auf die Werft. Nach Taylors Gesetz, rhythmisch und schnell, im gleichen Takt, genauso wie die Hebel einer riesigen Maschine, bückten die Menschen sich, richteten sich auf, drehten sich. In ihren Händen blitzten dünne Stäbe: mit Feuer schnitten und löteten sie Platten, Win-

kelmasse, Spanten und Winkelknie. Gläserne Riesenkrane rollten langsam über gläserne Schienen, drehten und neigten sich ebenso gehorsam wie die Menschen und senkten ihre Last in den Leib des Integral. Und diese vermenschlichten Krane und diese vollkommenen Menschen waren eins. Welch eine ergreifende, vollkommene Schönheit, Harmonie, Musik [...] Schnell hinunter zu ihnen, ich musste bei ihnen sein! Ich arbeitete Schulter an Schulter mit ihnen, im gleichen stählernen Rhythmus [...] gleichmässige Bewegungen, straffe rote Wangen, spiegelklare Augen und Stirnen, ungetrübt vom Wahn des Denkens.»⁶

Samjatins Albtraum schien immer näher zu rücken, und die Möglichkeiten, darauf zu reagieren, schienen begrenzt. Mehr denn je seit Stalins Aufstieg und dem ersten Fünfjahresplan war die sowjetische Antwort auf das Problem der Technologie eine heisse Umarmung des kalten Stahls, eine Umarmung, in der Menschen nur dann überhaupt einen Wert hatten, wenn sie ihre Funktion als Rädchen der grossen Maschine adäquat erfüllen konnten. Der sowjetische Neue Mensch sollte in einem vollautomatischen Brutkasten geboren werden.

Einige politisch engagierte Avantgarde-Aktivist*innen wie der Designer und Architekt El Lissitzky und der Dichter Wladimir Majakowski hatten einen konstruktivistischen Zugang zum menschlichen Körper gewählt und zeigten ihn als Maschine in einer glorreichen, sowjetischen Zukunft. Die Partei aber misstraute so viel überbordender Kreativität, die sie nicht kontrollieren konnte, und marginalisierte solche Ansätze rasch. Trotzdem blieb der gerade entstehende sowjetische Realismus, der 1931 zur offiziellen künstlerischen Politik erhoben wurde, der Idee des *Homo Sovieticus* – muskulös und stolz, übermenschlicher Leistungen fähig und ideologisch geschult – eng verbunden, auch wenn er in seiner Darstellung als schreitender Held mit Zange, Hammer, Sichel oder Maschinengewehr ein leichter verständliches Gesicht annahm.

Der Neue Mensch überwand nicht nur menschliche Begrenzungen, sondern auch politische Grenzen. Schöne junge Männer und Frauen in Marmor, Beton oder Bronze waren in der Kunst des Faschismus ein allgegenwärtiger Topos, wenngleich sich die Darstellungen hier stärker auf männliche Körper beschränkten. Trotzdem bemerkten Beobachter schon damals, wie schwer es war, die linken Heldenvisionen von denen ihrer faschistischen Erzfeinde zu unterscheiden.



In eine bessere Zukunft:
«Arbeiter und Kolchosbäuerin» von
Wera Ignatjewna Muchina

Faschistische Ideologen in Italien, Deutschland und Frankreich waren auf unterschiedlichen Wegen an diesen gemeinsamen Punkt gekommen. Im Gegensatz zu den Bolschewiki, die Individuen zu Ersatzteilen einer riesigen Maschine umschmieden wollten, versuchten die Faschisten sich vom Joch der anonymen Existenz in der modernen Gesellschaft zu befreien oder ganz in einer organischen Masse aufzugehen,

um so die Sinnkrise ihrer Gesellschaft zu überwinden. Sie wandten sich dafür einer imaginären, mythischen Vergangenheit zu, in der Körper angeblich Ausdruck heroischer Archetypen gewesen waren – stark, schön und in vollkommener Harmonie mit der Natur. Diese «Natur» war die Antithese zur Moderne mit ihren Grossstädten, ihrem Liberalismus, ihrem Weltbürgertum, und ihrer planenden Vernunft. Die Faschisten sahen die Natur als innere Stimme des Menschen an, die zu unterschiedlichen Menschen in unterschiedlichen Sprachen sprach.

Die Faschisten wollten, dass der Neue Mensch aufstehen und die Geschichte sowie die politische Macht wieder aus den Händen derer nehmen sollte, die gegen seine Entfaltung arbeiteten. Die Nationalsozialisten gingen dabei wesentlich weiter als die italienischen Faschisten und riefen zu einer apokalyptischen Schlacht auf, in der die Fronten entlang rassischer Trennlinien verliefen. Der Kapitalismus, so die NS-Theoretiker, sei der tiefsten germanischen Seele der Deutschen wesensfremd, eine jüdische Verschwörung, dazu gedacht, die «Arier» und ihre grössere spirituelle Kraft zu unterdrücken, um so das Minderwertige über das Wertvollere herrschen zu lassen und die «Arier» zu versklaven. In *Metropolis* hatte Fritz Lang riesige Maschinen imaginiert, die als verlängerte Arme der unterdrückerischen Bosse die edlen und ursprünglichen Arbeiter kontrollierten und in Schach hielten. In diesen Mythos fügte sich die «Dolchstosslegende» – die besagte, dass die «im Fel-

de» unbesiegte deutsche Armee durch die Kapitulation von linken Politikern verraten worden sei – nahtlos ein. Es war und blieb eine zentrale Absicht der Nationalsozialisten, dem unterdrückten und vielfach betrogenen «arischen» Übermenschen endlich zu seinem rechtmässigen Platz in der Geschichte zu verhelfen und im Zuge dessen den Rest der Welt zu unterwerfen.

Der nationalsozialistische Kult der körperlichen Ertüchtigung war auf diese Weise unmittelbar mit dem apokalyptischen Ziel eines Rassenkriegs verbunden. Gerade in Deutschland konnte dieser Kult an eine breite, schon Mitte des 19. Jahrhunderts entstandene Körperkultur anknüpfen, die, je nach ideologischer Verbundenheit und persönlicher Färbung, grossen Wert auf Körperbewusstsein, Gesundheit, natürliches Leben, Nudismus, Sport, Disziplin und Bewegung legte und die auch in Grossbritannien, Skandinavien und Frankreich viele Anhänger gefunden hatte. Die Körperkultur der Zwischenkriegszeit war keineswegs immer faschistisch, auch wenn sie heute oft so anmutet. Im Gegenteil: Oft ging die Wiederentdeckung des menschlichen Körpers als Teil einer allumfassenden Kultur sogar Hand in Hand mit sozialer Unangepasstheit. Die Wandervogel-Bewegung hatte besonders Jugendliche dazu ermutigt, die russgeschwärzten Grossstädte hinter sich zu lassen, weg von den sozialen Zwängen ihrer Familien, und in aller Freiheit, zu Fuss oder mit dem Fahrrad, die Natur zu entdecken, am Lagerfeuer Volkslieder zu singen, den Sternenhimmel über sich zu sehen und sich vielleicht sogar auf andere Weise nahezukommen.

Inmitten der brodelnden Situation der Weimarer Republik wirkten die einstmals so wagemutigen Wandervögel seltsam zahm. Mitte der 1920er Jahre entstanden immer mehr alternative Gemeinschaften, die grossen Wert auf Körperkultur und persönliche Transformation legten: sozialistische Nudisten und sonnenanbetende Schulen, in denen weder Schüler noch Lehrer Kleidung trugen, Tausende von Turn- und Sportverbänden, die sich der Erschaffung von schönen, besonders männlichen Körpern verschrieben hatten, Ferienlager für Arbeiter, in denen hüllenlose Gemeinschaftsgymnastik auf dem Programm stand, Strände, die für «Luft- und Lichtbäder» reserviert waren. Zahlreiche Deutsche beteiligten sich an dieser Freikörperkultur und versuchten so, aus den Beschränkungen und der Prüderie der bürgerlichen Kultur auszubrechen und sich selbst als Teil der natürlichen Welt wiederzuentdecken – frei von Scham und von Kleidung. Als die Nationalsozialisten an

die Macht kamen, hatten FKK-Verbände in Deutschland rund 100'000 registrierte Mitglieder. Die Zahl der Sympathisanten lag um ein Vielfaches höher.

Für die nationalsozialistische Bewegung war diese Betonung der Körperkultur ein unabdingbarer Bestandteil nicht nur ihrer Zukunftsvision, sondern auch ihres politischen Erfolgs. Ihre Rhetorik war durchsetzt von Körperbildern und der Betonung von physischer Gesundheit und Kraft. Als Hitler 1935 vor 50'000 Mitgliedern der Hitler-Jugend sprach, forderte er sie auf, «hart wie Kruppstahl, schnell wie Windhunde und zäh wie Leder» zu werden, und der kollektive «Volkskörper» war aus den Reden der Nazis nicht wegzudenken. Der Kult der Kraft und ein Leben im Einklang mit der Natur waren allgegenwärtig.

Um diese utopischen Ideen in konkrete Politik umzusetzen, hatten die Nationalsozialisten nicht nur die Praktiken der Lebensreformer übernommen, sondern auch gleich die zugehörigen Institutionen und Vereine. So wie Kultur, die Universitäten und Schulen, die Verwaltung und die Wirtschaft innerhalb von kürzester Zeit gleichgeschaltet worden waren, so wurde auch die Körperkultur schnell unter die Fuchtel der Partei gebracht.

Unter dem neuen Regime wurden auch die ehemals friedlichen und universalistischen FKK-Vereine dazu gezwungen, jüdische Mitglieder auszuschliessen. Sportverbände wurden zu Tempeln «arischer» Körper und ihrer Ertüchtigung, und Zeitschriften wie *Gesetz und Freiheit* und *Deutsche Leibesucht* bedienten eine teilweise auch stark voyeuristische Nachfrage nach Bildern von «natürlichen», nackten, «keuschen» Körpern. Rechtzeitig vor den Olympischen Spielen wurde ein Bestseller aus dem Jahr 1925 wieder aufgelegt, der den programmatischen Titel *Mensch und Sonne – Arisch-olympischer Geist* trug. Alles, was es in der FKK-Bewegung früher einmal an anarchischem Potential gegeben haben mochte, wurde jetzt mit geradezu utopischer Prüderie ausgebügelt, und die NS-Verlagsmaschinerie produzierte einen Schwall von suggestiven und doch gleichzeitig asexuellen Fotos von turnenden oder posierenden nackten Körpern: lebende Skulpturen, geölte, biologische Maschinen in den Posen der Antike, die ihr Geschlecht wieder verbergen mussten, wenn auch jetzt in den Schatten, die in der Dunkelkammer geschaffen wurden.

Nicht nur die Nationalsozialisten und andere faschistische Bewegungen waren sehr darauf bedacht, die Sexualität in den Schatten zu verbannen. Auch die Bolschewiki konnten diesem Aspekt der menschlichen Maschine wegen seines enormen anarchischen Potentials vom ideologischen Stand-



Freikörperkultur in Deutschland

derung der kapitalistischen Umgebung zu befreien war das eine – aber der Nachhall des Christentums war zu stark, um ihn auch von der Scham zu befreien und die schwer kontrollierbaren Triebe zu emanzipieren.

Die europäischen Totalitarismen bauten unterschiedliche utopische Zukünfte und versuchten, wie ihre demokratischen Pendanten auch, mit den Slums in den Städten und der

Armut, dem Dreck und den Krankheiten dort aufzuräumen. Hygiene und Sauberkeit waren nicht nur von zentraler Bedeutung, sondern geradezu magisch in diesem Kampf und hatten neben der körperlichen auch immer eine moralische Dimension. Sauberkeit wurde zu einer Lebensdevise und ersetzte die uralte Angst vor Sünde und göttlicher Bestrafung schon bald durch neue Schreckensszenarien. Masturbation, Homosexualität, «Sittenlosigkeit» und mangelnde Selbstkontrolle galten jetzt nicht mehr vorrangig als moralisch böse und vom Teufel inspiriert, sondern als Schmutz und Krankheit, deren Ansteckungsgefahr potentiell ganze Bevölkerungen und so auch die «Rasse» gefährden konnte, weswegen strikte Kontrolle und drakonische Strafen notwendig waren, um die «Rassenhygiene» zu wahren.

Das vielleicht seltsamste und eloquenteste Objekt, das diese Sauberkeitsobsession der Zwischenkriegszeit dokumentiert, steht heute noch in Dresden. Das Deutsche Hygienemuseum wurde 1911 gegründet und hatte 1930, kurz vor Hitlers Machtantritt, ein neues, programmatisch im Bauhaus-Stil konzipiertes Gebäude erhalten. Das Museum sollte der Bevölkerung nicht nur die Funktion des menschlichen Körpers, sondern auch die grundlegenden Fakten über Gesundheit, Ernährung und Hygiene nahebringen. Ein zentrales Ausstellungsstück war der «gläserne Mensch», das lebensgroße Modell eines menschlichen Körpers mit erhobenen Armen und transparenter Haut, durch die hindurch Knochen, Organe und Blutgefäße sichtbar waren.

In seiner Anmut und Eleganz schien dieser gläserne Mensch (der eigentlich nicht aus Glas bestand, sondern aus Cellon, einem neuen Plastik) die ideale Verkörperung der Moderne sein: transparent, funktional und durch und durch rational.

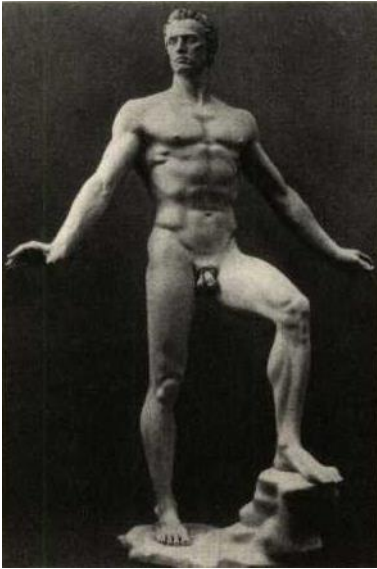
Andere Initiativen, der Bevölkerung Gesundheit und Hygiene nahezubringen, hatten von vorneherein zumindest teilweise eine militärische Ausrichtung. Die NS-Freizeitorganisation «Kraft durch Freude» wurde 1933 gegründet und stand für die sozialistische Komponente der Ideologie der neuen Machthaber, indem sie straff durchorganisierte billige Unterhaltung und Urlaubsreisen für deutsche Arbeiter organisierte. In Ferienlagern und auf Kreuzfahrtschiffen war kollektive körperliche Ertüchtigung für Kinder und Erwachsene fester Bestandteil des Programms. Die Organisatoren hatten eine ganze Palette an Aktivitäten entwickelt, die Arbeiter nicht nur körperlich für zukünftige Kriege stählen, sondern auch zu einem einzigen, willenlosen Volkskörper zusammenschweissen sollten. Keine Kreuzfahrt ohne Gemeinschaftsturnen an Deck, keine Ferien am Ostseestrand oder im Schwarzwald ohne Appell und gemeinschaftliche, militärisch organisierte Aktivitäten mit einem Meer von gleichgetakteten Armen, Beinen und Köpfen. Bis 1945 wurden sieben Millionen solcher Ferienlageraufenthalte und 690'000 Schiffsreisen verkauft – ein «Geschenk des Führers». Für die Arbeiter, die sich sonst keine Urlaubsreise und nicht einmal Ausflüge leisten konnten, war es oft die einzige Möglichkeit, der Monotonie des Alltags zu entkommen.

Sowohl in Deutschland als auch anderswo hatte die Erschaffung eines Neuen Menschen noch eine andere, weniger metaphorische Bedeutung. Eugenische Vorstellungen – die «wertvolle» Menschen zur Fortpflanzung ermutigen und «minderwertige» daran hindern wollten – erfreuten sich grosser Beliebtheit unter den Intellektuellen und Gebildeten in Grossbritannien, den USA, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, der Tschechoslowakei, Argentinien, Russland, Italien und Skandinavien. In mehreren dieser Länder wurden eugenische Massnahmen wie die Sterilisierung von «Geisteskranken» auch tatsächlich gesetzlich verankert und weithin praktiziert, in manchen Fällen, so in einzelnen Staaten der USA und in Schweden, bis in die 1970er Jahre hinein. Ab 1933 wurden in Deutschland mehr als 400'000 Menschen zwangssterilisiert. Nach 1939 folgte eine mörderische Welle der «Euthanasie», bei der «nutzlose Esser» und «lebensunwertes Leben» von Ärzten und Pflägern meist durch Vergiftung eliminiert wurden.

Die Eugenik war freilich keineswegs das Monopol der politischen Rechten oder von hartgesottenen Wissenschaftlern wie Sir Francis Galton, dem Gründer der Bewegung. Tatsächlich herrschte ein bemerkenswerter Konsens unter Menschen mit sonst höchst unterschiedlichen politischen Ansichten, auch wenn die meisten von ihnen aus sozial privilegierten Verhältnissen kamen. In Grossbritannien zum Beispiel unterstützte nicht nur der sonst so sanfte Ökonom John Maynard Keynes die Eugenik, sondern auch Winston Churchill, Virginia Woolf, George Bernard Shaw und Bertrand Russell. Woolf selbst hatte einen geistig schwer behinderten Bruder, mit dem sie ihre ganze Kindheit hindurch die Mahlzeiten gemeinsam einnehmen musste. Als junge Erwachsene traf sie bei einem Spaziergang auf eine «lange Reihe von Idioten» und notierte in ihrem Tagebuch: «Es war absolut fürchterlich. Sie sollten sicherlich getötet werden.»⁷

Viele Menschen glaubten, dass irgendeine Form von «wissenschaftlicher» Lösung die Gesundheit der Nation stärken würde. Der Dichter William Butler Yeats war überzeugt, die körperliche Regeneration werde nicht nur die politische, sondern auch die spirituelle Wiedergeburt seiner irischen Heimat bewirken. Gleichzeitig schrieb er: «Seit etwa 1900 haben die Höherwertigen ihre Zahl nicht ersetzen können, während die Dümmeren und weniger Gesunden weiter angewachsen sind [...] Wenn irgendeine finanzielle Neuordnung [...] alle dazu befähigen kann, ohne Mühe alles Notwendige zum Leben zu bekommen, und so die letzte Begrenzung der Vervielfältigung der ungebildeten Massen beseitigt, wird es die Pflicht der gebildeten Klassen sein, eine oder mehrere dieser Ressourcen an sich zu reißen und zu kontrollieren. Die dressierten und gehorsamen Massen werden sich vielleicht unterwerfen, aber ein langer Bürgerkrieg scheint wahrscheinlicher, mit dem Sieg der Fähigen, die auf ihren Maschinen reiten wie die feudalen Ritter auf ihren gepanzerten Pferden.»⁸

Es gab auch direktere Methoden, die genetische Utopie zu verwirklichen. Die staatlich kontrollierte Organisation «Lebensborn» wurde 1935 gegründet, um das neue «Ariertum», von dem Hitler und sein Zirkel so fieberhaft träumten, durch die gezielte Selektion von zuchttauglichen Männern und Frauen, die den Rassenkriterien der NS-Wissenschaftler genügten, voranzutreiben, dem «Führer» blonde und blauäugige Babys zu schenken und zukünftige Kriege gegen die minderwertigen Massen zu führen. Entsprechend geeignete Kandidatinnen und Kandidaten wurden in Lebensborn-Heimen zusammengebracht und zur energischen Fortpflanzung ermutigt. Die Kinder, die aus diesem Zuchtprogramm hergingen, wurden in ein rigides System



Arnold Brekers *Sieger*, Paradebeispiel des spiessbürgerlichen Heroismus

der kollektiven nationalsozialistischen Erziehung aufgenommen. 1936 steckte dieses System noch in den Kinderschuhen, aber gegen Ende des Krieges gab es bereits 15'000 tapsende Repräsentanten der neuen «Herrenrasse», die auf «Hitlers Hühnerhöfen» auf ihre historische Rolle als Herren der Menschheit vorbereitet wurden.

Das offizielle Bild der neuen Rasse lag in den willigen Händen von Arno Breker, einem talentierten Bildhauer, der seine Karriere in Paris begonnen hatte, wo er mit Künstlern wie Auguste Renoir, Pablo Picasso, Jean Cocteau und Aristide Maillol verkehrt hatte. Breker war 1934 nach Deutschland zurückgekehrt und hatte sein Talent ganz in den Dienst der Produktion heroischer Nacktheit nach Hitlers Gusto gestellt. Brekers uninspirierte Pastichen schmückten schon bald öffentliche Plätze, Museen und Gebäude, und der «Führer» war beeindruckt von den Muskeln, hohen Stirnen, starken Lenden und visionären Posen dieser modellierten «arischen» Giganten. Wenn ihnen aber eine Art Schönheit innewohnte, dann nicht wegen der «Rassenreinheit» ihrer Modelle, sondern weil Breker die Skulpturen der Antike kannte und deren Qualitäten immer wieder imitierte und unwillentlich auch persiflierte.

Breker war keineswegs der einzige Künstler, der sich vom griechischen und römischen Altertum inspirieren liess. Nach dem Ersten Weltkrieg war die zuvor so starke kubistische Bewegung in sich zusammengefallen, als hätten die Künstler den Mut und die Lust verloren, zersplitterte Körper und auseinandergefallene Identitäten darzustellen. Picasso, der so viele Einflüsse setzte und auch aufnahm, hatte schon 1918 damit begonnen, in einem neoklassischen Stil zu malen und wieder nach der Schönheit des menschlichen Körpers zu suchen; andere folgten bald. In Russland führte der junge Sergei

Prokofjew seine *Symphonie classique* auf, in Paris verwendete Jean Cocteau ein extrem reduziertes Repertoire an Linien und Posen für seine neoklassischen Körper und Bühnendesigns, und Igor Strawinsky wandte sich von der revolutionären Modernität seiner Vorkriegskompositionen wie dem *Sacre du printemps* ab und komponierte zahme und einträgliche Neuauflagen der Musik des italienischen 18. Jahrhunderts. Eine schreckliche Stille schien über die europäische Kunst gefallen zu sein. Viele Künstler betrachteten es als Forderung der Zeit, den zerbrochenen Menschen in seiner Ganzheit wiedererstehen zu lassen und aus den Ruinen und dem Trauma einen neuen Menschen zu retten.

Natürlich gab es Gegenströmungen. Deutsche Expressionisten wie George Grosz und Otto Dix versuchten, gerade die zerstörten Körper und die Hässlichkeit des Elends darzustellen, aber die verzerrten Gesichter und obszönen Bilder transportierten eine starke politische Botschaft, einen bewussten Protest gegen eine Gesellschaft, die solche Schrecken möglich machte. Die Surrealisten in Paris produzierten Anti-Kunst und behaupteten von sich, nicht an Schönheit interessiert zu sein, aber wie das politische Engagement von André Breton zeigte, war diese Kunst auch ein Angriff auf Ästhetik und Werte einer Gesellschaft, die den Krieg möglich gemacht und so viele Opfer gefordert hatte. Eine Vision des Neuen Menschen *ex negativo* verbarg sich auch hinter diesen Werken.

Niemand verehrte und verherrlichte die Schönheit klassischer Körper mehr als die Regisseurin des Films, der die Olympischen Spiele in Berlin 1936 verewigen sollte. Leni Riefenstahl, die mit *Triumph des Willens* bereits den Nürnberger Parteitag 1934 propagandistisch effektiv und mit deutlichen Anleihen bei der Mythologie dargestellt hatte (Hitler kommt – per Junkers-Flugzeug – aus den Wolken zu seinem Volk herab), war auch diesmal mit der Verherrlichung des grossen Ereignisses beauftragt worden.

Riefenstahls Olympia-Film beginnt folgerichtig im antiken Griechenland. Die Kamera liebkost die Skulpturen nackter Athleten. Dann erwacht, wie durch Zauberhand, die Figur eines Diskuswerfers zu neuem Leben, dreht sich um die eigene Achse und schleudert seinen Diskus in eine unbekannte Zukunft. Weitere Athleten tauchen auf, und ihre heroischen Körperübungen kulminieren in den harmonischen Rhythmen von Läufern, die eine hell flackernde olympische Fackel direkt von Athen nach Berlin tragen. Der Letzte in dieser Reihe, die sich von der Antike direkt in die Gegenwart fortsetzt, läuft in das Berliner Olympiastadion ein und entzündet die ewige Flamme der Spiele.



Antike Grösse, heroische Schönheit:
Das von Mussolini erbaute Stadio
dei Marmi in Rom

Der Kult des Neuen Menschen war nicht nur eine starke Stimme, die in eine bessere Zukunft führen sollte, sondern auch eine schroffe Zurückweisung der jüngsten Vergangenheit. Er war eine Flucht in eine imaginäre, zeitlose, vollkommene Welt, in der aller Schmutz, alle Krankheit, alles Chaos der Moderne und alle Degeneration überwunden und durch Hygiene, Gesundheit und Vollkommenheit er-

setzt sein würden. Je nach Geschmack und politischer Orientierung des Urhebers wurde diese Phantasie mit starken Eichen oder klassischen Ruinen dekoriert oder mit gleisendem elektrischen Licht, funkelnden Maschinen und einem ganzen Ballett der technologischen Perfektion. Mit seiner Betonung der schönen und kräftigen Körper war er auch eine Antwort auf die zitternden Wracks der Männer, die zerstört aus den Schützengräben gekommen waren, auf den schrecklichen Anblick der amputierten Veteranen, der Ruinen einstmals stolzer Männer, die jetzt in ganz Europa auf den Strassen betteln mussten.

Schon vor 1914 hatte es warnende Stimmen gegeben, die behaupteten, der menschliche Körper könne der Übermacht der Maschinen nicht mehr standhalten, und die Erfahrung des technologisierten Massentötens an der Westfront hatte diese Warnung zur erlebten Realität werden lassen. Die Menschheit konnte den Maschinen nicht länger die Stirn bieten und hatte wie Goethes Zauberlehrling die Kontrolle über ihre Produkte verloren. Der Traum vom Neuen Menschen, einem Übermenschen, der alle Zwänge überwinden konnte, war die kulturelle Antwort auf eine tiefsitzende Angst vor den Resultaten der Moderne, die in allen Industrieländern umging.

1936, als Deutschland Gesundheit, Schönheit und Kraft zelebrierte und der Welt mit Hakenkreuzen und Fanfarenstössen entgegentrat, schien sich

ein Kreis zu schliessen. Aber nicht alle Beobachter waren bereit, vor diesem Evangelium von nietzscheanischen Übermenschen und utopischen Halbgöttern in die Knie zu gehen. Der amerikanische Diplomat George Kennan stellte auf einer Überfahrt von New York nach Europa fest, dass er das Schiff mit der Blüte der amerikanischen Jugend teilte. In seinen Erinnerungen kommentierte er: «Unser Schiff hatte die amerikanische Olympiamannschaft an Bord, die an den Sommerspielen in Deutschland teilnehmen sollte. Eine Woche lang wanden wir uns zwischen den Armen und Beinen stämmiger Amazonen und gummikauender Supermänner mit kurzgeschorenen Haaren hindurch, die auf Deck ihre Künste übten.»⁹

Ein anderer Beobachter, der englische Dichter W.H. Auden, teilte Kennans verächtliche Meinung über so viel Muskelkraft. In seinem 1939 geschriebenen Gedicht *The Unknown Citizen* (Der unbekannte Bürger), in dem er schon im Titel auf den Kult des Unbekannten Soldaten anspielt, weist Auden die Möglichkeit eines Übermenschen in der modernen Welt zurück. Die Zukunft, so schreibt er, gehöre nicht den historischen Führern und grossen Helden, sondern alltäglichen Menschen, bescheidenen Soldaten in der Armee der Selbstzufriedenen und der Farblosen:

Er war nach Angaben des Amtes für Statistik
 Ein an keinem offiziellen Vergehen Beteiligter,
 Die Berichte über sein Verhalten waren tadellos
 und im modernen Sinn des alten Wortes war er ein Heiliger
 [...]

Marktforschung und die Stelle für gutes Leben sagen
 Er war sich der Vorteile der Ratenzahlung voll bewusst
 Hatte alles, was man als moderner Mensch haben muss,
 Phonograph, Radio, Kühlschrank und Auto.
 Unsere Meinungsforscher sind zufrieden,
 Dass er stets die für die Jahreszeit angemessenen Meinungen hatte;
 Wenn Frieden war, war er für Frieden, wenn Krieg war, zog er mit.
 Er war verheiratet und trug fünf Kinder zur Bevölkerung bei,
 Eugeniker sagen, das ist die richtige Zahl für seine Generation
 Und unsere Lehrer sagen, dass er sich nie in ihre
 Schulangelegenheiten einmischte.
 War er frei? War er glücklich? Die Frage ist absurd;
 Denn gäbe es ein Problem, wir hätten davon gehört.¹⁰

1937

Der Krieg im Krieg

Alle sahen Spanien als die Verkörperung des Konflikts, der uns beschäftigte. Aus diesem Grund waren besonders die Schriftsteller der westlichen Welt emotional so im spanischen Konflikt engagiert. Für mich und für viele Leute wie mich wurde er zum grossen Symbol für den Kampf zwischen Demokratie und Faschismus überall.

Jason Gurney, britischer Bildhauer, Mitglied der Internationalen Brigaden

Wir haben es mit einer Verschwörung zu tun, mit einer Gruppe von Leuten, die einen Staatsstreich planen [...] eine ziemlich komplexe Verschwörung, die die Verschwörer mit fremden, faschistischen Mächten verbindet. Wie kann man unter solchen Umständen formelle Beweise verlangen?

Andrei Wyschinski, Generalstaatsanwalt während der Moskauer Schauprozesse (1937)

Die Kuppel auf dem Turm des Gebäudes der Telefonica, der Telefonvermittlung, erhebt sich über der eleganten Plaça de Catalunya, einem der zentralen Plätze in Barcelona. Im Mai 1937 zeigte der Blick von diesem Turm eine Stadt im Kriegszustand. Barcelona, die Hauptstadt des gerade unabhängig gewordenen Katalonien, war in den Händen der Republikaner, die der gewählten Regierung treu waren. Nicht weit von der Stadt entfernt waren die Truppen in erbitterte Gefechte mit rebellierenden nationalistischen Truppen verwickelt. Die Front verlief bei Saragossa – nah genug, um von der Stadt aus das Grollen der Artillerie zu hören, aber weit genug weg, um das Leben in der Stadt nicht akut zu gefährden. Trotzdem war die Atmosphäre äusserst angespannt, und die Regionalregierung, die Generalität, hatte die traditionelle Parade der Kommunisten am 1. Mai abgesagt, weil das Défilée Tausender bewaffneter Männer in der Innenstadt zu gefährlich schien. Unterschiedliche politische Fraktionen der Republikaner kämpften um die Vor-



Strassenkämpfe zwischen Kommunisten und Anarchisten, Barcelona 1936

herrschaft; Kommunisten, Marxisten und Anarchisten waren immer wieder in Schiessereien miteinander verwickelt, und politische Morde gehörten zum Alltag. «Die Sturmwolken hängen immer bedrohlicher über Barcelona», schrieb *Solidaridad Obrera*, eine anarchistische Zeitung.¹

Am 3. Mai hielten drei Lastwagen vor der Telefonvermittlung, die von Anarchisten kontrolliert wurde. Auf Befehl von Eusebio Rodriguez Salas, dem Kommissar für öffentliche Ordnung, umzingelten Bewaffnete das Gebäude. Sie riefen das Personal im Gebäude dazu auf, sich zu ergeben. Ein Kugelhagel aus dem Inneren war die Antwort. Die Milizionäre gingen in Deckung und erwiderten das Feuer – der Waffenstillstand in der Stadt war mit einem Schlag zu Ende.

George Orwell war Mitglied der Internationalen Brigaden und auf Fronturlaub in Barcelona, als die Kämpfe ausbrachen. «Als ich am gleichen Nachmittag zwischen drei und vier Uhr etwa in der Mitte der Rambla war, hörte ich einige Gewehrschüsse. Ich drehte mich um und sah einige Burschen mit Gewehren in den Händen und rot-schwarzen Taschentüchern der Anarchisten um den Hals, die eine Seitenstrasse entlangschlichen, welche von der Rambla nach Norden abzweigt. Sie schossen offensichtlich auf jemand in

einem hohen, achteckigen Turm – ich glaube einer Kirche –, der diese Seitenstrasse beherrschte. Sofort dachte ich: ‚Nun geht's los.‘»²

Als sich die Nachricht über den Angriff auf die Telefonvermittlung in der Stadt verbreitete, errichteten rivalisierende Milizen Barrikaden aus Pflastersteinen, Sandsäcken und grossen Möbeln, die sie aus den umliegenden Häusern auf die Strasse zerrten oder durch die Fenster nach unten warfen. Im Laufe der nun folgenden Woche beherrschten Heckenschützen auf den Dächern die Strassen, und blutige Scharmützel frassen sich Haus für Haus durch die Innenbezirke. Immer wieder kam es zu erbitterten Strassenschlachten, bei denen etwa 400 Menschen getötet wurden. Die republikanische Armee hatte begonnen, sich selbst zu zerfleischen.

Ein Land zerfällt

Verglichen mit den anderen Ereignissen dieses schrecklichen Krieges – berühmte Schlachten, obskure Massaker, zahllose Hinrichtungen – schien diese Maiwoche in Barcelona kaum mehr als eine Episode in der allgemeinen Grausamkeit und der hoffnungslosen Schinderei eines wechselseitigen Schlachtens, dessen Opfer normalerweise in die Tausende gingen. Trotzdem veränderte sie den Krieg. Ein spanischer Militärputsch wurde zu einem internationalen Diadochenkrieg, zur Vorhölle eines kommenden globalen Konflikts.

Der Spanische Bürgerkrieg war ausgebrochen, als eine Gruppe von Generälen unter der Führung von Francisco Franco einen Putsch gegen die gewählte Regierung von Premierminister Manuel Azana unternommen hatte. Die Revolte hatte die Regierung zwar geschwächt, doch die Macht hatten die Franquisten nur in einigen wenigen Provinzen an sich reissen können. Was folgte, war ein blutiger Bürgerkrieg, dessen Wurzeln weit in die spanische Geschichte zurückreichten. Spanien war relativ wenig industrialisiert und noch immer überwiegend ländlich geprägt. Die einzelnen Regionen unterschieden sich stark in ihren Traditionen, Sprachen und historischen Erfahrungen, und über Jahrhunderte hatte hauptsächlich der Einfluss der katholischen Kirche den Spaniern eine einheitliche kulturelle Identität verschafft. Geographisch durch die Pyrenäen vom Rest Europas getrennt und geistig von der Kirche dominiert, schien es ein Land zu sein, an dem Aufklärung und Industrialisierung weitgehend spurlos vorübergegangen waren.

Gleichzeitig war vielleicht kein anderes europäisches Land von so tiefen kulturellen Gräben durchzogen. In den grossen Städten herrschte eine ausgeprägte urbane Kultur mit international anerkannten und vernetzten Protagonisten wie dem Philosophen José Ortega y Gasset, dem Schriftsteller und Philosophen Miguel de Unamuno, dem Dichter Federico Garcia Lorca, dessen engem Freund Salvador Dali und dem Architekten Antoni Gaudi. Abseits der Grossstädte aber war Spanien ein anderes Land, das der Historiker Piers Brendon so beschreibt: «Männer gebrauchten dieselben Eggen wie in der Steinzeit, die Sicheln hatten sich seit der Bronzezeit nicht verändert, die Dreschflügel waren so, wie sie im Alten Testament beschrieben wurden, und die Pflüge fanden sich auf griechischen Vasen wieder. Bauern trugen schwarze Cordanzüge, aber sie hatten eigentlich eine mittelalterliche Mentalität: Einige fürchteten Hexerei, andere glaubten, dass alle Protestanten Schweife hätten.»³ Nicht eben erleichtert wurde die Situation durch die Tatsache, dass die Priester in vielen Dörfern die Kinder aktiv daran hinderten, lesen zu lernen, damit ihre Seelen nicht durch ungeeignete Lektüre und kritische Gedanken befleckt werden konnten.

Noch 1930 war Spanien überwiegend ländlich geprägt. Auf einer im Vergleich zu Grossbritannien mehr als doppelt so grossen Fläche gab es wesentlich weniger Bahnlinien und Landstrassen. Millionen von Menschen lebten noch immer in den «schläfrigen Pueblos, deren schmutzige, im Zickzack verlaufende Strassen von grauen Häusern gesäumt waren – meist von Flöhen befallene Hütten, deren Boden aus gestampftem Lehm bestand, deren Fenster schwarze Löcher waren und in denen die Zimmer nach Rauch und Dung rochen».⁴

In den Städten gab es eine ausgeprägte Opposition gegen die oft überwältigend reaktionäre Kirche, die Landbesitzer und den Adel. In den Industrielands und den armen Vorstädten von Madrid und Barcelona predigten Anarchisten ihr radikales Evangelium gegen jede Autorität, und obwohl sie die Priester aus tiefstem Herzen hassten, war ihre Lehre ebenso rigide und puritanisch wie die der Kirche. Aktivisten bekehrten ihre Jünger zur Abstinenz von Alkohol und Tabak und wetterten gegen sexuelle Ausschweifung und Stierkämpfe.

Um Anarchisten und Kommunisten in Schach zu halten und eine Revolution zu verhindern, fungierte die spanische Armee weniger als Streitmacht, die den Staat an seinen Grenzen verteidigte, sondern als Besatzungsmacht im eigenen Land. Ihr Auftrag war die Verteidigung des Status quo mit seiner strikten gesellschaftlichen Hierarchie und der absoluten Dominanz der Kir-

che bis in die Politik, das zivile Leben und die Schulen hinein. 800 Generäle befehligten eine Armee ohne Panzer, ohne Jagdflugzeuge und mit nur einem einzigen Bomber. Die einfachen Soldaten hatten meist veraltete Waffen und wurden nur unregelmässig und schlecht bezahlt. Viele desertierten. Die Munition in den Magazinen der Armee hätte nicht einmal für 24 Stunden Krieg ausgereicht.

König Alfonso XIII. zog die Sicherheit einer Diktatur den Zufälligkeiten der Demokratie vor. So hatte er bereits 1923 einen Militärputsch unter General Miguel Primo de Rivera unterstützt. Mit seiner Parole «Vaterland, Religion, Monarchie» hatte Primo de Rivera das Land allerdings an den Rand des Ruins getrieben, und bei den 1931 abgehaltenen Parlamentswahlen feierten republikanische Parteien einen Erdrutschsieg. Der König floh, ohne sich auch nur die Zeit zur Abdankung zu nehmen. Die neue Regierung legte ein ambitioniertes Reformprogramm vor: die Einführung säkularer Schulen, eine Verkleinerung von Armee und Offizierskorps, die teilweise Enteignung der Kirche und eine umfassende Reform des Landbesitzes. Die neue Verfassung garantierte allen Spaniern Rede- und Versammlungsfreiheit und führte das Frauenwahlrecht ein.

Diese Modernisierungswelle stiess auf erbitterten Widerstand bei denen, die dadurch an Einfluss und Macht verloren und die glaubten, eine säkulare Regierung würde Spanien seiner Seele berauben. Im Zentrum der Opposition stand der ehemalige Direktor der Militärakademie in Saragossa, Francisco Franco. Als die Akademie 1931 vom intellektuellen Kriegsminister und späteren Premierminister Manuel Azana geschlossen worden war, war General Franco zum Oberst degradiert worden. Diese Demütigung hatte er nicht vergessen.

El Caudillo

Kleingewachsen, mit einem gemütlichen Bäuchlein und früh kahl geworden, war General Franco nicht gerade eine Heldenfigur, aber sein puritanischer Arbeitseifer und seine absolute Furchtlosigkeit in gefährlichen Situationen hatten ihm Respekt eingebracht. Schon 1926 war er als jüngster Mann Europas seit Napoleon zum General befördert worden. Er nahm die Verteidigung seines Standes und seiner Interessen ernst und setzte sich mit brutaler Härte durch. Einen Vorgeschmack darauf bekam das Land schon 1934 zu spüren. Nachdem die Wahlen von 1933 eine rechtsgerichtete Regierung an



General Franco, El Caudillo: Keine heroische Figur, aber todesmutig,
verbissen und unerbittlich

die Macht gebracht hatten, die prompt die Reformen der vorigen Regierung rückgängig machte, hatten Bergleute in Asturien, im Norden des Landes, einen Streik begonnen. 30'000 Arbeiter hatten die regionale Hauptstadt Oviedo besetzt, ihre Wut über die neue Regierung und die alten Praktiken in oft grausamen Angriffen an Priestern und Nonnen ausgelassen und Kirchen sowie die Universität niedergebrannt.

Franco erhielt den Befehl, die Revolte niederzuschlagen. Da er den einheimischen, unerfahrenen Truppen diese Aufgabe nicht zutraute, wählte er kampferprobte Einheiten aus den Kolonien, die den Einwohnern gegenüber keinerlei Loyalität kannten. Soldaten aus Marokko und Angehörige der spanischen Fremdenlegion wurden nach Nordspanien verlegt und entfesselten dort eine Orgie der Gewalt. Die demonstrierenden Arbeiter hatten 33 Priester und Nonnen ermordet und etwa 300 angreifende Soldaten getötet. Nun überliess Franco die Stadt seinen Legionären, die tagelang plünderten, Feuer legten, die Frauen vergewaltigten und die Männer zusammentrieben und umbrachten. Etwa 2'000 Menschen wurden ermordet, weitere 20'000 bis



Dolores Ibarruri, La Pasionaria, wurde zu einer Symbolfigur des republikanischen Widerstandes

40'000 gefangengenommen. Als die afrikanischen Einheiten endlich abzogen, war das Zentrum der Stadt ein rauchendes Trümmerfeld. Der Aufstand war beendet, Franco hatte sich einen Ruf als eiserner Vollstrecker gesichert.

Zwei Jahre später wurde Francos Grausamkeit belohnt. Nachdem die konservative Regierung im Februar 1936 über einen Korruptionsskandal gestürzt war, wurde der Reformler Azana erneut Präsident. Franco wurde als Militärkommandeur auf die Kanarischen Inseln versetzt – das zweite Mal, dass er sich von seinem Widersacher gedemütigt sah. Als eine Gruppe von Verschwörern Kontakt zu ihm aufnahm, um einen Putsch vorzubereiten, zögerte er anfangs, doch als am 12. Juli José Calvo Sotelo, der Anführer der rechten Opposition, von republikanischen Soldaten ermordet wurde, schloss er sich den Rebellen an. Am 18. Juli schlugen die Offiziere los.

Die Rebellen waren davon ausgegangen, dass die schwache Regierung unter ihrem schönggeistigen Präsidenten kaum Widerstand leisten würde, hatten allerdings nicht mit der Entschlossenheit der Anarchisten, Kommunisten, Sozialisten und anderer linker Verbände gerechnet. Während mehrere

Städte im frommen und monarchistischen Süden und Westen des Landes sich bald den Rebellen anschlossen, blieben Madrid, die autonome Region Katalonien und das Baskenland wie auch andere Küstenregionen der linken Regierung treu. Die kommunistische Parlamentsabgeordnete Dolores Ibárruri, die wegen ihrer feurigen Ansprachen von ihren zahlreichen Bewunderern La Pasionaria genannt wurde, prägte den Schlachtruf der Republikaner: «*No pasaran!*», sie werden nicht durchkommen. Da die rebellierenden Nationalisten das Land nicht im Handstreich genommen hatten, mussten sie Spanien jetzt stückweise erobern. Das Land versank in einem Bürgerkrieg.

In den Wochen nach dem Putsch wurden Teile des Landes von einer Welle von Gefechten und Massakern überzogen. Beide Seiten beglichen alte Rechnungen. Das republikanische Madrid wurde von Rebellen angegriffen, woraufhin die Regierung beschloss, die Stadt zu verteidigen. 50'000 Gewehre wurden an die Kämpfer ausgegeben, die das Gewirr von Barrikaden in den kleinen Strassen und auf den grossen Boulevards verteidigen sollten – aber nur 5'000 Gewehre verfügten über die Bolzen, die sie feuerbereit machten. Die restlichen Bolzen wurden in der riesigen Montana-Kaserne aufbewahrt, die bereits an die Rebellen gefallen war. Die republikanischen Verbände griffen deshalb die Kaserne mit einem massiven Aufgebot an, stürmten sie und metzelten fast alle Verteidiger nieder. Kurze Zeit später, am 22. August, schlugen republikanische Milizen eine Revolte von rechtsgerichteten, falangistischen Häftlingen in einem der grossen Gefängnisse nieder und töteten dabei dreissig Insassen, unter ihnen mehrere ehemalige Regierungsmitglieder.

Während der ersten Monate des Bürgerkriegs ermordeten republikanische Kämpfer und Einheiten etwa 38'000 Menschen, 8'815 allein in Madrid und ähnlich viele in Katalonien. Katholische Priester, Mönche und Nonnen wurden oft besonders grausam behandelt. Etwa 4'200 Priester, 2'400 Kleriker mit niederen Weihen und 283 Nonnen fanden den Tod. Manche von ihnen wurden in ihren Kirchen und Klöstern bei lebendigem Leibe verbrannt, andere wurden erschossen, nachdem sie ihre eigenen Gräber ausheben mussten; einige, so scheint es, wurden kastriert und lebendig ausgeweidet, bevor sie getötet wurden. Diejenigen, die des Verrats oder der Sympathien für die Gegenseite verdächtigt wurden, wurden gerne in einem Auto auf eine «Tour» mitgenommen und ausserhalb der Stadt erschossen. Die Schauspielerin Maria Casarès, Tochter eines ehemaligen Premierministers, arbeitete

während des Krieges in einem Krankenhaus in Madrid. Eines Tages fand sie Blut auf dem Rücksitz ihres Wagens. Ihr junger Fahrer entschuldigte sich mit einem verlegenen Grinsen und einem Schulterzucken: «Wir haben heute Morgen mit einem Kerl eine Tour gemacht, leider bin ich noch nicht dazu gekommen, den Wagen zu waschen.»⁵

Die linke Gewalt war endemisch und oft von grosser Grausamkeit geprägt – aber sie wurde von Mobs und kleinen Gruppen verübt, die auf eigene Rechnung handelten. Auf Seiten der Nationalisten war die Gewalt Teil einer systematischen Terrorkampagne, die von oben angeordnet war. Die nationalistischen Kommandanten hatten sich geschworen, Spanien von allen «inneren Feinden» zu säubern, und überall, wo sie hinkamen richteten ihre Truppen Politiker, linke Parlamentarier, Lehrer, Freimaurer, Ärzte, Rechtsanwälte, Gewerkschafter und andere hin, die ihnen nicht genehm waren. Oft reichte es schon, eine Brille zu tragen und wie ein Intellektueller auszusehen. Der berühmte Dichter Federico Garcia Lorca gehörte keiner Partei an, aber er galt als liberal genug, um trotzdem den Tod zu verdienen. Einer seiner Mörder, ein falangistischer Landbesitzer, sagte später ungerührt aus: «Wir haben Federico Garcia Lorca getötet. Ich habe ihm, dem Homosexuellen, zweimal in den Arsch geschossen.»⁶

In Städten und Dörfern, die unter der Kontrolle der Nationalisten waren, wurden Komitees eingesetzt, die aus Falangisten, Landbesitzern, Priestern und Offizieren bestanden und Gefangene innerhalb von Minuten zum Tode verurteilten, ohne einen Verteidiger zuzulassen. Manche Exekutionskommandos arbeiteten rund um die Uhr, um die Verurteilten im Akkord zu erschiessen. Oft wurden die Opfer gleich an der Friedhofsmauer hingerichtet. Viele von ihnen riefen mit ihrem letzten Atemzug «*Viva la libertad!*». In einem Dorf im Rioja hörte und notierte ein Bauer 1'005 Hinrichtungen. Nicht alle Opfer wurden begraben. Die Leichen von bekannten Linken wurden oft tagelang öffentlich ausgestellt und verweseten auf öffentlichen Plätzen und Strassenkreuzungen in der Sommerhitze.

Sevilla, eine der ersten Städte, die den Nationalisten in die Hände fiel, wurde mit besonderer Härte «gesäubert». Die Gefängnisse waren bereits übervoll mit Angestellten der Stadtverwaltung, Arbeitern aus der örtlichen Olivenölfabrik und anderen Menschen, die mit der republikanischen Sache sympathisierten, so dass die nächste Ladung der Todgeweihten in Theatern und Kinos gefangen gehalten wurde. Etwa 8'000 Menschen wurden allein in der zweiten Hälfte des Jahres 1936 in Sevilla hingerichtet. In Cordoba, das nach geringem Widerstand an die Nationalisten gefallen war, erstellten

Priester und Landbesitzer Listen mit den Namen derer, die sofort sterben sollten. Doch diese Auflistung war nicht lang genug für Major Bruno Ibanez, den örtlichen Militärkommandeur, der hätte, in den Worten eines falangistischen Rechtsanwalts, «die ganze Stadt erschliessen können».⁷ Der Befehl lautete, keine Gnade zu zeigen. Tag für Tag wurden die Keller des Hauptquartiers mit neuen Gefangenen gefüllt, jeden Abend waren sie leer. Etwa 10'000 Menschen fielen dieser Tötungskampagne zum Opfer, zehn Prozent der Bevölkerung der Stadt.

Ein von Republikanern angerichtetes Massaker in Badajoz in der Provinz Extremadura, nahe der portugiesischen Grenze, wurde auf fürchterliche Weise erwidert. In einer Nacht im August hatten republikanische Truppen Priester und andere Nationalisten in mehreren Kirchen eingeschlossen und diese angezündet. Zwölf Menschen starben, acht von ihnen wurden lebendig verbrannt. Insgesamt ermordeten republikanische Einheiten dort etwa 243 Menschen. Als die nationalistischen Truppen die Gegend einnahmen, waren sie entschlossen, blutige Rache zu nehmen. Männer, Frauen und Kinder wurden zuerst auf der Strasse massakriert, dann begannen die Soldaten, die Einwohner in der Stierkampfarena zusammenzutreiben.

Truppen zogen auf der Suche nach republikanischen Kämpfern durch die Stadt. Wahllös hielten sie auf der Strasse Menschen an und rissen ihre Hemden, auf um zu sehen, ob sie einen wunden Fleck auf der rechten Schulter hatten, der durch den Rückstoss eines abgefeuerten Gewehrs entstand. Tausende Menschen wurden in die Stierkampfarena gebracht. Der amerikanische Journalist Jay Allen, Korrespondent der *Chicago Tribune*, beschrieb in einem Artikel, was dann geschah. «Um 4:00 Uhr morgens werden sie durch das Tor, durch das normalerweise die Parade der Stierkämpfer hereinkommt, in den Ring getrieben. Dort erwartet sie ein Maschinengewehr. Als die Sonne aufging, stand das Blut nach Zeugenaussagen eine Handbreit hoch [...] Ich bezweifle es nicht. 1'800 Männer, auch Frauen waren dort, wurden innerhalb von zwölf Stunden niedergemäht. 1'800 Körper enthalten eine Menge Blut.»⁸ Insgesamt ermordeten nationalistische Einheiten etwa 4'000 Menschen in der kleinen Stadt, meistens örtliche Bauern und Arbeiter. Der Armeekommandant, den Franco später zu seinem Luftfahrtminister ernannte, bekam nach dieser Aktion den Beinamen «Der Schlächter von Badajoz». Nach Schätzungen lagen die Verluste unter Republikanern in der gesamten Provinz Extremadura zwischen 6'000 und 10'000 Menschen.

In vielen Städten verdoppelte sich das Leid, als sie der Gegenseite mehrmals in die Hände fielen. Ein britischer Diplomat in Malaga dokumentierte, dass die Republikaner zwischen Juli 1936 und Februar 1937 1'005 Personen mit oder ohne Gerichtsverhandlung hingerichtet hatten. Als die Nationalisten die Stadt einnahmen, wurden allein in der ersten Woche 3'500 Menschen umgebracht, und am Ende des Krieges wurden in der Stadt weitere 16'952 Menschen zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die Gesamtzahl derjenigen, die von den Nationalisten umgebracht wurden, ist nicht bekannt. Der Historiker Antony Beevor schätzt, dass etwa 200'000 spanische Zivilisten von Francos Truppen massakriert oder hingerichtet wurden. Beevor nennt dies den «weissen Terror». Die Anzahl der Frauen und Mädchen, die von Francos berüchtigten marokkanischen Einheiten zuerst vergewaltigt und dann umgebracht wurden, ist ebenfalls nicht bekannt.

Eine Zeit lang war Barcelona relativ geschützt vor den Kämpfen, die sich entlang einer Front vom Norden Kataloniens über die belagerte Hauptstadt Madrid bis nach Granada zogen. Die nationalistischen Rebellen hatten geplant, die Stadt mithilfe von 12'000 loyalen Truppen, die bereits dort stationiert waren, einzunehmen, aber als die Soldaten versuchten, strategische Strassenkreuzungen und Gebäude zu besetzen, leisteten organisierte Arbeiter erbitterten Widerstand. Obwohl sich Lluís Companys, der Präsident der katalanischen Generalität, weigerte, die republikanischen Arbeiter zu bewaffnen, weil er fürchtete, eine grössere Anzahl von in Umlauf befindlichen Waffen werde die Gewalt nur anheizen, schaffte es die anarcho-syndikalistische Gewerkschaft CNT, die Verteidigung zu organisieren. Waffen wurden von Hafenvärtern beschlagnahmt, Waffengeschäfte wurden geplündert und Arsenale mit vorgehaltener Waffe konfisziert, während Metallarbeiter kleine Lastwagen zu gepanzerten Fahrzeugen umbauten, wobei sich die Stahlplatten der Panzerung in einigen Fällen als so schwer erwiesen, dass die Wagen nicht mehr von der Stelle kamen.

Der 19. Juli 1936 sollte eigentlich ein festlicher Tag werden für die Stadt. Es war der Tag der Eröffnung der Arbeiter-Olympiade, die als Gegenstück zu Hitlers faschistischen Olympischen Spielen in Berlin geplant war. Als aber am 18. Juli die Rebellion ausbrach, wurden überall in der Stadt hastig Barrikaden errichtet, sporadische Gefechte flammten auf, während die Athleten in ihren Hotels darauf warteten, dass die Lage sich vielleicht bessern würde.

Die Spiele aber fanden nicht statt, und der Widerstand der Arbeiter bedeutete, dass die Nationalisten Barcelona nicht wie geplant in einer schnellen Aktion einnehmen konnten. Als die ersten Einheiten in den frühen Morgenstunden des 18. Juli heimlich ausrücken wollten, ertönten die Fabriksirenen, und die Soldaten trafen auf eine gut organisierte Verteidigung, die sich im Laufe des Tages noch intensivierte. Ein Infanterie-Regiment wurde so wütend angegriffen, dass es sich in die Kaserne zurückzog, andere Einheiten gerieten in den engen Strassen in die Falle, als von den Fenstern und Dächern aus selbstgebastelte Bomben geworfen wurden und Heckenschützen ein Entkommen fast unmöglich machten.

Einzelne Einheiten der Nationalisten schafften es, ins Hotel Colon, ins Ritz und in die Telefonzentrale vorzudringen, aber als die Mittagshitze die Strassen der Stadt erreichte, war die Situation verworren, und die Soldaten waren von Arbeitern eingeschlossen worden, wohin auch immer sie sich zurückgezogen hatten. Die Nationalisten warteten auf Verstärkung vom 1. Gebirgs-Artillerie-Regiment, aber diese Verstärkung traf nie ein. Auf ihrem Weg in die Stadt hatten Arbeiter es geschafft, die Soldaten des gesamten Regiments davon zu überzeugen, dass sie nicht auf ihre Brüder schießen durften, und das Regiment war geschlossen auf die republikanische Seite übergelaufen. Als die erbeuteten Artilleriegeschütze auf die Stellungen der nationalistischen Soldaten gerichtet wurden, kapitulierte General Manuel Goded, ihr Kommandeur.

Nachdem die nationalistische Bedrohung abgewendet war, wich die ständige Furcht vieler Bewohner Barcelonas einer hektischen Feierstimmung und der Entschlossenheit, Rache zu üben. Wieder wurden Kirchen angezündet, Hunderte von Priestern wurden ermordet, einigen wurden die Ohren abgeschnitten, und die Leichen bereits bestatteter Nonnen in verschiedenen Verwesungsstadien wurden ausgegraben und in obszönen Posen zur Schau gestellt. Die Nacht des 19. Juli war sternenklar, und die Silhouetten der brennenden Kirchtürme ragten in den orangenen Himmel wie Märtyrer in einem gigantischen Autodafé. Immer wieder kam es zu Terrorakten, Hunderte von Männern wurden für einen letzten Ausflug in ein Auto gedrängt.

Als das Blutvergiessen beendet war, begannen die Sieger zu feiern. Junge, oft betrunkene Kämpfer mit geladenen Gewehren rasten in beschlagnahmten Fahrzeugen durch die Strassen, aus Lautsprechern auf Plätzen und Kreuzungen dröhnten revolutionäre Musik und Nachrichten von republikanischen Erfolgen. Gewerkschafter, Anarchisten und Kommunisten glaubten sich



Der Übermensch im Krieg:
Plakat der Spanischen Republikaner

kurz davor, nicht nur die rechten Generäle zu vertreiben, sondern auch die so lange erträumte Revolution zu verwirklichen. Die Menschen auf den Strassen sprachen einander mit dem familiären *tu* an und entboten mit erhobener Faust den antifaschistischen Gruss. Viele von ihnen glaubten, dass Europas Demokratien ihnen bald zu Hilfe kommen müssten.

Die Revolution, so schien es, hatte gesiegt. Wohlhabende Stadtbewohner

blieben in ihren Wohnungen oder zogen sich schäbige Kleider an, bevor sie ausgingen. Es war die Stunde des revolutionären Fiebers, der Vergeltung und der sozialen Experimente. Überall wurden Arbeiterräte gegründet, die über jeden Aspekt der Verteidigung der Stadt gegen die Faschisten diskutierten. Der elegante Boulevard Les Rambles wurde von armen Arbeitern aus der Vorstadt überschwemmt. Das Ritz verwandelte sich in eine Volksküche und erhielt den Namen «Hotel Gastronomie No. 1», und das berühmte Gran Teatre del Liceu wurde zum Katalanischen Volkstheater. Ampeln, Symbole der bürgerlichen Unterdrückung und Ordnung, wurden ausgeschaltet, und sogar die Bordelle wurden vorübergehend kollektiviert.

Unternehmen Feuerzauber

Im Mai 1937 war die erste, chaotische Zeit des revolutionären Barcelona vorbei. Zwar gab es immer noch Spannungen zwischen Anarchisten und Kommunisten, aber allen war bewusst: Oberste Priorität war, Franco gegenüber eine vereinigte Front zu bilden, zumal die Nationalisten erhebliche territoriale Gewinne gemacht hatten. Trotzdem griffen Soldaten der kommunistischen Stadtverwaltung gerade in diesem Monat die von Anarchisten kon-

trollierte Telefonzentrale an und brachen so einen selbstmörderischen Bruderkrieg vom Zaun. Der Grund für diesen verheerenden Schachzug, der der republikanischen Sache immensen Schaden zufügte, lag nicht in Barcelona, sondern in Moskau.

Denn der Spanische Bürgerkrieg war zu einem internationalen Konflikt geworden. Franco verdankte seine Erfolge auf dem Schlachtfeld weniger seinen kolonialen Truppen und sicherlich nicht der schlecht motivierten und dürftig ausgerüsteten regulären Armee, sondern der Unterstützung von aussen, um die er sich rasch bemüht hatte und die aus einem erfolglosen Militärputsch einen uferlosen Krieg gemacht hatte. Schon am 22. Juli 1936, vier Tage nach dem Putsch, hatte er eine Delegation nach Deutschland entsandt. Hitler persönlich hatte Francos Abgesandte empfangen, nachdem er zuvor eine Aufführung von Wagners *Siegfried* unter dem Dirigenten Wilhelm Furtwängler besucht hatte. Der Führer kritisierte die amateurhaften spanischen Gefechtsmethoden mit unzureichender Ausrüstung und ohne eine gut ausgebildete Armee oder logistische Unterstützung. Dann erinnerte er sich, dass Franco und er einen gemeinsamen Feind hatten: die Bedrohung des Bolschewismus. Nachdem er seine Besucher mit einer langen Tirade über den russischen Feind und dessen Expansionsgelüste belehrt hatte, sagte er den Spaniern seine Hilfe zu.

Das «Unternehmen Feuerzauber» stand ganz unter dem Eindruck der Oper, die Hitler gerade gehört hatte und in der der Held durch einen Wall aus Feuer zum Sieg zieht. Weniger poetisch, aber für die Spanier wesentlich nützlicher war die Zusage, seinen Verbündeten Transportflugzeuge, Bomber, Geld, Piloten, Soldaten und Ausrüstung zur Verfügung zu stellen. Truppen, die per Flugzeug von Marokko aus nach Sevilla gebracht wurden, ermöglichten es Franco, seinen Eroberungsfeldzug unter dem Schutz deutscher Flugzeuge auf das ganze Land auszudehnen.

Franco hatte es trotzdem eilig, um weitere Unterstützung nachzusuchen. Nur wenige Tage, nachdem Hitler die spanische Delegation empfangen hatte, statteten Francos Vertreter dem italienischen Aussenminister Graf Ciano, Mussolinis Schwiegersohn, einen Besuch ab. Anfänglich hatte der Duce wenig Interesse gezeigt, in die spanische Rebellion einzugreifen. Als sich aber ein Erfolg der Nationalisten abzuzeichnen begann, wollte er seinen Einfluss auf die künftige Regierung festigen und schickte eine Einheit von italienischen Savoia-Marchetti-Bombern und Fiat-Jagdflugzeugen nach Marokko. Drei der zwölf Flugzeuge stürzten ab, bevor sie den Stützpunkt er-



Angehörige der «Legion Condor» in Spanien, Anfang 1939

reichten, und bestätigten damit den Eindruck einer durchaus mutigen, aber oftmals unfähigen italienischen Armee, der sich in den Köpfen vieler Europäer festsetzte.

Als die Gefechte sich weiter ausdehnten, übernahmen sowohl deutsche als auch italienische Truppen eine immer grössere Rolle. Hitler schickte freiwillige Piloten mit zwanzig Junkers-Bombern und Heinkel-Jagdflugzeugen nach Spanien, um das Vorrücken von Francos Einheiten aus der Luft zu unterstützen und die nur leicht bewaffneten republikanischen Soldaten zu terrorisieren. Zu diesem Zweck wurde die Legion Condor gegründet. Mussolini entsandte insgesamt mehr als 100'000 Soldaten nach Spanien. Munition und Ausrüstung einschliesslich Panzer und Artillerie flossen von nun an unablässig ins Land.

Aus republikanischer Sicht stellte sich der Krieg völlig anders dar. Während sich Franco auf seine faschistischen Alliierten, seine Fremdenlegionäre und die Truppen aus den Kolonien verlassen konnte, erfahrene Truppen, die skrupellos töteten und ganze Bevölkerungen in Angst und Schrecken versetzen konnten, verfügten die Republikaner nur über die loyalen Teile der regulären Armee und ein Freiwilligenheer aus Sozialisten, Kommunisten, Anarchisten und Gewerkschaftern, die oft mit grossem Mut, aber ohne moderne



Trotz seiner Sympathien für die republikanische Sache sah sich Léon Blum zur Untätigkeit gezwungen

Waffen, ohne Nachschub und fast ohne Ausbildung kämpften. Um gegen den immer besser ausgerüsteten Feind noch eine Chance zu haben, benötigte auch die republikanische Seite Unterstützung aus dem Ausland.

Die Regierung wandte sich deshalb an Frankreich, Grossbritannien und die USA. Die Republikaner kontrollierten noch immer die

Goldreserven des Landes, eine ausgezeichnete Garantie für ausländische Kredite. Franco hingegen konnte nur das Versprechen des Sieges als Sicherheit einbringen. Schon am 19. Juli hatte Ministerpräsident José Giral ein Telegramm an seinen französischen Amtskollegen Léon Blum geschickt, in dem er ihn um brüderliche Unterstützung und finanzielle Hilfe bat.

Blum war zutiefst bewegt von dieser Aufforderung und wollte helfen. Trotzdem zögerte er. Einerseits fürchtete er, sein Land könne bald auf drei Seiten von faschistischen Staaten umgeben sein, gleichzeitig aber war die innenpolitische Situation noch immer zum Zerreißen gespannt. Obwohl die sozialistische Regierung 1936 mit einer überwältigenden Mehrheit an die Macht gekommen war, war Paris noch immer Schauplatz von Strassenkämpfen, und paramilitärische Verbände der Faschisten und der katholischen Konservativen warteten nur auf eine Gelegenheit, um wieder loszuschlagen. Die rechtsgerichtete Presse griff den Premierminister wegen seiner Überlegungen, die spanischen Republikaner zu unterstützen, scharf an. Der prominente katholische Autor François Mauriac schrieb im *Figaro* drohend: «Hütet euch! Ein derartiges Verbrechen werden wir euch nie verzeihen.»⁹ Blum sah sich mit der Möglichkeit konfrontiert, dass offene Unterstützung für die sozialistischen und anarchistischen Kräfte im Nachbarland dazu führen

konnte, dass der Konflikt auch auf Frankreich Übergriff und sogar einen Krieg mit Italien und Deutschland provozierte.

Angesichts dieser Bedrohungen wandte sich Blum bei einem Besuch in London an die britische Regierung und wurde scharf davor gewarnt, sich in irgendeiner Weise einzumischen. Die Regierung ihrer Majestät und mit ihr ein Grossteil der sozialen Elite des Landes hatten weniger Angst vor einem faschistischen Spanien als vor einem kommunistischen. Die Hungermärsche und Bergarbeiterstreiks der letzten Jahre hatten die Angst vor einer kommunistischen Revolution in Grossbritannien geweckt. Norman King, der britische Konsul in Barcelona, nannte die Spanier eine «blutrünstige Rasse» und riet seiner Regierung, die nationalistischen Rebellen zu unterstützen. Wenn sie besiegt würden, schrieb er, «wird Spanien in das Chaos irgendeiner Form von Bolschewismus gestürzt, und es sind Akte von fürchterlicher Brutalität zu erwarten.»¹⁰

Es gab aber auch noch einen anderen Grund, warum das englische Establishment General Franco der gewählten Regierung Spaniens vorzog. Schon die kurze Karriere von Oswald Mosley und seinen Schwarzhemden hatte gezeigt, dass innerhalb der britischen Elite erhebliche Sympathien für den Faschismus bestanden. Gleichzeitig hatten englische Investoren erhebliche Summen in Spanien investiert, besonders in Olivenöl, Obst und Wein. Die Jungen der spanischen Oberschicht waren schon seit Generationen auf englische Internate geschickt worden, und ein Gefühl der Klassen-Solidarität veranlasste auch den britischen Aussenminister Sir Anthony Eden dazu, jede Intervention abzulehnen. Sollte Blum die Republikaner mit Waffen unterstützen, so könne er mit keinerlei Hilfe aus England rechnen und sei für die Konsequenzen selbst verantwortlich.

Die Verweigerung jeder Intervention war das Gegenteil von Nichteinmischung. Während die nationalistische Armee zusehends stärker wurde und Bomber, Jagdflugzeuge, Panzer und schwere Artillerie zum Einsatz bringen konnte, mussten die Republikaner jede Patrone für ihre veralteten Gewehre zählen. Ohne Unterstützung würden sie den Krieg mit Sicherheit verlieren. Der verzweifelte französische Premierminister Blum schickte Flugzeuge, aber nicht genug, um wirklich etwas zu bewirken. Dann versuchte er eine Koalition der Neutralität zu schmieden, um so zumindest ein Waffenembargo gegen alle Seiten im Spanischen Bürgerkrieg zu erreichen. Damit eine solche Regelung wirklich funktionierte, mussten auch die Vereinigten Staaten sie akzeptieren. Grosse Teile der dortigen Presse aber unterstützten Fran-

co, und auch die katholische Lobby in Washington warnte vor einem Sieg der Republikaner. Der Präsident der Texaco Oil Company, Torkild Rieber, unterstützte Franco sogar ganz offen mit Spenden in Höhe von sechs Millionen Dollar.

Während demokratische Länder noch schwankten oder eine Entscheidung hinauszögern wollten, nutzten Francos faschistische Verbündete den Krieg längst für ihre eigenen Zwecke. Schon im Juli 1936 hatte die deutsche Luftwaffe damit begonnen, junge Männer im Rahmen von «Kraft durch Freude» auf Ferienreise zu schicken. Doch die als harmlose Sonnenanbeter verkleideten Urlauber gehörten in Wirklichkeit der gerade gegründeten Legion Condor an, einer inoffiziellen deutschen Kampftruppe, die in Spanien aktiv war und deren Uniformen keinerlei Insignien des Deutschen Reiches aufwiesen. Etwa 10'000 deutsche Soldaten gehörten der Legion an. Anfangs waren es hauptsächlich Angehörige der Luftwaffe, nach Januar 1937 aber kamen auch Panzer mit Mannschaften dazu.

Ziel der Legion Condor war es nicht nur, Franco zu helfen. Deutsche Strategen waren besonders daran interessiert, die Wirksamkeit neuer Waffen und Strategien zu erproben. So rückten sie von der traditionellen V-Formation ihrer Fliegerverbände ab und experimentierten mit Jagdflugzeugen, die paarweise operierten, eine Strategie, die besonders während der Luftschlacht um England eine wichtige Rolle spielen sollte. Sie versuchten sich überdies an neuen, kombinierten Angriffen von Artillerie und Jagdflugzeugen auf feindliche Positionen, experimentierten mit Panzerattacken und testeten die Genauigkeit und die Zerstörungskraft von neuen 500-Kilo-Bomben und Phosphorbomben.

Eine solche Übungsmission begann am 26. April 1937, als die Legion, unterstützt von Flugzeugen der italienischen Aviazione Legionaria, das kleine, zehn Kilometer hinter der Front gelegene baskische Städtchen Guernica angriff. Die Stadt zählte 10'000 Einwohner und hatte keine besondere strategische Bedeutung. Vielleicht würden republikanische Truppen sie für ihren Rückzug brauchen, denn die Stadt verfügte über eine wichtige Brücke und eine kleine Munitionsfabrik, aber die Flugzeuge, die an diesem Markttag am Himmel auftauchten, warfen ihre Bomben weder auf die Fabrik noch auf die Brücke. Stattdessen zerstörten sie in einem Angriff, der in mehreren Wellen stattfand, die Stadtmitte.

Unter dem Befehl von Wolfram von Richthofen, dem Cousin des berühmten Manfred von Richthofen, der im Ersten Weltkrieg als Fliegerass legendär geworden war, sah die Legion Condor den Angriff auf die wehrlose Stadt



Das zerstörte Guernica – kaum mehr als ein Übungsflug für die deutschen und italienischen Bomberpiloten

als gute Gelegenheit, mit Flächenbombardements zu experimentieren, die bei der Zivilbevölkerung maximale Panik auslösen sollten. Die genauen Umstände des Angriffs und die dahinterstehende Absicht sind immer noch Gegenstand lebhafter Debatten, und die Beweislage ist unklar. Einige Historiker behaupten, Guernica sei ausschliesslich aus strategischen Gründen gewählt worden, doch dann ist unverständlich, warum die Brücke und die Strassen nicht bombardiert wurden. Auch die symbolische Rolle, die der Stadt als Ort der baskischen Unabhängigkeit zukam, wird wahrscheinlich kaum eine Rolle gespielt haben, und von Richthofen wurde diese Bedeutung wohl erst bewusst, nachdem die Stadt von vierzig Tonnen Bomben dem Erdboden gleich gemacht und in ein Flammenmeer verwandelt worden war. Nach zweistündigem Bombardement bestand das Zentrum nur noch aus rauchenden Trümmern. Wie viele Menschen genau bei dem Angriff starben, ist unbekannt. Schätzungen reichen von 300 bis 3'000.

Hilfe aus dem Osten

Von ihren Nachbarn im Stich gelassen – aus kühler Berechnung im Falle der britischen Regierung und wider besseres Wissen im Fall der Franzosen –, wandte sich die spanische Regierung mit einem letzten, verzweifelten Versuch an die Sowjetunion, musste aber erkennen, dass auch die UdSSR sehr

skeptisch war. Stalin wusste, dass sein Land nicht für einen Krieg gerüstet war. Er wollte Deutschland und Italien nicht gegen sich aufbringen und zog es deshalb vor zu warten. Erst als der Absturz der drei italienischen Kampfflugzeuge in Marokko bekannt wurde, änderte sich seine Einstellung. Obwohl es nach wie vor gefährlich war, das nationalsozialistische Deutschland zu provozieren, würde ein weiterer faschistischer Staat in Europa den sowjetischen Interessen schaden, zumal Russland als Mutter der Weltrevolution sich auch demonstrativ hinter die kämpfenden proletarischen Brüder stellen musste, um Kommunisten in anderen Ländern nicht zu desillusionieren. Im September fand eine sorgfältig organisierte Demonstration von 150'000 Menschen auf dem Roten Platz statt, und schon bald trafen die ersten Nahrungsmittellieferungen in den russischen Häfen ein, von wo aus sie an das republikanische Spanien geliefert werden sollten.

Noch eine weitere Überlegung brachte Stalin dazu, der bedrohten Republik seine Unterstützung zu gewähren. Solange die Sowjetunion sich weigerte einzugreifen, obwohl viele Kommunisten eine solche Massnahme forderten, herrschte in der Kommunistischen Internationale ein Machtvakuum, das sich Stalins Erzrivale Leo Trotzki, der bereits im mexikanischen Exil lebte, zunutze machen konnte. Um die ideologische Führungsrolle zu behaupten, musste sich Stalin als Freund der spanischen Republikaner zeigen. Nachdem die Sowjetregierung zuerst noch gesagt hatte, sie würde keine Waffen nach Spanien liefern, während zur selben Zeit bereits Spione und Militärberater im Land waren, gab diese Überlegung schliesslich den Ausschlag. Das erste Schiff mit Waffen an Bord, die «Komsomol», erreichte am 15. Oktober 1936 den Hafen von Cartagena. Die Rebellion der Generäle war damit endgültig zu einem Krieg geworden, in den der gesamte eurasische Kontinent involviert war.

Moskaus verzögerte Unterstützung für die iberischen Republikaner hatte noch eine weitere Konsequenz: die Gründung der Internationalen Brigaden. Rekrutierungszentren der Komintern (der von Moskau kontrollierten Kommunistischen Internationale) und anderer, unabhängiger Organisationen begannen damit, Freiwillige zu registrieren und nach Spanien zu schicken, eine Initiative, auf die Antifaschisten unterschiedlichster ideologischer Provenienz, die alle über die fehlende internationale Unterstützung für die Republikaner empört waren, mit Begeisterung reagierten. Nun hatten sie eine Chance, Franco und mit ihm Hitler und Mussolini in die Schranken zu weisen.

Der erste Kern einer internationalen Kampftruppe hatte sich bereits in Barcelona gebildet, wo sich die Athleten, die zur Arbeiter-Olympiade angereist und selbst politisch aktiv waren, den republikanischen Kämpfern in einer Brigade angeschlossen hatten, die nach dem damals in Deutschland gefangenen Kommunisten Ernst Thälmann benannt wurde. Als die ersten Rekruten aus Paris, London, Berlin und anderen internationalen Städten zu ihnen stiessen, wurde das «Thälmann-Bataillon» zur Speerspitze einer internationalen Armee, der gegen Ende des Krieges 35'000 Freiwillige aus 53 Ländern angehörten.

Die Internationalen Brigaden zogen überwiegend idealistische junge Männer an – Frauen durften nur als Krankenschwester oder in anderen unterstützenden Funktionen teilnehmen. Die meisten von ihnen waren Arbeiter aus Wales oder dem Norden Englands, aus den Industriegebieten Deutschlands oder Frankreichs, aus Italien oder den USA. Viele, aber keineswegs alle von ihnen waren Kommunisten, einige waren junge Intellektuelle, die ihre ausgeprägten Überzeugungen mit echter Fronterfahrung verbinden wollten. Unter ihnen waren George Orwell, der in der Nähe von Barcelona kämpfte und am Hals verwundet wurde, der deutsche Kommunist und ehemalige Reichstagsabgeordnete Hans Beimier sowie der kroatische Kommunist Josip Broz, der später als Marschall Tito berühmt werden sollte. An seiner Seite kämpfte auch Fritz Leissner, der nach dem Krieg unter seinem richtigen Namen Erich Mielke Chef der DDR-Staatssicherheit werden sollte.

Für die Kämpfer und Zivilisten auf republikanischer Seite bedeutete das Eintreffen der Internationalen Brigaden nicht nur eine wichtige militärische Unterstützung, sondern auch einen erheblichen moralischen Sieg. In Barcelona gab es spontane Strassenfeste, als die ersten Brigadisten einmarschierten. In Madrid wurde eine Kompanie von völlig unausgebildeten und schlecht ausgerüsteten jungen Idealisten wie Helden begrüsst, wie ein britischer Journalist berichtete:

Die Menschen standen am Strassenrand und riefen fast hysterisch «j Salud! j Salud?», reckten ihre Fäuste zum Gruss in die Luft oder klatschten nach Kräften. Eine alte Frau, die gerade lange irgendwo angestanden hatte, hatte Tränen in den Augen und hielt ein Baby in die Luft, ein Mädchen, das mit seiner winzigen Faust grüsste [...] Die Menge hielt [die Brigaden] für Russen. Der Barkeeper drehte sich zu mir um und sagte: «Die Rusos sind da, die Rusos sind da.» Als ich jedoch eine schneidende preus-

sische Stimme hörte, die einen Befehl auf Deutsch rief, gefolgt von anderen Rufen auf Französisch und Italienisch, wusste ich, dass es keine Russen waren. Die erste internationale Kolonne der Antifaschisten war in Madrid angekommen. Das ermutigte die *Madrilenos* ungeheuer.¹¹

Über den Krieg schreiben

Abenteuerlust und die Chance auf eine grosse Geschichte brachten auch viele Journalisten nach Spanien, von denen die meisten noch nie als Kriegskorrespondenten gearbeitet hatten, aber vom Drama des Krieges fasziniert waren. Ernest Hemingway machte sich einen Namen als tollkühner Reporter, der auch schon mal selbst zur Waffe griff. Der deutsche Sozialist Herbert Frahm berichtete für eine Zeitung in seinem norwegischen Exil, wo er unter dem Decknamen Willy Brandt arbeitete.

Der englische Dichter Stephen Spender war ebenso in Spanien wie sein amerikanischer Kollege Langston Hughes, der für den *Baltimore Afro-American* schrieb. Der österreichische Schriftsteller Arthur Koestler nutzte seine Mission für den *News Chronicle* in London sogar dazu, Francos Hauptquartier auszuspionieren. Als er erkannt wurde, gelang ihm die Flucht, doch schon bald darauf kehrte er wieder nach Spanien zurück und wurde diesmal von nationalistischen Soldaten gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Nur ein Gefangenenaustausch gegen einen hochrangigen Nationalisten rettete ihm das Leben, nachdem seine Zellengenossen bereits hingerichtet worden waren.

Wie auch im Fall der Dust-Bowl-Katastrophe in den USA waren Bilder ein wichtiger Faktor, um die öffentliche Meinung zu mobilisieren. 1937 veröffentlichte der Fotograf Robert Capa das Bild eines republikanischen Soldaten im Moment seines Todes, fast in der Schwebelage, nachdem eine Kugel seinen Lauf gestoppt hat. Das Foto wurde in der ganzen Welt gedruckt und unter Antifaschisten und Pazifisten zum Emblem. Erst Jahrzehnte später wurde deutlich, wie kompliziert die Geschichte dieses Bildes tatsächlich ist, denn in Wirklichkeit ist nichts daran so, wie es scheint. Detaillierte Nachforschungen haben den genauen Ort, an dem das Bild aufgenommen wurde, identifiziert und gezeigt, dass es dort zum Zeitpunkt der Aufnahme keinerlei Kampfhandlungen gab und dass der abgebildete Soldat nicht von einer Kugel getroffen wurde, sondern bei einem Manöver in vollem Lauf vielleicht



Ernest Hemingway als Kriegsbericht-
erstatler in Spanien

einfach gestolpert war, wenn die Szene nicht von vornherein nachgestellt wurde.

Die Geschichte hinter dem berühmten Foto ist aber noch wesentlich komplizierter. Nicht Robert Capa, sondern seine Partnerin Gerda Taro, die gemeinsam mit ihm in Spanien war, hatte das Foto gemacht. Selbst Capa war eine Erfindung, die sich das junge Fotografen-Paar in Paris hatte einfallen lassen,

weil sie unter ihren eigenen Namen, Endre Ernő Friedmann und Gerta Pohorylle, ihre Fotos nur schlecht verkaufen konnten und so den «berühmten amerikanischen Fotografen» Robert Capa erfanden, unter dessen Namen beide Fotos an Magazine und Zeitungen in der ganzen Welt verkauften. Die Redakteure waren einfach mehr an den Bildern eines amerikanischen Stars interessiert als an den Arbeiten eines unbekanntes ungarischen Juden und seiner deutsch-jüdischen Freundin. Im Laufe der Zeit nutzte Friedmann dann den Namen für sich selbst, und Gerda nahm den Nachnamen Taro an. Sie hatte allerdings keine Gelegenheit mehr, sich über die internationale Verbreitung ihres Fotos zu freuen. Am 25. Juli 1937 wurde sie von einem rückwärtsfahrenden Panzer erfasst und erlag bald darauf ihren Verletzungen. Capa verkaufte das Foto unter seinem Künstlernamen. Es war die berühmteste Aufnahme seiner Karriere.

Trotz ihres immensen Idealismus und ihres Mutes waren auch die Internationalen Brigaden nicht imstande, die republikanische Sache in Spanien zu retten. Langsam, aber unerbittlich schloss sich die stählerne Zange von Faschismus und Sowjetkommunismus um das Land. Stalins Kommissare und Geheimagenten waren nicht nur damit beschäftigt, Franco zu bekämpfen, sondern auch die republikanische Seite von Abweichlern und Dissidenten zu befreien. Der deutsche Kommunist Hans Beimier, Kommandeur des berühmten Thälmann-Bataillons, hatte die sowjetische Politik kritisiert und

wurde im Dezember 1936 hinterrücks erschossen, wahrscheinlich von einem Kameraden, der sowjetischer Agent war. Viele andere erlitten dasselbe Schicksal.

Der republikanische Bruderkrieg, der im Mai 1937 in Barcelona ausbrach und in dem Marxisten und Kommunisten gegen Anarchisten und Trotzisten kämpften, war Teil einer Säuberungsaktion, die von Stalins wichtigstem Mann in Spanien, Alexander Michailowitsch Orlow, geleitet wurde. Orlow war ein professioneller Agent, Guerillakämpfer und Auftragsmörder, der unter mehreren falschen Namen in verschiedenen Städten Europas gelebt hatte. Seine Hauptaufgabe war es, die Bezahlung für die sowjetischen Waffenlieferungen sicherzustellen, indem er die gesamten spanischen Goldreserven, etwa 510 Tonnen im Goldbarren, in vier Nächten mit einem Lastwagenkonvoi zum Hafen von Cartagena bringen liess, von wo aus sie nach Russland verschifft wurden.

Auch die Säuberung der spanischen Linken und die Beseitigung aller kommunistischen Dissidenten war Orlows Auftrag. Sein Hauptziel war dabei die POUM, die Arbeiterpartei der Marxistischen Einheit, die eine der bestimmenden Kräfte auf republikanischer Seite war und zugleich eine kommunistische Alternative zu der von Moskau kontrollierten Komintern darstellte. In Barcelona, schrieb George Orwell,

lag ein eigentümliches, böses Gefühl in der Luft, es war eine Atmosphäre des Misstrauens, der Furcht, der Ungewissheit und des verhüllten Hasses. Die Maikämpfe hatten unausrottbare Folgen hinterlassen. Mit dem Fall der Regierung Caballero waren die Kommunisten endgültig an die Macht gekommen. Die Verantwortung für die innere Ordnung war kommunistischen Ministern übertragen worden, und niemand zweifelte daran, dass sie ihre politischen Rivalen zerschmettern würden, sobald sie auch nur einen Zipfel der Gelegenheit zu fassen kriegten. Bisher war noch nichts geschehen, und ich selbst hatte nicht einmal eine Idee davon, was geschehen würde. Dennoch hatte man das Gefühl ständiger, unbestimmter Gefahr, die Ahnung eines bevorstehenden, schlimmen Ereignisses. Obwohl man sich in Wirklichkeit nicht an einer Verschwörung beteiligte, zwang einen doch die Atmosphäre, sich wie ein Verschwörer zu fühlen. Es hatte den Anschein, als verbrächte man seine Zeit damit, geflüsterte Unterhaltungen in den Ecken der Cafes zu führen, während man sich gleichzeitig fragte, ob die Person am Nebentisch nicht ein Polizeispion sei.¹²

Nach den Kämpfen im Mai verbot die republikanische Führung die POUM, um die Unterstützung der Sowjetunion nicht zu verlieren. Parteichef Andreu Nin i Pérez wurde auf Orlows Befehl festgenommen und danach wahrscheinlich in einem Gefängnis oder einem Folterkeller der Moskauer Vollstrecker bei lebendigem Leib gehäutet, bevor er am 20. Juni ermordet wurde. «Wir schickten unsere jungen und unerfahrenen Geheimagenten und auch unsere Inspektoren mit vielen Jahren Erfahrung in diesen Krieg. Spanien war ein hervorragendes Training für zukünftige Geheimdienstoperationen. Die spanische Revolution erlitt eine Niederlage. Stalins Männer und Frauen aber waren siegreich»,¹³ schrieb der NKWD-Agent Pawel Suplanow über die Rolle der Sowjetunion im Spanischen Bürgerkrieg.

Jeschowschtschina

Die politischen Morde und die brutalen Säuberungsaktionen unter Kommunisten und anderen Aktivisten in Spanien, die der stalinistischen Parteilinie nicht blind Gehorsam leisteten, war nur ein kleiner Mosaikstein im gigantischen Panorama des Terrors, das in Russland entstanden war. Stalins unerträglicher Hunger nach absoluter Macht, der von einem paranoiden Misstrauen genährt wurde, führte zu einem Regime nächtlicher Festnahmen, willkürlicher Anklagen und politischer Morde, vor dem buchstäblich niemand sicher war.

Die Revolution hatte die brutale Eliminierung von politischen Gegnern bereits von Anfang an betrieben. Nach dem Aufstand in Kronstadt 1922 war Anna Achmatowas ehemaliger Mann einer der Unglücklichen gewesen, die im Zuge einer Vergeltungsaktion festgenommen und hingerichtet wurden. Wo immer ein Problem entstand, musste ein Schuldiger gefunden und bestraft werden. Zufälle liess die revolutionäre Ideologie nicht zu, hinter jedem Rückschlag mussten zumindest Sabotage, Konterrevolution oder die Verschwörung bürgerlicher Kräfte stecken. Überall lauerte der Feind – diese Phobie war entscheidend für eine Revolution, die inzwischen selbst zur neuen Ordnung wurde. Nur die Präsenz von Feinden und die ständige Bedrohung konnten die Flammen der Revolution am Leben halten.

Die Säuberungen hatten bereits 1934 begonnen, als Sergei Kirow, ein persönlicher Schützling Stalins, der vom totalen Gehorsam gegenüber der Par-

teillinie abgewichen war, ermordet wurde. Kirow, ein populäres Parteimitglied aus Leningrad und Mitglied des Politbüros, hatte es gewagt, sich gegen Stalins Entschluss auszusprechen, alle Dissidenten innerhalb der Partei zu eliminieren. Was dann geschah, wurde niemals vollständig aufgeklärt. Der geistig gestörte Leonid Nikolajew war in der Nähe von Kirows Büro von der Polizei aufgegriffen worden. In seiner Aktentasche fanden die Beamten eine geladene Pistole, liessen den Verdächtigen aber wieder frei und gaben ihm auch seine Waffe zurück. Kurz darauf wurden Kirows Leibwächter abgezogen und für andere Aufgaben eingeteilt.

Nikolajew war für die Polizei kein Unbekannter. Er war ein Querulant, der aus der Partei ausgeschlossen worden war und jetzt nach einer Möglichkeit suchte, sich zu rächen. Am 1. Dezember betrat er das Smolny-Institut, ging ungehindert zu Kirows Büro im dritten Stock des Gebäudes und erschoss dort Stalins ehemaligen Freund und potentiellen Rivalen. Nach der Tat wurden er und einige andere Männer sofort festgenommen. Einer von ihnen, der dabei geholfen hatte, den Mörder festzuhalten, starb wenige Tage später, offiziellen Angaben zufolge, weil er unglücklich aus einem Lastwagen des NKWD auf die Strasse gefallen war.

Stalin persönlich übernahm das Verhör von Nikolajew. Der augenscheinlich psychotische Mörder wurde als Teil einer gigantischen Verschwörung hingestellt, in die angeblich auch Dutzende anderer Russen sowie ausländische Diplomaten verwickelt waren. Am 29. Dezember wurde Nikolajew zusammen mit 115 anderen Angeklagten vor Gericht gestellt. Alle wurden zum Tode verurteilt und schon eine Stunde nach der Verhandlung hingerichtet. Drei Monate später wurde auch Nikolajews Frau aufgegriffen und erschossen, und wahrscheinlich traf dieses Schicksal auch seine Mutter und andere Familienmitglieder.

Kirows Tod war das Signal für eine Mordkampagne, die als «Grosse Säuberung» oder «Grosser Terror» in die Geschichte einging. Während der folgenden vier Jahre – und besonders 1936 und 1937 – wurden etwa eine Million Menschen vom NKWD verhaftet und erschossen. Anfänglich konzentrierte sich die Kampagne auf enge Mitarbeiter Lenins und Unterstützer Trozki, doch schon bald wurden die Inhaftierungen willkürlich und die Anschuldigungen absurd. Nichts, nicht absolute Treue oder lebenslange Hingabe, nicht harte Arbeit oder blinder Glaube an die Revolution, konnte die Beschuldigten schützen. Die Anschuldigungen erwuchsen oft aus Nichtigkeiten: ein fremd klingender Name, ein eifersüchtiger Nachbar, eine noch nicht voll erfüllte Arrestquote, ein Gerücht, Arbeit, die zu gut gemacht wur-

de, Arbeit, die zu schlecht verrichtet worden war, ein Arbeitsunfall, der wie Sabotage aussah, ein Name in einem Brief, die Willkür eines Parteifunktionsnärs oder ganz einfach zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein – jedes Detail konnte zu einem Todesurteil werden.

Wie schon im Fall Nikolajew diente die Ermordung politischer Gegner und willkürlicher Opfer als Propagandamittel und sollte Furcht verbreiten. Die beschuldigten Männer und Frauen wurden offiziell als innere Feinde der Revolution hingestellt. Diese Strategie wurde besonders bei den prominenten Opfern der Säuberungsaktionen angewandt. Schon 1936 hatte Stalin die auf Kirows Mord folgende Hexenjagd genutzt, um Grigori Sinowjew und Lew Kamenew, zwei seiner wichtigsten politischen Rivalen, mit denen er für kurze Zeit in einer Art Triumvirat regiert hatte, loszuwerden. Er hatte es bereits geschafft, die beiden zu marginalisieren, jetzt aber zerstörte er sie völlig. 1934 wurden beide zu langen Gefängnisstrafen verurteilt, offiziell, weil sie die «moralische Verantwortung» für Kirows Tod trugen. Nach mehreren Monaten in Geheimgefängnissen und zahllosen Verhören erklärten sich Sinowjew und Kamenew bereit, die falschen Anschuldigungen gegen sie anzuerkennen, wenn sie dafür einer Hinrichtung entgingen. Stalin stimmte zu.

Stalins wichtigster Helfer bei der Verfolgung und dem Verhör politischer Gefangener war Nikolai Jeschow, der Kommissar für Inneres und Leiter des berüchtigten Geheimdienstes NKWD. Jeschow war klein und zart gebaut, bekannt als Schwarm aller Frauen und als Partylöwe mit einer schönen Bariton-Stimme, ein Mann mit untadeligen Manieren – und ein effizienter Folterer. Er war ein ideales Werkzeug in Stalins Händen: skrupellos, phantasievoll und sadistisch. Seine erste Aufgabe als Chef des NKWD war das Verhör von Genrich Jagoda, seinem Amtsvorgänger, den Stalin verdächtigte, in einigen Fällen frühere Waffenbrüder zu schützen und Ermittlungen zu verschleiern. Jagoda wurde von Jeschow verhört und 1938 wegen Spionage und Korruption verurteilt.

Noch während des Prozesses glaubte Jagoda augenscheinlich, dass Stalin selbst ihn begnadigen würde, wie Alexander Solschenizyn später angab. Obwohl der Erste Parteisekretär nirgendwo im Gerichtssaal zu sehen war, wandte sich sein ehemaliger Verbündeter direkt an ihn und rief: «Ich wende mich an Sie! Ich habe für Sie zwei grosse Kanäle gebaut!» Ein Zeuge gab an, «dass in dieser Minute hinter dem kleinen Fenster des zweiten Stockes, wie hinter einem Schleier, ein Streichholz angezündet wurde und im Halbdunkel kurz der Schatten einer Pfeife zu sehen war».¹⁴ Stalins Juristen leiste-



Nikolai Jeschow, Chef des NKWD und Vertrauter Stalins, war bekannt als guter Sänger

ten ganze Arbeit. Jagoda und 3'000 weitere NKWD-Leute, die ihm treu ergeben waren, wurden für schuldig befunden und in die Keller des Lubjanka-Gefängnisses in den Tod geschickt. Bevor Jagoda erschossen wurde, musste er sich nackt ausziehen und wurde von den Wärtern

brutal zusammengeschlagen.

Jeschows erbarmungslose Effizienz hinterliess ihre Spuren in der russischen Sprache. Das Wort «Jeschowschtschina» beschrieb von nun an den paranoiden und blutigen Höhepunkt der Säuberungen, bei dem Einheiten der Geheimpolizei wahrscheinlich etwa 1'000 Männer und Frauen pro Tag erschossen, meistens aufgrund frei erfundener Beschuldigungen und direkt nach ihrer Verurteilung. Andere Gefangene wurden zu einem langsameren, aber fast ebenso sicheren Tod durch Überarbeitung, Unterernährung und Kälte in den Gulags verurteilt.

Während die Mehrzahl der Gerichtsverhandlungen im Geheimen stattfand, inszenierte Stalin die Vernichtung seiner prominentesten Opfer als gigantische und sorgfältig orchestrierte öffentliche Spektakel, bei denen die Angeklagten ihre Geständnisse wiederholen und sich zu teilweise haarsträubenden Verbrechen bekennen mussten, bevor sie verurteilt wurden. Freisprüche gab es keine. Sinowjew und Kamenew, die ihre falschen Geständnisse unterzeichnet hatten, nachdem man Kamenew damit gedroht hatte, auch seinen Sohn hinrichten zu lassen, waren, entgegen Stalins Zusagen, bereits 1936 zum Tode verurteilt und hingerichtet worden.

Der grösste der Schauprozesse begann am 23. Januar 1937 im Haus der Union, einem eleganten klassizistischen Gebäude in der Nähe des Roten Platzes. Binnen einer Woche wurden 16 bekannte Angeklagte angehört und verurteilt, und die eingeladenen ausländischen Reporter sorgten dafür, dass die Botschaft des Schauprozesses von Kommunisten überall auf der Welt gehört und verstanden wurde. Nach dem Prozess wurden die Staatsanwälte

und Richter ebenfalls verhaftet und hingerichtet. Nikolai Jeschow, den begeben Folterknecht, ereilte dasselbe Schicksal zwei Jahre später.

Nachdem Stalin innerhalb der Partei und der Geheimpolizei sämtliche Rivalen beseitigt und alle anderen in Angst und Schrecken versetzt hatte, wandte er sich der Armee zu, der letzten Machtbasis, die er noch nicht völlig kontrollierte. Seine Massnahmen hatten unmittelbaren Einfluss auf den Verlauf des Spanischen Bürgerkriegs. Stalin hatte es auf den letzten Mann abgesehen, der ihn in seiner Stellung herausfordern konnte, Marschall Michail Tuchatschewski, der sich durch seine Kompetenz und seinen immensen Mut den Respekt aller Teile der Armee erworben hatte und der gerade dabei war, die Armee zu reformieren, um sie in eine moderne Kampftruppe zu verwandeln, die auch dem Faschismus die Stirn bieten konnte.

Am 27. Mai 1937 wurde Tuchatschewski festgenommen. Jeschow persönlich überwachte sein Verhör und sein Geständnis. Als die Anklageschrift verlesen wurde, sagte der Angeklagte nur: «Ich glaube, ich träume.» Stalin hatte Jeschow zu verstehen gegeben, dass der Gefangene dazu gezwungen werden müsse, alles zuzugeben. Das von dem Marschall unterzeichnete Geständnis seiner Verbrechen ist von kleinen, bräunlichen Blutspritzern bedeckt. Am 11. Juni wurden Tuchatschewski sowie andere hochrangige Angeklagte verurteilt und kurz nach Mitternacht erschossen.

Die Eliminierung von mächtigen und prominenten Mitgliedern der Parteihierarchie hatte weitreichende Konsequenzen. Jeder, der auch nur in irgendeiner Weise etwas mit ihnen zu tun gehabt hatte, war in Gefahr, dasselbe Schicksal zu erleiden. In Tuchatschewskis Fall betraf das auch den Komponisten Dmitri Schostakowitsch, den der kultivierte Marschall persönlich gefördert hatte. Zunächst hatte das dazu geführt, dass Schostakowitsch relativ ungestört arbeiten konnte, aber nach der Verurteilung seines Gönners wurde das Leben auch für den Komponisten schwer.

Schon bevor der Marschall festgenommen worden war, hatte Stalin Schostakowitsch seine Gnade entzogen, teilweise auch, um seinen Rivalen zu schwächen. Schostakowitsch wurde in der Presse öffentlich angegriffen und beschuldigt, bürgerliche Musik zu komponieren. Besonders seine Oper *Lady Macbeth von Mzensk* wurde harsch kritisiert. Der Komponist sah sich immer stärker isoliert, erhielt keine Aufträge mehr und stand zeitweise aus Angst um sich und seine Familie kurz vor dem Selbstmord. Er war gezwungen, sich auf die Komposition ideologisch unverdächtigter Filmmusik zu

«Ich glaube, ich träume!» Michail Tuchatschewski,
loyaler Soldat und brillanter
Strategie.



konzentrieren, und schrieb Kammermusik, die bei Freunden aufgeführt werden konnte, sowie Partituren, die für Jahrzehnte in der Schublade verschwanden. Doch trotz aller Vorsicht fielen mehrere Mitglieder seiner Familie dem Terror zum Opfer. Sein Schwager Wsewolod Frederiks wurde festgenommen, seine Freunde Nikolai Schiljajew, Boris Kornilow und Adrian Piotrowski wurden hingerichtet, seine Schwiegermutter Sofia Warsar und andere Menschen in seinem Umfeld wurden vom Gulag-System verschluckt und tauchten nie wieder auf.

Auch für den Spanischen Bürgerkrieg hatte Tuchatschewskis Fall unmittelbare Folgen. Auch hier verbreitete der von sowjetischen Agenten ausgeübte Terror allgemeine Furcht unter den Republikanern, was dazu führte, dass niemand die Verantwortung dafür übernehmen wollte, die Taktiken anzuwenden, die der brillante Strategie zur Bekämpfung der modern ausgerüsteten faschistischen Kampfverbände entwickelt hatte. Neue Methoden für den Einsatz von Panzern in der Schlacht kamen nicht zur Anwendung, weil sie mit einem Verräter assoziiert waren, was der Gegenseite einen entscheidenden Vorteil verschaffte.

Alexander Orlow, Stalins heimlicher Statthalter in Spanien, erkannte die Zeichen der Zeit, als er 1938 den Befehl erhielt, sich auf einem sowjetischen Schiff in Antwerpen zu melden, und floh mit Frau und Tochter nach Kanada. Bevor er sich einschiffte, sorgte er dafür, dass die sowjetische Führung wusste, dass im Falle seiner Verhaftung das gesamte sowjetische Spionagenetzwerk in Europa auffliegen würde.

Dem Terror auf beiden Seiten Europas wurde bei der Weltausstellung, die im Juni 1937 in Paris eröffnet wurde, ein würdiges Denkmal gesetzt. Während der sowjetische Pavillon sich mit den Fortschritten des Landes der Bauern und Arbeiter brüstete und kolossale Statuen von muskulösen Helden der Arbeiterklasse wie Wera Muchinas *Arbeiter und Kolchosbauerin* zeigte, konzentrierte sich der spanische Pavillon, der von der republikanischen Regierung geplant und finanziert worden war, auf ein einziges,



Die Bilanz von zwei Jahrzehnten? Pablo Picassos *Guernica*, 1937

ebenfalls monumentales Werk, das von einem spanischen Künstler im Exil geschaffen worden war. Pablo Picassos grosses Gemälde *Guernica* war eine Hommage an die Opfer des deutsch-italienischen Bombardements der kleinen baskischen Stadt und erinnerte an die Opfer von Krieg und Verfolgung überall.

1938

Epilog Bleib bei mir, Herr

Du kommst ja doch einmal – so komme jetzt zu mir
Ich kann mein Schicksal nicht mehr tragen.
Ich hab' das Licht gelöscht. Ich öffne Dir die Tür.

Anna Achmatowa (1938)

Am Sonntag, den 16. Januar 1938, fanden sich etwa 2'000 Menschen zusammen, um ein bürgerliches Ritual abzuhalten. Der Tempel, auf den sie, weisse Atemwolken ausstossend und in ihren besten Kleidern, zuzingen, war der Wiener Musikverein. Sie würden ein Konzert mit den Wiener Philharmonikern hören, genau wie ihre Eltern und Grosseltern es getan hatten. Der Dirigent war Bruno Walter. Ein Konzert im Musikverein oder sogar ein Abonnement für die Sonntagskonzerte gehörte zu den wenigen ungebrochenen Traditionen inmitten der albraumhaften Umbrüche der letzten Jahre.

Das Publikum betrat den Saal mit seinen vergoldeten, weiblichen Figuren, die mit ihren geometrischen, klassizistisch geformten Brüsten inmitten der überwältigenden Ornamente die Säulen ersetzen. Eine riesige Orgel dominiert den Raum und verbindet die goldene Decke mit ihren gemalten Medaillons mit den Stuhlreihen, in denen die Menschen Platz nahmen. Viele behielten ihre Mäntel an. Sogar eine Institution wie der Musikverein konnte es sich nicht leisten, den Saal an einem Tag wie diesem zu heizen. Die Musiker waren bereit, auf die Bühne zu kommen, und versuchten ihre Finger warm zu halten. Über der Bühne hing eine Reihe schwarzer Mikrophone wie Krähen auf einer Telefonleitung. Das zentrale Werk des Abends war Gustav Mahlers 9. Symphonie, die noch nie aufgenommen worden war. Tonmeister von EMI waren extra aus London angereist, um die Aufführung für die Nachwelt festzuhalten.

Unter den Zuhörern, die gerade ihre Plätze einnahmen, war auch Hans



Bruno Walter mit dem jungen Yehudi Menuhin in Berlin, 1929

Fantel, ein Junge aus einer bürgerlichen jüdischen Familie, der gekommen war, um in die Mysterien von Mahlers Musik eingeführt zu werden, eines Komponisten, dessen Werke kaum noch aufgeführt wurden. «Mahler-Aufführungen waren damals selten», erinnerte er sich später, «Mahlers Stadt war bereits von den Jüngern Hitlers infiziert worden. Ihrer Meinung nach war

Mahlers Musik verachtenswert – ein Produkt der jüdischen Dekadenz’. Mahlers Musik aufs Programm zu setzen war deshalb ein politischer Akt. Es war ein Protest gegen den hassenswerten Glauben, der von der deutschen Grenze herüberkam. Das verstand ich deutlich, auch als Junge.»¹

Bruno Walter, der Dirigent des Abends, war als junger Mann Mahlers Assistent gewesen. Die Symphonie begann – ein seltsames Universum aus zögernden Anfängen, zerrissenen Intermezzi, unbeherrschten Ausbrüchen und fürchterlicher, ironischer Traurigkeit. Das Publikum wusste um die symbolische Bedeutung des Abends. Für viele von ihnen war das Konzert eine Art Kommunion mit etwas Grösserem, Wichtigerem in ihrem Leben. Als die Streicher zu Beginn des letzten Satzes mit einem gigantischen musikalischen Seufzer einsetzten und dann das Thema fanden, erkannten die Zuhörer die Melodie, die Mahler hier zitierte: Bleib bei mir, Herr – ein Kirchenlied.

Nach dem Konzert gingen die Menschen aus dem Musikverein ihrer Wege. Vielen von ihnen war bewusst, dass sie etwas Ausserordentliches miterlebt hatten. Sie konnten freilich noch nicht wissen, dass das Konzert, dem sie soeben gelauscht hatten, das Ende eines Zeitalters markierte, dass Publikum und Orchester nie wieder so zusammenkommen würden, dass wenige Jahre später manche von ihnen auf ihrer Flucht über die Welt verstreut oder ermordet sein würden. «Wir konnten an diesem Wintersonntag

nicht wirklich wissen, dass dies die letzte Aufführung der Wiener Philharmoniker sein würde, bevor Hitler sein Heimatland überfiel, um es zu einem Teil des Deutschen Reiches zu machen», erinnerte sich Pantel.

Tatsächlich hatte Bruno Walter die Musik seines Lehrers und Freundes Mahler auch als Protest gegen das neue kulturelle Klima aufs Programm gesetzt, gegen ein Klima, das Kultur und Menschen langsam vergiftete. Fünf Jahre zuvor, nach Hitlers Machtantritt 1933, hatte Walter sich gezwungen gesehen, von einem Konzert in Leipzig zurückzutreten, nachdem die neuen Herren deutlich gemacht hatten, dass es gewalttätige Ausschreitungen geben würde, wenn er, ein Jude, seinen Taktstock in einem deutschen Konzertsaal erheben sollte. Zu Walters Empörung hatte Richard Strauss sich bereiterklärt, das Konzert zu dirigieren.

Bruno Walter aber war auch ohne deutsche Engagements einer der meistbeschäftigten Dirigenten seiner Zeit. Im März 1938 war er in Amsterdam, wo er das Concertgebouw-Orchester leitete. Hier, vor einem Radio in ihrem Hotelzimmer, erfuhren er und seine Frau vom Untergang ihres Landes: «Vom frühen Nachmittag bis tief in die Nacht sassen wir dann am Radio und erlebten aus der Ferne die Agonie Österreichs [...] das irre Durcheinander der trostlosen österreichischen Botschaften mit den triumphierenden Kundgebungen der Nazis. Und all das ging mit Musikbegleitung vor sich, als handle es sich nicht um eine geschichtliche Tragödie, um Not und Tod von Menschen, um den Sieg des Bösen, sondern um das geschmacklose Melodrama eines sensationslüsternen Theaterschreibers.»²

Als Musiker fiel Walter ganz besonders der Ton der Ansagen auf, der sich plötzlich änderte:

Das Land, das wir geliebt hatten, war nach Schuschniggs Abschiedsworten «Gott schütze Österreich» in dem feierlichen Laut der Haydn'schen Volkshymne, von einem Streichquartett gespielt, verklungen. Und während sich nun die Ansprachen des Präsidenten Miklas, des Herrn Seyss-Inquart und die Unglücksnachrichten vom Vormarsch der deutschen Truppen, von der Einnahme österreichischer Städte jagten, wurden die Pausen dazwischen durch den Vortrag von Wiener Walzern ausgefüllt, deren schwungvolle Melodik dann wieder abbrach, um den Äther der Ankündigung neuen Unheils zu überlassen. Und plötzlich hörte dieses wahn sinnige Gemisch von Todesseufzern mit Tanzmusik auf – ein neuer Laut drang an unser Ohr. Den Bericht am Wiener Sender hatte jetzt eine harte preussische Stimme übernommen, sie teilte in straffen, kurzen Sätzen die

Fortschritte in der Eroberung Österreichs mit, und schmetternde preussische Militärmärsche an Stelle der Walzer bestätigten in musikalischer Symbolik, was geschehen war.³

Die Situation verschlimmerte sich für den Dirigenten unmittelbar, als sein Manager ihm während der Pause eines seiner Konzerte in Amsterdam mitteilte, dass seine Tochter in Wien verhaftet worden war. Walter hatte noch immer einigen Einfluss im Kulturleben, und nach einigen Tagen voll hektischer Telefonate und verzweifelter Bitten schaffte er es tatsächlich, sie freizubekommen.

Walter bemühte sich darum, sichere Orte für seine Familienangehörigen zu finden. Er selbst ging in die Vereinigten Staaten und trat erst nach dem Krieg wieder in Wien auf. Auch Hans Fantel, der junge Zuhörer des Konzerts im Musikverein im Januar 1938, war inzwischen geflohen und in den USA angekommen. Ironischerweise hatte seine Liebe zur Musik ihm über einen ebenfalls musikliebenden amerikanischen Diplomaten zu einem Visum verholfen. Fantel wurde später Journalist und schrieb für die *New York Times* über Einspielungen und Aufnahmegeräte.

Fantels Vater, der in seinem Sohn die Leidenschaft für Musik geweckt und selbst Aufnahmegeräte hergestellt hatte, hatte die Reise nicht mitmachen können und wurde von den Nazis ermordet. Später schrieb Hans Fantel, gerade dieser Umstand mache die Aufnahme des Konzerts vom Januar 1938 für ihn so kostbar: «Diese Platte hielt ein Ereignis fest, das ich mit meinem Vater geteilt hatte: 71 Minuten aus den 16 Jahren, die wir gemeinsam hatten.»⁴

Ein dokumentierter Augenblick, ein Moment der gemeinschaftlichen Transzendenz unter so vielen, die verloren sind – zwei Geschichten, die einen berühmten Musiker mit einem Jungen auf der Flucht verbinden, zwei Geschichten von Millionen, zwei Gesichter von Millionen, in denen sich die folgenden Jahre spiegeln sollten.

Im Verlauf dieses Buches habe ich versucht, die Erfahrungen der Nachkriegszeit und der darauffolgenden Jahre plastisch werden zu lassen und zu erkunden, wie die Geschichte der Moderne sich im Leben ganz unterschiedlicher Menschen manifestierte. Die grossen Kräfte der Moderne hatten schon um 1900 begonnen, das Leben der Städter in Europa und den USA zu bestimmen. Im Krieg wurden sie gebündelt und beschleunigt, und in den Jahren danach gruben sie sich tiefer in Leben, Ansichten und Gefühle ein. Im ersten Kapitel stand ein Kriegszitterer beispielhaft für einen traumatisier-

ten europäischen Kontinent und die Erfahrung des modernen Krieges, der besonders, aber nicht ausschliesslich an der Westfront fühlbar wurde. Die psychologischen und kulturellen Konsequenzen dieses Massenmordens wurden in den folgenden Kapiteln sichtbar: Konservative Revolutionäre zeigten eine ideologisch zerrissene Welt; die Geschichte der Prohibition in den Vereinigten Staaten ist auch die des Kulturkampfes zwischen ländlichen, weissen, protestantischen und alteingesessenen Amerikanern und denen, die nach einem neuen, besseren Leben suchten und dabei ihre eigenen Praktiken und Perspektiven mitbrachten. Der Aufstand von Kronstadt beschreibt das Umkippen der bolschewistischen Revolution in die nackte Diktatur; die Harlem Renaissance zeigt einen kulturellen Neuanfang mit weitreichenden Konsequenzen, der sich anfangs nur mit Mühe aus der politischen Realität herausheben konnte.

Diese ersten fünf Kapitel versuchen auch, den Ideologien und kulturellen Visionen der Zwischenkriegszeit und deren Verbindung mit der Kriegserfahrung nachzuspüren. Dann, 1923, beginnen andere Entwicklungen eigene Akzente zu setzen und die Kultur weiter zu polarisieren. Wissenschaftliche Theorien lassen die Welt so unvorhersehbar und fremd erscheinen, wie die Gesellschaft damals auf viele Menschen wirkte, die sich in den Werten und Wirklichkeiten dieser Jahre nicht mehr zurechtfinden. Die Surrealisten verstärkten diese Spannung mit ihrem Angriff auf die in Misskredit geratenen Moralvorstellungen von gestern, und im Prozess gegen Johnny Scopes stehen sich die progressive und die traditionelle Welt gegenüber. Der Film *Metropolis* steht beispielhaft für die kulturellen Debatten und Widersprüche um das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine und damit auch für die Furcht vor Robotern und die Vorstellung, dass sich die Technologie potentiell (und in den Schützengräben auch real) gegen die Menschen gekehrt hatte und zu einer Gefahr für die Menschheit geworden war. 1927 wurde der brennende Wiener Justizpalast zu einem konkreten Beispiel für die sozialen, kulturellen und politischen Spannungen zwischen Konservativen und Linken – zwei immer feindlicher scheinenden Visionen der Welt und der Zukunft. Die Antwort, die viele junge Menschen in dieser Situation suchten – der Eskapismus der Flapper und der Goldenen Zwanziger Jahre – zeigt, dass eine neue Generation nach neuen Wegen Ausschau hielt und dass Hedonismus inmitten der Zerrissenheit der Welt eine passable und vielfach gewählte Antwort war.

An diesem Punkt wird die ruderlose Nachkriegszeit, die gerade die ersten Zeichen einer wirtschaftlichen wie kulturellen Erholung zu zeigen begann,

mit erstaunlicher Plötzlichkeit von einer Nachkriegs- zu einer Vorkriegszeit. Der Bau der Industriestadt Magnitogorsk ist in den Augen ihrer Planer ein sowjetisches Wunder und ein Beweis für die Überlegenheit des Bolschewismus. Gleichzeitig aber ist das Gespenst des Börsenkrachs an der Wall Street immer gegenwärtig, und in dem Masse, in dem sich die Fehlfunktion eines einzelnen Aktienmarkts auf die gesamte westliche Welt auszuwirken beginnt, werden auch die zerbrechlichen Strukturen einer neuen Ordnung erschüttert. «Anything goes» lautet das Motto in den Bars und Nachtclubs von Berlin, alles Feste scheint sich aufzulösen, alte Sicherheiten scheinen zwischen den Fingern zu zerrinnen. Als einzige Medizin gegen diesen moralischen und wirtschaftlichen Nihilismus bieten sich der von grossen Gesten gesättigte Glaube der italienischen Faschisten und der der Bolschewiken in Moskau an. Aber es ist nicht mehr leicht, das Credo einer dieser beiden verfeindeten Schwestern nachzubeten: Die Gulags und besonders die künstliche Hungersnot in der Ukraine zeigen immer unleugbarer die Unmenschlichkeit des stalinistischen Regimes, auch wenn westliche Sympathisanten zögern, klar Position dagegen zu beziehen. Spätestens 1933 enthüllt die Bücherverbrennung in Deutschland auch die dunkle Seite des Faschismus: eine Geste, deren Hass sich gegen Menschen und gegen das Denken richtet und die blinden Gehorsam fordert.

Längst sind dunkle Wolken am Horizont aufgezogen. In Grossbritannien leben die Ärmsten in tiefer Verzweiflung, während die Mittelschicht eine neue Art von Komfort entdeckt. In den Vereinigten Staaten und in Europa zwingt die Not Millionen von Menschen dazu, ihre Heimat zu verlassen und sich der Hilfsbereitschaft anderer auszuliefern, mit oft tragischen Folgen.

Die Olympischen Spiele in Berlin 1936 scheinen der Weltöffentlichkeit die faschistische Antwort auf die Zerrissenheit der Gesellschaft zu präsentieren und auf ein zentrales Trauma des Krieges zu reagieren: Aus den erbärmlichen Kriegszitterern und den geschundenen Körpern der Veteranen werden vor der Kamera von Leni Riefenstahl die schönen Körper von Athleten, und Künstler feiern den Traum von einem nietzscheanischen Übermenschen, der seine eigene Zeit und seine körperlichen Begrenzungen überwinden kann, um der Technologie und den zerstörerischen Mächten der Geschichte die Stirn zu bieten. Der Krieg scheint endlich überwunden – aber nur um den Preis der Aufrüstung für einen neuen. Dann, 1937, konkretisieren sich die Träume und Alpträume dieser Jahre in einem einzigen, schmutzigen Krieg, auf den Millionen von Menschen auf der ganzen Welt ihre eige-

nen Hoffnungen und Ängste projizieren. Für die Idealisten auf der republikanischen Seite des Spanischen Bürgerkriegs war es eine besonders bittere Lektion, denn nicht nur verloren sie den Krieg – sie wurden auch zum Spielball Moskaus.

Am Beginn dieses Buches habe ich behauptet, dass der Krieg nicht so sehr eine Zäsur zwischen zwei unterschiedlichen Epochen war, sondern dass er eher als eine Intensivierung der Moderne zu verstehen ist, dass die Erfahrung des Krieges die Soldaten und ihre Angehörigen mit einer malignen Moderne konfrontierte, die sich gegen sie gewendet hatte – nützliche Erfindungen der planenden Vernunft waren zu gigantischen Mordmaschinen geworden. Die Kriegsheimkehrer brachten diese Erfahrungen von den Schlachtfeldern mit und mit ihnen einen tiefen moralischen Nihilismus, der den Neubeginn gefährlich kompromittierte.

Vom Trauma des Neubeginns spannt sich ein Bogen über die ideologischen Extreme, den Hedonismus und die zerrissenen Gesellschaften, deren interne Auseinandersetzungen in brutale Strassenkämpfe mündeten. Zumindest im Falle von Deutschland und Österreich war dieser Anfang auch geprägt durch das Gefühl, dass der Konflikt nicht ausgestanden war, dass der Versailler Vertrag nur einen vergifteten Aufschub bedeutet. Nicht nur deutsche Revanchisten waren dieser Ansicht, sondern auch bedeutende Beobachter wie John Maynard Keynes, der französische Marschall Ferdinand Foch und Staatspräsident Paul Deschanel – alle über jeden Verdacht des Revanchismus erhaben.

Es war tatsächlich nicht vorbei. Aus dem Weltkrieg wurde etwas, was manche Historiker Europas zweiten Dreissigjährigen Krieg nennen: 1914-1945. Der Frieden liess lange auf sich warten, und nicht nur Europa war in sozialem Aufruhr. Die Zwischenkriegszeit war keine Friedenszeit, sondern, wie Clausewitz gesagt hätte, eine Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln. Die neue Front verlief zwischen Klassen, zwischen Land und Stadt, zwischen Ideologien, zwischen Reich und Arm und zwischen ethnischen Gruppen, und all die Auseinandersetzungen kosteten unzählige Menschenleben. Einige dieser Konflikte kamen einer Beruhigung nahe, als die europäischen Staaten sich wirtschaftlich und politisch zu stabilisieren begannen, und die verfeindeten Positionen weichten in den 1920er Jahren langsam auf, doch die Weltwirtschaftskrise und die Furcht vor Verarmung verhärteten die Fronten wieder.

Im Juni 1940 versuchte Adolf Hitler, nicht nur ganz Europa, sondern die Geschichte selbst seinem Willen untertan zu machen. Bei einem Truppenbe-

such in Belgien besuchte er den Militärfriedhof Langemarck bei Ypern. Der Name Langemarck stand für einen deutschen Mythos, denn dort griffen am 10. November 1914 junge, idealistische deutsche Studenten von den besten Universitäten des Landes, beseelt von Vaterlandsliebe und mit dem Deutschlandlied auf den Lippen, eine feindliche Hügelstellung an, wobei vielen von ihnen ein Heldentod zuteilwurde, wie ihn offizielle Heeresberichte verzeichneten und Zeitungen im ganzen Land nachdruckten. Hitler selbst war damals nur wenige Kilometer entfernt stationiert gewesen und hatte das Ereignis in *Mein Kampf* beschrieben. Er behauptete, die singenden Soldaten gehört zu haben und sich zu erinnern, dass die Nationalhymne sich damals wie ein Lauffeuer durch die Schützengräben verbreitete, bis dem Feind eine einige, einstimmig singende Front gegenüberstand.

Doch das war ein Mythos, eine Mischung aus Kriegspropaganda und fieberhaftem Wunschdenken. Der Angriff hatte tatsächlich «westlich von Langemarck» stattgefunden, wie der Heeresbericht listig verzeichnete. Der eigentliche Name des Ortes, Bikschote, war eines deutschen Mythos nicht würdig. Der Name des nächstgelegenen Dorfes aber hatte einen heroischen Klang, der zudem noch an Bismarck erinnerte. Tatsächlich wagte dort während der Schlacht von Ypern ein deutsches Regiment, das hauptsächlich aus jungen, kaum ausgebildeten Soldaten bestand, einen Vorstoß auf eine befestigte Stellung. Einige von ihnen waren Studenten, allerdings weniger als fünf Prozent der Männer. Einer oder zwei von ihnen mögen an einer besonders renommierten Universität gewesen sein.

Die Soldaten hatten an diesem Tag tatsächlich gesungen, und eines der Lieder, das sie anstimmten, war wohl das Deutschlandlied. Das aber war hinter der Front. Kampferfahrene Kameraden bemerkten schon nach dem ersten Bericht, dass es wohl ziemlich schwierig gewesen sein dürfte, unter Lebensgefahr durch ein schlammiges Rübenfeld zu rennen, gegen Lehmklumpen an den schweren Stiefeln zu kämpfen und dabei auch noch zu singen – ganz zu schweigen von einem so getragenen Lied wie Haydns Hymne. Die Bilanz aber war unanfechtbar: Ob sie nun gesungen hatten oder nicht, 2'000 junge Männer des Regiments wurden an diesem Tag getötet, als sie durch Sperrfeuer, Artilleriebeschuss und Stacheldraht auf die gegnerische Stellung zutaumelten und von Maschinengewehren niedergemäht wurden. Die meisten von ihnen hatten es nicht bis nicht einmal bis zum eigentlichen Ziel des Angriffs geschafft. Es war ein Massaker, keine Apotheose.

Aber der Mythos von Langemarck war gewachsen. Deutschland brauchte Heldengeschichten in diesem immer verzweifelteren und hässlicheren Krieg. Langemarck-Vereine wurden gegründet, ein Denkmal in Auftrag gegeben, Gedichte geschrieben und Reden gehalten, um das edle Opfer und das wahre Heldentum der jungen Männer zu verherrlichen. Sie hätten es verstanden, für ihr Vaterland zu sterben, lautete der Refrain, der sich durch diese Würdigungen zog. Hitler betrat heilige Erde, als er den Friedhof besuchte, auf dem die Soldaten begraben lagen, die an jenem Tag in den Tod geschickt worden waren. Langemarck war der Inbegriff des deutschen Krieges, die sublimierte Erinnerung an den Tod so vieler. Der «grösste Führer aller Zeiten», wie er sich gerne nennen liess, hatte eine Schwäche für symbolische Gesten. In Langemarck erklärte er 1940 Deutschlands ersten Weltkrieg endlich für beendet. Die Vorsehung hatte gesprochen. Sein historischer Akt kam freilich fünf Jahre zu früh.

Die Tragödie der Zwischenkriegszeit bestand darin, dass sie keine offene Zukunft hatte. Die Jahre vor dem Krieg, die ich in *Der taumelnde Kontinent* geschildert habe, werden oft und mit unbeabsichtigter Paradoxie als eine Ära der sozialen und kulturellen Stabilität gedeutet und gleichzeitig als eine Zeit, die unaufhaltsam auf eine Katastrophe zusteuert. Der scheinbare Widerspruch löst sich auf, wenn man die Lesart dieser Zeit umkehrt und ihre immense innere Dynamik betont. Gleichzeitig aber ist es wichtig, von der Vorstellung der Unabwendbarkeit abzurücken. Noch im Juni 1914 wusste niemand, dass er oder sie in einer Vorkriegszeit lebte, und selbst die pessimistischsten Propheten machten sich keinen Begriff von dem menschlichen Leid, der materiellen Zerstörung und der fundamentalen Erschütterung der zivilisatorischen Grundwerte, die der Krieg mit sich bringen würde.

Die Zeit vor 1914 war vollauf damit beschäftigt, sich in ihrer eigenen und plötzlichen Modernität neu orientieren zu lernen, aber obwohl auf die europäischen Gesellschaften bereits gewaltige Fliehkräfte wirkten, gingen diese Kräfte doch in ganz unterschiedliche Richtungen, und die Katastrophe von 1914 erscheint erst im historischen Rückblick als eine fast zwangsläufige Konsequenz aus den Dynamiken dieser Zeit. Doch der Schein trügt. Ein wirkliches Verständnis dieser Zeit wird erst möglich, wenn es von einer offenen Zukunft ausgeht.

Gerade weil die Katastrophe des Weltkriegs keineswegs unausweichlich gewesen war und weil sie mit so unerhörter Plötzlichkeit über eine Welt hereinbrach, die zwar einerseits von ängstlicher Erregung, andererseits aber

auch von enormer Hoffnung geprägt war, haben Generationen von Historikern versucht, ihr einen Sinn und ein striktes Narrativ abzurufen, auch um den Preis der Einseitigkeit. Es scheint fast, als ob jede Erklärung, die Kausalitäten eindeutig und Schuld offensichtlich machte, eher Akzeptanz fand als das Eingeständnis, das grosse Projekt der Moderne habe zufällig oder aus trivialen und undurchsichtigen Gründen Schiffbruch erlitten. Dieser Wunsch nach einer starken Erklärung hat lange zu einer kollektiven Ratlosigkeit geführt, zu einer verbitterten Enttäuschung, die ein direktes emotionales Erbe der Zwischenkriegszeit ist.

Nach 1918 suchten die starken Erzähler ebenfalls nach einer kausalen und einfachen Erklärung für das kollektive Unglück. Je nach ideologischem Standpunkt sahen sie die Schuld für den Krieg bei den Kapitalisten, den Juden, dem Militär, der Dekadenz und Entfremdung der technokratischen Moderne oder einer Mischung aus all dem.

Zeitgenossen, deren moralisches Universum komplexer und weniger von Gewissheiten geprägt war, reagierten auf die moralische Verunsicherung der Zwischenkriegszeit auf vielschichtiger Weise. Schon im Jahrzehnt nach Ende des Krieges begannen Künstler und Schriftsteller die Zeit vor 1914 in ein nostalgisches Licht zu tauchen, auch wenn sie selbst die Zeit damals ganz anders erlebt hatten. Der Neoklassizismus, der sich in verschiedenen Kunstformen durchsetzte, war eine Flucht in eine Welt der Schönheit und der etablierten Formen, weg von der gefährlich formlosen Gegenwart. Igor Strawinsky, der die Belle Époque musikalisch mit seinem experimentellen Ballett *Le sacre du printemps* um einen unzweifelhaften Geniestreich und eine grosse ästhetische Debatte bereichert hatte, zog sich nach 1918 in eine manieristische Barockwelt zurück. In Operetten und Romanen, in Gedichten, Memoiren und Geschichtswerken wurde die Vorkriegszeit zu einem Hort der Stabilität und der intakten Gewissheiten verklärt, zu dem Topos also, der in den orientierungslosen Nachkriegsjahren wie das verlorene Paradies erschien. Es war eine tröstliche Vision, aber sie verstellte den Blick auf die Mechanismen und Mächte, die damals gewirkt hatten und noch immer weiter wirkten. Als Verständnisansätze waren Ideologie und Nostalgie in gleichem Masse wertlos, als psychologische Rettungsanker waren sie in gleichem Masse populär. Die Aggressivität der einen und die Sentimentalität der anderen waren zwei Seiten derselben Medaille.

Die politischen, emotionalen und sozialen Nachwirkungen des Krieges forderten einen schrecklichen Preis. Millionen wurden in der Sowjetunion

ermordet, 100'000 im östlichen Mittelmeerraum, und jedes westliche Land beklagte fast täglich Opfer politischer Gewalt. Der sogenannte Frieden war brutal und trügerisch, der nächste Krieg, die Weiterführung des ersten, wartete bereits auf seinen Auftritt.

Die Langzeitfolgen dieser Dynamik sind auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Wiedervereinigung Deutschlands immer noch spürbar. Sie machen sich in der Zusammensetzung unserer Bevölkerungen bemerkbar – Afroamerikaner im Norden der Vereinigten Staaten, Flüchtlinge und Opfer von Zwangsumsiedlungen in vielen Staaten Europas, Juden und andere Emigranten in der gesamten Welt. Deutschlands Ablehnung einer Inflationspolitik in der EU hat damit ebenso zu tun wie die beherrschende Stellung der Shoah im historischen Gedächtnis besonders der westlichen Gesellschaften, die Existenz der Vereinten Nationen ebenso wie die des Staates Israel und die Dauerkrise im Nahen Osten. Eine der Folgen ist Amerikas politische und popkulturelle Hegemonie, wie auch die Auflehnung anderer und zunehmend mächtiger Staaten dagegen. Die neue, härtere Moderne, die aus der Desillusionierung nach 1918 erwuchs und die nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Selbstverständnis und ihren Wertekanon ganz auf wirtschaftlichen Erfolg ausrichtete, ist erkennbar als Hassobjekt des islamischen Fundamentalismus, als Antwort auf die gottlose Politik des Westens, und klingt mit in den Stimmen der Göttinnen der Popmusik, deren Image als persönliche Marke nur wenig mit der frühen Jazz-Diva Mamie Smith und ihrem Bohneneintopf gemeinsam hat, die aber immer noch dasselbe versprechen: die Strasse in die Musik hineinzubringen.

Die Strasse ist in unserer Musik geblieben. Als der Jazz in die zerrissene und verwirrte Welt der Zwischenkriegszeit eintrat, bekamen wir neue Ohren. Die Kultur, die aus den Speakeasies in das Leben der urbanen Mittelschicht hineinsickerte, veränderte das Leben der Menschen im Westen nicht nur durch seine Tanzrhythmen, sondern auch, indem der Jazz das, was ästhetisch und sozial marginal gewesen war, in den Mittelpunkt rückte. Von den schwarzen Bands der illegalen Bars führt eine direkte Linie zu Rock'n'Roll, Hip Hop und Rap. Auch in der Mode ist uns die Strasse geblieben. Die Ästhetik der Revolte ist unsere Ästhetik, wir tragen die Jeans der Baumwollpflücker, die Tätowierungen von Gefangenen, Seeleuten, Soldaten und kolonisierten Völkern. Schon vor 1914 waren Sportler Helden der Massen, aber in den 1930er Jahren wurden ihre schönen Körper zu einer kulturellen Obsession. Die meisten von ihnen kamen aus der Arbeiterklasse, Sport war

für sie die einzige Möglichkeit, einem Leben als Kumpel oder einem Job in der Fabrik zu entgehen. Auch die Kleider, die aus Arbeitern Helden machen, sind aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken.

Der Erste Weltkrieg markiert das Ende der moralischen Herrschaft der Mittelschicht und ihrer Werte. Die Demokratisierung der Kultur hatte schon vor 1914 dramatisch an Tempo gewonnen, aber die allseitige Desillusionierung nach 1918 bedeutete den kulturellen Bankrott von Leitwerten, die das 19. Jahrhundert beherrscht hatten. Von nun an wurden die Werte der Mittelschicht von beiden Seiten des politischen Spektrums mit Verachtung gestraft: von den Faschisten als Ausdruck einer verweichlichten, dekadenten, jüdischen Kultur und von den Sozialisten als zynische Maske der kapitalistischen Ausbeuter. Aber auch Millionen von Menschen ohne starke ideologische Verortung wandten sich von den strikten Werten der Mittelschicht ab. Die Amerikaner, die fast täglich Speakeasies besuchten, obwohl sie damit jedesmal das Gesetz brachen, und die Europäer, die einfach tanzen gingen, zeugten von dieser Abkehr.

Die Erfahrung des Ersten Weltkriegs war ein Katalysator der Moderne. Sie legte das Fundament für die verschobenen Sichtweisen und radikalisierten Perspektiven der Zwischenkriegszeit, indem sie besonders die Soldaten an der Front einer durch und durch modernen Welt aussetzte, in der alles massenproduziert, standardisiert und nummeriert war, in der jeder Mensch eine Nummer hatte und jeder Handgriff ein Ergebnis von Drill war. Gleichzeitig aber verankerte sie die Sichtweise, wonach sich diese Moderne und ihre Technologie, das Resultat einer planenden Vernunft, gegen die Menschen gekehrt hatten, dass sie mörderisch geworden waren.

Für die Europäer – und in einer weniger unmittelbaren Weise auch für die Amerikaner – bildete die Erfahrung des Krieges den Rahmen für die Erfahrung des darauffolgenden Jahrzehnts und überschattete die Entwicklungen danach. Aus einer grösseren historischen Distanz heraus erscheint der Krieg allerdings nicht als das definierende Ereignis des 20. Jahrhunderts, sondern ist selbst Auswirkung einer viel grösseren Revolution: der vollständigen Herrschaft der Moderne, der Technologie und eines rationalistischen Weltverständnisses der Aufklärung. Besonders seit Beginn des 20. Jahrhunderts vollzog sich diese Entwicklung mit der Geschwindigkeit der technologischen Innovation und liess dabei die Möglichkeit, die Implikationen dieser Revolution zu verstehen und sich darin einzurichten, weit hinter sich. Innerhalb von weniger als einer Generation wurden soziale Strukturen, morali-

sche Normen, traditionelle Vorstellungen und Wissenshorizonte zerschmettert. Die Geschichte begann dem menschlichen Verständnis davonzulaufen, und die Identität der Menschen, die diese Entwicklung erlebten, wurde fragwürdig und zerbrechlich.

Diese Entwicklung setzt sich noch immer fort, und die Kriege, die Massenmorde, die ethnischen Säuberungen und Diktaturen des 20. Jahrhunderts wie auch die sozialen, künstlerischen und intellektuellen Triumphe dieser Zeit sind Teil ihrer Geschichte. Die Moderne, deren immense Macht in den Fabriken der Vorkriegszeit wurzelt und die in den Schützengräben noch einmal geschärft und beschleunigt wurde, hat sich einerseits als technologisch überwältigend, andererseits aber als moralisch neutral erwiesen: Sie schafft und schluckt Lebensentwürfe und Lebenswelten, erkennt aber von sich aus keinem Leben einen besonderen Wert zu. Die sozialen und kulturellen Veränderungen, die in der Zwischenkriegszeit Gestalt annahmen, spiegeln diese Ambivalenz wider. Der Schwerpunkt unserer Kultur hat sich aus den Konzertsälen und den Bibliotheken hinaus auf die Strasse verlagert, auf der wir alle leben. Es ist ein öffentliches Leben mit mehr Vielfalt, einer grösseren Toleranz gegenüber unterschiedlichen sozialen Normen und flacheren Hierarchien – auch wenn diese scheinbare Demokratisierung oft eine Diskrepanz bei den Einkommen verbirgt, die weit grösser ist, als sie es um 1930 war.

Trotzdem bleibt es verführerisch, unsere Gegenwart mit der Realität der Zwischenkriegszeit zu vergleichen. Die Wirtschaftskrise 2008 führte zu Massenarbeitslosigkeit und trieb häufig besonders diejenigen in den Ruin, die zum ersten Mal glaubten, am Traum von einem komfortablen Mittelklassenleben teilhaben zu dürfen. Bei allen Gemeinsamkeiten sind aber die Unterschiede zwischen 1929 in 2008 wesentlich interessanter. Trotz der Börsenkrise trudelte die Welt nicht in einen völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch hinein, der damals zum Beispiel in Amerika die Arbeitslosenrate auf 25 Prozent steigen liess. Schlimmeres wurde vermieden, weil zumindest einiges aus dem Trauma der 1930er Jahre gelernt worden war, weil Finanzinstitutionen, stark vernetzte Märkte und Regierungen letztendlich entschlossen waren, eine zweite Weltwirtschaftskrise mit allen möglichen politischen Konsequenzen zu verhindern. Auch in der Krim-Krise ist deutlich geworden, dass Machtpolitik zwar noch immer Machtpolitik ist, ein Krieg aber von beiden Seiten von vornherein nicht wirklich als politisches Mittel erwogen wurde.

Vielleicht ist ein ganz anderer Vergleich fruchtbarer für das Verständnis

der Zwischenkriegszeit und unserer eigenen Gegenwart. Beide Zeiten sind gekennzeichnet durch das Trauma eines Weltkriegs und eine daraus resultierende Orientierungslosigkeit. Das Leben erscheint uns in vielerlei Hinsicht unsicherer als das unserer Eltern. Unsere eigene Unsicherheit ist Gegenstand lebhafter Debatten, wie sie auch in der Zwischenkriegszeit stattfanden. Während aber die Identitäten und kulturellen Aspekte dieser Unsicherheit je nach ideologischer Perspektive unterschiedlich ausgelegt werden, kann doch kein Zweifel bestehen, dass unser Leben wirtschaftlich weniger sicher geworden ist, dass wir alle näher am Rande der persönlichen wirtschaftlichen Katastrophe leben. Die Stellung auf Lebenszeit ist sogar an den Universitäten bald das Relikt einer idyllischen Vergangenheit, und selbst in reichen und hochindustrialisierten Nationen ist das Leben am unteren Ende der Einkommensskala wieder genauso brutal geworden, wie es um 1930 gewesen ist.

Die ideologische Rechtfertigung dieser Prekarisierung der Arbeitswelt selbst in wohlhabenden Ländern war von einem Misstrauen gegen Staaten, Demokratien und Politiker geprägt, denen die Väter dieser Ideologie entweder nicht die Fähigkeit zutrauten, als Regulativ in wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse einzugreifen, oder denen sie sogar das Recht dazu absprachen. Die Väter der neoliberalen Schule der Ökonomie, Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises, hatten ihre Erfahrungen mit staatlicher Intervention und den politischen Folgen in den chaotischen Jahren der von Arbeitslosigkeit, Inflation und Landwirtschaft geprägten Zwischenkriegszeit in Europa gemacht. Ihre verständliche Lösung war, die Ideologie aus der gesellschaftlichen Entwicklung herauszunehmen und die Gesellschaft stattdessen als einen Markt zu betrachten, in dem objektive Kräfte eine gesunde Entwicklung garantieren, sofern man sie nur ungehindert wirken lässt.

Ideologie und staatliche Kontrolle wurden zu Feindbildern einer freien Entwicklung. Bürgerinnen und Bürger waren nicht mehr Glieder eines gesunden Volkskörpers wie im Faschismus oder Zahnradchen in der gigantischen Maschine der bolschewistischen Gesellschaft, sondern unabhängige Agenten in einem freien Markt, der von unideologischen, unpersönlichen Prinzipien gesteuert wird. Aus der Rationalität der Aufklärung wurde die Rationalisierung einer auf Profitmaximierung ausgerichteten Gesellschaft. Ein Leben nach den eisernen Regeln des Marktes polarisierte unsere Gesellschaften, schaffte aber auch ein neues Wahrheitsbild, eine neue Orientierung und sogar eine neue Vorstellung von Tugend.

2008 wurde die uneingeschränkte Herrschaft dieses Mythos zerschlagen und gab vielen Menschen das Gefühl, belogen worden zu sein. Sie begriffen, dass nur die Unsicherheit ihres Lebens real war, dass dem aber keine wirkliche Chance auf ein Weiterkommen, einen besseren Job, eine bessere Schule für die Kinder oder ein unbeschwertes Leben im Alter gegenüberstand. Als ein Land nach dem anderen von den wirtschaftlichen Auswirkungen der Verantwortungslosigkeit und der Gier von Investoren auf dem amerikanischen Immobilienmarkt erschüttert wurde, setzte eine bittere Enttäuschung ein und führte dazu, dass zahllose Menschen sich aus dem politischen Prozess zurückzogen, der mehr denn je darauf abzielen schien, eine kleine, aber mächtige Elite auf Kosten der Mehrheit immens zu bereichern.

Unter dem Anschein einer unideologischen Weitsicht sind zwei Generationen in dem Glauben aufgewachsen, nicht Bürger, sondern Konsumenten zu sein, und als sie merkten, dass die Chefs die Buchführung manipulierten, zogen sie sich verbittert auf die strikte Erfüllung des Notwendigen zurück. Offener Protest hätte sie ihren Job kosten können, und ein Konsument ist nur etwas wert, solange er noch Kredit hat. Allerdings hat der Rückzug aus der Politik auch einen ganz realistischen Aspekt: Eine wirkliche Revolution müsste sich nicht gegen Regierungen, sondern gegen Unternehmen richten.

Trotz Occupy-Bewegung und ähnlicher, relativ kurzlebiger und minoritärer Proteste blieben die Reaktionen auf 2008 weitgehend passiv, denn die Situation, in der sich viele Menschen befanden, wurde von wirtschaftlichen Sachzwängen überschattet und bot keine gangbare Alternative. Vielleicht hofften viele Menschen mit dem Optimismus von Lottospielern immer noch, trotz allem innerhalb des Systems zu reüssieren. Nach 1918 (und dann wieder nach 1929) war es anders, denn Millionen von Menschen sahen sich mit einer Frage konfrontiert: Wie kann ich in einer Welt leben, deren Werte und Vorstellungen plötzlich wertlos geworden sind? Diese Frage trieb viele von ihnen in die Arme der grossen Ideologien. Heute wenden sich im Westen nur noch wenige Menschen diesen «Hochkirchen» der Moderne zu, um Antworten zu finden. Die historische Wirklichkeit der grossen Ideologien ist nicht dazu angetan, irgendwelche Hoffnungen auf sie zu setzen, und so haben sich unsere Gesellschaften der Herrschaft des Marktes anvertraut – auch wenn dessen Prinzipien nach 2008 weniger vertrauenswürdig und weniger siegreich scheinen. Wir haben nichts anderes.

Die Ironie dieser Situation besteht darin, dass die Theorie vom perfekten Markt in ihrer Grundlegung und ihrer Praxis genau so ideologisch ist wie Kommunismus und Faschismus. Der Glaube an die scheinbar unideologischen Marktkräfte hat Millionen von Menschen mit sich in den Abgrund gerissen, lässt zahllose Menschen in einem verzweiferten Kampf gegen den Absturz leben und hat nur einer kleinen Minderheit geholfen. Er läuft also dem Interesse der meisten von uns zuwider. Trotzdem halten wir daran fest, denn auch wenn er keine Sicherheit und keine Gerechtigkeit bietet, so schenkt er doch etwas anderes: Hoffnung, Orientierung, Transzendenz. Wir haben etwas, an das wir glauben können, genau wie die Kommunisten und Faschisten der 1930er Jahre.

Der Glaube an den perfekten Markt war von Anfang an zutiefst ideologisch, sogar religiös. Er basiert auf unbewiesenen und unbeweisbaren Annahmen wie der Tatsache, dass Teilnehmer an einer Transaktion grundsätzlich einen ähnlichen Wissensstand haben und nach rationalen Kriterien entscheiden. Aber wer von uns trifft die wirtschaftlichen Entscheidungen in seinem oder ihrem Leben allein auf der Grundlage der Vernunft? Die wichtigste wirtschaftliche Entscheidung im Leben der meisten Menschen ist die, Kinder zu haben, obwohl gerade das ihren wirtschaftlichen Interessen völlig widerspricht. Trotzdem hat sich der Kult des Marktes in unseren Köpfen festgesetzt. Er hat seine eigenen Rituale, seine eigenen Priester und Propheten, die auf Bildschirmen und in Zeitungen zu uns predigen. Der Markt hat in unserem Leben Platz gegriffen, wie es die Strasse in der Zwischenkriegszeit getan hat, aber während sie aus einem Geist der Rebellion und der Befreiung heraus in unser Leben gelassen wurde, ist der Glaube an den perfekten Markt darauf ausgerichtet, dass unsere Überlebensstrategie darauf beruht, systemkonform und wettbewerbsfähig zu sein.

Während der Zwischenkriegszeit füllten die grossen politischen Ideologien das moralische und politische Vakuum, das nach dem Krieg entstanden war. Sie boten eine Perspektive und eine Erklärung, Sicherheit in der Menge und einen Grund zur Hoffnung. Sie gaben starke Antworten auf kaum formulierte Fragen und plünderten Wissenschaft und Geschichte auf der Suche nach brauchbaren Bildern, mit denen sich neue Hoffnungen wecken liessen. Die Hoffnung kam mit einer Mitgliedsnummer.

Die Alternative zu diesem prinzipiell religiösen Zugang zu den Herausforderungen der Gegenwart war in ihrer Reichweite und ihren Möglichkeiten wesentlich stärker begrenzt. Der kurzlebige Hedonismus der Goldenen

Zwanziger Jahre, die zwielichtigen Berliner Bars, die Tanzlokale und rauschenden Feste überall boten vorübergehend Zuflucht, konnten aber keinen Weg in eine bessere Zukunft weisen. Sie waren die Antwort einer jüngeren Generation, die nicht nur die Werte, sondern auch das Trauma ihrer Eltern ablehnte, statt mit Zukunftsperspektiven lockten sie zumindest mit einer genußvollen Gegenwart. Was morgen geschehen würde, war jetzt nicht interessant, ohnehin nicht zu ändern und sehr wahrscheinlich schlecht. *No Future* begann in den Schützengräben.

Ideologische Setzungen und hedonistische Verbraucherparadiese waren nur allzu verständliche, aber letztendlich auch zerstörerische Antworten auf den Glaubensverlust. Beide führten dazu, dass die genuine politische Debatte verkümmerte. Kommunisten und Faschisten wechselten nicht Argumente, sondern Schüsse, und für die Flapper und ihre Freunde war der nächste Cocktail immer wichtiger als tiefsinnige Gedanken über die Zukunft der Zivilisation. Als Debatten und Dialog zusammenbrachen, wurde ein zukünftiger Konflikt immer deutlicher vorhersehbar und in zunehmendem Masse unabwendbar.

Für diejenigen, die glauben, dass wir aus der Geschichte lernen können, ist diese Parallele zur Zwischenkriegszeit alles andere als beruhigend. Nachdem der Krieg nicht nur politische Imperien, sondern auch ein moralisches Universum zum Einsturz gebracht hatte und eine bedrohliche Leere hinterliess, suchten Menschen in ihrer Ratlosigkeit Zuflucht in den apokalyptischen Visionen der Ideologen oder tanzten und shoppten ganz einfach oder träumten davon, irgendwann über das Geld zu verfügen, um an dieser schönen neuen Konsumentenwelt teilzuhaben.

Die grossen politischen Kirchen beinhalteten eine Weigerung, den tatsächlichen Herausforderungen der Zeit zu begegnen. Hier besteht tatsächlich eine Vergleichsmöglichkeit zur Gegenwart, und wir können nur hoffen, dass angesichts der gigantischen Probleme, die wir ungelöst lassen, die Generationen unserer Kinder und Enkelkinder Grund dazu haben werden, uns positiver zu beurteilen, als wir das im Hinblick auf unsere Grosseltern tun, von denen viele ihr Leben, ihre Hoffnungen und ihre Fähigkeiten in mörderische Illusionen investierten.

Anhang

Dank

Nach mehreren Jahren Arbeit ist es besonders schön, den Hut vor denen zu ziehen, ohne die dieses Projekt nicht möglich gewesen wäre.

Als dieser Band nichts weiter war als eine Idee, haben mich die Begeisterung und Unterstützung meiner Agenten und Verleger darin bestärkt, diese Idee zu Papier zu bringen und nicht vor dem Umfang und der Komplexität des Themas, dem niemand gerecht werden kann, zurückzuschrecken. Victoria Hobbs und Sebastian Ritscher haben geholfen, ein konkretes Projekt daraus zu machen. Tobias Heyl und Michael Krüger bei Hanser, Lara Heimert bei Basic Books in New York, Ravi Mirchandani und Margaret Stead bei Atlantic und Leonoor Broeder bei De Bezige Bij haben mich immer wieder ermutigt und an meine exzentrische Idee geglaubt.

Ein Geschenk intervenierte mitten in die Phase des Schreibens: Thomas W. Gaehtgens, der Direktor des Getty Research Institute in Los Angeles, lud mich ein, meine Forschung an seinem Institut fortzusetzen. Ein einjähriger Arbeitsaufenthalt dort hat wunderbare Erinnerungen und Freundschaften geschaffen, und auch das Manuskript dieses Buches ist dort entstanden. In einem wunderschönen Büro mit Blick über den Pazifik durfte ich lesen, forschen und schreiben. Unterhaltungen mit anderen Stipendiaten und den dort arbeitenden Menschen haben viel dazu beigetragen, meine Perspektiven auszuweiten und meine Ideen zu vertiefen. Ich möchte der gesamten Belegschaft des Getty Center danken, ganz besonders aber Thomas Gaehtgens und seiner Frau Barbara, Alexa Sekyra und Peter Schnitzler, Angie Donougher, Amy Lind, Louis Marchesano, Sabine Schlosser, Rebecca Zamora sowie meiner Forschungsassistentin Raquel Zamora. Unter den Stipendiaten geht mein besonderer Dank an William Bainbridge, Stefano Cracolici, Lothar von Falkenhausen, Thomas Hines, Gordon Hughes, Ann-Sophie Lehmann, Marina Pugliese, Salvatore Settis, Alla Vronskaya, Miao Zhe und, für Gastfreundschaft und lange Unterhaltungen, Amy Meyers.

Viele weitere Diskussionen halfen dabei, meine Ideen noch stärker zu fokussieren und mich diesem sehr komplexen Zeitraum weiter anzunähern. Thomas Angerer, Rainer Rosenberg, Barbara Coudenhove-Kalergi, Franz Koessler, Timothy Snyder, Jürgen Osterhammel, Karl Schlögel, Ulrich Sieg, Ana Jornet, Herbert Freudenheim, Robert Neumüller, Jasper Sharp, Christian Witt-Döring und Elisabeth Stein haben mir geduldig zugehört und mir erlaubt, mein Verständnis auf dem ihren aufzubauen. Cornelius Obonya hatte Rat für mich, als ich ratlos war.

Carl Bodenstein half mir beim Aufspüren von Zitaten und bibliographischen Nachweisen, Martha Bunk sorgte dafür, dieses Buch nicht nur mit schönen Illustrationen, sondern auch zur rechten Zeit fertigzustellen, und Andreas Wirthensohn lektorierte den Text mit immenser Geduld und beeindruckender Scharfsicht.

Ganz besonders stehe ich in der Schuld von Veronica Buckley, meiner Frau, die mich unermüdlich unterstützte, die mich ermutigte, wenn mir die Aufgabe zu gross erschien, und deren Liebe, schwierige Fragen, kluge Kommentare, redaktionelle Anmerkungen und überraschende Perspektiven das Buch wesentlich mitgeformt haben.

Dank Dir, mein Liebling.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Bradford, *Born with the Blues*, S. 38. Bradfords Behauptung, der Session-Pianist gewesen zu sein, wurde später von Willie «the Lion» Smith, der selbst angab, damals gespielt zu haben, angezweifelt.
- 2 Jünger, *Sämtliche Werke*, Bd. 1: *Tagebücher 1. Der Erste Weltkrieg*, S. 466.
- 3 Dewey, *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*, S. 23 f.

1918: Shell Shock

- 1 *The Times*, 24. April, 1915.
- 2 Paul Nash, zitiert nach Wohl, *The Generation of 1914*, S. 97.
- 3 *Labour Leader*, 6. Mai 1915.
- 4 Wilfred Owen, Brief an die Mutter, 16. Januar 1917, in: *Letters*, S. 427 f., zitiert nach Hipp, *The Poetry of Shell Shock*.
- 5 Siegfried Sassoon, zitiert nach Robert Giddings, *The War Poet*, London: Bloomsbury, 1990, S. 111.
- 6 Wilfred Owen, *Gedichte*, übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen von Joachim Utz, Heidelberg: Mattes, 1993, S. 83.
- 7 Reginald Pound, *The Lost Generation of 1914*, zitiert nach Wohl, *Generation of 1914*.
- 8 Vera Brittain, *Testament of Youth*, London: Gollancz, 1933, S. 475.
- 9 Die Britische Dominion Newfoundland wurde formell erst 1949 Teil von Kanada.
- 10 Elmer Ernest Southard, *Shell-Shock and other Neuropsychiatry Problems, Presented in Five Hundred and Eighty-Nine Case Histories*, Boston: 1919, passim.
- 11 F.W. Mott (11. März 1916), Lettsomian Lecture on the effects of high explosives upon the central nervous system, in: *Lancet* (part III), S. 553, zitiert nach Reid, *Broken Men*.
- 12 Marcel Arland, 1926, zitiert nach Wohl, *Generation of 1914*, S. 26.
- 13 Jean Prévost, *Dix-huitième année*, zitiert nach Wohl, *Generation of 1914*, S. 32.
- 14 Wohl, *Generation of 1914*, S. 31.

1919: Ein poetischer Staatsstreich

- 1 Gabriele D'Annunzio, zitiert nach Jullian, *D'Annunzio*, S. 285.
- 2 D'Annunzio, zitiert nach ebd., S. 257.
- 3 Osbert Sitwell, *Noble Essences*, zitiert nach ebd., S. 287.
- 4 Hughes-Hallett, *The Pike*, S. 283.
- 5 Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, Bd. I, S. 143.
- 6 Ebd., S. 467.
- 7 Ebd., S. 137.
- 8 Ebd., Bd. II, S. 577.
- 9 Ebd., S. 566.
- 10 Ebd., S. 583.
- 11 McWhirter, *Red Summer*, S. 56
- 12 Aus *Negroes in America*, zitiert in Cooper, *Claude McKay*, S. 187. McKay forder-
te das mit Nachdruck in einer Rede vor dem 4. Kongress der Dritten Internationale
in Moskau 1922.
- 13 Claude McKay, *If We Must Die* (1919), in dem Band *Harlem Shadows* (1922).
- 14 Lothrop Stoddard, *The Rising Tide of Color Against White World Supremacy*,
New York: Charles Scribner's Sons, 1921, S. 5.
- 15 Ebd., S. 179.
- 16 Ebd., S. 90.
- 17 Ebd., S. 23.
- 18 Ebd., S. 123.
- 19 Ebd., S. 253.
- 20 F. Scott Fitzgerald, *Der grosse Gatsby*. Zürich: Diogenes, 2007.
- 21 Zitiert nach Carsten, *The Rise of Fascism*, S. 62.

1920: Die Fuselnation

- 1 Zitiert nach Okrent, *Last Call*, S. 44.
- 2 R. Hutton, *Anti Saloon League Yearbook*, 1918.
- 3 Sinclair, *Prohibition*, S. 220.
- 4 Ebd., S. 226.
- 5 Frederick Lewis Allen, *Only Yesterday: An Informal History of the 1920s*,
New York: Harper & Row, 1931, S. 216 f.
- 6 John F. Carter, *Atlantic Monthly*, September 1920.
- 7 Sinclair, *Prohibition*, S. 181.
- 8 Denis Brogan, *American Themes*, London, 1948, S. 192.
- 9 F. Scott Fitzgerald, *This Side of Paradise*, New York, 1920, S. 282.
- 10 Ernest Hemingway, *A Movable Feast*, London: Arrow, 1996, S. 29.
- 11 Zitiert nach Shack, *Harlem in Montmartre*, S. 33.
- 12 Liverpool Watch Committee Minute Book, 17. Juni 1919, Nr. 56, S. 251-262, 352
1/56 (Liverpool Record Office, Central Library).

- 13 Grosz, *Ein kleines Ja und ein grosses Nein*, S. 181.
- 14 Ebd., S. 150 f.
- 15 Ebd., S. 146.
- 16 Ebd., S. 147.
- 17 Ebd., S. 150.
- 18 Ebd., S. 181 f.

1921: Das Ende der Hoffnung

- 1 *Pravda 0 Kronstdadte*, zitiert nach Avrigh, *Kronstadt, 1921*, S. 156.
- 2 *New York Times*, 31. März 1921.
- 3 Zitiert nach Avrigh, *Kronstadt, 1921*, S. 77 f.

1922: Renaissance in Harlem

- 1 Langston Hughes, Der Neger spricht von Strömen, übersetzt von Eva Hesse, in: *Englische und amerikanische Dichtung. Bd 4: Amerikanische Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart*, hg. von Eva Hesse und Heinz Ickstadt, München: C.H. Beck, 2000, S. 305.
- 2 Van Vechten, *Nigger Heaven*, S. 77.
- 3 Marable, *W.E.B. Du Bois*, S. 121.
- 4 Das Wort «Neger» wird hier durchgehend als Übersetzung des englischen «Negro» verwendet, ein an sich neutrales Wort, das seine Konnotation durch seinen Gebrauch und diejenigen, die es gebrauchen, verändert. Gegen Du Bois gerichtet, war es eine rassistische Beleidigung, die der hier gegebenen Beschreibung entspricht, von schwarzen Schriftstellern benutzt, konnte es, wie im «New Negro», eine Geste des Stolzes und der kulturellen Selbstbestimmung sein.
- 5 Zitiert nach Marable, *W.E.B. Du Bois*, S. 122.
- 6 Charles S. Johnson, zitiert nach Hillstrom, *The Harlem Renaissance*, S. 38.
- 7 Aus Gwendolyn Hughes, Hatred, in: *Opportunity*, Juni 1926.
- 8 Der Historiker David Levering Lewis in *The Portable Harlem Reader*, zitiert nach Hillstrom, *The Harlem Renaissance*, S. 51.
- 9 Zora Neale Hurston, How It Feels To Be Colored Me, in: Robert Atwan/Joyce Carol Oates (Hg.), *The Best American Essays of the Century*, Boston: Mariner Books, 2011.
- 10 Ebd.
- 11 Langston Hughes, The Negro Artist and the Racial Mountain, in: *The Nation*, 23. Juni 1926, zitiert nach Hillstrom, *The Harlem Renaissance*, S. 182.
- 12 Aaron Douglas, zitiert nach Hillstrom, *The Harlem Renaissance*, S. 99.
- 13 Van Vechten, *Nigger Heaven*, S. 15.
- 14 Ebd., S. 119.

- 15 Ebd., S. 148.
- 16 Zitiert nach Hillstrom, *The Harlem Renaissance*, S. 46.
- 17 Alain Locke, Enter the New Negro, in: *Survey Graphic*, März 1925.
- 18 Hitchcock, *Music in the United States*, S. 207.
- 19 Van Vechten, *Nigger Heaven*, S. 212.
- 20 Langston Hughes, *The Big Sea*, New York: Hill and Wang, 1940.
- 21 Zitiert nach Cooper, *Claude McKay*, S. 109.
- 22 Cooper, *Claude McKay*, S. 110.
- 23 Claude McKay, McKay describes his life, in: ders., *A Long Way From Home*, New York: Lee Furman, 1937, S. 55.
- 24 Hitchcock, *Music in the United States*, S. 202.
- 25 Langston Hughes, zitiert nach Hillstrom, *The Harlem Renaissance*, S. 196.
- 26 Kessler, *Tagebücher 1918-1937*, S. 455 f.
- 27 F. Scott Fitzgerald, zitiert nach Fitch, *Sylvia Beach and the Lost Generation*, S. 183.

1923: Jenseits der Milchstrasse

- 1 Shapley an Hale, zitiert nach Bartusiak, *The Day We Found the Universe*, S. 129.
- 2 Hubble an Shapley, zitiert nach ebd., S. 202.
- 3 Werner Heisenberg, Kausalgesetz und Quantenmechanik, in: *Erkenntnis* 2 (1931), S. 172-182, hier S. 182.
- 4 Albert Einstein an Max Born, 4. Dezember 1926. in: Einstein/Born, *Briefwechsel 1916-1955*, München: Nymphenburger, 1969, S. 129 f.
- 5 Philipp Lenard, *Deutsche Physik*, 1. Teil, München: Lehmanns, 1938, Vorwort.
- 6 Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, Bd. 2, S. 108.
- 7 Ebd., S. 14.
- 8 Ebd., S. 19.
- 9 Ebd., S. 122.
- 10 Alfred Vierkandt, *Die sozialpädagogische Forderung der Gegenwart*, Berlin 1920, S. 20.
- 11 Werner Heisenberg, Die Beziehungen zwischen Physik und Chemie, in: ders., *Gesammelte Werke*, hg. von Walter Blum, Hans-Peter Dürr und Helmut Rechenberg, Bd. 1: *Physik und Erkenntnis 1927-1955*, München/Zürich: Piper, 1984, S. 3.
- 12 Gustav Doetsch, Der Sinn der angewandten Mathematik, in: *Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung* 31 (1922), S. 231f.
- 13 Erwin Schrödinger, *Über den Indeterminismus in der Physik. Ist die Naturwissenschaft milieubedingt?*, Leipzig: J.A. Barth, 1932, S. 308.
- 14 Overy, *The Morbid Age*, S. 47.
- 15 Haldane, *Reign of Relativity*, S. 5.
- 16 Ebd., S. 129.

- 17 J.B.S. Haldane, *Daedalus*, S. 7.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.

1924: *Mehr als Wirklichkeit*

- 1 Hugo Ball, *Der Künstler und die Zeitkrankheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988, S. 39E
- 2 Hans Arp, zitiert nach Konstanze Fliedl/Maria Rauchenbacher/Joanna Wolf (Hg.), *Handbuch der Kunstzitate*, Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2011, S. 22.
- 3 Tristan Tzara, Dada Manifest, in: Richard Huelsenbeck (Hg.), *Dada Almanach*, Berlin: Erich Reiss, 1920, S. 118-129.
- 4 Jaques Vaché, zitiert nach Rita Bischof, *Teleskopagen, wahlweise*, Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann, 2001, S. 154.
- 5 André Breton, in: Unda Hörner/Wolfram Kiepe (Hg.), *Entretiens – Gespräche. Dada, Surrealismus, Politik*, Dresden: Verlag der Kunst, 1996, S. 60.
- 6 Polizotti, *Revolution des Geistes*, S. 153.
- 7 André Breton/Philippe Soupault, *Die magnetischen Felder*, München: edition text und kritik, 1981, S. 24.
- 8 Polizotti, *Revolution des Geistes*, S. 175 f.
- 9 Ebd., S. 177.
- 10 Ebd., S. 179.
- 11 Ebd., S. 247 f.
- 12 Ebd., S. 253.
- 13 Ebd., S. 260.
- 14 Breton, *Die Manifeste des Surrealismus*.
- 15 Ebd., S. 358 f.
- 16 Ebd., S. 368.
- 17 Robert und Helen Lynd, *Middletown: A Study in American Culture*, New York, 1929, S. 96.
- 18 Malcolm Cowley, *Exile's Return*, New York: The Viking Press, 1951, S. 217.
- 19 Zitiert nach Carbone, *Youth and Beauty*, S. 113.
- 20 Ebd., S. 114.
- 21 Ebd., S. 182.

1925: – *Ein Affentheater*

- 1 Zitiert nach De Camp, *The Great Monkey Trial*, S. 91.
- 2 Zitiert nach Larson, *Summer for the Gods*, S. 35. Die Darstellung des Prozesses folgt diesem ausgezeichneten Buch.
- 3 Zitiert nach ebd., S. 45.

- 4 Zitiert nach ebd., S. 32.
- 5 Zitiert nach ebd.
- 6 Ebd., S. 72.
- 7 Ebd., S. 93.
- 8 Ebd., S. 162.
- 9 Mencken, *Heathen Days*, S. 224 h
- 10 Ebd., S. 177.
- 11 Ebd., S. 182.
- 12 Just Sicard de Pauzole, L'Avenir et la préservation de la race: Eugénique, in: *Prophylaxie antivénéérienne* (1932), S. 201-203, Zitiert nach William Schneider, Toward the Improvement of the Human Race: The History of Eugenics in France, in: *The Journal of Modern History* 54 (1982), Nr. 2: *Sex, Science, and Society in Modern France*, S. 268-291.
- 13 Zitiert nach Currell/Codgell (Hg.), *Popular Eugenics*, S. 196 f.
- 14 Clarence Darrow, aus dem Schlussplädoyer, in: *The Leopold & Loeb Trial*, Clarence Darrow Digital Collection of the Univ. of Minnesota Law Library.
- 15 Oscar Levy, zitiert nach Stone, *Breeding Superman*, S. 13.
- 16 Oscar Levy, zitiert nach ebd., S. 20.
- 17 Ebd., S. 22.
- 18 Ebd., S. 25.
- 19 Ebd., S. 27.

1926: Metropolis

- 1 H.G. Wells, Mr. Wells Reviews a Current Film: He Takes Issue with this German conception of What the City of One Hundred Years Hence Will Be Like, in: *Hew York Times*, 17. April 1927, wieder abgedruckt unter dem Titel «The Silliest Film: Will Machinery Make Robots of Men?» in: Harry Geduld (Hg.), *Authors on Film*, Bloomington, IN: Indiana University Press, 1972, S. 59-67.
- 2 Blaise Cendrars, *J'ai tué*, Paris: Georges Crès, 1919.
- 3 Ebd.
- 4 Wladimir Iljitsch Lenin, zitiert nach Jutta Scherrer, Einholen und überholen. Amerikanische Technologie aus sowjetrussischer Sicht: Die zwanziger und frühen dreissiger Jahre. In: Martin Aust/Daniel Schönplflug, (Hg.), *Vom Gegner lernen. Feindschaften und Kulturtransfers im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 2007 S. 179-208, hier S. 188.
- 5 Richard Lorenz, *Proletarische Kulturrevolution in Sowjetrussland (1917-1921)*, München: dtv, 1969, S. 63.
- 6 Zitiert nach Stites, *Revolutionay Dreams*, S. 202.
- 7 Walter Gropius, *Bauhaus-Manifest*, Weimar, 1919.

1927: Ein Palast in Flammen

- 1 Charles Maurras, zitiert nach Louis Bodin/Jean Touchard, *Front populaire 1936*, Paris: Armand Colin, 1961, S. 33 f.
- 2 Charles Maurras, in: *L'Action française*, 15. Mai 1936.
- 3 Zitiert nach Wolfgang Huber, Die Gegenreformation 1933/34, in: Stefan Neuhäuser (Hg.), «Wir werden die ganze Arbeit leisten...». *Der austrofaschistische Staatsstreich 1934*, Norderstedt: Books on Demand, 2004, S. 47-65, hier S. 47.

1928: Boop-boop-a-doop!

- 1 Zelda Fitzgerald, Eulogy on the Flapper, in: *Metropolitan Magazine*, 1922.
- 2 John B. Watson, *Behaviorismus*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1968, S. 123.
- 3 Elinor Glyn, zitiert nach Clive Bloom, *Bestsellers: Popular Fiction Since 1900*, New York Palgrave Macmillan, 2008, S. 175 f.
- 4 Zitiert nach Zeitz, *Flapper*, S. 211.
- 5 Kessler, *Tagebücher 1918-1937*, S. 462.
- 6 Virginia Woolf, *Collected Essays*, London: Hogarth Press, 1966, Bd. I, S. 320.
- 7 R. Murray-Leslie, *The Times*, 5. Februar 1920, S. 9.
- 8 Arabella Kenealy, *Feminism and Sex-Extinction*, London: Fisher & Unwin, 1920, S. 246.
- 9 Janet Flanner, *Paris Was Yesterday, 1923-1939*, New York: Harvest/Harcourt Brace Jovanovich, 1988, S. 119.
- 10 Anonym, Neger, in: *Neues Wiener Tagblatt*, 9. Januar 1927.
- 11 Kessler, *Tagebücher 1918-1937*, Eintrag vom 17. Februar 1926.
- 12 Bertolt Brecht, *Die Dreigroschenoper. Der Erstdruck 1928*, mit einem Kommentar hg. von Joachim Lucchesi, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2004, S. 67.

1929: Die magnetische Stadt

- 1 Josef W Stalin, *Werke*, Bd. 7, Berlin: Dietz, 1952, S. 178.
- 2 Josef W. Stalin, *Werke*, Bd. 12, Berlin: Dietz, 1954, S. 73.
- 3 Robert Shackleton, *The Book of Chicago*, Philadelphia, 1920, S. 301.
- 4 Paul O'Hara, *Gary, the Most American of All American Cities*, Bloomington, in: Indiana University Press, 2011, S. 6.
- 5 Zitiert nach Kotkin, *Magnetic Mountain*, S. 37.
- 6 Ebd., S. 46.
- 7 Ebd., S. 81.
- 8 Ebd., S. 49.
- 9 Jakow Schmidt, zitiert nach ebd., S. 46.
- 10 Scott, *Jenseits des Ural*, S. 11.

- 11 Ebd., S. 22 f.
- 12 Arthur Koestler, *Pfeil ins Blaue*, Wien/München/Basel: Kurt Desch, 1953, S. 328 f.
- 13 Stephen Spender, *Welt in der Welt. Eine Autobiographie*, München/Zürich: Piper, 1992, S. 169.
- 14 Zitiert nach Stern, *Western Intellectuals and the Soviet Union*, S. 11.
- 15 Theodore Dreiser, *Dreisers Russian Diary*, Philadelphia, 1996, S. 67.
- 16 Ebd., S. 140.
- 17 Zitiert nach Stern, *Western Intellectuals and the Soviet Union*, S. 105.
- 18 Ebd.
- 19 Henri Barbusse, Le devoir socialiste, in; *L'Humanité*, 24. Oktober 1920.
- 20 Winston Churchill, *Grosse Zeitgenossen*, Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1959, S. 106.
- 21 Bertrand Russell, zitiert nach Stern, *Western Intellectuals and the Soviet Union*, S. 10.
- 22 Scott, *Jenseits des Ural*, S. 12.
- 23 Kotkin, *Magnetic Mountain*, S. 182.
- 24 Ebd., S. 121.

1930: Lili und der blaue Engel

- 1 Klaus Mann, in: *Die Bühne*, 1930.
- 2 Large, *Berlin*, S. 217.
- 3 Ebd., S. 217 t
- 4 Christopher Isherwood, *Christopher and His Kind*, New York: Farrar, Strauss, 1976, S. 111.
- 5 Christopher Isherwood, zitiert nach Large, *Berlin*, S. 220.
- 6 Ebd.
- 7 Carl von Ossietzky, in: *Die Weltbühne*, 26. Januar 1930.
- 8 Stephen Spender, *Welt in der Welt. Eine Autobiographie*, München/Zürich: Piper, 1992, S. 166.

1931: Die Anatomie der Liebe in Italien

- 1 Das Testament des Michael Schirru, zitiert nach Marcus Graham (Hg.), *„Man!“ An anthology of anarchist ideas, essays, poetry and commentaries*, London: Cienfuegos Press, 1974.
- 2 Ebd.
- 3 Zitiert nach Brendon, *The Dark Valley*, S. 72.
- 4 Booker T. Washington, *The Man Farthest Down: A Record of Observation and Study in Europe*, New York: Doubleday, 1912, S. 195.
- 5 Ebd., S. 203.

- 6 Ansprache von Ellison DuRant Smith, 9. April 1924, Congressional Record, 68th Congress, 1st Session, Washington, DC: Government Printing Office, 1924, Bd. 65, S. 5961 f.
- 7 Claretta Petacci, *Mussolini segreto. Diari 1932-1938*, hg. von Mauro Suttora, Mailand: Rizzoli, 2009. S. 236.
- 8 Zitate nach Duggan, *Fascist Voices*, S. 225-244.
- 9 Perry Willson, *Peasant Women and Politics in Fascist Italy: The 'Massaie Rurali'*, London: Routledge, 2002, S. 155 f.
- 10 Arnaldo Mussolini, zitiert nach Duggan, *Fascist Voices*, S. 107.
- 11 Zitiert nach ebd., S. 120.
- 12 P. Gios, Il diario di Maria Teresa Rossetti: una giovane intellettuale tra fascismo e antifascismo, Eintrag vom 1. Februar 1932, zitiert nach Duggan, *Fascist Voices*, S. 205.
- 13 Edward R. Tannenbaum, *Fascism in Italy: Society and Culture, 1922-45*, London: Allen Lane, 1973, S. 264.

1932: Holodomor

- 1 Miron Dolot ist der Künstlername von Simon Starow, der die Zwangskollektivierung und die darauffolgende Hungersnot erlebte und später auswanderte und Sprachlehrer in Kalifornien wurde. Es ist unmöglich, die Details seiner autobiographischen und zweifellos subjektiven Erinnerungen nachzuprüfen, aber es besteht wenig Grund, seine Angaben zu bezweifeln, die im Allgemeinen als verlässlich angesehen werden und die sicherlich auch Vorkommnisse beschreiben, die aus anderen Quellen bekannt sind.
- 2 Dolot, *Execution By Hunger*, S. 1.
- 3 Ebd., S. 2.
- 4 Ebd., S. 32.
- 5 Ebd., S. 56.
- 6 Ebd., S. 92.
- 7 Ebd., S. 137 f.
- 8 Ebd., S. 138.
- 9 Ebd., S. 140.
- 10 Ebd., S. 150.
- 11 Ebd., S. 182.
- 12 Ebd.
- 13 Arthur Koestler, *Ein Gott, der keiner war*, Zürich: Europa Verlag, 2005, S. 67.
- 14 Stéphane Courtois u.a., *Das Schwarzbuch des Kommunismus – Unterdrückung, Verbrechen und Terror*, München: Piper, 1998.
- 15 Walter Duranty in der *New York Times*, 31. März 1933.
- 16 Conquest, *Ernte des Todes*.
- 17 Archiv des FSB, 2/11/971/145-147.
- 18 A. Graziosi, *Lettres de Kharkiv: La famine en Ukraine et dans le Caucase du nord*

à travers les rapports des diplomates italiens, 1932-1934, in: *Cahiers du monde russe et soviétique* 30 (1989), S. 5-106.

19 Dolot, *Execution By Hunger*, S. 229.

1933: Pogrome des Intellekts

- 1 Erich Kästner, Vorwort zu «Bei Durchsicht meiner Bücher», in: ders., *Werke in neun Bänden*, Bd. 1, München: Hanser, 1998, S. 370.
- 2 Hans Karl Leistritz, Erstes Rundschreiben, 8. April 1933, Akten der Deutschen Studentenschaft, Bundesarchiv Berlin.
- 3 Zitiert nach Helmuth Heyer: 10. Mai 1933: «Ehrentag der freien deutschen Literatur», in: *Bonner Geschichtsblätter* 51/52 (2001/2002), S. 285-328.
- 4 Zitiert nach ebd.
- 5 Medawar/Pyke, *Hitler's Gift*, S. 26.
- 6 Richard Strauss an Stefan Zweig, zitiert nach Susanne Buchinger (Hg.), *Stefan Zweig. Schriftsteller und literarischer Agent: Die Beziehungen zu seinen deutschsprachigen Verlegern*, Frankfurt a.M.: Buchhändler-Vereinigung, 1998, S. 235.
- 7 Martin Heidegger, Die Selbstbehauptung der deutschen Universität. Rede vom 27. Mai 1933, zitiert nach Victor Fanas, *Heidegger und der Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1989, S. 155 ff.
- 8 Martin Heidegger, Die Universität im Neuen Reich. Vorlesung vom 30. Juni 1933, zitiert nach Fanas, *Heidegger und der Nationalsozialismus*, S. 200 ff.
- 9 Benedetto Croce, in: *Il Giornale d'Italia*, 9. Juli 1924.
- 10 *Il Mondo*, 1. März 1925.
- 11 Zitiert nach Garrard/Garrard, *Inside the Soviet Writers' Union*, S. 1.
- 12 Übersetzung von Kurt Lhotzky.
- 13 Olga Ivinskaya, *A Captive of Time: My Years with Pasternak*, New York: Doubleday, 1978, S. 61 ff.
- 14 Klaus Mann, Notizen in Moskau, in: *Die Sammlung* 2 (1934/35) Heft 2, S. 72-83.
- 15 Willi Bredel, Rede auf dem Moskauer Allunionskongress, in: *Neue Deutsche Blätter* 12 (1934), S. 724.

1934: Danke, Jeeves

- 1 P.G. Wodehouse, *Besten Dank, Jeeves*, Leipzig: Zinnen-Verlag, 1934, S. 5.
- 2 Priestley, *English Journey*, S. 20.
- 3 Ebd., S. 28.
- 4 Ebd., S. 67.
- 5 Ebd., S. 103.
- 6 Ebd., S. 197.

- 7 Ebd., S. 218.
- 8 Ebd., S. 224-229.
- 9 Ebd., S. 242.
- 10 Ebd., S. 259.
- 11 Ebd., S. 272.
- 12 Max Cohen, *I Was One of the Unemployed*, London: Gollancz, 1945, S. 11 f.
- 13 Zitiert nach Gardiner, *The Thirties*, S. 168.
- 14 Zitiert nach Brendon, *The Dark Valley*, S. 169.
- 15 Zitiert nach *The Times*, 23. Mai 2006, Law supplement, S. 7.
- 16 John Strachey, *The Coming Struggle for Power*, London, 1932, S. 245.
- 17 Martin Stannard, *Evelyn Waugh*, Bd. 1, New York: W.W. Norton, 1986, S. 348.
- 18 N.und J. MacKenzie (Hg.), *Diary of Beatrice Webb*, London: Virago, 2000, S. 232.
- 19 Wodehouse, *Besten Dank, Jeeves*, S. 87 f.
- 20 Priestley, *English Journey*, S. 323.

1935: Route 66

- 1 Margaret Bourke-White, zitiert nach Worster, *Dust Bowl*.
- 2 *Kansas City Star*, 7. Juni 1936.
- 3 Worster, *Dust Bowl*, S. 23.
- 4 Ebd., S. 31.
- 5 Archibald MacLeish, *Land of the Free*, New York: Harcourt, Brace, 1938, S. 49.
- 6 Jenkins, *The Thirties*, S. 19.
- 7 Zitiert nach Gregory, *American Exodus*, S. 107.
- 8 J.B. Wilson, *Social Attitudes of Migratory Agricultural Workers*, o.O., 1942, S. 310 f.
- 9 John Steinbeck, *Früchte des Zorns*, Wien: Zsolnay, 2002, S. 139.
- 10 Peter Monro Jack, *New York Times*, 16. April 1939.
- 11 Joseph Roth, *Briefe 1911-1939*, hg. von Hermann Kesten, Berlin/Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1970, S. 249.
- 12 Zitiert nach Daniels, *Coming to America*, S. 299.
- 13 Aus einer persönlichen Unterhaltung des Autors mit Herbert Freudenheim.
- 14 Friedrich Nietzsche *Menschliches, Allzumenschliches: Werke in drei Bänden*. München 1954, Band 1, S. 547.

1936: Schöne Körper

- 1 Heinrich Mann, Konferenz zur Verteidigung der Olympischen Idee am 6. und 7. Juni 1936 in Paris.
- 2 Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Berlin: Aufbau, 1995, S. 293 (Tagebucheintrag vom 13. August 1936).

- 3 Zitiert nach Walters, *Berlin Games*, S. 1.
- 4 Jean Jacques Rousseau, *Der Gesellschaftsvertrag*, Hamburg: tredition, 2011, S. 48 f.
- 5 Jewgeni Samjatin, *Wir*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1984.
- 6 Virginia Woolf, *The Diary of Virginia Woolf*, Bd. I: 1915-19, London, 1979, S. 13.
- 7 William Butler Yeats, zitiert nach Childs, *Modernism and Eugenies*, S. 17.
- 8 Kennan, *Memoiren eines Diplomaten*, S. 86.
- 9 Erstmals erschienen in W. H. Auden, *Another Time*, New York: Random House, 1940.

1937: Der Krieg im Krieg

- 1 Zitiert nach Beevor, *Der Spanische Bürgerkrieg*, S. 336.
- 2 George Orwell, *Mein Katalonien*, München: Rütten & Loening, 1964, S. 171.
- 3 Brendon, *The Dark Valley*, S. 308.
- 4 Ebd.
- 5 Zitiert in Beevor, *Der Spanische Bürgerkrieg*, S. 113.
- 6 Zitiert in ebd., S. 123.
- 7 Ebd., S. 122.
- 8 Zitiert nach Preston, *The Spanish Civil War*, S. 121.
- 9 Zitiert nach Beevor, *Der Spanische Bürgerkrieg*, S. 171.
- 10 Zitiert nach Preston, *The Spanish Civil War*, S. 140.
- 11 Geoffrey Cox, zitiert nach ebd., S. 175 f.
- 12 Orwell, *Mein Katalonien*, S. 258.
- 13 Zitiert nach Schlögel, *Terror und Traum*, S. 151.
- 14 Alexander Solschenizyn, *Der Archipel Gulag*, Bd. 1, Bern / München: Scherz, 1974, S. 378.

1938: Epilog-Bleib bei mir, Herr

- 1 Hans Fantel, Poignance Measured in Digits, in: *Kiew York Times*, 16. Juli 1989.
- 2 Bruno Walter, *Thema und Variationen*, Stockholm: Bermann-Fischer, 1947, S. 477.
- 3 Ebd.
- 4 Fantel, Poignance Measured in Digits.

Literatur

- Adams, Samuel Hopkins et al.: *The Aspirin Age, 1919-1941*. New York: Simon and Schuster, 1976.
- Alexander, Robert J.: *The Anarchists in the Spanish Civil War*. Cambridge: Janus Publishing Company, 1999.
- Allen, Amy Ruth: *Growing Up in the Great Depression 1929 to 1941*. Minneapolis, MN: Lerner Publications, o.J.
- Allen, Roy E: *Literary Life in German Expressionism and the Berlin Circles*. Ann Arbor, MI: UMI Research Press, 1983.
- Amersfoort, Herman/Wim Klinkert: *Small Powers in the Age of Total War, 1900-1940*. Amsterdam: Brill, 2011.
- Annan, Noel: *Our Age: English Intellectuals Between the World Wars – a Group Portrait*. New York: Random House, 1990.
- Andrews, Clarence A.: *Chicago in Story: a Literary History*. Iowa City, IA: Midwest Heritage Publishing Co., 1982.
- Andrews, James T: *Science for the Masses: the Bolshevik State, Public Science, and the Popular Imagination in Soviet Russia, 1917-1934*. College Station, TX: Texas A & M Press, 2003.
- Antonowa, Irina/Jörn Merkert (Hg.): *Berlin Moskau, 1900-1930 = Moskva Berlin, 1900-1930*. München: Prestel, 1995.
- Archer Straw, Petrine: *Negrophilia: Avant-Garde Paris and Black Culture in the 1920s*. London, New York: Thames & Hudson, 2000.
- Armstrong, Tim: *Modernism, Technology and the Body: A Cultural Study*. Cambridge: Cambridge University Press, 1998.
- Arnold, Sabine, et al.: *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht*. Wien: Böhlau, 1998.
- Arwas, Victor: *Glas. Vom Jugendstil zur Art deco*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1987.
- Aschheim, Steven E.: *Nietzsche und die Deutschen. Karriere eines Kults*. Stuttgart: J.B. Metzler, 1996.
- Augé, Marc: *Paris années 30: Roger-Viollet*. Paris: Hazan, 1996.
- Avrich, Paul: *Kronstadt, 1921*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1970.
- Baczko, Bronislaw: *Wege in die Gewalt. Die modernen politischen Religionen*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch-Verlag, 2000.
- Badger, Anthony J.: *The New Deal: The Depression Years, 1933-1940*. New York: Farrar, Straus & Giroux, 1989.

- Baeumler, Alfred: *Männerbund u. Wissenschaft*. Berlin: Junker u. Dünnhaupt, 1934.
- Bahr, Ehrhard: *Weimar on the Pacific: German Exile Culture in Los Angeles and the Crisis of Modernism (Weimar and Now: German Cultural Criticism)*. Berkeley, CA: University of California Press, 2007.
- Bajac, Quentin/Clément Chéroux: *Subversion der Bilder. Surrealismus, Fotografie, Film*. Ausstellung Centre Pompidou, Paris, Galerie 2, 23.9.2009-11.1.2010; Fotomuseum Winterthur, 27. 2. – 23.5.2010; Instituto de Cultura, Fundacion Mapfre, Madrid, 16.6. – 12.9.2010.
- Balakian, Peter: *The Burning Tigris: The Armenian Genocide and America's Response*. New York: Harper Collins, 2003.
- Ball, Alan M.: *And Now My Soul Is Hardened: Abandoned Children in Soviet Russia, 1918-1930*. Berkeley, CA: University of California Press, 1996.
- Banner-Haley, Charles Pete T.: *From Du Bois to Obama. African American Intellectuals in the Public Forum*. Carbondale: Southern Illinois University Press, 2010.
- Baritz, Loren: *The Culture of the Twenties*. Indianapolis: Bobbs-Merrill, 1970.
- Barron, Stephanie (Hg): *Entartete Kunst. Das Schicksal der Avantgarde im Nazi-Deutschland*. Berlin/München: Hirmer, 1992
- Barron, Stephanie/Sabine Eckmann/Matthew Affron: *Exil. Flucht und Emigration europäischer Künstler 1933-1945*. Katalogbuch anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, Neue Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin, 10.10... 1997 bis 4.1... 1998. München: Prestel, 1997
- Bartov, Omer: *Mirrors of Destruction: War, Genocide, and Modern Identity*. New York: Oxford University Press, 2000.
- Bartusiak, Marcia: *The Day We Found the Universe*. New York: Pantheon, 2009.
- Bataille, Georges: *Œuvres complètes*. Présentation de Michel Foucault. Paris: Gallimard, 1970-1988.
- Baxter, Archibald: *We Will Not Cease*. New York: Penguin Books, 1987.
- Becker, Jean-Jacques: *1917 en Europe: l'année impossible*. Brüssel: Complexe, 1997-
- Beckman, Wendy Hart: *Artists and Writers of the Harlem Renaissance*. Berkeley Heights, NJ: Enslow Publishers, 2002.
- Beddoe, Deirdre: *Back to Home and Duty: Women Between the Wars, 1918-1933*. San Francisco: Pandora, 1989.
- Beetham, David: *Marxists in Face of Fascism: Writings by Marxists on Fascism from the Inter-war Period*. Manchester: Manchester University Press, 1983.
- Behrenbeck, Sabine: *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*. Vierow: SH-Verlag, 1996.
- Bell, Julian/Quentin Bell: *Essays, Poems and Letters*. London: Hogarth Press, 1938.
- Beevor, Antony: *Der Spanische Bürgerkrieg*. München: C. Bertelsmann, 2006.
- Benadusi, Lorenzo: *The Enemy of the New Man: Homosexuality in Fascist Italy*. Madison, WI: University of Wisconsin Press, 2012.
- Benda, Julien: *Der Verrat der Intellektuellen*. Mainz: VAT Verlag André Thiele, 2013.

- Bendavid-Val, Leah: *Photographie und Propaganda. Die 30er Jahre in den USA und der UdSSR*. Zürich: Ed. Stemmler, 1999
- Benson, Timothy: *Expressionist Utopias: Paradise, Metropolis, Architectural Fantasy*. Los Angeles: Los Angeles County Museum of Art, 1993.
- Bergan, Ronald: *Jean Renoir: Projections of Paradise*. Woodstock, NY: Overlook Press, 1994.
- Berlin, Isaiah: *The Soviet Mind: Russian Culture under Communism*. Washington, DC: Brookings Institution Press, 2004.
- Berman, Sheri/Sheri Berman: *The Social Democratic Moment: Ideas and Politics in the Making of Interwar Europe*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2009.
- Bernanke, Ben: *Essays on the Great Depression*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2000.
- Besier, Gerhard/Francesca Piombo/Katarzyna Stoklosa: *Fascism, Communism and the Consolidation of Democracy: a Comparison of European Dictatorships*. Berlin: Lit, 2006.
- Bessel, Richard: *Germany after the First World War*. New York: Oxford University Press, 1993.
- Best, Gary Dean: *The Dollar Decade: Mammon and the Machine in 1920s America*. Westport, CT: Praeger, 2003.
- Blackman, Cally: *The 20s and 30s: Flappers and Vamps*. Milwaukee: Gareth Stevens Publishing, 2000.
- Birnbaum, Paula: *Women Artists in Interwar France: Framing Femininities*. London: Ashgate Publishing, Ltd., 2011.
- Black, Edwin: *War Against the Weak: Eugenics and America's Campaign to Create a Master Race*. Washington, DC: Dialog Press, 2012.
- Blake, Jody: *Le Tumulte Noir: Modernist Art and Popular Entertainment in Jazz-Age Paris, 1900-1930*. University Park, PA: Pennsylvania State University Press, 1999.
- Blamires, Cyprian/Paul Jackson: *World Fascism: A Historical Encyclopedia*. ABC-CLIO, 2006.
- Bloch, Marc Léopold Benjamin: *Memoirs of War, 1914-1915*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 1980.
- Blocker, Jack S.: *American Temperance Movements: Cycles of Reform*. Boston: Twayne Publishers, 1989.
- Blom, Philipp: *Der taumelnde Kontinent. Europa 1900-1914*. München: Hanser, 2009.
- Bloom, Harold (Hg.): *The Harlem Renaissance*. Philadelphia: Chelsea House Publishers, 2004.
- Bollauf, Traude: *Dienstmädchen-Emigration. Die Flucht jüdischer Frauen aus Österreich und Deutschland nach England 1938/39*. Wien u.a.: Lit-Verl, 2010.
- Bolton, Burnett: *The Spanish Civil War: Revolution and Counterrevolution*. Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press, 1991.
- Borsodi, Ralph: *This Ugly Civilization*. New York: Simon and Schuster, 1929.

- Bourke, Joanna: *Dismembering the Male: Men's Bodies, Britain and the Great War*. Chicago: University of Chicago Press, 1996.
- Bouvet, Vincent/Gerard Durozoi: *Paris Between the Wars, 1919-1939: Art, Life & Culture*. New York: Vendome Press, 2010.
- Bowler, Peter J. *Reconciling Science and Religion: The Debate in Early-Twentieth-Century Britain*. Chicago: University of Chicago Press, 2013.
- Bradford, Perry: *Born with the Blues: Perry Bradford's Own Story*. New York: Oak Publications, 1965.
- Braun, Emily (Hg.): *Italian Art in the 20th Century: Painting and Sculpture, 1900-1988*. New York: Neues Pub. Co., 1989.
- Breicha, Otto: *Fritz Wotruba. Werkverzeichnis Skulpturen, Reliefs, Bühnen- und Architekturmodelle*. St. Gallen: Erker-Verlag, 2002.
- Brendon, Piers: *The Dark Valley: a Panorama of the 1930s*. New York: Knopf, 2000.
- Brenner, Michael/Gideon Reuveni: *Emanzipation durch Muskelkraft. Juden und Sport in Europa*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006.
- Bréon, Emmanuel: *L'art des années trente*. Paris: Somogy, 1996.
- Breton, André: *Œuvres complètes*. Paris: Gallimard, 1988-2008.
- . *Die Manifeste des Surrealismus*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1993.
- Brittain, Vera/Alan Bishop. *Chronicle of Friendship: Diary of the Thirties, 1932-1939*. London: V. Gollancz, 1986.
- Broer, Lawrence R./John d. Walther (Hg.): *Dancing Fools and Weary Blues: The Great Escape of the Twenties*. Bowling Green, OH: Bowling Green State University Popular Press, 1990.
- Brokoff, Jürgen: Die Apokalypse in der Weimarer Republik, in: *Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft* 21,3 (2003).
- Brown, Frederick: *Jean Cocteau. Eine Biographie*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch-Verlag, 1989.
- Brown, Nicholas: *Utopian Generations: the Political Horizon of Twentieth-Century Literature*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2005.
- Bucur, Maria: *Eugenics and Modernization in Interwar Romania*. Pittsburg: University of Pittsburgh Press, 2010.
- Busche, Jürgen: *Heldenprüfung. Das verweigerte Erbe des Ersten Weltkriegs*. München: DVA, 2004.
- Cable, Mary: *Top Drawer: American High Society from the Gilded Age to the Roaring Twenties*. New York: Atheneum, 1984.
- Calo, Mary Ann: *Distinction and Denial: Race, Hatred, and the Critical Construction of the African American Artist*. Ann Arbor, MI: University of Michigan Press, 2007.
- Camfield, William A: *Max Ernst, Dada and the Dawn of Surrealism*. München: Prestel, 1993.
- Canetti, Elias: *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921-1931*. München: Hanser, 1993.

- . *Masse und Macht*. München: Hanser, 1960.
- Cannon, Poppy: *The Presidents' Cookbook: Practical Recipes from George Washington to the Present*. New York: Funk & Wagnails, 1968.
- Carbone, Teresa A. (Hg.): *Youth and Beauty: Art of the American Twenties*. New York: Skira Rizzoli, 2011.
- Caron, Vicki: *Uneasy Asylum: France and the Jewish Refugee Crisis, 1955-1942*. Stanford, CA: Stanford University Press, 1999.
- Carr, Edward Hallett/Michael Cox: *The Twenty Years' Crisis, 1919-1939; an Introduction to the Study of International Relations*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2010.
- Carroll, Anne Elizabeth: *Word, Image, and the New Negro: Representation and Identity in the Harlem Renaissance*. Bloomington, IN: Indiana University Press, 2005.
- Carson, Cathryn: *Heisenberg in the Atomic Age: Science and the Public Sphere*. Cambridge: Cambridge University Press, 2010.
- Carsten, Francis Ludwig: *The Rise of Fascism*. Berkeley, CA: University of California Press, 1967.
- Cassata, Francesco: *Building the New Man: Eugenics, Racial Science and Genetics in Twentieth-Century Italy*. Budapest/New York: Central European University Press, 2011.
- Cassidy, David C.: *Uncertainty: the Life and Science of Werner Heisenberg*. New York: W.H. Freeman, 1992.
- Cather, Willa: *Not Under Forty*. New York: A. A. Knopf, 1936.
- Caws, Mary Ann: *Bloomsbury and France: Art and Friends*. Oxford, New York: Oxford University Press, 2000.
- Cecil, Hugh/Peter Liddle: *Facing Armageddon: the First World War Experienced*. London: Cooper, 1996.
- Chambers, Clarke A.: *The New Deal at Home and Abroad, 1929-1945*. New York: Free Press, 1965.
- Chaney, Otto Preston: *Zhukov*. Norman, OK: University of Oklahoma Press, 1996.
- Chanelaine, Pierre: *Les Horizons de la Science: Entretiens avec les Notabilités du Monde Politique, Religieux et Scientifique*. Paris: E.Flammarion, 1928.
- Chase, Stuart: *Mensch und Maschine*. Stuttgart: Dieck, 1930.
- Cheng, John: *Astounding Wonder: Imagining Science and Science Fiction in Inter-war America*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2012.
- Cheng, Yinghong: *Creating the New Man: From Enlightenment Ideals to Socialist Realities*. Honolulu, HI: University of Hawaii Press, 2009.
- Childs, Donald J.: *Modernism and Eugenics: Woolf, Eliot, Yeats, and the Culture of Degeneration*. Cambridge: Cambridge University Press, 2001.
- Christianson, Gale E.: *Edwin Hubble: Mariner of the Nebulae*. New York: Farrar, Straus & Giroux, 1995.
- Clair, Jean: *The 1920s: Age of Metropolis*. Montreal: Montreal Museum of Fine Arts, 1991.

- . *The 1930s: The Making of the New Man*. Ottawa: National Gallery of Canada, 2008.
- . *Vienne, 1880-1938: l'apocalypse joyeuse*. Paris: Editions du Centre Georges Pompidou, 1986.
- Clark, Christopher M.: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. München: DVA, 2013.
- Clark, Jon: *Culture and Crisis in Britain in the Thirties*. London: Lawrence and Wishart, 1979.
- Clark, Katerina/Evgenii Aleksandrovich Dobrenko: *Soviet Culture and Power: A History in Documents, 1917-1953*. New Haven, CT: Yale University Press, 2007.
- Clark, Katerina: *Moscow, the Fourth Rome: Stalinism, Cosmopolitanism, and the Evolution of Soviet Culture, 1931-1941*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2011.
- . *Petersburg: Crucible of Cultural Revolution*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1996.
- Clout, Hugh D.: *After the Ruins: Restoring the Countryside of Northern France After the Great War*. Exeter: University of Exeter Press, 1996.
- Cocteau, Jean: *Cocteau: catalogue de l'exposition» Jean Cocteau sur le fil du siècle»*. Paris: Centre Pompidou, 2003.
- Cohen, Deborah: *The War Come Home: Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914-39*. Berkeley: University of California Press, 2001.
- Cohen, Lizabeth: *Making a New Deal: Industrial Workers in Chicago, 1919-1939*. Cambridge: Cambridge University Press, 2008.
- Cohn, A.A.: *The Jazz Singer*. Hg. und mit einer Einleitung von Robert L. Carringer. Madison: University of Wisconsin Press, 1979.
- Collier, Christopher: *Progressivism, the Great Depression, and the New Deal, 1901 to 1941*. New York: Benchmark Books, 2001.
- Conkin, Paul: *When All the Gods Trembled: Darwinism, Scopes, and American Intellectuals*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield Publishers, Inc., 1998.
- Conquest, Robert: *Ernte des Todes. Stalins Holocaust in der Ukraine 1929-33*. München: Langen-Müller, 1988.
- . *Der grosse Terror. Sowjetunion 1934-1938*. München: Langen-Müller, 2001.
- . *Stalin and the Kirov Murder*. New York: Oxford University Press, 1989.
- Cooper, Wayne F.: *Claude McKay: Rebel Sojourner in the Harlem Renaissance, a Biography*. Baton Rouge: Louisiana State University Press, 1987.
- Costello, John: *Der Sup er agent. Der Mann, der Stalin erpresste*. Wien: Zsolnay, 1993
- Coudenhove-Kalergi, Barbara: *Zuhause ist überall. Erinnerungen*. Wien: Zsolnay, 2013.
- Cuomo, Franco: *I Died: Chi Erano gli Scienziati Italiani ehe Firmarono il Manifesto della Razza*. Mailand: Baldini Castoldi Dalai, 2005.
- Cowan, Michael/Kai Marcel Sicks: *Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933*. Bielefeld: transcript, 2005.

- Cruz, Rafael: *Pasionaria: Dolores Ibarruri, Historia y Simbolo*. Coleccion «Perfiles Del Poder» 1. Madrid: Biblioteca Nueva, 1999.
- Currell, Susan/Christina Cogdell (Hg.): *Popular Eugenies: National Efficiency and American Mass Culture in the 1930s*. Athens, OH: Ohio University Press, 2006.
- Curtis, Michael: *Three Against the Third Republic*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1959.
- Dabrowski, Magdalena: *Aleksandr Rodchenko*. New York: Museum of Modern Art, 1998.
- Daniels, Roger: *Coming to America: a History of Immigration and Ethnicity in American Life*. New York, NY: HarperCollins, 1990.
- David-Fox, Michael: *Showcasing the Great Experiment: Cultural Diplomacy and Western Visitors to Soviet Union, 1921-1941*. New York: Oxford University Press, 2012.
- Davidson, Roger: *Dangerous Liaisons: A Social History of Venereal Disease in Twentieth-Century Scotland*. Rodopi, 2000.
- Davies, Sarah/James Harris: *Stalin: A New History*. Cambridge: Cambridge University Press, 2005.
- De Camp, L. Sprague: *The Great Monkey Trial*. Garden City, NY: Doubleday, 1968.
- Dean, Carol: *The Frail Social Body: Pornography, Homosexuality, and Other Fantasies in Interwar France*. Berkeley, CA: University of California Press, 2000.
- de Grazia, Victoria: *How Fascism Ruled Women: Italy, 1922-1943*. Berkeley, CA: University of California Press, 1992.
- Demaris, Ovid: *America the Violent*. New York: Cowles Books, 1970.
- Dewey, John: *Individualism: Old and New*. New York: Minton, Balch & Co., 1930.
- . *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*. Bodenheim: Philo, 1996.
- Diehl, Paula: *Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen*. Paderborn: Fink/Schöningh, 2006.
- Dmitrieva, Marina/Heidemarie Petersen: *Jüdische Kultur(en) im Neuen Europa. Wilna 1918-1939*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2004.
- Dinter, Artur: *Die Sünde wider das Blut. Ein Zeitroman*. Leipzig, 1921.
- Dix, Otto: *Dix*. Galerie der Stadt Stuttgart, Nationalgalerie, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz Berlin. Stuttgart: Hatje, 1991.
- Dolot, Miron: *Execution by Hunger: the Hidden Holocaust*. New York: W.W. Norton, 1985.
- Dreiser, Theodore: *Eine amerikanische Tragödie*. Berlin: Zsolnay, 1930.
- Drowne, Kathleen Moran/Patrick Huber: *The 1920s*. Westport, CT: Greenwood Press, 2004.
- Düllfer, Jost/Gerd Krumeich (Hg.): *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*, Essen: Klartext, 2002.
- Duggan, Christopher: *Fascist Voices: an Intimate History of Mussolini's Italy*. London: The Bodley Head, 2012.

- Dumenil, Lynn: *The Modern Temper: American Culture and Society in the 1920s*. New York: Farrar, Straus and Giroux, 1995.
- Duppler, Jörg/Gerhard Paul Gross (Hg.): *Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*. München: Oldenbourg, 1999.
- Durst, David: *Weimar Modernism: Philosophy, Politics, and Culture in Germany, 1918-1933*. Lanham, MD: Lexington Books, 2004.
- Eatwell, Roger: *Fascism: A History*. New York: Random House, 2011.
- Eby, Cecil D.: *Comrades and Commissars: The Lincoln Battalion in the Spanish Civil War*. University Park, PA: Pennsylvania State University Press, 2013.
- Edmondson, Jacqueline: *Jesse Owens: A Biography*. Westport, CT: Greenwood Publishing Group, 2007.
- Edwards, Brent Hayes: *The Practice of Diaspora: Literature, Translation, and the Rise of Black Internationalism*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2003.
- Egan, Timothy: *The Worst Hard Time*. Boston, MA: Houghton Mifflin Co, 2006.
- Eksteins, Modris: *Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1990.
- Eichengreen, Barry J./T.J. Hatton: *Interwar Unemployment in International Perspective*. Springer, 1988.
- Emmerich, Alexander: *Olympia 1936. Trügerischer Glanz eines mörderischen Systems*. Köln: Fackelträger, 2011.
- Erben, Tino: *Traum und Wirklichkeit. Wien, 1870-1930*. Ausstellungskatalog. Wien: Museen der Stadt Wien, 1985.
- Evans, Richard: *Das Dritte Reich. Bd. 1: Aufstieg*. München: DVA, 2004
- Exner, Gudrun: *Bevölkerungswissenschaft in Österreich in der Zwischenkriegszeit (1918-1938). Personen, Institutionen, Diskurse*. Böhlau Verlag Wien, 2004.
- Ezra, Elizabeth: *The Colonial Unconscious: Race and Culture in Inter-war France*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2000.
- Fair-Schulz, Axel/Mario Kessler: *German Scholars in Exile: New Studies in Intellectual History*. Lanham, MD: Lexington Books, 2011.
- Fass, Paula: *The Damned and the Beautiful: American Youth in the 1920s*. New York: Oxford University Press, 1977.
- Feingold, Henry L.: *A Time for Searching: Entering the Mainstream, 1920-1943*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1992.
- Feinstein, Elaine: *Anna of All the Russias: the Life of Anna Akhmatova*. New York: Knopf, 2007.
- Ferguson, Niall: *Der falsche Krieg: Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*. München: DVA, 1999.
- Feuchtwanger, E.J.: *From Weimar to Hitler: Germany, 1918-33*. New York: St. Martin's Press, 1993.
- Fiedler, Jeannine: *Social Utopias of the Twenties: Bauhaus, Kibbutz and the Dream of the New Man*. Wuppertal: Müller + Bussman, 1995.

- Figes, Orlando: *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution*. Berlin: Berlin Verlag, 1998.
- . *Die Flüsterer. Leben in Stalins Russland*. Berlin: Berlin Verlag, 2008.
- Fishburn, Matthew. *Burning Books*. Basingstoke, Hampshire [England]; New York: Palgrave Macmillan, 2008.
- Fisher, Peter S.: *Fantasy and Politics: Visions of the Future in the Weimar Republic*. Madison: University of Wisconsin Press, 1991.
- Fitch, Noel Riley: *Sylvia Beach and the Lost Generation: a History of Literary Paris in the Twenties and Thirties*. New York: Norton, 1983.
- Fitzpatrick, Sheila: *The Cultural Front: Power and Culture in Revolutionary Russia*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 1992.
- . *Everyday Stalinism, Ordinary Life in Extraordinary Time: Soviet Russia in the 1930s*. Oxford: Oxford University Press, 1999.
- . *The Russian Revolution*. Oxford: Oxford University Press, 2007.
- . *Stalin's Peasants: Resistance and Survival in the Russian Village after Collectivization*. Oxford: Oxford University Press, 1994.
- Fitzpatrick, Sheila/Michael Geyer (Hg.): *Beyond Totalitarianism: Stalinism and Nazism Compared*. New York: Cambridge University Press, 2009.
- Fitzpatrick, Sheila/Yuri Slezkine (Hg.): *In the Shadow of Revolution: Life Stories of Russian Women from 1917 to the Second World War*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2000.
- Flanner, Janet: *Paris Was Yesterday, 1923-1939*. New York: Viking Press, 1972.
- Fleming, Donald/Bernard Bailyn (Hg.): *The Intellectual Migration: Europe and America, 1930-1960*. Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press, 1969.
- Föllmer, Moritz/Rüdiger Graf: *Die «Krise» der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*. New York: Campus Books, 2005.
- Forman, Paul: Weimar Culture, Causality, and Quantum Theory, 1918-1927: Adaptation by German Physicists and Mathematicians to a Hostile Intellectual Environment, in: *Historical Studies in the Physical Sciences* 3 (Januar 1971), S. 1-115.
- Forman, Paul et al.: *Weimar Culture and Quantum Mechanics: Selected Papers by Paul Forman and Contemporary Perspectives on the Forman Thesis*. London: Imperial College Press, 2011.
- Franck, Dan: *The Bohemians: the Birth of Modern Art: Paris 1900-1930*. Trans. by Cynthia Hope Liebow. London: Weidenfeld and Nicolson, 2001.
- Franke, Julia: *Paris – eine neue Heimat? Jüdische Emigranten aus Deutschland 1933-1939 – Berlin*: Duncker & Humblot, 2000.
- Friedrich, Thomas: *Berlin Between the Wars*. New York: Vendome Press, 1991.
- Frost, Laura Catherine: *Sex Drives: Fantasies of Fascism in Literary Modernism*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2002.
- Froula, Christine: *Virginia Woolf and the Bloomsbury Avant-Garde: War, Civilization, Modernity*. Columbia University Press, 2013.

- Furet, François/Ernst Nolte: *Feindliche Nähe. Kommunismus und Faschismus im 20. Jahrhundert. Ein Briefwechsel*. München: Herbig, 1998.
- Fussell, Paul: *The Great War and Modern Memory*. Oxford: Oxford University Press, 1975.
- Gabriel, Heinz Eberhard/Wolfgang Neugebauer: *Vorreiter der Vernichtung? Eugenik, Rassenhygiene und Euthanasie in der österreichischen Diskussion vor 1938*. Wien: Böhlau, 2005.
- Galbraith, John Kenneth: *Der grosse Crash 1929: Ursachen, Verlauf, Folgen*. München: FinanzBuch Verlag, 2004.
- Gardiner, Juliet: *The Thirties: An Intimate History of Britain*. London: Harper, 2010.
- Garrard, John Gordon/Carol Garrard: *Inside the Soviet Writers' Union*. New York: LB.Tauris, 1990.
- Gatewood, Willard B.: *Controversy in the Twenties: Fundamentalism, Modernism and Evolution*. Nashville, TN: Vanderbilt University Press, 1969.
- Gay, Peter: *Weimar Culture: the Outsider as Insider*. New York: Harper & Row, 1968.
- Gehler, Michael: *Studenten und Politik: Der Kampf um die Vorherrschaft an der Universität Innsbruck*. Innsbruck: Haymon, 1990.
- Gentile, Emilio: *The Sacralization of Politics in Fascist Italy*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1996.
- Gerstle, Gary: *American Crucible: Race and Nation in the Twentieth Century*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2001.
- Getzler, Israel: *Kronstadt: 1917-1921*. Cambridge, MA: Cambridge University Press, 2002.
- Gilbert, Martin. *The First World War: a Complete History*. New York: H. Holt, 1994.
- Ginzburg, Yevgenia Solomonovna: *Journey into the Whirlwind*. San Diego: Harcourt, Brace & Co., 1995.
- Glassman, Bruce: *The Crash of '29 and the New Deal*. Morristown, NJ: Silver Burdett Co., 1986.
- Goebbels, Joseph: *Reden Bd. 1*. München: Heyne, 1971.
- Golan, Romy: *Modernity and Nostalgia: Art and Politics in France Between the Wars*. New Haven, CT: Yale University Press, 1995.
- Goldberg, David Joseph: *Discontented America: the United States in the 1920s*. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press, 1999.
- Goldman, Wendy Z.: *Inventing the Enemy: Denunciation and Terror in Stalin's Russia*. New York: Cambridge University Press, 2011.
- Goodliffe, Gabriel: *The Resurgence of the Radical Right in France: From Boulangisme to the Front National*. New York: Cambridge University Press, 2011.
- Gordon, Mel: *Voluptuous Panic: The Erotic World of Weimar Berlin*. Los Angeles: Feral House, 2006.

- Gorsuch, Anne E.: *Youth in Revolutionary Russia: Enthusiasts, Bohemians, Delinquents*. Bloomington, IN: Indiana University Press, 2000.
- Gossman, Lionel: *The Passion of Max von Oppenheim Archaeology and Intrigue in the Middle East from Wilhelm II to Hitler*. Cambridge: Open Book Publishers, 2013.
- Gourley, Catherine: *Flappers and the New American Woman: Perceptions of Women from 1918 through the 1920s*. Minneapolis: Twenty-first Century Books, 2008.
- Graham, Loren R.: *Between Science and Values*. New York: Columbia University Press, 1981.
- Graves, Robert: *The Long Weekend: A Social History of Great Britain, 1918-1939*. Middlesex: Penguin Books, 1971.
- Green, Martin: *Children of the Sun: A Narrative of «Decadence» in England After 1918*. New York: Basic Books, 1976.
- Gregory, James N.: *American Exodus: The Dust Bowl Migration and Okie Culture in California*. New York: Oxford University Press, 1991.
- Griffin, Roger: *Modernism and Fascism: the Sense of a Beginning under Mussolini and Hitler*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2007.
- Grimshaw, Allen D.: *A Social History of Racial Violence*. Piscataway, NJ: Transaction Publishers, 2009.
- Grolier Educational: *Depression America*. Danbury, CT: Grolier Educational, 2001.
- Grosskurth, Phyllis: *Havelock Ellis: A Biography*. Washington Square, NY: New York University Press, 1985.
- Grossman, Manuel L.: *Dada: Paradox, Mystification, and Ambiguity in European Literature*. New York: Pegasus, 1971.
- Grosz, George: *Briefe 1913-1939*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1979.
- . *Ein kleines Ja und ein grosses Nein. Sein Leben von ihm selbst erzählt*. Frankfurt a.M.: Schöffling & Co., 2009.
- Gruber, Helmut/Pamela M. Graves: *Women and Socialism, Socialism and Women. – Europe Between the Two World Wars*. New York/Oxford: Berghahn Books, 1998.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: *1926. Ein Jahr am Rand der Zeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2003.
- Gunning, Tom: *The Films of Fritz Lang: Allegories of Vision and Modernity*. London: British Film Institute, 2000.
- Hacohen, Malachi Haim: *Karl Popper: the Formative Years, 1902-1945: Politics and Philosophy in Interwar Vienna*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.
- Haldane, J.B.S.: *Daedalus oder Wissenschaft und Zukunft*. München: Drei Masken Verlag. 1925.
- Haldane, R.B.: *The Reign of Relativity*. London: J. Murray, 1921.
- Halfeld, Adolf: *Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers*. Jena: Diederichs, 1927.

- Hallwas, John E.: *The Bootlegger: a Story of Small-Town America*. Urbana, IL: University of Illinois Press, 1998.
- Hamilton, Neil A.: *Rebels and Renegades: a Chronology of Social and Political Dissident in the United States*. New York: Routledge, 2002.
- Harrington, Anne: *Die Suche nach Ganzheit. Die Geschichte biologischpsychologischer Ganzheitslehren. Vom Kaiserreich bis zur New-Age-Bewegung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2001.
- Hardtwig, Wolfgang: *Ordnungen in der Krise. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900-1933*. München: Oldenbourg Verlag, 2007.
- Hart, Peter: *The Great War: a Combat History of the First World War*. New York: Oxford University Press, 2013.
- Hatfield, H. Stafford: *Automation; Or, the Future of the Mechanical Man*. New York: E.P. Dutton & Co., 1928.
- Hattersley, Roy: *Borrowed Time: The Story of Britain Between the Wars*. New York: Little Brown Books Group, 2007.
- Hehn, Paul N.: *A Low Dishonest Decade: The Great Powers, Eastern Europe, and the Economic Origins of World War II, 1930-1941*. New York: Continuum, 2002.
- Heiting, Manfred/Roland Jaeger (Hg.): *Autopsie: deutschsprachige Fotobücher 1918 bis 1943*. Göttingen: Steidl, 2012.
- Henderson, Caroline: *Letters from the Dust Bowl*. Norman, OK: University of Oklahoma Press, 2012.
- Hentschel, Klaus/Ann Hentschel: *Physics and National Socialism: an Anthology of Primary Sources*. Boston: Birkhäuser, 1996.
- Heppner, Ernest G.: *Shanghai Refuge: A Memoir of the World War II Jewish Ghetto*. Lincoln, NE: University of Nebraska Press, 1993.
- Herf, Jeffrey: *Reactionary Modernism: Technology, Culture and Politics in Weimar and the Third Reich*. New York: Cambridge University Press, 1984.
- Herzfelde, Wieland: *Zur Sache. Geschrieben und gesprochen zwischen 18 und 80*. Berlin: Aufbau, 1976.
- Heynickx, Rajesh/Tom Avermaete: *Making a New World: Architecture & Communities in Interwar Europe*. Leuven: Leuven University Press, 2012.
- Hillstrom, Kevin: *The Harlem Renaissance*. Detroit: Omnigraphics, 2008.
- Hilton, Christopher: *Hitler's Olympics: The 1936 Berlin Olympic Games*. Stroud: Sutton, 2006.
- Hipp, Daniel: *The Poetry of Shell Shock: Wartime Trauma and Healing in Wilfred Owen, Ivor Gurney and Siegfried Sassoon*. Jefferson, NC: McFarland & Co., 2005.
- Hitchcock, Hugh Wiley: *Music in the United States: a Historical Introduction*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall, 1974.
- Hochschild, Adam: *Der Grosse Krieg. Der Untergang des Alten Europa im Ersten Weltkrieg*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2013.
- Höchtl, Daniela: *Buenos Aires – eine neue Heimat? Die Integration der deutschen Juden in der argentinischen Hauptstadt 1933-1939*. München/Ravensburg: GRIN Verlag, 2008.

- Hofer, Hans Georg: *Nervenschwäche und Krieg – Modernitätskritik und Krisenbewältigung der österreichischen Psychiatrie, 1880-1920*. Wien: Böhlau, 2004.
- Hoffmann, David L.: *Cultivating the Masses: Modern State Practices and Soviet Socialism, 1914-1939*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2011.
- . *Stalinist Values: The Cultural Norms of Soviet Modernity, 1917-1941*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2003.
- Holden, Wendy: *Shell Shock: the Psychological Impact of War*. London: Channel 4, 1998.
- Holmes, Richard: *Tommy: The British Soldier on the Western Front*. London: Harper Collins, 2011.
- Holmes, Deborah/Lisa Silverman. *Interwar Vienna: Culture Between Tradition and Modernity*. New York: Camden House, 2009.
- Holub, Robert C.: Nietzsche: Socialist, Anarchist, Feminist, in: *German Culture in Nineteenth Century America: Reception, Adaptation, Transformation*. Hg. von Lynne Tatlock und Matt Erlin. New York: Camden House, 2005.
- Howe, Irving/Kenneth Libo: *World of Our Fathers: The Journey of the East European Jews to America and the Life They Found and Made*. New York: Book-of-the-Month Club, 1993.
- Hughes, Robert: *American Visions: the Epic History of Art in America*. New York: Alfred A. Knopf, 1997.
- Hughes-Hallett, Lucy: *The Pike: Gabriele D'Annunzio: Poet, Seducer and Preacher of War*. London: Fourth Estate, 2013.
- Hyman, Paula: *From Dreyfus to Vichy: The Remaking of French Jewry, 1906-1939*. New York: Columbia University Press, 1979.
- Internationale Arbeitstagung Politische Religionen: Forschungskonzepte, Ergebnisse. «,Totalitarismus' und ,Politische Religionen' 2.2.» Paderborn: Schöningh, 1997.
- Isenberg, Noah William: *Weimar Cinema: An Essential Guide to Classic Films of the Era*. New York: Columbia University Press, 2009.
- Jacobs, Jack Lester: *Bundist Counterculture in Interwar Poland*. Syracuse, NY: Syracuse University Press, 2009.
- Jang, Gyoung Sun: *The Sexual Politics of the Interwar Era Global Governance: Historicizing the Women's Transnational Movements With(in) the League of Nations, 1919-1940*. Ann Arbor, MI: ProQuest, 2009.
- Jefferies, Matthew/Mike Tyldesley: *Rolf Gardiner: Folk, Nature and Culture in Interwar Britain*. London: Ashgate, 2013.
- Jeismann, Michael/Reinhard Koselleck (Hg.): *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*. München: Fink, 1994.
- Jenkins, Alan: *The Thirties*. New York: Stein and Day, 1976.
- . *The Twenties*. New York: Universe Books, 1974.
- Jones, Sharon L.: *Rereading the Harlem Renaissance: Race, Class, and Gender in*

the Fiction of Jessie Fauset, Zora Neale Hurston, and Dorothy West. Westport, CT: Greenwood Press, 2002.

Judt, Tony: *The Burden of Responsibility: Blum, Camus, Aron, and the French Twentieth Century.* Chicago: University of Chicago Press, 1998.

Jullian, Philippe: *D'Annunzio.* London: Pall Mall Press, 1972.

Jünger, Ernst: *Sämtliche Werke.* 22 Bde. Stuttgart: Klett-Cotta 1978-2003.

Kalman, Samuel: *The Extreme Right in Interwar France: The Faisceau and the Croix de Feu.* London: Ashgate, 2008.

Kaes, Anton (Hg.): *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918-1933.* Stuttgart: J.B. Metzler, 1983.

–. *The Weimar Republic Sourcebook.* Berkeley, CA: Univ. of Calif. Pr., 1994.

Kasson, John F.: *Houdini, Tarzan and the Perfect Man: the White Male Body and the Challenge of Modernity in America.* New York: Hill and Wang, 2001.

Kaufmann, Walter: *Nietzsche. Philosoph, Psychologe, Antichrist.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1982.

Keegan, John: *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie.* Reinbek bei Hamburg: Kindler, 2000.

Kemp, Wolfgang: *Foreign Affairs. Die Abenteuer einiger Engländer in Deutschland 1900-1947.* München: Hanser, 2010.

Kennan, George E: *Memoiren eines Diplomaten.* München: dtv, 1971.

Kennedy, David M.: *Freedom From Fear: The American People in Depression and War, 1929-1945.* New York: Oxford University Press, 1999.

Kessler, Harry: *Tagebücher 1918-1937.* Frankfurt a.M.: Insel, 1979.

Keynes, John Maynard: *Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages.* München: Duncker & Humblot, 1920.

Kienitz, Sabine: *Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder, 1914-1923.* Paderborn: Schöningh, 2008.

King, David C.: *Al Capone and the Roaring Twenties.* Woodbridge, CT: Blackbirch Press, 1999.

Kinnear, Mary: *Margaret McWilliams: An Interwar Feminist.* Montreal: McGill-Queen's Press, 1991.

Kirk, Dudley: *Europe's Population in Interwar Years.* London: Taylor & Francis Group, 1969.

Kirschke, Amy Helene: *Aaron Douglas: Art, Race, and the Harlem Renaissance.* Jackson, MS: University Press of Mississippi, 1995.

Kirschl, Wilfried: *Albin Egger Lienz, 1868-1926. Das Gesamtwerk.* Wien: Brandstätter, 1996.

Kitchen, Martin: *Europe Between the Wars: a Political History.* New York: Longman, 2000.

Kiyem, Sigrid: *Der Wiener Justizpalastbrand am 15. Juli 1927. Darstellung in Quellen und Medien.* Wien, 2001.

Klein, Holger Michael (Hg.): *The First World War in Fiction: a Collection of Critical Essays.* New York: Barnes and Noble, 1977.

- Klein, Maury: *Rainbow's End: The Crash of 1929*. New York: Oxford University Press, 2001.
- Klüver, Billy: *Kiki's Paris: Artists and Lovers 1900-1930*. New York: Abrams, 1989.
- Kniesche, Thomas W./Stephen Brockmann (Hg.): *Dancing on the Volcano: Essays on the Culture of the Weimar Republic*. Columbia, SC: Camden House, 1994.
- Kobler, John: *Ardent Spirits: The Rise and Fall of Prohibition*. New York: Da Capo Press, 1993.
- Köhler, Thomas/Christian Mertens: *Justizpalast in Flammen. Ein brennender Dornbusch: Das Werk von Manès Sperber, Heimito von Doderer und Elias Canetti angesichts des 15. Juli 1927*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 2006.
- König, Mareike: *Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert*. München: Oldenbourg, 2003.
- Kojevnikov, Alexei/Cathryn Carson/Helmuth Trischier: *Weimar Culture and Quantum Mechanics: Selected Papers by Paul Forman and Contemporary Perspectives on the Forman Thesis*. Singapur: World Scientific, 2011.
- Kooy, G.A.: *Het Echec van een «volkse» beweging: nazificatie en denazificatie in Nederland 1931-1945*. Utrecht: HES Publishers, 1982.
- Korte, Barbara/Sylvia Paetschek/Wolfgang Hochbruch (Hg.): *Der Erste Weltkrieg in der populären Erinnerungskultur*. Essen: Klartext, 2008.
- Kos, Wolfgang (Hg.): *Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930*. Wien: Wien Museum, 2010.
- Kossmann, E.H.: *De lüge landen 1780-1980: twee eeuwen Nederland en België*. Amsterdam: Elsevier, 1986.
- Kosta, Barbara: *Willing Seduction: The Blue Angel, Marlene Dietrich, and Mass Culture*. New York/Oxford: Berghahn Books, 2012.
- Kotkin, Stephen: *The Cultural Gradient: the Transmission of Ideas in Europe, 1789-1991*. Lanham: Rowman and Littlefield, 2003.
- . *Magnetic Mountain: Stalinism as Civilization*. Berkeley, CA: University of California Press, 1995.
- Kozhevnikov, A.B.: *Stalin's Great Science: the Times and Adventures of Soviet Physicists*. Singapur: World Scientific, 2004.
- Kramer, Alan: *Dynamic of Destruction: Culture and Mass Killing in the First World War*. Oxford/New York: Oxford University Press, 2007.
- Krasner, David: *A Beautiful Pageant: African American Theatre, Drama, and Performance in the Harlem Renaissance, 1910-1927*. New York: Palgrave Macmillan, 2002.
- Krementsov, Nikolai: *Stalinist Science*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1997.
- Kühl, Stefan: *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M./New York: Campus, 1997.
- Kufeld, Maria: *Jüdische Emigration aus Deutschland in die USA und nach Brasilien in den Jahren 1933-1945*. München/Ravensburg: GRIN Verlag, 2004.

- Kyvig, David E.: *Unintended Consequences of Constitutional Amendment*. Athens, GA: University of Georgia Press, 2000.
- . *Daily Life in the United States, 1920-1940: How Americans Lived through the «Roaring Twenties» and the Great Depression*. Chicago: Ivan R. Dee, 2004.
- Lackerstein, Debbie: *National Regeneration in Vichy France: Ideas and Policies, 1930-1944*. London: Ashgate, 2012.
- Legendijk, Vincent: *Electrifying Europe: The Power of Europe in the Construction of Electricity Networks*. Amsterdam: Amsterdam University Press, 2008.
- Langhamer, Claire: *The English in Love: The Intimate Story of an Emotional Revolution*. Oxford: Oxford University Press, 2013.
- Langsam, Walter Consuelo: *The World Since 1919*. New York: Macmillan, 1971.
- Large, David Clay: *Berlin. Biographie einer Stadt*. München: C.H. Beck, 2002.
- Larson, Edward: *Summer of the Gods: The Scopes Trial and America's Continuing Debate over Science and Religion*. New York: Basic Books, 1997.
- Lawrence, Christopher/Anna-K. Mayer: *Regenerating England: Science, Medicine and Culture in Inter-war Britain*. Amsterdam: Rodopi, 2000.
- Leacock, Stephen: *The Iron Man & the Tin Woman, With Other Such Futurities: A Book of Little Sketches of To-Day and To-Morrow*. New York: Dodd, Mead, 1929.
- Le Bon, Gustave: *Psychologie der Massen*. Leipzig: Kröner, 1938.
- Le Corbusier: *Quand les cathédrales étaient blanches: voyage au pays des timides*. Paris: Plon, 1937.
- Leese, Peter: *Shell Shock: Traumatic Neurosis and the British Soldiers of the First World War*. New York: Palgrave, 2002.
- Leinwand, Gerald: *1927: High Tide of the Twenties*. New York: Four Walls Eight Windows, 2001.
- LeMahieu, Dan: *A Culture for Democracy: Mass Communications and the Cultural Mind in Britain Between the Wars*. New York: Oxford University Press, 1988.
- Lenoe, Matthew E.: *Closer to the Masses: Stalinist Culture, Social Revolution, and Soviet Newspapers*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2004.
- Lerner, Paul: *Hysterical Men: War, Psychiatry and the Politics of Trauma in Germany, 1890-1930*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 2002.
- Leser, Norbert/Paul Sailer-Wlasits: *1927, als die Republik brannte. Von Schattendorf bis Wien*. Wien-Klosterneuburg: Edition Va Bene, 2001.
- Lesy, Michael: *Murder City: the Bloody History of Chicago in the Twenties*. New York: Norton, 2007.
- Lettevall, Rebecca/Geert Somsen/Sven Widmalm (Hg.): *Neutrality in Twentieth-century Europe: Intersections of Science, Culture, and Politics after the First World War*. New York: Routledge, 2012.
- Levie, Sophie: *Reviews, Zeitschriften, Revues. Die Fackel; Die Weltbühne; Anbruch; Le Disque Vert; Mécano; Versty*. Amsterdam: Rodopi, 1994.

- Lévy, Sophie (Hg.): *A Transatlantic Avant-Garde: American Artists in Paris, 1918-1959*. Berkeley, CA: University of California Press, 2003.
- Levy, Silvano: *Surrealism: Surrealist Visuality*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 1997.
- Lewis, David L.: *W. E. B. DuBois*, 2 Bde. New York: H. Holt, 1993-2000.
- Lewis, Helena: *The Politics of Surrealism*. New York: Paragon House, 1988.
- Lewis, Wyndham: *Time and Western Man*. London: Chatto and Windus, 1927.
- Lienesch, Michael: *In the Beginning: Fundamentalism, the Scopes Trial, and the Making of the Antievolution Movement*. Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press, 2007.
- Lifton, Robert Jay: *Ärzte im Dritten Reich*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1988.
- Light, Alison: *Forever England: Femininity, Literature, and Conservation Between the Wars*. New York: Routledge, 1991.
- Lilia, Mark: *The Reckless Mind: Intellectuals in Politics*. New York: New York Review of Books, 2001.
- Lippmann, Walter: *A Preface to Morals*. New York: Macmillan, 1929.
- Locke, Alain: *The Negro and His Music*. Washington, D. C.: The Associates in Negro Folk Education, 1936.
- Longley, Marjorie: *America's Taste, 1851-1959: the Cultural Events of a Century Reported by Contemporary Observers in the Pages of the New York Times*. New York: Simon and Schuster, 1960.
- Loughran, Tracey Louise: *Shell-shock in First World War Britain: an Intellectual and Medical History, c. 1860 – c.1920*. Diss., University of London, 2006.
- Lovell, Mary S.: *The Sisters: the Saga of the Mitford Family*. New York: Norton, 2002.
- Loving, Jerome: *The Last Titan: a Life of Theodore Dreiser*. Berkeley, CA: University of California Press, 2005.
- Low, Ann Marie: *Dust Bowl Diary*. Lincoln, NE: University of Nebraska Press, 1984.
- Low, Archibald Montgomery: *Our Wonderful World of Tomorrow: A Scientific Forecast of the Men, Women, and the World of the Future*. London: Ward, Lock & Co., 1934 (Neuausgabe 1984).
- Low, Robert: *La Pasionaria*. London: Hutchinson, 1992.
- Lowe, Peter: *English Journeys: National and Cultural Identity in 1950s and 1940s England*. Amherst, NY: Cambria Press, 2012.
- Lucie-Smith, Edward: *Art of the 1950s: the Age of Anxiety*. New York: Rizzoli, 1985.
- Ludington, Townsend: *A Modern Mosaic: Art and Modernism in the United States*. Chapel Hill, NC: University of North Carolina Press, 2000.
- Lyttelton, Adrian: *The Seizure of Power: Fascism in Italy, 1919-1929*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1988.
- Maderthaner, Wolfgang, mit Helmut Konrad: *Das Werden der Ersten Republik ... der Rest ist Österreich*. 2 Bände. Wien: Gerold, 2008.

- Mallac, Guy de: *Boris Pasternak, His Life and Art*. Norman, OK: University of Oklahoma Press, 1981.
- Malino, Frances/Bernard Wasserstein: *The Jews in Modern France*. Hanover, NH: University Press of New England, 1985.
- Mandell, Richard: *Hitlers Olympiade. Berlin 1936*. München: Heyne, 1980.
- Mandelstam, Nadeschda: *Das Jahrhundert der Wölfe. Eine Autobiographie*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1971.
- Mann, Carol: *Paris: Artistic Life in the Twenties and Thirties*. London: Laurence King, 1996.
- Marable, Manning: *W. E. B. DuBois, Black Radical Democrat*. Boston: Twayne, 1986.
- Martel, Gordon (Hg.): *A Companion to Europe 1900-1943*. Malden, MA: Blackwell, 2006.
- Martin, Benjamin E: *Years of Plenty, Years of Want: France and the Legacy of the Great War*. DeKalb, IL: NIU Press, 2013.
- Masterman, Charles EG.: *England After War: a Study*. New York: Harcourt Brace Jovanovich, 1923.
- Matthews, J.H.: *The Surrealist Mind*. Selinsgrove, PAA: Susquehanna University Press, 1991.
- Mawdsley, Evan: *The Stalin Years: The Soviet Union, 1929-33*. 2. Aufl. Manchester: Manchester University Press, 2003.
- McConnachie, Kathleen: *Science and Ideology: the Mental Hygiene and Eugenics Movements in the Interwar Years, 1919-1939*. Diss., University of Toronto, 1987.
- McElvaine, Robert S.: *The Great Depression: America, 1929-1941*. New York: Times Books, 1984.
- McLaren, Angus: *Reproduction by Design: Sex, Robots, Trees, and Test-tube Babies in Interwar Britain*. Chicago: Chicago University Press, 2012.
- McWhirter, Cameron: *Red Summer: The Summer of 1919 and the Awakening of Black America*. New York: Henry Holt & Co., 2011.
- Medawar, J.S./David Pyke: *Hitler's Gift: The True Story of the Scientists Expelled by the Nazi Regime*. New York: Arcade Pub., 2001.
- Mencken, H.L.: *Heathen Days, 1890-1936*. New York: Knopf, 1943.
- Mencken, H.L./Charles Fecher: *The Diary of H.L. Mencken*. New York: Random House, 1989.
- Meskimmon, Marsha/Shearer West (Hg.): *Visions of the «Neue Frau»: Women and the Visual Arts in Weimar Germany*. Brookfield, VT: Ashgate, 1995.
- Metzger, Rainer: *Berlin: the Twenties*. New York: Abrams, 2007.
- Meyer, Jessica: *Men of War: Masculinity and the First World War in Britain*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2008.
- Micale, Mark: *Hysterical Men: the Hidden History of Male Nervous Illness*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2007.
- Miles, Peter/Malcolm Smith: *Cinema, Literature & Society: Elite and Mass Culture in Interwar Britain*. Kent: Croom Helm, 1987.

- Miller, Tyrus: *Late Modernism: Politics, Fiction, and the Arts Between the World Wars*. Berkeley, CA: University of California Press, 1999.
- Miller, Zane L.: *The Urbanization of Modern America: a Brief History*. San Diego, CA: Harcourt Brace Jovanovich, 1987.
- Millward, Robert/John Singleton: *The Political Economy of Nationalisation in Britain, 1920-1950*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.
- Möhring, Maren: *Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890-1950)*. Köln: Böhlau, 2004.
- Mogulof, Milly: *Foiled, Hitler's Jewish Olympian: The Helene Mayer Story*. Oakland, CA: RDR Books, 2002.
- Mommsen, Wolfgang J.: *Der Erste Weltkrieg. Anfang vom Ende des bürgerlichen Zeitalters*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch-Verlag, 2004.
- Monaco, Paul: *Cinema and Society: France and Germany During the Twenties*. New York: Elsevier, 1976.
- Moore, Lucy: *Anything Goes: a Bibliography of the Roaring Twenties*. New York: Overlook Press, 2010.
- Mosier, John: *The Myth of the Great War a New Military History of World War I*. New York: Perennial, 2002.
- Mosse, George L.: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1997.
- *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1993.
 - *Germans & Jews: The Right, the Left, and the Search for a «Third Force» in Pre-Nazi Germany*. New York: Grosset & Dunlap, 1971.
 - *Masses and Man: Nationalist and Fascist Perceptions of Reality*. New York: H. Fertig, 1980.
 - *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. München: Hanser, 1985.
 - *Nazi Culture: Intellectual, Cultural and Social Life in the Third Reich*. Madison, Wis.: University of Wisconsin Press, 2003.
 - *Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus*. Frankfurt a.M.: Hain, 1991.
- Mott, Frederick Walter: *War Neuroses and Shell Shock*. Oxford: Oxford University Press, 1919.
- Mowat, Charles Loch: *Britain Between the Wars, 1918-1940*. Chicago: University of Chicago Press, 1955.
- Mowry, George E.: *The Twenties: Fords, Flappers, & Fanatics*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall, 1963.
- Müller, Hans-Harald: *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegerroman der Weimarer Republik*. Stuttgart: J.B. Metzler, 1986.
- Myers, Bernard: *Die Malerei des Expressionismus. Eine Generation im Aufbruch*. Köln: DuMont, 1957.
- Myers, Charles Samuel: *Shell Shock in France, 1914-1918*. Cambridge: Cambridge University Press, 1940.

- Naumann, Hans: *Kampf wider den undeutschen Geist. Reden, gehalten bei der von der Bonner Studentenschaft veranstalteten Kundgebung wider den undeutschen Geist auf dem Marktplatz zu Bonn am 10. Mai 1933*. Bonn: Bonner Universitäts-Buchdruckerei, 1933.
- Nell, Liza/Jan Rath: *Ethnie Amsterdam: Immigrants and Urban Change in the Twentieth Century*. Amsterdam: Amsterdam University Press, 2009.
- Nelson, Cary: *Madrid 1937: Letters of the Abraham Lincoln Brigade from the Spanish Civil War [...][...]*. New York u.a.: Routledge, 1996.
- Néret, Gilles: *The Art of the Twenties*. New York: Rizzoli, 1986.
- Neuman, Andrés: *El Viajero del Siglo*. Madrid: Alfaguara, 2009.
- Nicolson, Juliet: *The Great Silence: Britain from the Shadow of the First World War to the Dawn of the Jazz Age*. New York: Grove Press, 2009.
- Nin, Anaïs: *Die Tagebücher der Anaïs Nin, 1944-1947*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch-Verlag, 1977.
- Nye, Mary Jo (Hg.): *The Cambridge History of Science. Bd. 5; The Modern Physical and Mathematical Sciences*. New York: Cambridge University Press, 2008.
- Nussbaumer, Harry: *Discovering the Expanding Universe*. Cambridge: Cambridge University Press, 2009.
- Ogren, Kathy J.: *The Jazz Revolution: Twenties America and the Meaning of Jazz*. New York: Oxford University Press, 1989.
- Okrent, Daniel: *Last Call: the Rise and Fall of Prohibition*. New York: Scribner, 2010.
- Orlov, Alexander: *Kreml-Geheimnisse*. Würzburg: Marienburg-Verlag, 1956.
- Ortega y Gasset, José: *Der Aufstand der Massen*. Stuttgart: DVA, 1931.
- Osborne, Peter: *The Politics of Time: Modernity and Avant-garde*. London/ New York: Verso, 1995.
- Overy, Richard J.: *The Inter-war Crisis, 1919-1939*. New York: Longman, 2010.
- . *The Morbid Age: Britain Between the Wars*. London: Allen Lane, 2009.
- . *The Twilight Years: the Paradox of Britain Between the Wars*. New York: Viking, 2009.
- Pacé, Suzanne: *Années 30 en Europe: Le temps menaçant, 1929-1939*. Paris: Paris-Musées, Flammarion, 1997.
- Payne, Stanley G./David J. Sorkin/John S. Tortorice: *What History Tells: George L. Mosse and the Culture of Modern Europe*. Madison, WI: University of Wisconsin Press, 2004.
- Peale, Norman Vincent: *The True Joy of Positive Living: an Autobiography*. New York: Morrow, 1984.
- Pells, Richard: *Modernist America: Art, Music, Movies, and the Globalization of American Culture*. New Haven: Yale University Press, 2012.
- Perret, Geoffrey: *America in the Twenties: a History*. New York: Simon and Schuster, 1982.

- Phelan, Tony: *The Weimar Dilemma: Intellectuals in the Weimar Republic*. Manchester/Dover, NH: Manchester University Press, 1985.
- Pinto, Louis: *Les Neveux de Zarathoustra: la reception de Nietzsche en France*. Paris: Editions du Seuil, 1995.
- Pipes, Richard: *Russia Under the Bolshevik Regime, 1919-1924*. London: Harville, 1994.
- . *Die Russische Revolution*. Berlin: Rowohlt, 1992.
- Polizotti, Mark: *Revolution des Geistes. Das Leben André Bretons*. München/Wien: Hanser, 1996.
- Pollard, Sidney: *Wealth and Poverty: an Economic History of the Twentieth Century*. New York: Oxford University Press, 1990.
- Pound, Reginald: *The Lost Generation of 1914*. New York: Coward-McCann, 1965.
- Prelinger, Elisabeth: *Käthe Kollwitz. Handzeichnungen, Druckgraphik, Skulpturen*. München: Schirmer/Mosel, 1993
- Preston, Paul: *The Spanish Holocaust: Inquisition and Extermination in Twentieth-Century Spain*. New York: W.W. Norton & Co., 2012.
- . *The Spanish Civil War: Reaction, Revolution and Revenge*. New York: W.W. Norton & Co., 2007.
- Prévost, Jean-Guy: *A Total Science: Statistics in Liberal and Fascist Italy*. Ithaca, NY: McGill-Queen's University Press, 2009.
- Priestley, John Boynton: *English Journey: Being a Rambling But Truthful Account of What One Man Saw and Heard and Felt and Thought During a Journey Through England During the Autumn of the Year 1933*. New York: Harper & Brothers, 1934.
- Pronger, Brian: *Body Fascism: Salvation in the Technology of Physical Fitness*. Toronto: University of Toronto Press, 2002.
- Rampersad, Arnold: *The Life of Langston Hughes*, 2 Bde. New York: Oxford University Press, 1986-88.
- Ratner-Rosenhagen, Jennifer: *American Nietzsche: a History of an Icon and His Ideas*. Chicago, University of Chicago Press, 2012.
- Rawls, Walton H.: *Wake up, America!: World War I and the American Poster*. New York: Abbeville Press, 1988.
- Rayfield, Donald: *Stalin and His Hangmen: the Tyrant and Those Who Killed For Him*. New York: Random House, 2004.
- Reeder, Roberta: *Anna Akhmatova: Poet and Prophet*. New York: St. Martin's Press, 1994.
- Reich, Wilhelm: *Die Massenpsychologie des Faschismus*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1971.
- Reid, Fiona: *Broken Men – Shell Shock, Treatment and Recovery in Britain, 1914-1930*. London/New York: Continuum, 2010.
- Reilly, Philip: *The Surgical Solution: a History of Involuntary Sterilization in the United States*. Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1991.

- Renneberg, Monika/Mark Walker: *Science, Technology and National Socialism*. New York: Cambridge University Press, 1984.
- Renouvin, Pierre: *War and Aftermath: 1914-1929*. New York: Harper & Row, 1968.
- Rewald, Sabine: *Glitter and Doom: German Portraits from the 1920s*. New York: Metropolitan Museum of Art, 2006.
- Rife, Patricia: *Lise Meitner. Ein Leben für die Wissenschaft*. Düsseldorf: Claassen, 1990.
- Rigg, Bryan Mark: *Hitler's Jewish Soldiers: The Untold Story of Nazi Racial Laws and Men of Jewish Descent in the German Military*. Lawrence, KS: University Press of Kansas, 2004.
- Ringer, Fritz: *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*. Stuttgart: Klett, 1983.
- Rodgers, Daniel T.: *Atlantic Crossings: Social Politics in a Progressive Age*. Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press, 1998.
- Rohkrämer, Thomas: *Eine andere Moderne? Zivilisationskritik, Natur und Technik in Deutschland, 1880-1933*. Paderborn: Schöningh, 1999.
- Romein-Verschoor, Annie/Jan Marius Romein. *De Lage landen bij de zee: getlustreerde geschiedenis van het Nederlandse volk, door Jan en Annie Romein. Met bijdragen van... P.J. Bouman en... O. Noordenbos... [4e... druk.]... Van 1360 tot 1747*. Leuven, 1961.
- Romsics, Gergely: *The Memory of the Habsburg Empire in German, Austrian and Hungarian Right-Wing Historiography and Political Thinking, 1918-1941*. Boulder, CO: Social Science Monographs, 2010.
- . *Myth and Remembrance: The Dissolution of the Habsburg Empire in the Memoir Literature of the Austro-Hungarian Political Elite*. Boulder, CO: Social Science Monographs, 2006.
- Roper, Michael: *The Secret Battle: Emotional Survival in the Great War*. Manchester: Manchester University Press, 2008.
- Rosenthal, Bernice Glatzer: *Nietzsche and Soviet Culture: Ally and Adversary*. Cambridge: Cambridge University Press, 1994.
- Roth, Benjamin: *The Great Depression: a Diary*. New York: Public Affairs, 2009.
- Saehrend, Christian: *Der Stellungskrieg der Denkmäler. Kriegsdenkmäler im Berlin der Zwischenkriegszeit (1919-1939)*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 2004.
- Sanders, David: Ernest Hemingway's Spanish Civil War Experience, in: *American Quarterly* 12, Nr. 2 (1960), S. 133.
- Sauder, Gerhard: *Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933*. München: Hanser, 1983.
- Schiffhauer, Nils: *Stichtag der Barbarei. Anmerkungen zur Bücherverbrennung 1933*. Hannover: Postskriptum, 1983.
- Schivelbusch, Wolfgang: *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1863, Frankreich 1871, Deutschland 1918*. Berlin: Alexander Fest, 2001.

- Schlesinger, Arthur Meier: *The Coming of the New Deal, 1933-1935*. Boston: Houghton Mifflin Harcourt, 2003.
- Schlögel, Karl: *Terror und Traum. Moskau 1937*. München: Hanser, 2008.
- . *Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im europäischen Bürgerkrieg*. Berlin: Akademie Verlag, 1995.
- Schnorbus, Philipp: *Die Emigration der Juden aus dem Deutschen Reich von 1933 bis 1941. Analyse der Faktoren für Nichtauswanderung*. München/Ravensburg: GRIN Verlag, 2008.
- Schnurbein, Stefanie von/Justus H. Ulbricht (Hg.): *Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe ‚arteigener‘ Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001.
- Schoenbaum, David: *Die braune Revolution. Eine Sozialgeschichte des Dritten Reiches*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1980.
- Schrader, Bärbel: *Die goldenen zwanziger Jahre. Kunst und Kultur der Weimarer Republik*. Wien: Böhlau, 1987
- Schulze, Hagen: *Weimar. Deutschland 1917-1933*, Berlin: Siedler, 1994.
- Schumacher, Julie A. (Hg.): *The Harlem Renaissance*. Logan, IA: Perfection Learning, 2001.
- Schwitters, Kurt: *Anna Blume und ich; die gesammelten «Anna Blume»-Texte*. Zürich: Arche, 1965.
- Scopes, John Thomas/James Presley: *Center of the Storm: Memoirs of John T. Scope*. New York: Holt, Rinehart and Winston, 1967.
- Scott, John: *Jenseits des Ural. Die Kraftquellen der Sowjetunion*. Stockholm: Bermann-Fischer, 1944.
- Sebag Montefiore, Simon: *Stalin. Am Hof des roten Zaren*. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2005.
- Sembach, Klaus-Jürgen: *Stil 1930*. Tübingen: E. Wasmuth, 1971.
- Severn, Bill: *The End of the Roaring Twenties: Prohibition and Repeal*. New York: J. Messner, 1969.
- Shack, William A.: *Harlem in Montmartre: a Paris Jazz Story Between the Great Wars*. Berkeley, CA: University of California Press, 2001.
- Shogun, Robert: *The Battle of Blair Mountain: the Story of America's Largest Labor Uprising*. Boulder, CO: Westview Press, 2004.
- Shorten, Richard: *Modernism and Totalitarianism: Rethinking the Intellectual Sources of Nazism and Stalinism, 1945 to the Present*. Hampshire, UK: Palgrave Macmillan, 2012.
- Sieg, Ulrich: *Geist und Gewalt. Deutsche Philosophen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*. München: Hanser, 2013.
- . *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe*. Diss., Universität Marburg, 1999.
- Siegel, Jerrold E.: *Bohemian Paris: Culture, Politics, and the Boundaries of Bourgeois Life, 1830-1930*. New York: Viking, 1986.
- Silver, Kenneth: *Chaos & Classicism: Art in France, Italy, and Germany, 1918-1936*. New York: Guggenheim Museum, 2010.

- . *Esprit de Corps: the Art of the Parisian Avant-Garde and the First World War, 1914-1925*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1989.
- Sime, Ruth Lewin: *Lise Meitner. Ein Leben für die Physik*. Frankfurt a.M.: Insel, 2001.
- Sinclair, Andrew: *Prohibition, the Era of Excess*. Boston: Little, Brown, 1962.
- Sivulka, Juliann: *Soap, Sex, and Cigarettes: a Cultural History of American Advertising*. Belmont, CA: Wadsworth Publishing Co., 1998.
- Smith, Douglas: *Transvaluations: Nietzsche in France, 1872-1972*. New York: Oxford University Press, 1996.
- Smith, Elton Edward: *The Angry Young Men of the Thirties*. Carbondale: Southern Illinois University Press, 1975.
- Smith, Shawn Michelle: *Photography On the Color Line: W.E.B. Du Bois, Race, and Visual Culture*. Durham, NC: Duke University Press, 2004.
- Smith, Willie: *Music on My Mind: The Memoirs of an American Pianist*. London: MacGibbon & Kee, 1964.
- Snyder, Timothy: *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*. München: C.H. Beck, 2011.
- Solomon R. Guggenheim Museum/Museo Guggenheim Bilbao: *Chaos & Classicism: Art in France, Italy, and Germany, 1918-1956*. New York: Guggenheim Museum, 2010.
- Sonn, Richard David: *Sex, Violence, and the Avant-garde: Anarchism in Interwar France*. University Park, PA: Pennsylvania University Press, 2010.
- Southard, Elmer Ernest: *Shell Shock and Other Neuropsychiatry Problems Presented in Five Hundred and Ninety Case Histories from the War Literature, 1914-1918*. New York: Arno, 1973.
- Spengler, Oswald: *Jahre der Entscheidung. Erster Teil: Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung*. München: C.H. Beck, 1933.
- . *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*. 2 Bde., München: C.H. Beck, 1923.
- Spies, Werner (Hg.): *Paris – Berlin, 1900-1955. Übereinstimmungen und Gegensätze Frankreich, Deutschland: Kunst, Architektur, Graphik, Literatur, Industriedesign, Film, Theater, Musik*. München: Prestel, 1979.
- Spinney, Robert G.: *City of Big Shoulders: a History of Chicago*. DeKalb, IL: Northern Illinois University Press, 2000.
- Stackelberg, Roderick: *Hitler's Germany: Origins, Interpretations, Legacies*. London /New York: Routledge, 1999.
- Stanley, Adam: *Modernizing Tradition: Gender and Consumerism in Interwar France and Germany*. Baton Rouge, LA: Louisiana State University Press, 2008.
- Stanley, Jerry: *Children of the Dust Bowl: The True Story of the School at Weedpatch Camp*. Crown, 1993.
- Stark, Johannes: *Nationalsozialismus und Wissenschaft*. München: Zentralverlag der NSDA, F. Eher Nachf., 1934.
- Steegmuller, Francis: *Cocteau, a Biography*. Boston: Little, Brown, 1970.

- Steele, Valerie: *Fashion and Eroticism: Ideals of Feminine Beauty From the Victorian Era to the Jazz Age*. New York: Oxford University Press, 1985.
- Stehr, Nico/Volker Mejia (Hg.): *Society and Knowledge. Contemporary Perspectives in the Sociology of Knowledge & Science*. 2. Aufl. Piscataway, NJ: Transaction Publishers, 2005.
- Steininger, Rolf/Günter Bischof/Michael Gehler: *Austria in the Twentieth Century*. Piscataway, NJ: Transaction Publishers, 2008.
- Stern, Ludmilla: *Western Intellectuals and the Soviet Union: 1920-1940*. New York: Routledge, 2007.
- Sternhell, Zeev: *Neither Right nor Left: Fascist Ideology in France*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1995.
- Stieg, Gerald: *Frucht des Feuers. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand*. Wien: Edition Falter im ÖBV, 1990.
- Stevenson, David: *Cataclysm: The First World War as Political Tragedy*. New York: Basic Books, 2005.
- Stites, Richard: *Revolutionary Dreams: Utopian Vision and Experimental Life in the Russian Revolution*. New York: Oxford University Press, 1989.
- Stone, Dan: *Breeding Superman: Nietzsche, Race and Eugenics in Edwardian and Interwar Britain*. Liverpool: Liverpool University Press, 2002.
- Streissguth, Thomas: *The Roaring Twenties: an Eyewitness History*. New York: Facts on File, 2001.
- Sudhalter, Richard M.: *Stardust Melody: the Life and Music of Hoagy Carmichael*. New York: Oxford University Press, 2002.
- Szalay, Michael: *New Deal Modernism: American Literature and the Invention of the Welfare State*. Durham, NC: Duke University Press, 2000.
- Szöllösi-Janze, Margit: *Science in the Third Reich*. New York: Berg, 2001.
- Szreter, Simon/Kate Fisher: *Sex Before the Sexual Revolution: Intimate Life in England 1918-1963*. Cambridge: Cambridge University Press, 2010.
- Taylor, D.J.: *Bright Young People: the Lost Generation of London's Jazz Age*. New York: Farrar, Straus & Giroux, 2009.
- Taylor, Richard (Hg.): *The Film Factory: Russian and Soviet Cinema in Documents*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1988.
- Taylor, Paul: *Jews and the Olympic Games: The Clash Between Sport and Politics: with a Complete Review of Jewish Olympic Medallists*. Eastbourne: Sussex Academic Press, 2004.
- Taylor, S.J.: *Stalin's Apologist: Walter Duranty, the New York Times's Man in Moscow*. New York: Oxford University Press, 1990.
- Terkel, Studs: *Der Grosse Krach*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1972.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien*. Frankfurt a.M.: Stroemfeld/Roter Stern, 1977/78.
- Tillery, Tyrone: *Claude McKay: A Black Poet's Struggle for Identity*. Amherst, MA: University of Massachusetts Press, 1994.
- Tillich, Paul: *Der Mut zum Sein*. Stuttgart: Steingrüben, 1953.

- Timms, Edward: *Visions and Blueprints: Avant-garde Culture and Radical Politics in Early Twentieth Century Europe*. Manchester: Manchester University Press, 1988.
- Tismaneanu, Vladimir: *The Devil in History: Communism, Fascism, and Some Lessons of the Twentieth Century*. Berkeley, CA: University of California Press, 2012.
- Todman, Daniel: *The Great War: Myth and Memory*. London: Hambledon, 2005.
- Toepfer, Karl Eric: *Empire of Ecstasy: Nudity and Movement in Germany Body Culture, 1910-1933*. Berkeley, CA: University of California Press, 1997.
- Travers, Martin: *Critics of Modernity: The Literature of the Conservative Revolution in Germany, 1890-1933*. New York: P. Lang, 2001.
- Tress, Werner: *Wider den undeutschen Geist. Bücherverbrennung 1933*. Berlin: Parthas, 2003.
- Tumblety, Joan: *Remaking the Male Body: Masculinity and the Uses of Physical Culture in Interwar and Vichy France*. Oxford: Oxford University Press, 2012.
- Turda, Marius/Paul Weindling: *«Blood and Homeland»: Eugenics and Racial Nationalism in Central and Southeast Europe, 1900-1940*. Budapest/New York: Central European University Press, 2007.
- Vaihinger, Hans: *Die philosophie des als ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen fiktionen der menschheit auf grund eines idealistischen positivismus*. Berlin: Verlag von Reuther & Reichard, 1911.
- van Es, Joneike/Jan E. Schierbeek: *Art et resistance: les peintres allemands de l'entre-deux guerres*. La Haye: Museum Paleis Lange Voorhout, 1995.
- Van Vechten, Carl: *Nigger Heaven*. New York: Alfred. A. Knopf, 1926.
- Vermilye, Jerry: *The Films of the Thirties*. Secaucus, NJ: Citadel Press, 1982.
- Verrips, Jorada: *En boven de polder de hemel: een antropologische Studie van een Nederlands dorp 1830-1971*. Groningen: Wolters-Noordhoff, 1978.
- Von Ankum, Katarina (Hg.): *Women in the Metropolis: Gender and Modernity in Weimar Culture*. Berkeley, CA: University of California Press, 1997.
- Vondung, Klaus: *Die Apokalypse in Deutschland*. München: dtv, 1998.
- Wakounig, Marija/Wolf gang Mueller/Michael Portmann (Hg.): *Nation, Nationalitäten und Nationalismus im östlichen Europa. Festschrift für Arnold Suppan zum 63. Geburtstag*. Münster: Lit-Verlag, 2010.
- Walker, Ian: *City Gorged with Dreams: Surrealism and Documentary Photography in Interwar Paris*. Manchester: Manchester University Press, 2002.
- Walker, Mark (Hg.): *Science and Ideology: a Comparative History*. New York: Routledge, 2003.
- . *Nazi Science: Myth, Truth, and the German Atomic Bomb*. New York: Plenum Press, 1995.
- Wallace, Max: *The American Axis: Henry Ford, Charles Lindbergh, and the Rise of the Third Reich*. New York: Macmillan, 2004.

- Walters, Guy: *Berlin Games: How Hitler Stole the Olympic Dream*. London: HarperCollins, 2006.
- Watkins, Raymond J.: *The Modern Savage: Figures of the Fascist «Primitive» in Interwar Europe*. Ann Arbor, MI: ProQuest, 2006.
- Watkins, T. H.: *The Hungry Years: A Narrative History of the Great Depression in America*. New York: Henry Holt, 2000.
- Weber, Eugen Joseph: *Action Française: Royalism and Reaction in Twentieth Century France*. Stanford, CA: Stanford University Press, 1962.
- . *The Hollow Years: France in the 1930s*. London: Sinclair-Stevenson, 1995.
- Weber, Stefan: *Ein kommunistischer Putsch? Märzaktion 1921 in Mitteldeutschland*. Berlin: Dietz 1991.
- Wedemeyer-Kolwe, Bernd: *«Der neue Mensch». Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004.
- Weingart, Peter/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz: *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992.
- Weinzierl, Erika: *Der Februar 1934 und die Folgen für Österreich*. Wien: Picus, 1995.
- Weitz, Eric D.: *Weimar Germany: Promise and Tragedy*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2009.
- Wende, Peter (Hg.): *Politische Reden*. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1990-1999.
- Whalen, Robert Weldon: *Bitter Wounds: German Victims of the Great War, 1914-1939*. Ithaca, NY: Cornell University Press, 1984.
- Whitney, Susan B.: *Mobilizing Youth: Communists and Catholics in Interwar France*. Durham, N.C.: Duke University Press, 2009.
- Widdig, Bernd: *Culture and Inflation in Weimar Germany*. Berkeley, CA: University of California Press, 2001.
- Wildmann, Daniel: *Begehrte Körper. Konstruktion und Inszenierung des «arischen Männerkörpers» im «Dritten Reich.»* Würzburg: Königshausen & Neumann, 1998.
- Wilk, Christopher (Hg.): *Modernism: Designing a New World, 1914-1939*. London: Victoria & Albert Publications, 2006.
- Wilson, Edmund: *The Thirties: from Notebooks and Diaries of the Period*. New York: Farrar, Straus & Giroux, 1980.
- . *The Twenties: from Notebooks and Diaries of the Period*. New York: Farrar, Straus & Giroux, 1975.
- Wingler, Hans Maria: *Das Bauhaus, 1919-1933. Weimar, Dessau, Berlin*. Köln: DuMont, 1962.
- Winkler, Heinrich August: *Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie*. München: C.H. Beck, 1993.
- . *Die Geschichte des Westens: Die Zeit der Weltkriege 1914-1943*. München: C.H. Beck, 2011.
- Winter, Jay: *The Experience of World War I*. Oxford: Oxford University Press, 1989.

- . *Remembering War: The Great War between Memory and History in the Twentieth Century*. New Haven, CT: Yale University Press, 2006.
- . *Sites of Memory, Sites of Mourning: The Great War in European Cultural History*. Cambridge: Cambridge University Press, 1995.
- Winter, Jay/Blaine Gagget. *1914-18: The Great War and the Shaping of the 20th Century*. London: BBC Books, 1996.
- Winter, Jay/Antoine Prost (Hg.): *The Great War in History Debates and Controversies, 1914 to the Present*. Cambridge: Cambridge University Press, 2005.
- Winter, Jay/Jean-Louis Robert (Hg.): *Capital Cities at War: Paris, London, Berlin, 1914-1919*. Cambridge: Cambridge University Press, 1997.
- Wiskemann, Elizabeth: *Europe of the Dictators, 1919-1945*. New York: Harper and Row, 1966.
- Wohl, Robert: *The Generation of 1914*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1979.
- Wolin, Richard: *The Seduction of Unreason: the Intellectual Romance with Fascism, from Nietzsche to Postmodernism*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2004.
- Woods, Roger: *Nation ohne Selbstbewusstsein. Von der Konservativen Revolution zur Neuen Rechten*. Baden-Baden: Nomos, 2001.
- Woolf, Virginia: *The Diary of Virginia Woolf*, 5 Bde. NY: Harcourt, Brace Jovanovich, 1985.
- Worster, Donald: *Dust Bowl: The Southern Plains in the 1950s*. New York: Oxford University Press, 2004.
- Zanden, Jan Luiten van: *Een klein land in de 20e eeuw: Economische geschiedenis van Nederland 1914-1995*. Utrecht: Het Spectrum, 1997.
- Zeitz, Joshua: *Flapper: a Madcap Story of Sex, Style, Celebrity and the Women Who Made America Modern*. New York: Crown Publishers, 2006.
- Zeldin, Theodore: *A History of French Passions 1848-1945*. Oxford: Clarendon Press, 1993.
- Zhadova, Larisa: *Malevich: Suprematism and Revolution in Russian Art 1910-1950*. New York: Thames and Hudson, 1982.

Bildnachweis

Abbildungen im Text

- S. 12: Mamie Smith, Studioaufnahme – Foto © Gilles Petard/Redferns/Getty Images
- S. 33: Otto Dix: *Verwundeter Soldat* aus dem Zyklus *Der Krieg*, 1924. Graphische Sammlung des Lindenau-Museums zum Bestand druckgraphischer Mappenwerke der 1920er Jahre – © VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 35: Die Augen permanent von Schreck geweitet: Private Enfield, ein englischer Shell Shock-Patient in Netley Hospital – Quelle: http://www.bbc.co.uk/history/worldwar_s/wwone/shellshock_01.shtml
- S. 37: Undatierte Aufnahme von der Westfront (bei Souain an der Aisne, Anfang 1915): gesprengter deutscher Schützengraben im sog. Minierkrieg, bei dem Stollen unter die deutschen Linien gegraben und mit Sprengstoff gefüllt wurden. Foto, undat., rückseitig handschriftl. bez.: «Entonnoir à Souain». Nachlass Maurice Levert – Foto © akg-images
- S. 40: Portrait von Wilfred Owen in Uniform, gefunden in seiner Gedichtsammlung. Ca. 1920 © Fotograf: unbekannt. –
Quelle: http://upload.wikimedia.org/Wikipedia/commons/9/97/Wilfred_Owen_2.png
- S. 54: Kenotaph in Whitehall, London, Zeremonie am Grab des Unbekannten Soldaten, 11.11.1928 in London – Foto © Gamma-Keystone via Getty Images
- S. 59: Porträt von Gabriele D'Annunzio nach dem Weltkrieg, L'agence Meurisse, 1922, Bibliothèque Nationale de France –
Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gabriele_D'Annunzio_1922.jpg
- S. 64: Portrait Oswald Spengler, ca. 1930/1936, Agentur: Scherl, Fotograf: o. Ang. – Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 183-R06610)
- S. 68: Afroamerikanische Träger des *Croix de Guerre* an der Westfront – Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:369th_15th_New_York.jpg (*Records of the War Department General and Special Staffs*. (165-WW-127-8), US National Archives website, Fotograf: unbekannt)
- S. 71: Mitglieder des Ku Klux Klan marschieren in Washington DC, 1925 – Foto © akg-images
- S. 76: Mutmassliche Bolschewisten und Anarchisten in den USA, 1920 – Foto © akg-images
- S. 80: Eine junge Frau nimmt einen hochprozentigen Drink aus einer Blumenvase – Foto © akg-images

- S. 81: Ein Beamter zerstört alkoholische Getränke, 1925 – Foto © akg-images
- S. 83: In dieser antialkoholischen Vision geniessen Kunden an einer Hotelbar Milch und gute Bücher – Foto © akg-images
- S. 85: Speakeasy. Spontaner Widerstand: Das Prohibitionsgesetz wurde weithin missachtet – Foto © Hulton Collection/Hulton Archive Creative/Getty Images
- S. 87: Alphonse «Al» Capone war einer der grossen Profiteure der Prohibition, Polizeifoto, 1925 – Foto © Hulton Archive/Getty Images
- S. 90: Arbeiter beim Abbruch einer illegalen Bar – Foto © akg-images
- S. 93: Scott und Zelda Fitzgerald beschrieben Leben zwischen Glamour und Alkohol – Quelle: <http://vintagesusieandwings.blogspot.de/2013/05/f-scott-fitzgerald-zelda-great-gatsby.html>
- S. 96: Gertrude Stein war die wichtigste Gastgeberin der künstlerischen Avantgarde in Paris – Foto © Alvin Langdon Coburn/George Eastman House/Getty Images
- S. 98: Jazzmusiker auf einem Werbeplakat für His Masters Voice in Frankreich, 1925 – Foto © akg-images
- S. 100: Ludwig Mies van der Rohes Entwurf für ein Hochhaus in Berlin, um 1921 – © VG Bild-Kunst, Bonn 2014/Foto © ullstein bild
- S. 101: Bettelnder einbeiniger Kriegsversehrter in Uniform mit Orden (Eisernes Kreuz I. Klasse, Verwundetenabzeichen), an eine Hauswand gelehnt, sitzend, Berlin 1923, Fotograf: o. Ang. –
Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 146-1972-062-01)
- S. 106: Russische Marinesoldaten bei der Rebellion von Kronstadt, März 1921 – Foto © akg-images
- S. 108: Lenin und Leo Trotzki (stehend, etwas rechts von der Mitte, mit dunklem Mantel und Mütze) umgeben von Soldaten, die Aufständische «liquidiert» haben. Foto Petrograd 1921 – Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:1921032i-lenin_voroshilov_trotsky_and_participants_liquidation_kronstadt_uprising_in_moscow.jpg (originally uploaded to en.wikipedia by User: Dynamax, <http://www.marxists.org/admin/legal/fdl.htm>, Fotograf: unbekannt)
- S. 116: Anna Achmatowa, Fotograf: unbekannt – Foto © Fine Art Images/Heritage Images/Getty Images
- S. 118: Lenins aufgebahrter Leichnam, 1924 – Foto © akg-images
- S. 124: Aufständische verschanzen sich während der Rebellion von Blair Mountain, USA, 1921 – Quelle: http://en.wikipedia.org/wiki/File:Blair_Mountain_Fighting.jpg (<http://www.wvculture.org/HiStory/labor/mwnews.html>; originally published in the *Charleston Gazette*, 10 September 1921)
- S. 129: Strassenszene in Harlem, 1942 – Foto © National Archives/Getty Images
- S. 131: W.E.B. Du Bois – Quelle: Library of Congress Prints and Photographs Division Washington, D.C. 20540 USA, http://de.wikipedia.org/wiki/W._E._B._Du_Bois#mediaviewer/Datei:WEB_DuBois_1918.jpg
- S. 133: Langston Hughes –
Quelle: <http://www.editorialindependence.com/wp-content/uploads/2011/12/Langstoni.jpg>

- S. 144: Josephine Baker, Paris 1926/27 – Foto © akg-images/Peter Weiss
- S. 149: Edwin Hubble, ca. 1945 – Foto © New York Times Co./Getty Images
- S. 151: Hubbles fotografische Platte von Messier 31, Image courtesy of the Hale Observatory – <http://www.aip.org/history/cosmology/ideas/larger-image-pages/pic-island-m31.htm>
- S. 154: Max Planck, ca. 1920 – Foto © SSPL/Getty Images
- S. 155: Werner Heisenberg –
Quelle: http://www.djcavia.com/blog/wp-content/uploads/2012/06/406px-Heisenberg_10.jpg
- S. 161: Martin Heidegger – Foto © Apic/Getty Images
- S. 168: Franz Kafka vor dem Ooppelthaus in Prag, Foto 1922 –
Foto © akg-images/ Archiv K. Wagenbach
- S. 172: André Breton, ca. 1924; Foto durch einen unbekanntem Fotograf –
© adoc-photos/Corbis
- S. 175: Tristan Tzara in Paris – Foto © IAM/akg-images/World History Archive
- S. 181: Fernand Léger, *Ballet mécanique*, 1924 – Fernand Léger © VG Bild-Kunst, Bonn 2014.
Quelle: <http://olugardosangue.blogspot.de/2008/06/ballet-mcanique-fernand-lger-1924.html>
- S. 186: *Rose Sélavy Alias Marcel Duchamp*, 1921, Foto: Man Ray – © Succession Marcel Duchamp/VG Bild-Kunst, Bonn 2014, © Man Ray Trust, Paris/VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Quelle: <http://www.svlstg.com/focus-of-the-week-artist-man-ray-1890-1976/>
- S. 194: John Scopes, 1925 – Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:John_t_scopes.jpg. (Foto von John Scopes, aufgenommen einen Monat vor dem Verfahren Tennessee v. John T. Scopes. From the Smithsonian Institution Archives. Rotated, cropped, and cleaned by Kaldari)
- S. 196: Clarence Darrow (links) und William Jennings Bryan, 1925 –
Foto © Hulton Archive/Getty Images
- S. 202: Clarence Darrow versucht vergeblich, die Jury des Scopes-Prozesses zu überzeugen –
Quelle: <http://connectere.files.wordpress.com/2011/03/clarence-darrow-at-scopes-trial3.jpg>
- S. 210: Der durchschnittliche amerikanische Mann, Foto © Cold Spring Harbor Laboratory –
Quelle: <http://www.dnalc.org/view/10535-The-average-American-male.html>
- S. 219: Stadt der Zukunft, Fritz Langs Filmset für *Metropolis* (Bauten: Otto Hunte u. Erich Kettelhut), Standfoto 1927 – Foto © akg/Horst von Harbou-Stiftung
- S. 220: Verwandlungsszene mit dem Maschinenmenschen aus *Metropolis* /Plastiken: Walter Schulze-Mittendorff), 1927 – Maschinenmensch © Walter Schulze-Mittendorff, mit freundlicher Genehmigung. Foto © akg/Horst von Harbou-Stiftung
- S. 222: Spielzeug inspiriert von Capeks Theaterstück –
Quelle: <http://www.mindfully.org/Reform/RUR-Capek-1920.htm>
- S. 226: Boris Karloff als Frankensteins Monster – Foto © akg-images/Album/Universal Pictures
- S. 228: Der Mensch als Industriepalast. Fritz Kahns Erklärung des Körpers als Ma-

- schine – Aus: Fritz Kahn, *Das Leben des Menschen*, Stuttgart: Kosmos Verlag 1922-31
- S. 229: Plan einer Londoner U-Bahn-Station, 1929 –
Quelle: http://www.nyctsub-way.org/wiki/London_Underground_Completes_Extensive_Station_at_Piccadilly_Circus_%281929%29
- S. 231: Charlie Chaplin in *Modern Times* – Modern Times © Roy Export S.A.S.
Scan Courtesy Cineteca di Bologna/akg-images
- S. 232: Mechanische Perfektion: Sowjetische Arbeiter wurden darauf trainiert, sich mit perfekter Effizienz zu bewegen. Zycklogramm Aleksei Gastev, Direktor des Zentralinstituts für Arbeit, Moskau –
Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cyclogram_Gastev_T_SIT.jpg
- S. 236: Dsiga Wertows *Mann mit der Kamera* (1929) zeigt den *Homo Sovieticus* als perfekt funktionierendes Teil einer Maschine –
Quelle: http://silentfilm-livemusic.blogspot.de/2011_12_01_archive.html
- S. 238: Dessau, Bauhaus (Arch.: Walter Gropius, 1926) – Quelle: Bundesarchiv, Foto: Thomas Lehmann, 4.2.1987 (BARCH Bild 183-1987-0204-305) / Walter Gropius, Bauhaus Dessau – © VG Bild-Kunst, Bonn 2014
- S. 241: Le Corbusier, *Plan Voisin Paris*, 1925 – Le Corbusier © FLC/VG Bild- Kunst, Bonn 2014, Quelle: <http://www.meuble-magazine.com/le-corbusier-prince-du-mobilier-moderne>
- S. 244: Der brennende Wiener Justizpalast, 15. Juli 1927 – Foto © Imagno/Getty
- S. 249: Der Karl-Marx-Hof in Wien (Arch. Karl Ehn), 1930 – Foto © akg-images/ viennaslide
- S. 253: Hakoah Wien, 1925 – Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/SC_Hakoah_Wien#mediaviewer/Datei:Hakoah_Vienna_1925.jpg
- S. 257: Aufmarsch des Republikanischen Schutzbundes der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Österreich, ca. 1930/1931, Fotograf: o.Ang. –
Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 102-00839)
- S. 262: Charles Maurras an seinem Schreibtisch in der Redaktion der Zeitschrift *L'Action française*. Paris, um 1930 – Foto © akg-images/Imagno
- S. 264: Strassenschlacht in Paris, Place de la Concorde, 6.2.1934 – Foto © Roger Viollet Collection/Getty Images
- S. 269: Helen Kane beim Skifahren, Lake Placid, 1931 – Foto © akg-images/Imag-no/Austrian Archives (S)
- S. 270: Betty Boop, Cartoon-Figur von Max Fleischer, ab 1930 – Foto © akg-images/Album
- S. 271: Flapper-Moden in Berlin, Schaufensterdekoration mit drapierter Textil-meterware, Amateuraufnahme, anonym, undat., Berlin, 1920er Jahre – Foto © akg-images
- S. 273: Neues Selbstbewusstsein mit Zigarette: eine junge Frau: Andra Fern, Portraitaufnahme, um 1920 – Foto © akg-images
- S. 275: Clara Bow war das erste It-Girl – Foto © Paramount/Getty Images
- S. 277: George Gershwin am Klavier, Washington 1936 – Foto © akg-images
- S. 287: Die Comedian Harmonists (Ari Leschnikow (1. Tenor), Erich Collin

- (2. Tenor), Roman Cykowski (Bariton), Robert Biberti (Bass), Harry Frommermann (Buffo) und Erwin Bootz («Begleitung»). Fotopostkarte, undat., «Ross», Berlin). – Foto © akg-images
- S. 288: Die Schönen und Reichen: Modedruck aus dem frz. Magazin *Art, Gout, Beaute*, 1923 – Foto © akg-images/Florilegius
- S. 292: Die Hochofen-Stadt Gary, Indiana –
Quelle: <http://purl.dlib.indiana.edu/iudl/nw/cra/ussteel/CRA-42-114-067>.
U.S. Steel Gary Works Photograph Collection, 1906-1971.
Foto © Calumet Regional Archives, Indiana University Northwest
- S. 294: Junge Arbeiter in Magnitogorsk: Komsomolzen-Baubrigade auf der Baustelle des Eisen- und Stahlwerkes (Metallurgisches Kombinat) in Magnitogorsk (Süd-ural). Foto, Juli 1931 – Foto © akg-images/RIA Nowosti
- S. 295: Junger Arbeiter des Eisen- und Stahlwerkes in Magnitogorsk –
Quelle: <http://www.yale.edu/annals/siegelbaum/images/Stalinism%2028.jpg>.
In: *Stalinism as a Way of Life. A Narrative in Documents*, co-edited by Lewis Siegelbaum and Andrei Sokolov, New Haven: Yale University Press, 2000.
- S. 297: Hüttenkombinat in Magnitogorsk, die Hochofenabteilung eines Industriegiganten des ersten Fünfjahresplans. 1929, Fotograf: o. Ang. –
Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 183-R85625)
- S. 300: Speisung von Bedürftigen in der Städtischen Volksküche von New York City. Foto, undat. (1920er Jahre) – Foto © Bildarchiv Pisarek/akg-images
- S. 302: Alexander Rodtschenko und Warwara Stepanowa, 1920er – Alexander Mikhajlov Rodtschenko © VG Bild-Kunst, Bonn 2014. Quelle: http://en.wikipedia.org/wiki/Alexander_Rodchenko#mediaviewer/File:1920s_Rodchenko_and_Stepanova.jpg.
- S. 305: Erich Mendelssohns Rotes-Banner-Textilfabrik in Sankt Petersburg, 1926 –
Quelle: http://www.domusweb.it/content/dam/domusweb/en/architecture/2009/06/24/letter-from-st-petersburg/big_189050_4455_Red_flag_1926_big.jpg
- S. 311: Marlene Dietrich und Emil Jannings in *Der blaue Engel* (Deutschland 1930; Regie: Josef von Sternberg, UFA) – Foto © akg-images
- S. 314: Blick vom Potsdamer Platz auf die im nächtlichen Lichterglanz erstrahlende Stresemannstrasse; im Vordergrund das bekannte Vergnügungs-Etablissement «Haus Vaterland», im Hintergrund links der Hochbau des imposanten Europahauses mit seiner riesigen Lichtreklame, Juli 1932, Fotograf: Georg Pahl –
Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 102-13 681)
- S. 316: *Femme fatale*: Die Tänzerin Anita Berber, 1922. Photographie von Madame d'Ora – Foto © akg-images / Imagno / Madame d' Ora
- S. 319: Rudolf Schlichter, *Tanzendes Paar*, um 1926. Aquarell auf Papier, Privatbesitz – Foto © akg-images
- S. 320: W. H. Auden und Christopher Isherwood auf dem Weg nach China, Victoria Station, London – Foto © John F. Stephenson/Hulton Archive/Getty Images
- S. 321: Magnus Hirschfeld, ca. 1920-1935 –
Foto © Keystone-France/Gamma-Keystone via Getty Images

- S 325: August Sander, *Sekretärin beim Westdeutschen Rundfunk in Köln*, 1931 –
© Die Photographische Sammlung/SK Stiftung Kultur – August Sander Archiv,
Köln/VG Bild-Kunst, Bonn, 2014
- S. 333: Michele Schirru, der gescheiterte Attentäter –
Quellen: http://www.arivista.org/riviste/Arivista/344/img/LEGGIANA_p7-2.jpg,
[http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Michele_Schirru_\(2\).jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Michele_Schirru_(2).jpg)
- S. 336: Arbeiter auf dem Empire State Building (Arch. Shreve u.a., erbaut 1930-
32), New York, das Chrysler Building im Hintergrund. Foto 1930 (Lewis W.
Hine) – Foto © akg-images
- S. 342: Benito Mussolini in Tripolis während einer Parade. Foto 1933(?) –
Foto © akg-images
- S. 349: Staatsbesuch Hitlers in Italien, 3.-9. Mai 1938: Hitler und Mussolini besich-
tigen das Thermenmuseum in Rom, neben ihnen Himmler und Graf Ciano.
Foto H. Hoffmann – Foto © akg-images
- S. 351: Italo Balbo, italienischer Luftwaffenminister, vor seinem Flug Rom –
New York. Foto 1933 – Foto © akg-images/Imagno/Austrian Archives (S)
- S. 357: Russische «Kulaken» vor der Deportation (auf Transparenten wird die Li-
quidierung der Klasse der Kulaken sowie ihre Aufnahme in das Landproletariat
gefeiert) – Foto © akg-images
- S. 360: Josef Stalin und seine Tochter Swetlana, Foto 1935 – Foto © akg-images
- S. 363: Opfer der künstlichen Hungersnot 1932/33 in Charkow, Ukraine –
Foto © Sovfoto/Universal Images Group via Getty Images
- S. 364: Passanten gehen an Verhungerten vorbei, Ukraine 1932 –
Foto © akg-images/Universal Images Group/Sovfoto
- S. 371: «Aktion wider den undeutschen Geist»: Bücherverbrennung im Mai 1933 –
Foto © Keystone/Getty Images
- S. 378: Albert Einstein und Niels Bohr bei Paul Ehrenfest in Leiden, Dezember
1925 –
Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Niels_Bohr_Albert_Einstein3_by_Ehrenfest.jpg
- S. 384: Benedetto Croce mit 70 – Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Benedetto_Croce
- S. 387: Louis B. Mayer, Studioboss von Metro-Goldwyn-Mayer, Hollywood –
Foto © Hulton Archive/Getty Images
- S. 389: Ein Kopf bild des Dichters Ossip Mandelstam, Fotograf: unbekannt –
Foto © Fine Art Images/Heritage Images/Getty Images
- S. 394: Streikbrechende Minenarbeiter in Rhondda, Wales –
Foto © IAM/akg-images
- S. 402: Sir Oswald Ernald Mosley, Führer der «British Union of Fascists» mit sei-
nen Schwarzhemden bei einer Parade am 4. Oktober 1936 –
Foto © Becker/Fox Photos/Getty Images
- S. 414: Der Sturm kam wie eine schwarze Wand: Staubsturm in Stratford, Texas,
am 18. April 1935 – Quelle:
<http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Dust-storm-Texas-1935.png>
(Credit: NOAA George E. Marsh Album)
- S. 415: Nach einem Staubsturm in Dallas, South Dakota, 13. Mai 1936 – Quelle:

- http://en.wikipedia.org/wiki/File:Dust_Bowl_-_Dallas,_South_Dakota_1936.jpg
(Credit: United States Department of Agriculture; Image Number: 00di0971; der Link existiert nicht mehr; Author: Sloan?)
- S. 417: Dorothea Lange: Okies auf der Wanderung mit ihren Habseligkeiten, Foto Februar 1936 – Quelle: <http://www.loc.gov/pictures/item/lsa1998018478/PP/>
Foto © Dorothea Lange
- S. 418: Dorothea Lange: Zeltlager von Wander- und Saisonarbeitern während der Grossen Depression, USA 1936, Foto Februar 1936 –
Foto © akg-images/Dorothea Lange
- S. 421: Dorothea Lange: Eine 32 Jahre alte Mutter mit zwei ihrer sieben Kinder in einem Lager für Wanderarbeiter, die als Teepflücker arbeiten. Sie und ihr Mann haben ihr Zelt verkauft, um Lebensmittel zu kaufen. Nipomo, Kalifornien, USA, Februar 1936 – Foto © akg-images/Dorothea Lange
- S. 429: Liebespaar in einem kleinen Café, Place d'Italie, Paris, Foto: Georges Brassai (Gyula Halász), um 1932. – Foto © bpk/CNAC-MNAM/Paris, Centre Pompidou-CNAC-MNAM/Estate Brassai.
- S. 432: Paul Henreid, Ingrid Bergman und Humphrey Bogart in *Casablanca* (USA 1942; Dir.: Michael Curtiz, Warner Bros.), Filmstill –
Foto © akg-images/Album
- S. 435: Deutsche Emigranten bei der Ankunft im Hafen von Tel Aviv: Ausgebootete Passagiere des Dampfers «Volonia»(?). Foto 1936. –
Foto © Bildarchiv Pisarek/akg-images
- S. 440: Hauptmann Wolfgang Fürstner, Kommandant des olympischen Dorfes, 1936 – Quelle: Bundesarchiv Berlin (BARCH Bild 183-2008-0122-500)
- S. 442: Vor der feierlichen Eröffnung der XL Olympischen Spiele in Berlin. Mit Mitgliedern des Internationalen und Nationalen Olympischen Komitees begibt sich der Führer und Reichskanzler durch das Marathontor in das Stadion. Links von Adolf Hitler [Henry] Graf Ballet-Latour, rechts Exzellenz [Theodor] Lewald. 1.8.1935. Agentur Scherl, Fotograf: o. Ang. – Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 183-G00372)
- S. 444: Jesse Owens beim Start seines siegreichen 200-Meter-Laufs in Berlin, 1936 – Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Jesse_Owens.jpg (In: *Die Olympischen Spiele, 1936*, S. 27, 1936)
- S. 446: A. Bilker: Statuen von *Athleten* am Eingang des Sportgeländes in Dresden, 1936 – Foto © Keystone/Getty Images
- S. 450: Wera Ignatjewna Muchina, *Arbeiter und Kolchosbäuerin* (1937).
Foto 1992 – Wera Ignatjewna Muchina-Samkowa, Werk © VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 453: Freikörperkultur in Deutschland: Tänzerinnen in: *Wege zu Kraft und Schönheit* (1924/25, Regie: Wilhelm Prager, UFA), «Morgen», Fotopostkarte (Ross) –
Foto © akg-images/Peter Weiss
- S. 456: Arno Breker, *Der Sieger*, 1942, Gipsmodell für Bronzeguss –
© VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 458: Das von Mussolini erbaute Stadio dei Marmi mit Palazzo dell'Accademia di

- Educazione Fisica (Arch.: Enr. Del Debbio) in Rom, Teilansicht, Foro Italico (früher Foro Mussolini). Foto um 1940 – Foto © akg-images
- S. 461: Strassenkämpfe zwischen Kommunisten und Anarchisten, Barcelona, circa 1936 – Foto © Central Press/Getty Images
- S. 465: General Franco, El Caudillo: Franco (links) im Lager der Aufständischen in Burgos nach seiner Wahl zum «Generalissimus» und Chef der nationalspanischen Regierung (1. Oktober 1936) mit den Generälen Mola und Cabanellas bei einer Parade seiner Truppen. Foto, 2.10.1936 – Foto © akg-images
- S. 466: Dolores Ibarruri, La Pasionaria, 1895/1989 – Foto © akg-images/Album/ Oronoz
- S. 472: Spanischer Bürgerkrieg 1936-39, Plakat des Secretariado de Agitacion y Propaganda der P.S.U., Barcelona, republikanische Zone, 1936: «homes forts, al front!» (starke Männer, an die Front) – Foto © akg-images/Album
- S. 474: Ausbildung durch «Legion Condor» im Spanischen Bürgerkrieg: Bei der «Legion Condor», dem von Hitler zur Unterstützung Francos im Bürgerkrieg gesandten deutschen «Freiwilligenkorps». UBz: Infanterie-Ausbildungsschule in Avila, wo Offiziersanwärter der Infanterie von deutschen und spanischen Lehrkräften ausgebildet werden. Foto Anfang 1939, Agentur Scherl, Fotograf: o. Ang. – Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 183-E20 569-21)
- S. 475: Leon Blum, undat. Foto – Foto © AFP/Getty Images
- S. 478: Die Ruinen von Guernica, 1937, Agentur Scherl, Fotograf: o. Ang. – Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 183-H25 224)
- S. 482: Ernest Hemingway als Kriegsberichterstatter in Spanien: Hemingway mit Martha Gellhorn am Ebro. Foto um 1937 – Foto © akg-images
- S. 487: Nikolai Jeschow, Chef des NKWD, und Stalin –
Quelle: http://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Joseph_Stalin_in_photographs#media-viewer/File:Nikolai_Yezhov_conferring_with_Stalin.jpg
- S. 489: Michail Tuchatschewski, Ausschnitt aus einem Foto der fünf Marschälle der Sowjetunion im November 1935 – Foto © akg-images/RIA Nowosti
- S. 490: Pablo Picasso, *Guernica*, 1937 – © Succession Picasso/VG Bild-Kunst, Bonn 2014. Foto © akg-images/Erich Lessing
- S. 492: Das zwölfjährige Geigen-Wunderkind Yehudi Menuhin mit dem Dirigenten Bruno Walter in der Philharmonie in Berlin, April 1929, Fotograf: Georg Pahl – Quelle: Bundesarchiv (BARCH Bild 102-12 786)

Farbbildteil (zw. S. 272 und 273):

- S. 1: Lewis W. Hine, *Mechaniker*, 1925 (möglicherweise in Cicero, Illinois), Foto: Lewis W. Hine, 1925 – © akg-images/Lewis W. Hine
- S. 2 oben: John Singer Sargent, *Giftgasopfer*, 1919. Privatsammlung – Photo © Christie's Images/Bridgeman Images
- S. 2 unten: Albin Egger-Lienz, *Finale*, 1918, Leopold Museum, Wien – Foto © IM AG NO/Austrian Archives

- S. 3 oben: Otto Dix, *Die Skatspieler – Kartenspielende Krüppel*, 1920. Gemeinsames Eigentum des Vereins der Freunde der Nationalgalerie und der Staatlichen Museen zu Berlin – © VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 3 unten: Heinrich Hoerle, *Denkmal der unbekanntenen Prothesen*, 1930. Van der Heydt-Museum Wuppertal – Foto © Van der Heydt-Museum Wuppertal
- S. 4 oben: Karl Hubbuch, *Die Schwimmerin von Köln*, 1926-28. Städtische Kunsthalle, Mannheim – Foto © Kunsthalle Mannheim
- S. 4 unten: Otto Dix, *Anita Berber*, 1925. Vaduz, Dauerleihgabe der Otto Dix Stiftung – © VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 5 oben: Pablo Picasso, *Die Quelle*, 1921 –
© Succession Picasso/VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 5 unten: Giorgio de Chirico, *Die beiden Archäologen*, 192., Privatbesitz –
© VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 6 oben: Charles Demuth, *Mein Ägypten*, 1927. Whitney Museum Of American Art, New York; De Agostini Picture Library – Foto © www.bridgemanart.com
- S. 6 unten: Georgia O'Keeffe, *Das Hotel Shelton mit Sonnenflecken, N.Y.*, 1926. Georgia O'Keeffe Museum, Schenkung Leigh B. Block – © Georgia O'Keeffe Museum/VG Bild-Kunst, Bonn 2014, Foto © akg-images
- S. 7 oben: El Lissitzky, *Der neue Mensch*. Aus der Figurinenmappe «Sieg über die Sonne» – Foto © akg-images
- S. 7 unten: Alfredo Ambrosi, *Portrait von Benito Mussolini vor einer Ansicht von Rom*, 1938. Rom, Privatsammlung – Foto © akg-images
- S. 8: Tullio Crali, *Sturzflug auf die Stadt*, 1939. MART, Rovereto –
© Fondo Tullio Crali, Foto © akg-images

Personenregister

- Achmatowa, Anna 105, 115 f., 388,
390, 484, 491
Acton, Harold 280
Adam, Karl 92
Albert, König von Belgien 261
Alexander der Grosse 350
Alfonso XIII, König 464
Allen, Frederick Lewis 89
Allen, Jay 469
Allilujewa, Swetlana Iossifowna
(Swetlana Iossifowna Stalina) 360
Ambris, Alceste de 58
Anderson, Sherwood 94
Andrews, Dope 11
Andrews, Lincoln C. 85
Antheil, George 181
Apollinaire, Guillaume 94, 171
Aragon, Louis 176, 302, 390
Arco, Louis V. 433
Arendt, Hannah 382
Arensberg, Louise 184
Arensberg, Walter 184
Aristophanes 407
Arland, Marcel 50
Armstrong, Louis 13, 92, 137
Arp, Hans 170, 173
Astor, Lady Nancy 305
Auden, W.H. (Wystan Auden) 318-
320, 459
Auerbach, Erich 433
Augustus 350
Azaha, Manuel 462, 464, 466
- Babel, Isaak 388
Baccara, Luisa 77
- Bach, Johann Sebastian 379
Baker, Josephine 142-144, 276, 284-
286, 319
Balbo, Italo 351 f.
Baldwin, Stanley 393
Balfour, Arthur 208, 434
Ball, Hugo 5, 14 f., 19, 170
Bankhead, Tallulah 280
Barbusse, Henri 304
Barnard, T. 222
Barnes, Djuna 94 f.
Basie, Count 138
Baudelaire, Charles 171
Bauer, Otto 253
Beaton, Cecil 280
Becher, Johannes R. 390
Bechet, Sidney 13, 92, 97, 99
Beethoven, Ludwig van 59, 126, 379
Beevor, Antony 470
Behrens, Peter 238
Beimier, Hans 480, 482
Bell, Alexander Graham 209
Bell, Clive 126
Bennett, Gwendolyn 131 f.
Berber, Anita 316 f.
Berdjew, Nikolai 62
Bergman, Ingrid 431 f.
Bergmann, Hugo 437
Bergson, Henri 160
Berlin, Irving 137, 142
Berliner, Trude 433
Bernhard, Georg 426
Betjeman, John 281
Bettauer, Hugo 253
Beveridge, Sir William 377

- Birkenhead, Lord *siehe* Frederick
 Edwin Smith
 Bismarck, Otto von 498
 Blake, Eubie 141
 Bloch, Claude 428
 Bloch, Iwan 124
 Blum, Léon 260, 425, 475 f.
 Bogart, Humphrey 431 f.
 Bohr, Niels 153, 378
 Bois, Curt 432
 Borchmeyer, Erich 443
 Borges, Jorge Luis 169
 Born, Max 153, 157f., 376
 Boulanger, Nadia 276
 Bourke-White, Margaret 413
 Bow, Clara 273-277
 Bowles, Paul 95
 Bradford, Perry 11
 Braque, Georges 95, 180
 Brassai, Georges 429
 Brecht, Bertolt 143, 287, 324, 374 f.
 Bredel, Willi 391
 Breker, Arnold 456
 Brendon, Piers 463
 Breton, André 169, 171-180, 182-185,
 188, 261, 302, 457
 Breton, Simone 178
 Breuer, Marcel 239
 Brierley, Walter 404
 Brittain, Vera 40 f., 45, 404
 Brockway, Fenner 404
 Brod, Max 427
 Broz, Josip (Marschall Tito) 480
 Bryan, William Jennings 193, 195-197,
 199-205
 Buber, Martin 437
 Bucharin, Nikolai 389 f.
 Bulgakow, Michail 388
 Busch, Fritz 379
 Butler, George Washington 195, 199
 Butters, Harry 43

 Caballero, Francisco Largo 483
 Caldwell, Erskine 420
 Caldwell, Francis 98
 Calvo Sotelo, José 466
 Canetti, Elias 243, 245, 254 f., 257
 Capa, Robert (Endre Ernö Friedmann)
 481 f.
 Capek, Karel 221 f.
 Capone, Alphonse «Al» 86-88, 138, 336
 Carlson, Avis 414
 Carmichael, Hoagy 92
 Carter, John F. 89
 Caruso, Enrico 12
 Casanova, Giacomo 56
 Casarès, Maria 467
 Cather, Willa 145
 Cavendish, Andrew 283
 Cendrars, Blaise 226
 Cézanne, Paul 190
 Chaibulin, Schaimat 297
 Chamberlain, Arthur Neville 208, 400
 Chanel, Coco 277 f.
 Chaplin, Charlie 22, 90, 230 f., 273
 Chevalier, Maurice 97
 Churchill, Winston 306, 374, 401 f., 455
 Ciano, Galeazzo 473
 Clair, René 180
 Clark, Christopher 24
 Clausewitz, Carl von 497
 Cocteau, Jean 427, 456 f.
 Cohen, Max 398, 400
 Cole, George Douglas 404
 Comedian Harmonists 286 f., 316
 Companys, Lluís 470
 Conquest, Robert 362, 367
 Coolidge, Calvin 270
 Coward, Noël 281
 Cowley, Malcolm 189
 Crevel, René 178
 Croce, Benedetto 383-385
 Csmarits, Matthias 257
 Cullen, Countee 132
 Cummings, E.E. 92, 145
 Cunningham, Imogen 191
 Curtiz, Michael (Mano Kertész
 Karniner) 431

- D'Annunzio, Gabriele 55-61, 67, 77 f., 343, 351, 384
- Da Vinci, Leonardo 192
- Dahl, Roald 31
- Daladier, Édouard 263
- Dali, Salvador 179, 185, 463
- Dalio, Marcel (Israel Moshe Blauschild) 432
- Dangerfield, George 404
- Dantäne, Helmut 432
- Darrow, Clarence 196, 200-205, 211 f.
- Darwin, Charles 165, 196-198, 205-208, 211, 447
- Darwin, Leonard 208 f.
- Davis, Edward Everett 419
- Davis, John P. 132
- De Gaulle, Charles 261
- Dempsey, Jack 224
- Demuth, Charles 184, 191
- Deschanel, Paul 23 f., 330, 497
- Dewey, John 22
- Dickens, Charles 337, 397, 399
- Dietrich, Marlene 310-312, 316, 318, 327, 330 f., 385
- Dilthey, Wilhelm 160
- Dix, Otto 33, 52, 186 f., 316, 324, 457
- Dixon, Thomas jun. 70
- Djagilew, Sergei Pawlowitsch 94, 126, 301
- Döblin, Alfred 325, 374, 428
- Doderer, Heimito von 245, 254-256
- Doetsch, Gustav 162
- Dollfuss, Engelbert 265-267
- Dolot, Miron 353, 356, 358, 368
- Dos Passos, John 92, 94, 145, 374
- Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 24
- Douglas, Aaron 132-134
- Dreiser, Theodore 302, 304
- Dreyfus, Alfred 252, 424
- Driberg, Tom 283
- Drieu la Rochelle, Pierre 50, 65, 261, 302
- Du Bois, W.E.B. 130-133, 135 f., 139, 141
- Duchamp, Marcel (Rose Sélavy) 184-186
- Dunn, Johnny 11
- Duranty, Walter 366
- Eden, Sir Anthony 476
- Edward VIII., Prince of Wales (1936 König von Grossbritannien, dann Duke of Windsor) 402
- Ehrlich, Paul 373
- Einstein, Albert 153, 156-158, 163-165, 377 f., 395, 427, 430
- Eisenstein, Sergei 301
- Eliot, T.S. 66, 126, 139, 261, 280
- Ellington, Duke 13, 92, 137 f.
- Elliott, Ernest 11
- Ellis, Havelock 208
- Éluard, Gala (Gala Éluard Dali) 179
- Éluard, Paul 179
- Emerson, Ralph Waldo 203
- Enfield (Private) 35
- Ernst, Max 179, 185
- Europe, James Reese 69
- Evans, Walker 191, 421
- Everling, Germaine 89
- Fabian, Walter (Samuel Hopkins Adams) 268
- Fairbanks, Douglas jun. 273
- Fairbanks, Douglas sen. 91, 273
- Fantel, Hans 491-494
- Faulkner, William 92, 145
- Feininger, Lyonei 238
- Feldberg, Wilhelm 377
- Feuchtwanger, Lion 302, 374 f., 427, 430
- Finzi, Aldo 78
- Fitzgerald, Ella 92, 138
- Fitzgerald, F. Scott 76, 92-95, 104, 145
- Fitzgerald, Zelda (Zelda Sayre) 93-95, 145, 270
- Flanner, Janet 284
- Floyd, J.T. 68
- Foche, Ferdinand 497

- Ford, Francis 163
 Ford, Henry 232 f., 237
 Forman, Paul 162
 Förster-Nietzsche, Elisabeth 207
 Frahm, Herbert (Willy Brandt) 481
 Franck, James 376
 Franco, Francisco 261, 462, 464-466,
 469 f., 472-477, 479, 481 f.
 Frank, Anne 426
 Frank, Familie 426
 Frank, Semen 62
 Franz Ferdinand, Erzherzog 21
 Franz Joseph L, Kaiser 28
 Frederiks, Wsewolod 489
 Freeman-Mitford, David, Baron
 Redesdale 283
 Freud, Sigmund 92, 171 f., 176, 186,
 188, 216, 251, 253, 370, 374, 448
 Freudenheim, Familie 428, 430, 433
 Freudenheim, Fritz 433
 Friedmann, Endre Ernö *siehe* Robert
 Capa
 Fürstner, Wolfgang 438-440, 442 f.
 Furtwängler, Wilhelm 324, 380, 473

 Galton, Francis 208, 455
 Garbo, Greta 273, 385
 Garibaldi, Giuseppe 58, 343
 Garland, Judy 137
 Garvey, Marcus 133, 136
 Gastew, Alexei 231-235, 237 f.
 Gaudi, Antoni 463
 Gentile, Giovanni 66, 384
 George V., König von Grossbritannien
 400, 402
 George, Stefan 66, 212
 Gershwin, George 137, 142 f., 276 f.
 Gershwin, Ira 142
 Gide, André 302, 306, 319, 427
 Gilbert, John 273
 Giral, José 475
 Gish, Lillian 71
 Glaeser, Ernst 370
 Gloeden, Wilhelm von 320

 Glyn, Elinor 275 f.
 Gobineau, Arthur de 214
 Goded, Manuel 471
 Goebbels, Joseph 215, 326, 328, 347 f.,
 371, 380, 439
 Goethe, Johann Wolfgang von 53, 62 f.,
 101, 437, 458
 Goldwyn, Samuel 188
 Gombrich, Ernst 377
 Gorki, Maxim 117, 374, 388, 390
 Gottlieb, Gerda 321 f.
 Goya, Francisco de 187
 Greenfield, George 415
 Greenwood, Walter 404
 Griffith, D.W 70
 Gris, Juan 95
 Gropius, Walter 237-240
 Grosvenor, Hugh, Duke of West
 minster 277
 Grosz, George (Georg Ehrenfried
 Gross) 52, 100, 102-104, 286, 324,
 457
 Gründgens, Gustav 323
 Grüning, Ilka 433
 Guinness, Bryan 280, 283
 Gumiljow, Lew Nikolajewitsch
 (Sohn von Anna Achmatowa) 390
 Gumiljow, Nikolai 155
 Gurney, Jason 460
 Guthrie, Woody 410
 Gyssling, Georg 386

 Haeckel, Ernst 62
 Haldane, J.B.S. (Jack Haldane)
 164-166, 377
 Haldane, Richard Burton 164 f.
 Hale, George Ellery, 147
 Hammerstein, Oscar 268
 Harbou, Thea von 217f., 221, 322
 Hardcastle (Captain) 31
 Harden, Maximilian 276
 Harding, Warren 123 f.
 Hardy, Oliver 385
 Harmsworth, Harold Sidney, Lord
 Rothermere 401

- Hatfield, Sid 122 f.
 Hausmann, Raoul 324
 Haydn, Joseph 493, 498
 Hayek, Friedrich August von 504
 Hays, Will H. 386
 Heartfield, John 324
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 183, 213, 446 f.
 Heidegger, Martin 65, 160 f., 381-383
 Heine, Heinrich 370, 374, 437
 Heisenberg, Werner 153-155, 157 f., 161 f., 378
 Helm, Brigitte 219
 Hemingway, Ernest 92 f., 95 f., 145, 374, 427, 481 f.
 Henreid, Paul (Paul von Hermried; Paul Georg Julius Freiherr von Hermried Ritter von Wasel-Waldingau) 385, 431 f.
 Herriot, Édouard 366
 Heym, Stefan 427
 Hicks, Sue K. 194
 Hindenburg, Paul von 325, 347
 Hine, Lewis 191
 Hirschbaum (Alkoholproduzent) 82
 Hirschfeld, Magnus 321 f., 375 f.
 Hitler, Adolf 17, 23, 25, 28, 65, 158, 207, 214 f., 261, 283, 313, 329, 340, 348 f., 372, 377-382, 385, 387, 401 f., 422, 424, 426, 437-439, 442-445, 452 f., 455, 457, 470, 473 f., 479-492 f., 497, 499
 Höch, Hanna 324
 Hofmannsthal, Hugo von 379
 Hölderlin, Friedrich 381
 Hoover, Herbert 209, 335
 Hoover, J. Edgar 77
 Hopper, Edward 191
 Horaz 39
 Horne, Lena 137
 Horthy, Miklos 66
 Howard, Brian 283
 Hubble, Edwin 146-152, 168
 Hughes, Langston 126-128, 131-134, 138 f., 142, 481
 Hurston, Zora Neale 132-134
 Husserl, Edmund 160
 Huxley, Aldous 241 f., 404, 427, 448
 Huxley, Thomas 198, 446
 Ibáñez Gálvez, Bruno 469
 Ibarruri, Dolores («La Pasionaria») 466 f.
 Inntitzer, Theodor 367
 Isherwood, Christopher 319-324
 Jagoda, Genrich Grigorjewitsch 389, 486 f.
 James, William 130
 Jannings, Emil 311 f., 331
 Jeans, James 163
 Jeschow, Nikolai 486-488
 Johnson, Charles S. 130 f.
 Jolson, Al 12
 Jones, Gareth 365-367
 Joyce, James 92, 95 f., 126, 169
 Jünger, Ernst 21 f., 65, 212
 Juquelier (Soldat) 47
 Kafka, Franz 166, 168
 Kaganowitsch, Lasar 356
 Kahn, Fritz 228, 230
 Kalinin, Michail Iwanowitsch 111
 Kamenew, Lew 486 f.
 Kandinsky, Wassily 180, 238
 Kane, Helen 268 f.
 Kant, Immanuel 310
 Kapp, Wolfgang 101
 Karajan, Herbert von 379
 Karloff, Boris (William Henry Pratt) 225 f.
 Kästner, Erich 325, 370, 378
 Katharina die Grosse, Zarin 303
 Keaton, Buster 273
 Keilson, Hans 375
 Keith, Arthur 228
 Kellog, John Harvey 208

- Kenealy, Arabella 279
 Kennan, George 459
 Kern, Jerome 142
 Kerr, Alfred 374
 Kessler, Harry Graf 143, 276, 286, 426
 Keynes, John Maynard 24, 208, 330, 401, 455, 497
 King, Norman 476
 Kintner, Samuel Montgomery 222 f.
 Kirow, Sergej 484-486
 Kisch, Egon Erwin 374
 Klee, Paul 238
 Kleiber, Erich 325
 Klemperer, Otto 325
 Klemperer, Victor 441
 Koestler, Arthur 299-301, 365, 481
 Kollwitz, Käthe 324
 Kolumbus, Christoph 86
 Kornilow, Boris 489
 Krassin, Leonid 117
 Kraus, Karl 243, 245, 253
 Krenek, Ernst 143, 285
 Krupp, Friedrich Alfred 319
 Kubijowicz, Włodzimierz 367
 Kuh, Anton 250
 Kürten, Peter 322
 Kusmin, Nikolai Nikolajewitsch 111
- Laemmle, Carl sen. 386
 Lamarck, Jean-Baptiste de 207
 Lamarr, Hedy 385
 Lamb, William F. 335
 Landshoff (Tänzerin) 143
 Lang, Fritz 22, 217-219, 221, 240, 251, 322, 385, 433, 450
 Lange, Dorothea 421 f.
 Langston, Mary 131
 Laurel, Stan 385
 Le Corbusier (Charles-Édouard Jeanneret-Gris) 238, 240 F
 Leavitt, Henrietta Swan 149 f.
 Léger, Fernand 43, 180-182, 185, 187
 Leistriz, Hans Karl 372
 Lemaître, Georges 152
- Lenard, Philipp 158 f.
 Lenin, Wladimir Iljitsch 105 f., 108, 110, 112, 114-118, 169, 232, 300, 306, 387, 485
 Leopold, Nathan «Babe» 200 f., 211
 Leslie, R. Murray 279
 Levy, Oscar 212-215
 Lewis, Sinclair 126, 386
 Lichnowsky, Fürstin Mechtilde 276
 Lincoln, Abraham 86, 127
 Lindbergh, Charles 138
 Lissitzky, El 301, 449
 Lloyd George, David 365
 Locke, Alain 136
 Loeb, Richard 200 f., 211
 London, Jack 79, 92, 374
 Lorca, Federico Garcia 463, 468
 Lorre, Peter (Laszlo Löwenstein) 225, 323, 433
 Loy, Mina 216
 Lubitsch, Ernst 385
 Ludendorff, Erich 39
 Ludwig XIV. («Sonnenkönig») 260
 Ludwig XVI. 282
 Ludwig, Emil 374
 Lueger, Karl 252
 Lunatscharki, Anatoli 117, 387
 Luther, Martin 372
- MacDonald, Ramsay 393, 399-401
 MacLeish, Archibald 415
 Madden, Owney «The Killer» 137
 Mahler, Alma 238
 Mahler, Gustav 238, 491-493
 Maillol, Aristide 456
 Majakowski, Wladimir 388, 449
 Malaparte, Curzio 384
 Malatesta, Errico 332
 Malewitsch, Kasimir 301
 Malraux, André 390
 Mandelstam, Ossip 115, 388-390
 Mankiewicz, Herman 386
 Mann, Heinrich 311-313, 315, 327, 370, 374, 440

- Mann, Klaus 317, 390 f.
 Mann, Thomas 212, 311, 317, 374f.,
 430, 437
 Marc Aurel 60
 March, Frederick 225
 Marinetti, Filippo Tommaso 340,
 351 f., 384
 Martin, Campbell Willie 31-34, 54
 Marx Brothers 90
 Marx, Karl 63, 92, 183, 299, 301, 306,
 374, 447
 Mason, Charlotte Osgood 134
 Matisse, Henri 95, 281
 Matteotti, Giacomo 383
 Mauriac, François 475
 Maurras, Charles 66, 259-262
 May, Harry 223
 Mayer, Helene 441
 Mayer, Louis B. 386 f.
 Mayreder, Rosa 41
 McKay, Claude 72-74, 139-141
 Meek (Soldat) 34
 Meitner, Lise 158
 Mellon, Andrew 417
 Mencken, H.L. 195, 201, 204, 418
 Mendel, Gregor 207
 Mendelssohn, Erich 305
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 379
 Menuhin, Yehudi 492
 Metcalfe, Ralph 444
 Mielke, Erich (Fritz Leissner) 480
 Mies van der Rohe, Ludwig 100, 238,
 325
 Miklas, Wilhelm 493
 Milhaud, Darius 142 f.
 Miller, Henry 94, 145
 Mises, Ludwig von 504
 Mistinguett 97
 Mitford, Deborah, Duchess of
 Devonshire 283
 Mitford, Diana 283
 Mitford, Jessica 283
 Mitford, Nancy 283
 Mitford, Unity 283
 Mitford-Schwestern 280, 283
 Modigliani, Amedeo 185
 Molière 407
 Monroe, Marilyn 268
 Montparnasse, Kiki de (Alice Prin) 185
 Morton, Jelly Roll 13, 92
 Mosley, Oswald 66, 265, 283, 400-402,
 476
 Mozart, Wolfgang Amadeus 282, 285,
 380,407
 Muchina, Wera Ignatjewna 450, 489
 Mumford, Lewis 192
 Musil, Robert 28 f.
 Mussolini, Benito (Duce) 25, 60, 66,
 78, 120, 179, 212, 215, 241, 259,
 261, 332-335, 340-352, 383, 385,
 401, 422, 458, 473 f., 479
 Nabokov, Vladimir 115
 Napoleon 464
 Nash, Margaret 34
 Nash, Paul 34
 Nero 334
 Newton, Sir Isaac 153-156, 158, 162
 Nietzsche, Friedrich 23, 53, 62, 64,159,
 205-207, 211-214, 279, 348, 381,
 435, 438, 447
 Nikolajew, Leonid 485 f.
 Nin i Pérez, Andreu 484
 Nin, Anais 94
 Nizan, Paul 390
 Nugent, Richard Bruce 132
 O'Banion, Dean 88
 O'Keeffe, Georgia 190 f.
 O'Neill, Eugene 145
 Orleans, Johanna von 259
 Orlow, Alexander Michailowitsch
 483 f., 489
 Ortega y Gasset, José 463
 Orwell, George 242, 309, 461, 480, 483
 Osborn, Henry Fairfield 209
 Ossietzky, Carl von 325, 327, 370, 374
 Overy, Richard 164

- Owen, Wilfred 31, 35 f., 38-40
Owens, Jesse 444 f.
- Parker, Dorothy 92
Parker, Leroy 11
Paschtschenko (Genosse) 358
Pasternak, Boris 388-390
Pawlow, Iwan 272
Payton, Philipp 128
Pershing, John 69
Perutz, Max 377
Peters (Gefreiter) 34
Petersen, Julius 332
Petrarca, Francesco 74
Pevsner, Nikolaus 377
Picabia, Francis 174 f., 179 f., 184 f.
Picasso, Pablo 94 f., 126, 187, 456, 490
Pickford, Mary 90, 273
Piotrowski, Adrian 489
Pirandello, Luigi 384
Pitt-Rivers, George Lane-Fox 214
Pius XII, Papst 346
Planck, Max 153 f., 157, 378
Platon 63, 156
Platonow, Andrei 309
Pohorylle, Gerta *siehe* Gerda Taro
Polizotti, Mark 175
Pollard, Harry 163
Pollitzer, Anita 190
Ponsonby, Arthur 280
Ponsonby, Elizabeth 280, 284
Popper, Karl 377, 433
Post Wolcott, Marion 421
Pound, Ezra 66, 94
Pound, Reginald 40
Preston (Soldat) 34
Prévost, Jean 51
Price, George McCready 199
Priestley, J.B. 395-398, 405, 407 f.
Primo de Rivera, Miguel 464
Princip, Gavrilo 21
Prokofjew, Sergei 457
Protasanow, Jakow 237
Proust, Marcel 126
- Punin, Nikolai 390
Purser (Soldat) 48
Pythagoras 148
- Queen Victoria, Königin von Grossbritannien 393, 397
Quellien (Soldat) 47
Querido, Emanuel 426 f.
- Radek, Karl 119
Rappleyea, George 194
Raskob, John Jakob 335
Ravel, Maurice 142
Ray, Man (Emmanuel Radnitzky) 185 f.
Reinhardt, Max 252, 276, 286, 324, 431
Remarque, Erich Maria 326 f., 370, 386
Rembrandt 187
Renard, Maurice 225
Renoir, Auguste 456
Reventlow, Fanny von 438
Reventlow, von (Adelsfamilie) 438
Richthofen, Manfred von 443, 477
Richthofen, Wolfram von 477 f.
Rieber, Torkild 477
Riefenstahl, Leni 348, 457, 496
Rimbaud, Arthur 171
Robeson, Paul 142, 144 f.
Rockefeller, John D. 299
Rodgers, Edith 428
Rodtschenko, Alexander 301 f.
Rolland, Romain 169, 302, 374
Roman, R. 290
Roosevelt, Franklin D. 417, 445
Rosenberg, James N. 190
Roth, Joseph 253, 427
Rothstein, Arthur 421 f.
Rousseau, Jean-Jacques 446
Russell, Bertrand 37, 164, 208, 306, 404, 455
Rutherford, Ernest 377
Ryen, Richard (Richard Révy) 433

- Sacco, Ferdinando «Nicola» 333
 Sakall, S.Z. (Gero Jenö) 432
 Salas, Eusebio Rodriguez 461
 Salazar, Antonio 261
 Samjatin, Jewgeni 235, 241, 448 f.
 Sander, August 325
 Sanger, Margaret 208
 Sassoon, Siegfried 36-38
 Satie, Erik 126, 180
 Schaumberg (Alkoholproduzent) 82
 Schiljajew, Nikolai 489
 Schiller, Friedrich 53, 101, 437
 Schirru, Michael (Michele) 332-336,
 338 f., 343, 422
 Schlemmer, Oskar 238 f.
 Schlichter, Rudolf 319
 Schmidt, Jakob 296
 Schnitzler, Arthur 253, 374
 Scholem, Gershom 437
 Scholochow, Michail 387
 Schostakowitsch, Dmitri 488
 Schrödinger, Erwin 162
 Schubert, Franz 285
 Schuschnigg, Kurt 493
 Scopes, Johnny (John) 193-195, 200-
 202, 204 f., 211, 495
 Scott, John 296-298, 306
 Seipel, Ignaz 244, 250
 Semjonowitsch, Gugel Jakob 295
 Seyss-Inquart, Arthur 493
 Shakespeare, William 74
 Shapley, Harlow 146 f., 150, 152
 Shaw, George Bernard 140, 208, 241,
 302, 305 f., 366, 455
 Shelley, Mary 225
 Sherborn, Florence Brown 211
 Sicard de Pazoule, Just 208
 Simmons, William J. 71
 Simont, José 23
 Simpson, Wallace 402
 Sinclair, Andrew 88
 Sinclair, Upton 92
 Sinowjew, Grigori 486 f.
 Sissle, Noble 141 f.
 Sitwell, Edith 280
 Sitwell, Osbert 58 f., 280
 Sitwell, Sacheverell 58, 280
 Smith (Soldat) 34
 Smith, Al 92
 Smith, Bessie 13, 137
 Smith, Ellison DuRant 339
 Smith, Frederick Edwin, Earl of
 Birkenhead 401 f.
 Smith, Mamie 11-13, 26, 501
 Snowden, Philip 400
 Snyder, Timothy 367
 Solschenizyn, Alexander 486
 Soupault, Philippe 173
 Southard, Elmer Ernest 47
 Soutine, Chaim 185
 Speer, Albert 445
 Spencer, Herbert 206
 Spender, Stephen 286, 301, 331, 481
 Spengler, Oswald 62-65, 74, 76, 159 f.,
 212, 340
 Stalin, Josef 25, 116 f., 231, 290 f., 295,
 305-307, 347 f., 355 f., 360, 365-
 368, 387-390, 449, 479, 482-489
 Stavisky, Serge Alexandre
 (der «schöne Sascha») 262 f., 424
 Stein, Gertrude 94-96, 185
 Steinbeck, John 145, 420
 Steinberg (Alkoholproduzent) 82
 Steiner, Max 431
 Steiner, Rudolf 239
 Stella, Joseph 189
 Stepanowa, Warwara 302
 Sternberg, Josef von 311, 315, 327
 Stevenson, Robert Louis 226
 Stewart, Lyman 198
 Stieglitz, Alfred 190 f.
 Stoddard, Lothrop 74-76, 209
 Stopes, Marie 208
 Stössel, Ludwig 433
 Strachey, John 402, 404
 Strauss, Richard 379f., 493
 Strawinsky, Igor 94, 126, 301, 457, 500
 Stresemann, Gustav 314

- Striker, Roy 421 f.
 Stroheim, Erich von 385
 Sunday, Billy 79, 81, 198
 Suplanow, Pawel 484
 Suttner, Bertha von 374

 Taganzew, Wladimir Nikolajewitsch
 114 f.
 Taittinger, Pierre 261
 Tandler, Julius 253
 Taro, Gerda (Gerta Pohorylle) 482
 Taylor, Frederick 230 f., 237, 448
 Tennant, David 281
 Tennant, Stephen 280 f., 284
 Thälmann, Ernst 480
 Thurman, Wallace 132
 Tillman, John Newton 82
 Toklas, Alice B. 94
 Toller, Ernst 234
 Trotzki, Leo 108, 111 f., 116, 141, 479,
 485
 Tuchatschewski, Michail 488 f.
 Tucholsky, Kurt 325, 370, 374
 Tzara, Tristan (Samy Rosenstock) 170,
 174-177, 179

 Unamuno, Miguel de 463
 Urwand, Ben 385

 Vaché, Jacques-Pierre 171 f.
 Valéry, Paul 55
 Valois, Georges 241
 Van de Velde, Henry 238
 Van Vechten, Carl 134 f., 184
 Vanzetti, Bartolomeo 333
 Varèse, Edgar 184
 Veidt, Conrad 432
 Vierkant, Alfred 161
 Vittorio Emanuele II. 53
 Vittorio Emanuele III. 384
 Volstead, Andrew John 86

 Wagner, Richard 379, 473
 Wagner, Robert F. 427

 Wallace, Henry 417
 Waller, Fats 92
 Walter, Bruno 325, 491-494
 Walton, William 142
 Warburg, Otto 373
 Warsar, Sofia 489
 Washington, Booker T. 139, 337 f.
 Washington, George 82, 86, 195
 Wassermann, August von 373
 Wassermann, Jakob 427
 Watson, John B. 272
 Watts, Mary T. 211
 Waugh, Evelyn 281, 283, 403
 Webb, Beatrice 305 f., 403
 Webb, Chick 138
 Webb, Sidney James 305 f.
 Weber, Max 19,312
 Wegener, Einar (Lili Elbe) 321 f.
 Weill, Kurt 143, 287
 Weininger, Otto 16
 Well, M.C. 372 f.
 Wells, H.G. 203, 208, 216-218, 220 f.,
 226, 302, 404
 Werfel, Franz 253, 374 f.
 Wertow, Dsiga 236, 301
 Wessel, Horst 328
 West, Mae 91, 137
 Weston, Edward 191
 Weygandt (Soldat) 47
 Whale, James 225
 Whitehead, Alfred North 165
 Whiteman, Paul 137
 Wilberforce, Samuel «Soapy Sam»
 198
 Wilder, Billy 385
 Wilhelm II., Kaiser 102
 Williams, William Carlos 184
 Wilson, Edmund 191
 Wilson, Woodrow 67, 70, 121, 124,
 196 f., 292
 Witkop, Philipp 17
 Wittgenstein, Ludwig 126, 164
 Wodehouse, P.G. 392 f., 395, 401, 404
 f.

Wohl, Robert 51
Wolfe, Thomas 92, 145
Woolf, Leonard 404
Woolf, Virginia 139, 145, 180, 208,
279, 404, 455
Wyschinski, Andrei 460

Yeats, William Butler 455
Yorke, Henry (Henry Green) 280
Zola, Émile 16
Zweig, Lotte (geb. Altmann) 374
Zweig, Stefan 253, 266, 374, 379 f., 427